Per Europa
41 c / 1835, 1

<36603920070019

<36603920070019

Bayer. Staatsbibliothek

Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1835.

Erster Band.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

des

erſten Bandes.

1 8 3 5.

Deutſchland.

Seite

Das Volksfeſt in Bamberg. Aus dem vorletzten Weltgang von Semilaſſo. Vom Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen." . . . 30
Niedernau 193
Wiederaufſtellung der Rudauer Schlachtſäule . . . 503
Weimars gemeinnützige Inſtitute 529

England.

Engliſche Literatur.

Washington Irvings neueſtes Werk: Abbotsford and Newstead-Abbey. Portrait, Anecdoten und Erinnerungen von Walter Scott 10
Irvings Newstead-Abbey. Lord Byron 117
Die kleine weiße Dame. 165
Abenteuer des Kapitäns John Lochy, von ihm ſelbſt geſchrieben. Erſter Auszug 218. 261
Kapitän Marryats Werk: The pacha of many Tales . . . 405

Skizzen und Genrebilder.

London. Madame Malibran auf dem Covent-Garden-Theater. 87
Das Parlament im Jahr 1835.
I. Das Unterhaus 362
Neueſte Genrebilder.
I. Mein ſehr ehrenwerther Freund Bob 385
II. Der Roman einer Nacht 393
III. Vergnügungen im Sommer 403
Eine ärztliche Conſultation 321

Frankreich.

Franzöſiſche Literatur.

Grangeneuve. Herbſt 1792 289
Die Gärten von Mouſſeaux 300

Zur Tagesgeſchichte.

Geſchichte eines April-Angeklagten 1
Merkwürdiger Kriminalfall (Procès La Roncière) . . . 146. 205
Der Marſchall Mortier 327
Gallerie von Zeitgenoſſen. Véron. 413
Trauerfeierlichkeit in Paris 417

Skizzen und Genrebilder.

Die Tuilerien 80
Hundekampf 128
Pariſer Skizzen.
I. Wohnungen der Schriftſteller 245
II. Ein Heirathsbureau 253

III. Die Flucht der April-Angeklagten 257
IV. Die Cholera im Süden 258
Die neue franzöſiſche Kirche 459
Diner, von Jules Janin 465
Die Pariſer Lazzaroni 507
Paris am Waſſer 538

Holland.

Genrebilder aus Holland, Phyſiognomie der Hauptſtädte . 131. 176

Italien.

Genrebilder.

Ein Sonntag. — Villa Catalani. — Die Gräfin Lipona . 18

Novelle.

Eine Nacht in Venedig 75

Polen.

Durch Liebe zur Höhe. Polniſches Novelletto 241

Rußland.

Tetera, koſakiſche Legende 512
Kaiſerliches Inſtitut für adelige Fräulein in St. Petersburg 553

Schweden.

Die ſchöne Dalkulla 518

Spanien.

Zur Tagesgeſchichte.

Spaniſcher Lenz 1835 24
Ein Blick nach Navarra 26
Reiſe mit der Armee der Königin. September 1834 . . . 481

Reiſen in Spanien.

Die Schreckensnacht von Valencia. — Das Stiergefecht. Von Joſeph Freiherrn von Auffenberg 49
Die Kathedrale von Cordova 491

Spaniſche Novelle.

Rita 497

Türkei.

Gerechtigkeitspflege 420

Europäiſche Zeit- und Reiſe-Bilder.

I. Pyrenäen. Das Thor von Benasque 337
II. Der Aetna 349
III. Türkiſche Quarantaine 354
IV. Eine wüthende Wölfin 358
V. Der Scharfrichter auf dem Dampfſchiffe 359

Europäiſche Tagesbegebenheiten.

Chronologiſche Ueberſicht der Monate Juli und Auguſt 1835. 577

See-Abenteuer.

Die Peſt am Bord 562

Die Kloſterfrauen von Brügge. Luſtſpiel 97
Induſtrie. Moderne Gold- und Silber-Arbeit und Niellirkunſt . 268
Geſchichtliche Notiz über die Charivaris 278
Der Waldbruder, von L. Neuffer 317
Die Wiſſenſchaft und das Leben, in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen betrachtet, von P. L. Adam 433

Feuilleton.

Anecdoten. 45. 143. 285. 381. 430. 478. 527.

Aus der Geſellſchaft. 44. 95. 141. 189. 238. 284. 336. 427. 476. 575. 620.

Barrikaden von 1835. 524.

Adolph Bäuerle. 143.

Biographiſches. (Zumala-Carreguy) 192.

Cholera. 477.

Eiſenbahnen. 380.

Fieschi. 378. 524.

Geſchichtliche Notiz. 428.

Geſundheitspflege. 382. 428.

Der Halleyſche Komet. 382.

Die Höllenmaſchine des dritten Nivoſe. 332.

Induſtrie. 42. 140. 189. 380.

Kleine Scherze des mittelländiſchen Meeres. 430.

Kleine Zeitung. Algiee 474. — Antwerpen 233. 281. — Berlin 185. 572. — Breslau 474. 521. — Chue in Graubündten 234. — Danzig 137. 424. 473. — Dieppe 185. — Erfurt 425. — Frankfurt a. M. 234. — Genua 329. — Hannover 423. — Havre 329. — Kaliſch 571. — Kiſſingen 234. — Königsberg 185. — Konſtantinopel 521. — Kopenhagen 138. — Mabrib 233. — Marienbad 186. — Moscau 46. — München 423. — Nacogboches in Texas 425. — Paris 137. 186. 233. 282. 329. 377. 474. 571. — Petersburg 47. 422. 474. — Prag 137. 234. 424. — Riga 185. — Roſtoff im Gouvernement Jaroslaff 281. — Toulon 185. — Tübingen 521. — Weimar 329. — Wiesbaden 377.

Kunſt. 40. 92. 140. 236. 282. 233. 380.

Küſtenfiſcherei. 428.

Literariſche Ueberſichten.

Arth, Mairoſen 40

Baabee, übee das deemalige Mißverhältniß bee Vermögensloſen ober Proletairs zu den Vermögen beſitzenden Claſſen . 332

Balzac's erzählende Schriften, von Seybolb 282

Beraud, Geſchichte der Herzoge von Bourbon 92

Biebenfelds neues Jahrbuch für die Bühne 572

Brummer, Taſſo 92

Bührlen, Stuttgart und ſeine Umgebungen 236

Byron's Dichtungen, deutſch von G. Pfizer 572

Chabot de Bouin, histoire de deux Soeurs 235

Chezy, der fahrende Schüler . 378

Clemens, der Excentriſche . . 522

Colletta, storia di Napoli dal 1734 sino al 1825 40

Coureiees Satyren 615

Dulaure, histoire de Paris . . 236

Engliſche Literatur . 186. 282

Engliſche Zeitſchriften . . 39

Forſch, Stubentenbilber . . . 236

Frank, König Ebuarbs Söhne . 282

Girard, deux Martyrs . . . 39

Guérin, E. L., le Mari de la Reine 39

Hugo, Victor, ſämmtliche Weeke ins Deutſche übertragen 236. 573

Jerrmann, das Weſpenneſt . 282

Irving, Washington, Abbotsford and Newstead-Abbey . . 40

Kahlert, Schleſiens Antheil an deutſchee Poeſie 236

Kératry, Saphira ou Paris et Rome 38

de Kocks ausgewählte belletriſtiſche Schriften 573

Kunſt das neugeborne Kind zu pflegen 331

Laube, Liebesbriefe 90

Laval, Maeie von Mebicis . . 236

Lendroy, dictionnaire 140

Lenz-Kühne, Luſtſpiele . . . 139

Maynard, Outre-mer 138

Meyr, Wilhelm und Roſina . 187

Mügge, ber Chevalier . . . 474

Muret, George, ou un entre mille 426

Nachlaß eines Geſchiebenen . . 378

Nervo, un tour en Sicile . . 39

Niccolini, vita di Giorgio Lord Byron 138

Ottenheimer, ber Kettenſchmib 186

Oettinger, Eau de mille fleurs 523

Panthéon littéraire 235

Peyronnet, histoire des Francs 378

Plötz, Luſtſpiele 139
Raupach, der Naſenſtüber. — Der Zeitgeiſt. — Der Müller und ſein Kind 139
Ricard, Monsieur Mayeux, überſetzt von Schröder. 331
Ross's Voyage in search of a North-West-Passage . . . 40
Schleſinger Herbſtnovellen . 615
Théâtre européen 187
Thouret, Blanche de Saint-Simon, ou France et Bourgogne 522
Ueber die Emancipation der Frauen 331
Valida, ou le coeur d'une femme 426
Valida, ou la reputation d'une femme 331
Vollmer, Wörterbuch der Mythologie 573

Luſtige Gerichtshändel. 239. 525.
Mode. 44. 237. 334. 381. 475. 619.
Muſik. 40. 93. 283. 334. 426. 616.
Naturgeſchichtliches. 285.
Nekrolog. Pigault-Lebrun 383. — Dulaure — Wenzel Müller — Adolph Wagner — Jacobi 480. — Johann Schickh 528. — J. Klaproth 624.
Oekonomie. 284. 381.
Rüge und Bitte. 576.
September-Rennen zu Paris 1835. 477.
Die Straſse de la Ferronnerie. 523.
Theater. 41. 93. 140. 187. 237. 283. 334. 380. 427. 475. 574. 616.
Vermiſchtes. 45. 96. 142. 189. 238. 285. 383. 432. 478. 528. 576. 621.
Wichtige Nachricht. 573.
Wiener Theater-Zeitung. 287.
Wiſſenſchaftliches. 427.

Die artistischen Beilagen.

Stahlſtiche und Lithographien.

Bern. Nach S. 528.
Durch Liebe zur Höhe! Nach S. 240.
Fieschi, genannt Gérard. Nach S. 432.
Das goldene Kreuz. Nach S. 96.
Grindelwald. Nach S. 192.
Das Haus Nr. 50. des Boulevard du Temple und die Höllenmaſchine. Nach S. 432.
Kemble. Nach S. 384.
Königliche Gallerie in New-Caſtle. Nach S. 384.
La Roncière. Nach S. 192.
Meyerbeer. Nach S. 288.
Mortier, Herzog von Treviſo. Nach S. 432.
Mlle. de Morel. Nach S. 384.
Charles Nodier. Nach S. 336.
O'Neil. Nach S. 384.
Schlafgemach der Maria Stuart. Nach S. 48.
Spanien in 1/4,800,000 der natürlichen Länge; von K. Fr. V. Hoffmann. Nach S. 624.
Ungariſche Magnaten in der glänzenden Nationaltracht. Nach S. 480 und 576.
Vater Goriot. Nach S. 96.
Der Waiſenknabe. Nach S. 336.
Weſt-Bow-Straße in Edimburg. Nach S. 144.
Wettkampf der beiden engliſchen Bull-Doggen Sevère und Stumpy. Nach S. 144.
Zumala-Careguy. Nach S. 624.

Modebilder.

Nach S. 48. 144. 240. 336. 432. 528. 624.

Muſikbeilagen.

Abſchied von Italien. Gedicht von Dr. Daxenberger, Muſik von Lenz. Nach S. 48.
Der Bettelknabe. Romanze von Mad. de la Besge, Muſik von Mad. Laure de Lagoanère. Nach S. 96.
Kuhreih'n. Worte von Mad. de R., Muſik von Herrn Grafen von Wartberg. Nach S. 384.
Morgenlied von Wilhelm Müller, componirt von L. Hetſch. Nach S. 480.
Nella. Gedicht von Emil Deschamps, Muſik von J. Meyerbeer. Nach S. 288.
Die Verlaſſene. Romanze von Crevel de Charlemagne, Muſik von A. Elwart. Nach S. 192.
Vier Jahrszeiten. Notturno für zwei Stimmen. Nach 576.

Europa.

1835.

I.

Digitized by Google

Frankreich.

Paris.

Der große Proceß vor dem Pair-Gerichtshofe in Paris, den die franzöſiſchen Journale den procès-monstre nennen, erregt in dieſem Augenblicke ein ſo allgemeines Intereſſe, daß wir für die nachfolgende Erzählung, wohl mit Recht einen kleinen Theil deſſelben in Anſpruch zu nehmen, berechtigt ſeyn dürfen. Wir haben Urſache zu glauben, daß ſie nicht bloße Erfindung ſey; wenigſtens ſind alle Umſtände ſo gegeben, daß ſie ſich ſehr wohl zugetragen haben könnte.

Geschichte eines April-Angeklagten.

I.

Im dritten Stocke eines ſchwarzen räucherigen Hauſes der rue Beaubourg wohnte ſeit dem Jahre 1830 ein junger Maler, Adolph G..., deſſen Vater Gardeoffizier geweſen war, der ſein Leben in den Julitagen verloren hatte. Er war erſt zwanzig Jahre alt, und ein warmes, jugendliches Künſtlergemüth. Er malte fleißig, mit gewiſſenhafter Sorgfalt und wenn er einen Hutmacher oder Goldſchläger der rue Beaubourg in ſechs Tagen im Bilde vollendet hatte, ſo bekam er ſechszig Franken dafür, womit er ſich und ſeine alte Mutter, die durch langes Weinen blind geworden war, ſo gut es gehen wollte, vor Mangel ſchützte. Die Liebe zu ſeiner Mutter erfüllte ihn ganz; und ſie liebte ihren fleißigen, frommen, ihr ſtill ergebenen Sohn nicht minder.

Im October 1833 trugen ſich für unſern Maler höchſt wichtige Dinge zu. Der Eigenthümer des Hauſes, worin er wohnte, der ein wohlhabender Kaufmann in einer viel ſchönern Straße war, und Adjunct des Maires in dem ſiebenten Arrondiſſement, überdieß noch Grenadierhauptmann der Nationalgarde ſeit der letzten Revolution, wurde zum Bataillonschef erhoben. Wie natürlich war es daher, daß er Luſt bekam, ſich in ſeinen neuen Epauletten gemalt zu ſehen. Wenn man einen Maler zum Miether hat, und überdieß die Zinszeit nahe

iſt, ſo wählt man nicht lange, ſollte ich meinen, und ſo wurde denn Adolph erkoren, Herrn B... in der vollen Uniform, die eine Hand auf dem Hauptbuch, die andere am Säbel, in Oelfarben darzuſtellen. Er löste die Aufgabe ſo warm, ſo martialiſch, ſo ähnlich dabei, daß die ganze Familie des würdigen Mannes darüber in Entzücken gerieth. Der gleichfalls enthuſiasmirte Bataillonschef taxirte die Arbeit auf hundert Franken, und ſo hoch belief ſich eben der Miethzins. Er trieb ſeine Großmuth ſogar ſo weit, ſelbſt die Koſten der Leinwand noch beſonders zu vergüten und den Farbenreiber zu bezahlen; nie noch hatte der Kopf eines Menſchen dem guten Adolph ſo viel eingetragen. Aber das war noch nicht Alles. Madame B..., der man die vierzig Jahre noch nicht anſehen konnte, fand gleichfalls Gefallen an dem kleinen Maler und ſeiner Kunſt. Sie erkundigte ſich nach ihm, und als ſie hörte, wie gut er mit ſeiner Mutter lebte, ſo beſtimmte ſie ihren Gemahl, ihm für ſechs Monate ſtatt für drei zu quittiren, jedoch unter der Bedingung, daß er auch ſie male. Der Kaufmann war es zufrieden; die Kunſt Adolphs hatte ihn ſo eingenommen, daß er mit Vergnügen ſein ganzes Haus mit Bildniſſen behängt haben würde, und wenn es ſelbſt nur die gemeinen Geſichter ſeiner Ladenburſchen geweſen wären. In ſeinen Augen war Adolph der erſte Maler der neuen Schule. Um dieſe Meinung vollkommen zu rechtfertigen, gab er ſich aber auch mit dem Portrait der Madame B... eine noch größere Mühe. Er fing die Skizze mehrmals von neuem an, er wechſelte mit der Leinwand, er war nie zufrieden. So brauchte er nicht weniger als dreißig Sitzungen, um mit dem koſtbaren Bilde fertig zu werden. Während ſo langer Zeit wird leicht eine Bekanntſchaft geſchloſſen. Das Vertrauen des jungen Menſchen, welches ein freundliches Entgegenkommen der Madame B... hervorzulocken verſtand, ergoß ſich in aufrichtigen Mittheilungen. Sie erfuhr ſeinen Lebenslauf, ſein ſtilles, beſcheidenes, kindlich frommes Walten, und ſchien gerührt davon. Er wußte das Alles ſo ſchön zu erzählen, ſo durchdrungen von Wärme und Poeſie! Aber er war nicht allein mit der Gattin des Kaufmanns. Auch die Tochter war zugegen.

Seine Stafelei ſtand neben dem Flügel des Mädchens, welche, während er malte, der Mutter ihre Lieblingsarien vorſang, um ihr Geſicht in anmuthigen Falten zu erhalten.

Bis jetzt hatte der zwanzigjährige Adolph nur ſeine Mutter geliebt. Sein junges Herz, das der Trieb zu lieben, zu ſchützen, zu tröſten, erfüllte, ſein Kopf voll Poeſie, ſeine Bruſt von Enthuſiasmus geſchwellt, Alles dies gehörte allein ſeiner Mutter, der armen blinden Frau, der verlaſſenen Wittwe, die ohne ihn in Elend und Verzweif-

kung umgekommen wäre. Und doch war ſie oft böſe, ſelbſt hart mit ihm; Kummer und Krankheit hatten die Unglückliche ungerecht gemacht. Die Tochter des Kaufmanns erſchütterte plötzlich dieſes Verhältniß. Jeden Tag hörte er das reizende, ſanfte Mädchen von ſechszehn Jahren ſchöne Lieder ſingen; ſie war von der reinſten Unſchuld und Keuſchheit umwoben, und wenn ſie geendet hatte, ſetzte ſie ſich zu ihm, um über ſeine Schulter auf das Bild zu blicken, woran er malte; wenn er dann ſeine Augen emporhob, und dem Blicke des Mädchens begegnete, der mit einem unſäglichen Ausdrucke von Zurückhaltung und Freude auf ihm ruhete, war das nicht genug, die Mutter darüber zu vergeſſen? Unſer Maler gab ſich getroſt dieſer zauberiſchen Verſuchung hin.

Inzwiſchen war das Bild beendigt; er mußte ſich davon trennen, und wie er nun dieſe Schwelle überſchritt, das ſah er wohl ein, verlor er ein Glück, das ihm zwar gefährlich zu werden drohte, aber nicht minder wünſchenswerth war. Er wollte das Ganze für einen ſchönen Traum halten, oder ſich überreden, daß er einen Roman geleſen habe. Adolph wünſchte durch nichts ſich dieſen Eindruck ſtören zu laſſen; als daher Madame B... ihm ihr Bild bezahlen wollte, ſo bat er ſie mit zitternder Stimme und gefalteten Händen: ihm kein Geld zu geben. „Meine Erinnerung iſt mein ſchönſter Lohn,“ ſprach er leiſe, mit geſenktem Haupte. Die gute Frau wurde bedeutend verlegen bei dieſen Worten, die ihr einen etwas zweideutigen Sinn zu verrathen ſchienen. Sie bat den jungen Menſchen ſich deutlicher zu erklären, und er that es endlich mit Offenheit, wenn ihm gleich bald kalt bald warm dabei wurde. Nach einer Stunde jedoch war Alles richtig. Beide konnte man nun lächelnd das Zimmer verlaſſen ſehen, wenn gleich in ihren Augen Thränen glänzten. Adolph hatte die Quittung über die Miethe für ſechs Monate in Händen und noch dazu ein Bankbillet, welches Madame B... ihm aufgedrungen hatte. Schon am andern Morgen erſchien die wackere Frau bei Adolphs Mutter, um über die Verhältniſſe und Ausſichten des jungen Künſtlers mit ihr zu ſprechen. Man kam darin überein, daß er ein Bild für die Ausſtellung malen müſſe, um ſich einen Ruf zu bilden. Nach dieſem Schritte, deſſen Gelingen die beiden Mütter als gewiß vorausſahen, wollte man die Verheirathung Adolphs mit der Tochter der Madame B... in Erwägung ziehen. Um dieſen ſchnellen Entſchluß der reichen Kaufmannsfrau zu erklären, darf nicht unerwähnt bleiben, daß Adolph geborner Freiherr war. Dieſer Titel war das einzige Gut, das der Offizier der Königlichen Garde ſterbend ſeinem Sohn hinterlaſſen hatte.

Digitized by Google

II.

Sechs Monate ſpäter erblicken wir Adolph eines Morgens, nach einer ängſtlich durchwachten Nacht, bleich und verzweiflungsvoll am Bette ſeiner ſterbenden Mutter. Drei Nachbaren, treubewährte Freunde, waren ſchon am vorigen Abende zu einem berühmten Arzte gegangen, um ihn zur Kranken zu holen, aber weder Arzt noch Freunde ließen ſich ſehen. Denn dieſer Tag war ein Tag des Schreckens. Es war der 14. April 1834, der mit blutigen Lettern an den Häuſern der Straße Beaubourg und Transnonain angeſchrieben iſt. Seit zwölf Stunden war das ganze St. Martins-Viertel, jenes ungeheure Attelier voll fleißiger Bewohner, die weder Tag noch Nacht zu ruhen pflegen, ſtill und unbeweglich wie ein großes Leichenhaus. Die Circulation ſtockte überall. Wie im Juli 1830, oder im Juni 1832 hatte ſich die Straßenbevölkerung noch einmal erhoben. Während der Nacht vom Sonntag zum Montag, die oft ſo luſtig und heiter dahin ſchwindet, herrſchte überall eine ſchauervolle Stille, welche die Straßen mit dem Frieden der Gräber umſchleierte, und ſie noch finſterer erſcheinen ließ, als dieß ſchon die zerbrochenen Laternen gethan hätten. Ein leiſes Wirbeln der Trommeln, ein fernes Waffengeklirr, ein geheimnißvolles, gemeſſenes Schreiten, wie das Marſchiren von Truppen, ſtörten hin und wieder die nächtliche Ruhe, gleich wie der Luftzug in den Zweigen der Cypreſſe die Ruhe des Kirchhofs ſtört, und dadurch nur das Grauſen erhöht, welches der Ort einflößt. — Endlich brach der Tag an; aber nicht ein Laden öffnete ſich; nicht ein Menſch zeigte ſich an den Fenſtern; man hätte glauben ſollen, daß alle dieſe Häuſer während der Nacht ausgeſtorben ſeyen. Adolphs Mutter ſchlief endlich, nach acht ſchmerzvollen Stunden, ein. Ein inneres Fieber rieb ſie auf; der unglückliche Sohn ſah den Tod an ihrem Bette, mit aufgehobenem Arm; keine Macht der Welt vermochte mehr dieſen Schlag abzuwenden. „O Mutter, Heilige, Engel!“ rief Adolph, indem er vor ihr kniete, „bleibe bei mir, entfliehe mir nicht!“ Und ſeine Thränen floſſen reichlich, und erleichterten ſeine gepreßte Bruſt.

Die Kranke erwachte.

„Adolph,“ ſagte ſie, „wird der Doctor kommen?“

„Ja,“ erwiderte er, indem Thränen ſeine Sprache erſtickten. Mein Leben würde ich darum geben, wenn er käme, dachte er bei ſich. Und haſtig ſprang er auf und eilte in ſein Atelier, das auf die Straße Beaubourg ging, um zu ſehen, ob es noch Niemand wagen durfte, dieſe Straße zu paſſiren. Er öffnete ein Fenſter und erblickte Barricaden, hinter denen ſich Soldaten hielten, das Gewehr beim Fuß, ſtarr

unbeweglich. Er fluchte dem Bürgerkriege, der ihm den Vater ſchon geraubt hatte, und ihm jetzt auch die Mutter noch rauben ſollte. Da gewahrte er am Eingange der Straße eine Gruppe von drei Menſchen, welche die dort poſtirten Soldaten nicht vorbei laſſen wollten. Er erkannte zwei von den Freunden und den Arzt. Wie ſie ihn am Fenſter erblickten, riefen ſie ihm zu, damit er ſich ihrer annehme. Er — voll Freuden ſie zu ſehen, legt ſich weit zum Fenſter heraus, ſchreit den Soldaten zu, und eilt dann zurück, um ſeiner Mutter die frohe Kunde zu bringen, daß der Doctor endlich eingetroffen ſey. Aber in ſeiner freudigen Haſt hat er nicht wahrgenommen, daß er einen ungeheuern Blumentopf vom Fenſter in die Straße hinabgeworfen hat, der mit großem Geräuſch auf dem Pflaſter zerbricht, und leicht hätte Unheil anrichten können. Tröſtend ſitzt er neben der Kranken und ſpricht zu ihr die Worte: „Geduld und Muth, meine liebe Mutter, der Arzt iſt da, und Du wirſt gerettet werden“ als eine fürchterliche Salve die Fenſter des Hauſes zertrümmert; Schuß auf Schuß folgt; ein teufliſches Lachen dazwiſchen, ein Geſchrei wie von Verdammten antwortet; die Hausthür fällt unter den Streichen der Sapeurs; dröhnende Schritte auf der Treppe und das Geſchrei: „vom dritten Stock wurden die Steine geworfen!“ werden jetzt vernommen. Schon ſind ſie da — ſie ſuchen einzudringen. „Es wird der Arzt ſeyn, öffne mein Sohn!“ ſagt die Kranke. Adolph geht mechaniſch hin, und legt die Hand auf den Drücker — da wird die Thür von außen geöffnet. Zwanzig Kolbenſtöße werfen ihn zu Boden; zwanzig Soldaten ſtürzen in das Krankenzimmer, auf das Todesbett der Blinden zu, und befehlen ihr, aufzuſtehen. Sie verſucht es und fällt zurück. Nun ſtellen ſich Zwei zu Häupten, Zwei zu Füßen des Betts, ergreifen das Betttuch, heben die Sterbende empor und wollen ſie auf die Erde wälzen; denn das Stroh muß unterſucht werden, es könnten Waffen darin verborgen ſeyn! Auf das Angſtgeſchrei ſeiner Mutter erlangt Adolph die Beſinnung wieder, er ſpringt auf, mitten unter die Soldaten, er wirft ſich auf die Knie, er fleht, weint, er küßt ihre vom Pulver geſchwärzten Hände. Man ſtößt ihn zurück, man ſchlägt ihn ſogar. Und nun, kaum vermag es die Feder niederzuſchreiben, entſpinnt ſich ein fürchterlicher Kampf zwiſchen zwanzig Soldaten und einem armen, ſchwachen Jüngling, von Gram und Nachtwachen erſchöpft, um eine ſchon todte Frau. Umſonſt umklammert der Sohn den Leichnam ſeiner Mutter, und vertheidigt ſich mit ſeinen Nägeln und Zähnen, gegen zwanzig bewaffnete Ungeheuer; und der Befehlshaber ſah dieſen herzzerſchneidenden Jammer, und ſagte nicht: „Haltet ein!“ Nein, die Thür öffnete ſich nicht dem Sohne, der ſeine Mutter auf den

Armen trug, und aus deſſen Körper das edle Blut aus hundert Wunden ſtrömte; die, welche die Thür zu bewachen hatten, ſtießen und ſchlugen auch nach ihm, und ſo mußte er ſich endlich in ſein Atelier zurückziehen, und jeden Verſuch zu entfliehen, aufgeben. Als die Soldaten ſahen, daß er ein Maler ſey, riefen ſie lachend: Der wird auch kein Bild mehr machen! und in der That, ſie hatten ihm den rechten Arm zerbrochen. — Hierauf durchſuchten ſie Alles, zerſchlugen Alles, und ſtiegen dann eine Treppe höher, um ihre Unterſuchungen fortzuſetzen.

Am Abende dieſes Tages wurden die Todten nach der Morgue, die Verwundeten aber in's Gefängniß gebracht; und am andern Morgen las man: die Gewalt iſt dem Geſetze verblieben.

III.

Gegen die Mitte des Februar 1835, zehn Monate nach dieſen Begebenheiten, frühſtückte Herr B..., Adjunct des Maires im ſiebenten Arrondiſſement und Ritter der Ehrenlegion, mit ſeiner Familie, als man ihm meldete, daß ein junger Menſch, dem Anſehen nach ein Handwerker, ihn dringend zu ſprechen verlange. Er wollte ſich nicht nennen, fügte man hinzu; Herr B... befahl den Unbekannten vorzulaſſen. Als er eintrat, entſetzten ſich aber Alle über das Ausſehen dieſes Menſchen, das den Ausdruck eines unaustilgbaren Grames zeigte. Auf ſeinem bleichen Geſichte, von langen, ſchwarzen Haaren eingeſchloſſen, hatte die furchtbare Hand des Schickſals die Spur eines langen Unglücks eingegraben. Aus ſeinen entſtellten Zügen leuchteten zwei Augen von außerordentlicher Schönheit. Er war ſchwarz gekleidet; ſeine linke Hand hielt einen Hut, um den ein Trauerflor geſchlungen war; an ſeiner rechten Schulter hing ein leerer Aermel. Er grüßte tief und feierlich und näherte ſich einer jungen Frau, die neben Herrn B... ſaß. Mit einer Stimme voll Schmerz und Wehmuth, die alle Anweſenden heftig ergriff, fragte er ſie, ob ſie ihn wohl noch kenne. Die junge Frau erwiderte nichts; ſie ſchien in Gedanken verloren. Auf dem Geſichte des Fremden blitzte eine helle Röthe auf, die aber ſogleich wieder erloſch. Er wandte ſich hierauf zu einer ältern Frau, welche der jüngeren gegenüber ſaß und ſagte: „Madame, ich bin Adolph G..., der dieſen Morgen aus dem Gefängniſſe entlaſſen wurde, und Sie bitten will, ihm ... Hier war Herr B... aufgeſtanden, und ergriff Adolphs linke, einzige Hand. „Mein wackerer, junger Freund,“ ſprach er zu ihm, „ich wünſche von Herzen Glück. Ich habe geſtern bereits im Journal des Debats geleſen, daß man Ihnen nichts zur Laſt legen konnte, und fragen Sie nur meine Frau, wie ſehr ich mich darüber

freute. O, ich hatte Sie niemals vergeſſen! wie konnte man Sie für verdächtig halten! Sie — ein Verſchwörer! ein Rebell! wie unerhört! Setzen Sie ſich mit uns zu Tiſche! Jean! Jean! ein Gedeck! Sie werden doch mit uns frühſtücken? Nicht wahr?“ Dieſer Redefluß des ehrlichen Alten wurde durch keine Einladung der Andern unterbrochen, denn Adolph war für ſie eine Erſcheinung aus dem Grabe. Die beiden Frauen, welche einander gegenüberſaßen, blickten ſich mit innerem Grauen an. Der Freigeſprochene bemerkte es: „Ich danke, mein Herr,“ erwiderte er kalt, „meine Gegenwart würde hier nur unangenehm ſtören — nicht wahr, Mademoiſelle? fügte er mit geſenkten Augen hinzu, indem eine Todtenbläſſe ſein Geſicht bedeckte. Der Kaufmann neigte ſich zu ihm und flüſterte ihm zu: „Nennen Sie ſie Madame, denn ſie iſt ſeit einem Monate verheirathet. Mein Schwiegerſohn ſitzt neben meiner Frau.“ — „So bitte ich um Entſchuldigung,“ ſprach der Unglückliche, „und will hiemit . . .“

Er konnte nicht ausreden und fiel ohnmächtig zu Boden. — Wie er wieder zu ſich kam, war Madame B… allein bei ihm. Sie wollte ihn tröſten, ſich entſchuldigen, aber Adolph verbat ſich Beides. „Sagen Sie mir nichts darüber!“ rief er, „mit dieſem Ausſehen, mit dieſem verſtümmelten Körper, dürfte ich nie mein Auge zu Ihrer Tochter erheben. Ich will fort von hier; der Gatte Ihrer Tochter könnte Rechenſchaft von mir fordern, was ich hier zu thun habe. Und wahrlich, ich habe nicht im Sinne ſeine Ruhe zu ſtören. Nur Eines noch. Sie wiſſen, ich wohnte in Ihrem Hauſe in der rue Beaubourg. Wie nun im vergangenen Jahre die Soldaten dort einbrachen, um mich auf dem Leichnam meiner Mutter elend zu machen, beſaß ich einige Bilder, Zeichnungen . . . . Wo ſind dieſe hingekommen? Ich muß daran denken ſie zu verkaufen, bald zu verkaufen, denn Heute erhielt ich noch das Frühſtück im Gefängniß, aber Morgen — Morgen werde ich hungern müſſen — und ſchon dieſe Nacht muß ich ein Unterkommen finden, oder meine Freiheit verfällt aufs Neue der Polizei. Befehlen Sie darum, daß man mir meine Bilder aushändige, damit ich gehen und ſie mit mir nehmen kann.“ —

Da führte man ihn auf den Boden des Hauſes, wo es einregnete und der Wind zu tauſend Oeffnungen hereinpfiff. Seine Bilder ſteckten in einem Winkel, den Ratten und Mäuſen überlaſſen; er durchſuchte ſie und ſagte dann: „Das ſind nicht Alle — ein Bild fehlt — weiß mir Niemand zu ſagen, wo es hingekommen iſt?“ „Ich habe es mir zugeeignet,“ antwortete Madame B… traurig, „wenn Sie es aber durchaus wollen —“

Sie führte ihn in ihr Zimmer; da hing das Bild; es war Adolphs

Braut, ſein letztes Werk, mit Geiſt, Talent und Liebe gemalt. Er riß es von der Wand und zertrat es mit ſeinen Füßen. „Nun habe ich ſie Alle!“ ſagte er dumpf. — „Noch Eines beſitze ich,“ ſprach Madame B... mit ängſtlicher Schüchternheit, „es iſt Ihr Bild von der Ausſtellung; aber laſſen Sie es mir, ich beſchwöre Sie darum, ich will es Ihnen ſo theuer bezahlen, als Sie wollen.“ — „Es gehört Ihnen ſchon längſt,“ erwiderte Adolph mit ruhigem Tone, „das Bankbillet, das Sie mir einſt gaben, war mehr als es werth iſt. Man ſagt, daß die Gemälde im Preiſe ſteigen, wenn ein Maler ſeine Kunſt einmal nicht mehr übe — nun wohl! ich habe ſie aufgegeben“ — und dabei lächelte er ſeltſam. —

Sie umarmte ihn ſtillſchweigend; Troſt hatte ſie nicht für ihn; er ging. Seine alte Wohnung in der rue Beaubourg war leer und er konnte dort wieder einziehen. Mit dem Gelde, das er aus ſeinen Bildern löste, kaufte er ſechs Fuß Erde auf dem Kirchhofe, de l'Est genannt, um den Leichnam ſeiner Mutter hineinzulegen, den er aus der allgemeinen Grube der Schlachtopfer des Aprils hatte auffinden laſſen. Nachdem dieſe traurige Pflicht erfüllt war, ſah er rings um ſich in der weiten Welt, und wie er Niemand mehr fand, dem er angehörte, kein Band, das ihn an die Menſchen knüpfte, ſo beſchloß er zu ſterben. — —

Kürzlich, es war in den letzten Tagen des März, in dieſem Jahre, erhielt ein hochgeſtellter Beamter einen Brief von unbekannter Hand, worin ihn ein Kranker bat, ſich zu ihm zu verfügen, um wichtige Aufſchlüſſe über das Aprilcomplot zu erhalten, die dazu dienen könnten, den Pairshof in ſeinem Urtheile zu leiten. Man bemerkte, er könne ſich, zu größerer Sicherheit, von ſo vielen Perſonen, als ihm beliebe, begleiten laſſen. Dieſer Brief war unterzeichnet: der Baron v. G...

Zur beſtimmten Stunde klopften ſechs Männer des Rechtes, in Amt und Würden, an die uns wohlbekannte Thür des dritten Stockes in der rue Beaubourg. Sechs verkappte Gensd'armen waren auf der Treppe vertheilt.

Adolph grüßte die Eintretenden mit Anſtand, nöthigte ſie Platz zu nehmen, und nachdem er gebeten hatte, ihn nicht zu unterbrechen, erzählte er ihnen ſeine Geſchichte, die auf die ernſten Männer einen ſtarken Eindruck zu machen ſchien. Nachdem Adolph geendet hatte, erhob er ſich:

„Der Jüngling, deſſen Schickſal ich Ihnen eben mittheilte, bin ich ſelbſt,“ ſprach er mit Kraft, „dies Bett iſt das Todesbett meiner Mutter; auf dieſem Boden hier lag ich mit zerſchmettertem Arm, verwundet und hülflos; auf dieſem Boden hier ſtarb meine Mutter.

Die Soldaten ließen uns neben einander liegen, und erſt Abends hat uns die Polizei abholen laſſen, wie man mir ſagte. Blutend ſchleppte man mich ins Gefängniß, worin ich zehn Monate geſchmachtet habe. Zehn Monate! gräßlich lang! nicht wahr? Endlich ließ man mich frei! Jetzt bin ich frei, verſtümmelt, krank, eine Waiſe! untauglich zu Allem, verzweifelnd, elend! Ich hatte eine Braut, jetzt iſt ſie mir verloren! Ich übte eine Kunſt, die mein ganzes Seyn erfüllte; jetzt bin ich ohne Arm, und kann nicht mehr malen; mein Ruf wurde in der Wiege erſtickt; jetzt bin ich zwar frei — aber ein freier Bettler! — und die Geſetze verfolgen den Bettler. Ich habe alſo nichts um zu leben, darum muß ich ſterben! Nur bis hieher können die Geſetze mir Schranken ziehen. — Ich beklage mich über ihre Ungerechtigkeit; man hat mich ungerecht eingekerkert; ich fordre Genugthuung! Welche könnte mir wohl geboten werden, für Alles was man mir geraubt hat? Hier ſchweigen die Geſetze! Je nun, ich will meine Anſprüche aufgeben, denn ich kann ſterben! Aber ich wollte zugleich daß mein Tod zu etwas nützlich wäre, und darum bemühte ich Sie hieher. Ich hätte ſchreiben können, aber Sie erhalten ſo viel Geſchriebenes, und das lebendige Beiſpiel wirkt mehr als das todte Wort. Hier lernen Sie mehr! Nehmen Sie nun das Schlachtopfer der Geſetze, meine Herren Richter, und thun Sie damit was Ihnen gut dünkt! —“

Nachdem er dieſes geſprochen hatte, fiel er todt zurück. Er hatte mit den Zähnen ein Fläſchchen Blauſäure zerdrückt. —

E n g l a n d.

Waſhington Irwings neueſtes Werk.

Nach den „P r a i r i e n“, dem originellen Werke des berühmten Amerikaners, das auch jetzt ſchon in Europa gebührende Anerkennung gefunden, bringt uns die neueſte Londoner Preſſe, und mit ihr zugleich die „Europäiſche Buchhandlung“ des Herrn Baudry in Paris, ein Buch deſſelben Verfaſſers, unter dem Titel:

Abbotsford and Newstead-Abbey,

worin er uns W a l t e r S c o t t und B y r o n nach dem Leben porträtirt, und dabei nach ſeiner Weiſe es an pikanten Anekdoten und geiſtreichen Zügen mannichfacher Art nicht fehlen läßt. Wir geben hier vorläufig eine kurze Probe, um mit dieſer intereſſanten Erſcheinung nicht zurückzubleiben, hoffen jedoch mehr daraus mitzutheilen, wenn es der Strom des Neuen zulaſſen ſollte, der uns oft wider Willen von Gegenſtänden fortreißt, die uns, mit einem Male zu erſchöpfen, nicht vergönnt war. Jedenfalls verſprechen wir jedoch unſern Leſern eine ähnliche Skizze über Byron.

Porträt, Anekdoten und Erinnerungen von Walter Scott.

Am **29.** Auguſt **1816** erreichte ich ſpät die kleine Stadt Selkirk, Schottlands alte Gränze. Ich kam von Edimburg, um die Abtei Melroſe und ihre Umgebungen kennen zu lernen, mehr aber noch um den mächtigen Minſtrel des Nordens zu ſehen. Der Dichter Thomas Campbell hatte mir ein Empfehlungſchreiben für ihn mitgegeben, und nach dem Intereſſe zu urtheilen, welches ihm meine erſten literariſchen Verſuche eingeflößt hatten, glaubte ich, daß mein Beſuch ihm nicht läſtig ſeyn würde.

Am andern Tage, früh, reiste ich in einer Poſtkaleſche nach der Abtei. Vor Abbotsford angelangt, ſandte ich den Poſtillon mit dem Briefe und meiner Karte hinein, worauf ich geſchrieben hatte: daß ich mich nach den Ruinen von Melroſe begebe, und zu wiſſen wünſchte, ob es Herrn Scott (er war damals noch nicht Baronet) angenehm wäre, mich während der Morgenſtunden zu empfangen.

Während ich der Rückkunft meines Boten harrte, hatte ich Zeit das Haus zu betrachten. Es erhob ſich in einiger Entfernung, etwas tiefer als die Straße, am Abhange eines Hügels, der ſich bis an den Rand des Fluſſes erſtreckte. Es trug einen eben ſo ländlichen als maleriſchen Charakter an ſich, denn es war damals nur die beſcheidene Wohnung eines Landedelmanns. Die Vorderſeite war hinter Geſträuch verſteckt und über dem Portal erſchienen zwei große Elengeweihe aus dem Grün und ſchienen auf einen Vereinigungspunkt für Jäger hinzudeuten. Das weitläuftige Herrenſchloß, das ſpäter hier aufgeführt wurde, war erſt begonnen worden. Ein Theil ſeiner Mauern, von Gerüſten umgeben, ſtand bereits ſo hoch wie das Wohnhaus da, deſſen Hof mit Haufen von Bauſteinen angefüllt war.

Das Geräuſch meines Wagens hatte die Ruhe der Bewohner geſtört. Ein ſchwarzes Windſpiel ſprang auf einen Steinblock und hub ein gräuliches Gebell an. Auf dieſen Appell erſchien eine ganze Hundegarniſon, groß und klein, Doggen und Bullenbeißer, alle liefen offenen Maules, mit hellen Stimmen, herbei. Etwas ſpäter erſchien der Schloßherr in Perſon. Ich erkannte ihn ſogleich nach den Beſchreibungen und Bildniſſen, die man von ihm hatte. Er war groß, ſtark und kräftig; er trug eine alte Jagdjacke, von grüner Farbe, Pantalons von ungebleichter Leinwand, grobe Schuhe, die an den Knöcheln befeſtigt waren, und einen Hut, der augenſcheinlich ſeine Dienſtzeit beſtanden hatte. Eine kleine Pfeife hing an ſeinem Knopfloche. Er kam hinkend die Allee herauf, indem er ſich auf einen ſtarken Stock ſtützte, ſchritt aber dabei ſchnell und kräftig. Neben ihm trabte ein eiſengrauer, großer Windhund, von ernſtem und zurückhaltendem Weſen, der an dem Geſchrei der Andern keinen Antheil nahm, um mir einen höflichen Empfang, der Würde des Hauſes entſprechend, angedeihen zu laſſen.

Bevor Walter Scott die Thür erreicht hatte, rief er mit freundlicher Stimme, daß ich willkommen in Abbotsford wäre, und fragte mich um Nachrichten von Campbell. „Allons," ſagte er, indem er mir mit Wärme die Hand drückte, „fahren Sie endlich einmal vor das Haus, und ſteigen Sie aus dem Wagen. Sie kommen gerade zum Frühſtück recht und ſpäter können Sie dann mit Muße alle Wunder der Abtei beſehen."

Ich wollte mich entſchuldigen, indem ich ſchon gefrühſtückt hatte. „Bah, junger Menſch!" rief er aber, „eine Morgenfahrt in unſerer zehrenden Gebirgsluft erweckt den Appetit und rechtfertigt vollkommen ein zweites Frühſtück." — Bald war ich vor dem Hauſe, und kurze

Zeit darauf hatte ich an Scott's Tiſche bereits Platz genommen. Es war nur die Familie verſammelt; Madame Scott, ihre älteſte Tochter Sophie, ein ſchönes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; Miß Anna Scott, etwa 2 bis 3 Jahre jünger; Walter, ein Knabe von ſchönem Wuchs, und Karl ein feines Kind von 11 bis 12 Jahren. Ich fühlte mich bald heimiſch und mein Herz geöffnet, bei dieſem gaſtfreien Empfang. Anfänglich dachte ich nur einen kurzen Beſuch zu machen, man ließ mich aber ſo bald nicht wieder fort.

„Bilden Sie ſich nur nicht ein, „ſprach Scott,“ daß unſere Umgebung ſich wie eine Zeitung in wenigen Morgenſtunden durchfliegen läßt. Sie will einige Tage hindurch ſtudirt ſeyn. Ein beobachtender Reiſender, der einige Neigung für den Trödel der Vorzeit hat, kommt ſicher nicht früher fort von hier. Nach dem Frühſtück machen Sie Ihre Promenade nach der Abtei Melroſe, wobei ich Sie nicht begleiten kann, weil ich einige Hausgeſchäfte zu beſorgen habe. Mein Sohn Karl ſoll jedoch mit Ihnen gehen, der ſehr bewandert iſt in Allem, was die alte Ruine und ihre Umgebungen angeht. Er und mein Freund, Johny Bower, werden Sie von Allem in Kenntniß ſetzen, und werden Ihnen viel mehr zu ſagen wiſſen, als Sie zu glauben geneigt ſeyn dürften, wenn Sie nehmlich nicht ein wahrhafter und vollkommener Alterthümler ſind, der an nichts mehr zweifelt. Sobald Sie zurückgekehrt ſeyn werden, will ich Sie in der Nähe herumführen. Morgen will ich Ihnen Yarrow zeigen; Uebermorgen fahren wir nach der Abtei Dryburgh, einer ſchönen, alten Ruine, die es wohl verdient Ihnen gezeigt zu werden.“ Nach Scotts Plan war ich nun genöthigt, dieſen Beſuch auf mehre Tage auszudehnen, und es ſchien mir, als ob ein Zauberland ſich vor meinen Blicken aufgethan hätte. —

Nach meiner Rückkunft von Melroſe, ſchlug Scott einen Spaziergang in der Gegend vor, wobei uns ſeine ganze Meute begleitete. Der alte Windhund Maida, ein edles Thier und Liebling des Dichters; Hamlet, das ſchwarze Windſpiel, jung und wild, voll Feuer; Finette, eine ſchöne Hündin mit weichen, ſeidenartigen Haaren, lang herabhängenden Ohren, und ſanften Augen, die in den Salon kommen durfte. Dazu geſellte ſich noch ein invalider Leithund, der wedelnd aus der Küche kam, und den ſein Herr wie einen Kameraden und alten Freund bewillkommte. Scott machte unterwegs viele Anſpielungen auf ſeine Hunde, oft ſprach er mit ihnen, wie mit vernünftigen Geſchöpfen. — Wir beſuchten einen Steinbruch, aus welchem man zu dem neuen Gebäude die Steine holte. Alle hörten hier zu arbeiten auf, um eine kleine Unterhaltung mit dem Laird zu pflegen. Der Eine war ein Bürger von Selkirk, den Scott mit einem alten Liede ſeiner

Digitized by Google

Stadt auszog; ein Anderer war Cantor des Kirchſpiels, und ſpielte Abends, wenn die Feldarbeit vorüber war, den Burſchen und Mädchen beim Tanze auf. Ein Dritter, ein alter, grader Bauer, von gutem Ausſehen und weißen Haaren, war eben darüber her, einen Trog voll Mörtel aufzuladen, als er Scott erblickte, unbeweglich vor ihm ſtehen blieb, und mit ſeinen blauen, ein wenig funkelnden Augen zu erwarten ſchien, daß die Reihe auch an ihn komme, weil der alte Burſche wohl wußte, daß er einer der Lieblinge des Lairds ſey. Scott ging freundlich auf ihn zu und begehrte eine Priſe. Der Mann zog eine Doſe von Horn aus der Taſche. „Ei, Alter!“ ſagte Scott, „was haſt du da für eine Doſe? Wo iſt denn die ſchöne franzöſiſche, die ich Dir aus Paris mitgebracht habe?“ — „Eure Herrlichkeit denkt nicht daran“ erwiderte der alte Bauer, „daß ſolch ein Kleinod nicht für die Werktage taugt.“ — Indem wir fortgingen, erzählte Scott, daß er in Paris für ſeine Leute allerlei Spielereien gekauft habe, die ſie ſehr in Ehren hielten. „Es iſt nicht der Werth des Geſchenks,“ ſetzte er hinzu, „als der Gedanke, daß der Laird ihrer gedacht hat, da er weit, weit weg von ihnen war.“ — Dieſer alte Bauer iſt Soldat geweſen, und ſeine gerade Haltung, ſein feſter Schritt, ſein braunes Geſicht, riefen mir gewiſſe Züge von Edie Ochiltrie in's Gedächtniß. Wilkie hat ihn in einem Gemälde angebracht, welches Scott und ſeine Familie darſtellt.

Unſer Weg führte uns auf eine Höhe, welche die Ausſicht beherrſchte. „Ich habe Sie hieher geleitet,“ ſagte Scott, „wie den Wanderer in the Pilgrim's Progress, auf den Gipfel der „„lieblichen Gebirge““ um vor Ihren Augen alle Wunder unſers Landes auszubreiten. Dort iſt Lammermoor und Smailholme; hier ſehen Sie Galashiels und Torwoodlee, weiter Gala-Water, und in jener Richtung — dorthin! Teviotdale, Braes de Yarrow, und der Silberfaden, der ſich unter uns hinſchlängelt, iſt der waſſerreiche Bergſtrom Ettrick, der ſich in die Tweed ergießt.“ So nannte er mir alle ehemals berühmten Namen der ſchottiſchen Geſänge, die ſeiner Feder ihre Wiederbelebung verdankten. In der That dehnte ſich ein großes Stück des Gränzlandes vor meinen Blicken aus, und ich konnte die Orte unterſcheiden, wo ſich die Scenen ſeiner Gedichte zugetragen hatten, jener Romane, die auf gewiſſe Weiſe die ganze Welt bezaubert hatten. Ich blickte einige Zeit in einem ſtummen Staunen um mich, das einer Enttäuſchung glich. Einige Reihen von grauen Hügeln, mit einförmig wellenähnlichen Gipfeln, erhoben ſich hintereinander, ſo weit als der Sehkreis reichte. Man würde eine große Fliege unterſchieden haben, die längs ihres kahlen Profiles hingegangen wäre, ſo entblößt waren ſie von jeder Spur von

Vegetation; und dieſe Tweed, die ſo berühmt iſt, floß dazwiſchen, ohne das geringſte Gebüſch, welches ihre Ufer beſchattet hätte. Die Magie der Dichtkunſt und Einbildungskraft iſt jedoch ſo groß, daß ſie dieſer Gegend eigene Reize verliehen hat, und ſie mir auch intereſſanter machte als die ſchönſten Punkte, die ich in England bewunderte. Ich konnte mich nicht enthalten, Alles laut zu ſagen was ich darüber dachte. — Scott ſang einige Minuten zwiſchen den Zähnen und wurde ſehr ernſt. Er wollte nicht, daß ſein Talent auf Koſten ſeiner heimathlichen Berge gelobt werde. „Sei es Eigenſinn, Vorurtheil,“ fing er endlich an, „jene grauen Hügel, jene wilden Gehege, enthalten Schönheiten in meinen Augen, die nur ihnen eigenthümlich ſind. Ich liebe ſelbſt das Nackte dieſer Erde, ich liebe ihre ernſte, ländliche, wilde Phyſiognomie. Wenn ich einige Zeit hindurch wieder in der reichen Gegend von Edimburg lebte, die einem mit Zierathen überfüllten Garten gleicht, ſo wünſche ich mich von Neuem mitten unter meinen naiven, ehrlichen Hügeln zu ſehen, mit dieſem grauen, eintönigen Anſtrich. Wahrhaftig, wenn ich meine Haide nicht mindeſtens alle Jahre einmal ſähe, ich glaube — ich würde ſterben!“ — Bei dieſen Worten, die er mit einer innern Begeiſterung ausgeſprochen hatte, ſchlug er mit ſeinem Stocke ſtark auf den Boden, gleichſam als wollte er ſeiner Rede mehr Nachdruck geben. Auch vertheidigte er die Tweed, und ſagte, ſie gefiele ihm nicht weniger mit ihren ſchattenloſen Ufern; wahrſcheinlich wegen ſeiner alten Luſt am Angeln. Ich verſuchte es, meine erſte Behauptung zu unterſtützen; ich ſagte, daß ich ſtets daran gewöhnt wäre, die Berge mit Wäldern gekrönt, und ebenſo die Flüſſe durch Gebüſche dahinſtrömen zu ſehen, und daß, nach meinem Ideal von einer Landſchaft, jede romantiſche Gegend ihr Gehölz haben müſſe.

„Ja, das iſt der große Reiz Ihres Landes!“ rief Scott, „Sie lieben die Wälder, wie ich die Haiden liebe; aber glauben Sie darum nicht, daß ich unempfindlich wäre für die erhabenen Schönheiten einer bewaldeten Gegend. Nichts belebte mich mehr, als in einem Ihrer Urwälder zu ſtehen, in jenen weiten Baumwüſten, die der Fuß des Menſchen noch nie betreten hat. Einſt, in Leith, ſah ich einen ungeheuren Baum aus Amerika kommen, den man ſo eben ausſchiffte. In ſeinem Geburtslande ſtehend, ſeiner ganzen majeſtätiſchen Länge nach, geſchmückt mit allen ſeinen Zweigen, welch' ein Baum mußte das geweſen ſeyn! Ich betrachtete ihn mit Bewunderung: er ſchien mir gleich jenen koloſſalen Obelisken, die man uns von Zeit zu Zeit aus Aegypten herbeibringt, um unſere Pigmäen-Denkmäler in Europa zu beſchämen. Und in der That ſind jene ſtolzen Bäume, jene Söhne Ihres Bodens, welche den Indianern vor dem Einbruch der weißen Men-

ſchen Schutz gewährten, die eigentlichſten Denkmäler und Alterthü-
mer Amerikas.“ —

— Während wir ſo ſprachen, hörten wir einen Schuß auf den Hügeln. „Das iſt Walter,“ ſagte Scott, „er hat ſeine Morgenſtudien geendet, und nun läuft er mit der Flinte umher. Er iſt ein trefflicher Schütze.“ Ich fragte ihn über Walters Studien. „Meiner Treu!“ erwiderte Scott, „ich kann über das Kapitel nicht viel ſagen; ich habe nie den Gedanken genährt, aus meinen Kindern Wunder zu erziehen. Wie Walter noch ein kleiner Junge war, lehrte ich ihn reiten, ſchießen und die Wahrheit ſagen. Uebrigens vertraue ich ſeine Erziehung einem würdigen jungen Manne an, dem Sohne eines unſerer Geiſtlichen. Er unterrichtet alle meine Kinder.“ —

Als es zu Tiſche ging hatte Scott ſeine halbbäueriſchen Kleider abgelegt, und erſchien ſchwarz gekleidet. Auch ſeine Töchter waren ſorgfältiger gekleidet, mit natürlichem blauem Flieder in den Haaren, den ſie auf den Hügeln gepflückt hatten; ſie ſelbſt waren ſo friſch wie dieſer Schmuck. Ich war der einzige Fremde: um den Tiſch ſtanden 2 bis 3 Hunde in aufwartender Stellung; Maida, der alte Liebling hielt ſich nächſt dem Ellenbogen ſeines Herrn, während Finette, das Windſpiel, nicht von Madame Scott wich, welche es offenbar verdarb. Das Geſpräch kam auf die Vorzüge der Hunde, und Scott ſprach mit großer Wärme von ſeinem Lieblingsterrier Camp, der an ſeiner Seite, auf dem erſten Bilde paradirt, welches von ihm geſtochen wurde. Er beklagte ihn wie einen aufrichtigen Freund. Seine ältere Tochter ſah ihn ſpöttiſch an und bemerkte, daß „Papa mehr als eine Thräne um den armen Camp vergoſſen habe.“ Ich hatte ſpäter Gelegenheit Scotts Zärtlichkeit für ſeine Hunde öfter zu bemerken.

Nach dem Eſſen gingen wir in den Salon, der zugleich als Arbeitszimmer und Bibliothek diente. Ein langer Schreibtiſch mit Schubladen, ſtand an der einen Wand, und trug einen kleinen Schrank von gefirnißtem Holze, deſſen Thüren mit reichen Kupferbeſchlägen geziert waren. Hier bewahrte Scott ſeine wichtigen Papiere. Ueber dieſem Schranke ſtand, in einer Art von Niſche, eine vollſtändige Rüſtung von blankem Stahl, mit geſchloſſenem Helme, und den Handſchuhen und der Streitaxt daneben. Trophäen und Merkwürdigkeiten waren ringsumher geſtellt, z. B. ein Säbel des Tippoo-Saheb, ein breites Hochländerſchwerdt, das in Floddenfield gefunden ward, ein Paar Sporen in Bannockburn ausgegraben, und was meine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zog, da ich wußte, daß Scott damals einen Roman aus dem Leben Rob-Roy's herausgab, eine Flinte jenes berühmten Räubers, mit den Buchſtaben gezeichnet: **R. M — G.** — Zu beiden

Seiten des Schrankes ſtanden Tiſchchen, die mit Büchern bedeckt waren, größtentheils Romane in verſchiedenen Sprachen, von denen Einige alt und ſelten. Dieß war aber blos Scott's Landſitz, und ſeine Bibliothek befand ſich in Edimburg. Er holte aus dem Schranke ein Manuſcript, das man auf der Ebene von Waterloo gefunden hatte; es waren Abſchriften von Liedern, wie ſie zu jener Zeit in Frankreich volksthümlich waren. Das Papier war mit Blut befleckt. „Wahrſcheinlich das Herzblut irgend eines jungen Kriegers," bemerkte Scott, „der, unbeſorgt und heiter, ſeine Lieder hoch in Ehren hielt, als ein Andenken ſeines Pariſer Liebchens." Er ſpielte auf das halb melancholiſche, halb heitere Kriegsliedchen an, welches dem General Wolf zugeſchrieben wird, und das dieſer am Vorabende des Sturms von Quebec, bei dem er ſo heldenmüthig fiel, geſungen haben ſoll. „So ſang," ſetzte er dann hinzu, „jener arme Jüngling, der bei Waterloo fiel, wahrſcheinlich auch noch ſeine Lieder beim Bivouacfeuer, am Abend vor der Schlacht, und dachte an die Schöne, die ſie ihn gelehrt hatte, und wie er mit Ehren überhäuft zu ihr zurückkehren würde!" — Später habe ich Ueberſetzungen dieſer Lieder von Scott, in einer Ausgabe vermiſchter Gedichte, gefunden.

Der Abend verfloß herrlich; der Dichter las einige Stellen aus dem Roman Arthur, mit ſeiner ſchönen, tiefen und wohlklingenden Stimme und dem ſchweren Accent, der trefflich zu dem alten, in gothiſchen Charakteren gedruckten Buche harmonirte. Es war wohl ſchön, einer ſolchen Lektüre, an dieſem Orte, von dieſem Manne beizuwohnen! Scott ſaß in einem ungeheuren Lehnſeſſel, ſein Hund Maida zu ſeinen Füßen, und rings um ihn alte Bücher, Waffentrophäen und maleriſche Reliquien der alten Zeit. Während des Leſens hatte ſich die kluge Grippeminaud auf einem Stuhl neben dem Feuer placirt, und blieb hier mit feſtem Blicke und nachdenkender Miene, als ob ſie dem Leſer ihre größte Aufmerkſamkeit gewidmet hätte. Ich bemerkte, daß dieſe Katze einen ganz beſondern Geſchmack für mittelalterliche Literatur zu haben ſcheine. „Die Katzen" erwiderte er, „ſind myſteriöſe und ungewöhnliche Thiere, in ihrem Gehirn geht mehr vor, als wir denken, ohne Zweifel wegen ihres Rapports zu Zauberern und Hexen. Manchmal fühl' ich mich verſucht, Grippeminaud mit der Achtung zu begegnen, wie etwa einem großen Fürſten, der incognito lebt und bei erſter Gelegenheit wieder ſeinen Thron beſteigen kann."

Später ſang Sophie Scott, auf Erſuchen ihres Vaters, ſchottiſche Balladen, ohne Begleitung, und in ihrem naiven Dialekt. Scott liebte ſehr dieſe alten Weiſen, beſonders aber einige jacobitiſche Lieder, die ſonſt unter den Anhängern des „jungen Ritters" in Cours waren. —

Am andern Morgen, als die Sonne ihre erſten Strahlen über die Hügel ſandte, ſtand ich auf, und blickte durch die wilden Roſen, die mein Fenſter beſchatteten. Scott ſaß ſchon draußen, auf einem Steine, und plauderte mit den Arbeitern, die bei ſeinen Bauten beſchäftigt waren. Ich hatte mir vorgeſtellt, daß er dieſen Morgen ernſtlich zu thun haben würde, da ich ihm am vorigen Tage ſo viel Zeit geraubt hatte, er aber ſah ſo müßig aus, als wäre ſeine ganze Beſchäftigung nichts Anders geweſen, als ſich in die Sonne zu legen und ſich ſeines Lebens zu freuen. Ich kleidete mich ſchnell an und ging zu ihm. Er ſprach von ſeinen Planen und Projecten für Abbotsford. Wie glücklich wäre er geweſen, wenn er ſich mit ſeinem lieblichen kleinen Hauſe, von Spaliren umgeben, begnügt hätte, und mit jener einfachen und herzlichen Gaſtfreundſchaft, womit er mich aufnahm. Das große Gebäude, die Ausgaben, die es erforderte, die Dienerſchaft, die Gäſte, dieſe ganze Einrichtung eines Barons, hat ſeiner Börſe zur Ader gelaſſen, ſeine Talente erſchöpft, ſeine Seele mit Sorgen erfüllt, endlich ihn getödtet. —

Unter mehren Reliquien, beſaß Scott einen Todtenkopf, der wahrſcheinlich einſt einem der jovialen Brüder angehört haben mag, deren in der alten Ballade „Von den Gränzen“ Erwähnung geſchieht. Scott hatte ihn reinigen und firnißen laſſen und auf ſeinem Nachttiſch aufgeſtellt, wo er traurig, dem Bette gegenüber, die Zähne fletſchte. Er war der Schrecken der Stubenmädchen, worüber Scott eine große Freude hatte. Manchmal, wenn er ſich umkleidete, ſchlang er ſeine Halsbinde, wie einen Turban, um den gefürchteten Schädel, und dann wagte es keines der Mädchen, ſie wegzunehmen. Man wunderte ſich darüber, daß der Laird eine ſo entſetzliche Leidenſchaft für den grinzenden Kopf bezeugen konnte.

Von der Familie waren es Sophie und Karl, die mit Scott am Meiſten zu harmoniren ſchienen, und die größte Luſt an ſeinen Geſchichten und Anecdoten bezeigten. Madame Scott äußerte hingegen nur eine ſehr geringe Aufmerkſamkeit, und machte dann und wann Bemerkungen, die unmittelbar zur Folge hatten, die Converſation zu hemmen. So hatte ſich Scott eines Abends mit ſeiner ganzen freudigen Seele dazu angeſchickt, eine Anecdote von dem Laird von Macnab zu erzählen; „der arme Teufel iſt jetzt todt und vergeſſen,“ ſagte er. „Wie, Herr Scott,“ unterbrach ihn die gute Frau, „todt? es iſt nicht möglich, daß Macnab todt ſey!“ — „Dann, meine Liebe,“ erwiderte er, mit ſpaßhafter Gravität, „haben die Leute eine ſchreiende Ungerechtigkeit an ihm begangen, denn ſie haben ihn begraben.“ —

Italien.

Florenz.

Ein Sonntag. — Villa Catalani. — Die Gräfin Lipona.

(Von Méry.)

Indem ich mir meine Erinnerungen aus Toscana vergegenwärtige, kommt es mir vor, als ob Florenz für ſeine Sonntage eine ganz eigene Sonne in Bereitſchaft halte; ein ſanfteres Licht, eine blauere Luft, einen üppigeren Schatten. Ueberall bringt aber auch das Volk ſeinen Sonntag lärmend hin, um die Mühen der Woche zu vergeſſen, aber in Florenz geht es ſpazieren, mit einer ſchönen Haltung, worin ſich bürgerliche Wohlhäbigkeit, Würde, Anſtand und Bildung kund geben. Florenz iſt vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man keine ſchmutzige Bettler unter dem Volke findet. Welch' gutes Zeichen iſt es nicht, Bäuerinnen mit Federhüten zu ſehen, und Bauern mit gelbledernen Handſchuhen. Ich glaube, daß die Landleute nur in Florenz Handſchuhe tragen.

Und nun die Spaziergänge! Nirgends Gitter oder Wachen! Ein einziger, natürlicher Wald, der vor der Linie der Stadt beginnt, und wo man nur einige Alleen ausgehauen hat, um die anmuthige Wildniß noch anziehender zu machen. An der Seite dieſes Spazierganges fließt der Arno, zu deſſen Ufer den Wanderer friſche, duftende Boskets geleiten. Sonntags findet man hier ein italieniſches Feſt, von bezaubernder Wirkung. Zwei lange Reihen von Kutſchen fahren in der Hauptallee; Reiter ſchwärmen daneben; Fußgänger ziehen zu beiden Seiten einher. Dieß Bild iſt ruhig, dabei elegant und graziös, wie alles in Florenz; man hört kein lautes, unanſtändiges Wort; das weiche und reine Idiom des lieblichen Toscana fließt harmoniſch von Mund zu Mund; kein Streit, kein Zank, keine Grobheiten; das iſt aber keineswegs Leidenſchaftloſigkeit bei dieſem Volke, ſondern es iſt ein edler, tieferer Sinn, der es beherrſcht, und nicht zugibt, daß ſeine Kraft in Gaſſenbacchanalien verſchwendet werde. Beobachten wir den Florentiner einmal im Theater, dort weint er, lacht er, wird ergrif-

ſen, und applaudirt bei einer ſchön geſungenen Cavatine, mit der ganzen Glut ſeines Himmels; oder man gehe in die Kirche, wenn Einer jener beredten Mönche, wie ich ſie hörte, zur Zeit des Advents oder der Faſten predigt, wie da jede Phraſe auf allen den ausdrucksvollen Geſichtern zuckt, wie die Hände geballt werden, um nicht in ſeliger Vergeſſenheit zuſammenzuklatſchen, und wie nach beendigter Predigt der Mönch in einer geſchloſſenen Sänfte heimlich fortgetragen werden muß, weil das Volk ihn im Triumph forttragen würde, um ihm zu danken.

An einem dieſer ſchönen Sonntage in Florenz war es nun, daß ich aus der Porta San-Gallo fuhr, um einer köſtlichen Einladung zu folgen, die ich am Abend vorher erhalten hatte. Ich ſollte nämlich die Litaneien der heiligen Jungfrau in der Kapelle des Dorfes la Loggia von Madame Catalani ſelbſt ſingen hören.

Die Meſſe wurde von einem ehrwürdigen achtzigjährigen Prieſter geleſen, und die Kapelle war mit andächtigen Bauersleuten gefüllt. Nur Wenige waren zu dieſer Feierlichkeit eingeladen; unter Andern Herr Gaëtan Murat und ſeine Gemahlin, und der Graf Potocki, ein edler polniſcher Verbannter.

Madame Catalani intonirte die Litaneien mit ihrer prächtigen Stimme, die ganz Europa einſt ſo hoch bewunderte; dießmal ſang ſie weder vor dem Parterre der Scala, noch vor den Logen von San Carlo, weder vor einer glänzenden Verſammlung von Pariſern, Ruſſen oder Engländern, noch vor einem Congreß von Königen; nur ſchlichte Landleute hörten ihr zu, mit offenem Munde, deren Mienen ſtille Bewunderung verriethen. Ich habe nur ſelten eine ſo rührende Scene erlebt. — Die berühmte Künſtlerin, die knieend am Altare ſang, iſt noch immer ſchön und majeſtätiſch, wie ſie vormals war; ihre Augen blicken herrlich, ihre Züge ſind belebt von innerem Feuer; es war ſchön zu ſehen, wie dieſe Semiramis den babyloniſchen Purpur ablegte, um einem armen Dörfchen Freude zu machen. Ich fühlte mich glücklich, dieſe heilige Gewalt des Gebetes zu vernehmen; nie wiederhallte noch die ungeſchmückte Kapelle auf dem Lande von ſolchen Tönen. Bei den erhabenen Anrufungen: Königin des Himmels! myſtiſche Roſe! Tröſterin der Leidenden! antwortete ſtets der Chor der Landleute ihr: „Bitt' für uns!“ und dieſes Ora pro nobis ward ſo harmoniſch, ſo vollendet geſungen, daß es ein Zeugniß ablegen konnte für das natürliche Muſiktalent, das in jedem italieniſchen Ohre ruht. Alles war übrigens einfach und ernſt, und die Sängerin ließ den Noten ihre urſprüngliche Naivetät; aber die begeiſterte Wärme, womit ſie jeden Ausruf anhob, gab der jungfräulichen Poeſie dieſes Gebetes einen ganz unerwarteten Schwung. Ihre göttliche Stimme ſchien ſich

in den Himmel zu ſchwingen, und dann wieder herabzuſtrömen, um in dem Zujauchzen der Menge zu verlöſchen; ſo wurden dieſe Wechſelgeſänge durch keine Pauſe unterbrochen. Ich habe viel Muſik in Italien gehört; aber nichts was mit dieſer zu vergleichen geweſen wäre. In der ſixtiniſchen Kapelle in Rom, wenn das göttliche Miserere vor Michael Angelos Fresken ertönte, dachte ich bewegt an die Litanei in la Loggia. Und wenn Gott Gefallen hat an Gebeten der verſammelten Menſchen, ſo wird er der Bauerngemeine von la Loggia ein gnädiges Ohr verliehen haben, während er ſich von den kunſtvollen Sopranſängern der Kapelle des Vaticans abgewendet haben wird.

Nach beendigtem Gottesdienſte führte uns Madame Catalani (deren jetziger Name wie bekannt Madame de Valabrègue iſt) in ihre Villa. Ein geſangliebender Welttheil hat dieſe prachtvolle Reſidenz bezahlt; Florenz hat keinen ſchönern Landſitz aufzuweiſen. Um die Villa Catalani grünt ein Gürtel von Zitronen und Orangenbäumen; ſie liegt in einer Ebene, und bietet ihre Winterſeite der Sonne, ihre Sommerſeite der Schattenkühle dar; um ihren Hof läuft eine Kolonnade, mit vier Basreliefs von Lucca della Robbia, einem der bedeutendſten Künſtler Italiens. Beim Eintritt wehte uns ein Strom von heiterem Glanze entgegen; überall Marmor und reiche Moſaikböden; überall kämpft italieniſche Eleganz gegen die Hitze des italieniſchen Sommers. Die Markiſen von hundert Fenſtern, bewegt der leiſe Weſtwind, der vom Arno herüberſtreift, und dieſes Spiel verbreitet Kühlung auf den Treppen und Gängen; Arabesken ſchwimmen auf den Wanden, wie glückſelige Träume; Zitronenbäume erfüllen Alles mit Wohlduft, und die Gerüche des Gartens ſchwellen bis zu den Zimmern hinan. Man glaubt ſich in ein Schloß verſetzt, wie ſie in Mährchen vorkommen! Und nun, als Rahmen zu dieſer Villa, die Landſchaft von Florenz; die leuchtende Ebene, von blauen Bergen umgeben, von einem koſenden Fluſſe benetzt. Und dort erblickt man es ſelbſt, Florenz, das Schöne! unter den Hügeln der Villa Strozzi und San Miniato, wie es ruht am Geſtade des Arno, mit ſeinem Dom und ſeinen zwei coloſſalen Thürmen, wie eine ſehnſüchtige Frau, die ihre Arme ausſtreckt, bevor ſie einſchlummert.

Ein prächtiges Frühſtück erwartete uns in einem Saale neben der Orangerie; auch der Geiſtliche, welcher Meſſe geleſen hatte, war dazu eingeladen worden; er erſchien jedoch nur, um ſich zu entſchuldigen, daß er ſich nicht mit uns zu Tiſche ſetzen könne. Madame Catalani bat ihn ſo liebevoll in der ſüßen Sprache von Toscana, der man nichts abſchlagen ſollte, aber der Prieſter blieb lächelnd bei ſei-

ner Weigerung. Er nahm nur eine Taſſe Chocolade an, die man ihm in einem andern Zimmer ſervirte. Das Benehmen dieſes Greiſes ſchien mir eben ſo anſtändig als verdienſtlich.

Bei Tiſche wurde viel über Muſik geſprochen, und namentlich von den franzöſiſchen Opern, welche in Italien noch nicht bekannt waren. Auch Robert der Teufel iſt noch nicht über die Apenninen gezogen; doch war die Luſt ihn zu hören bei den Florentinern ſo groß, daß ſie deßhalb nach Paris reiſten, und auf ſolche Weiſe ihren Sperrſitz mit tauſend Thalern bezahlten.

Die Florentiner erkennen in der Muſik alles willig an, was ſchön iſt, und fragen nie, wo es herkommt. So wohnte ich einſt der erſten Aufführung der Beethovenſchen Symphonien bei. Die Eroica und die Paſtoralſymphonie erregten einen Freudentaumel ohne Ende; dieſe Meiſterwerke wurden nach einmaligem Hören ſchon begriffen und gewürdigt; aber an demſelben Abend gingen dennoch dieſelben Leute nach der Pergola, um Donizetti, den Mode-Maeſtro, zu hören.

Nach dem Frühſtück intonirte Madame Catalani das Dies irae der anglicaniſchen Kirche, eine finſtre Hymne, die gleichſam wie mit einem Cypreſſenzweige auf den Marmor eines Trauermonuments geſchrieben wurde. Langgehaltene Noten auf dem engliſchen Horn begleiteten dieſen Geſang. Keine Ueberraſchung kann größer gedacht werden, als die, welche uns die Villa Catalani bereitete; ein köſtliches Frühſtück zwiſchen der Litanei und dem Dies irae. Gemeiner Sybarismus läßt beim Deſſert Champagner und Liebe hochleben; hier am Ufer des Arno horchten wir mit Wolluſt unſeren Todtengeſängen. Der Weſtwind koste mit den Orangenblühten der Terraſſe; der italieniſche Mittag ſenkte ſich mit ſeiner myſteriöſen Erſchlaffung nieder; ein ſanftes Licht ſpielte auf den Scheiben; durchſichtige Schatten ſchwebten auf den Fresken.

Der Tag ward zum langen Konzert; ſolche Tage in Florenz beſtehen ganz aus Muſik und enden erſt am andern Morgen. Madame Duvivier, die Tochter der Madame Catalani, beſitzt eine der ſchönſten Contralt-Stimmen, die Italien wohl jemals gehört hat. Sie ſang Duo's mit ihrer Mutter; man erſchöpfte Norma, la donna del Lago, Semiramis. Madame Gaëtan Murat accompagnirte auf dem Flügel; ſie iſt die Tochter des Herrn v. Meneval, der ein Freund des Kaiſers war. Fortwährend kamen neue Gäſte aus Florenz. Das Geraſſel der Räder, das Stampfen der Pferde, die pomphaften Ankündigungen der toscaniſchen Ariſtokratie, nichts beſänftigte dieſe Dilettantenwuth. Niemand kümmerte ſich um das, was außer ihm vorging. Es war der Dilettantismus in ſeiner göttlichen Raſerei, wie ich ihn mir oft gedacht hatte; hier war von keiner Gefälligkeit der Künſtler mehr die Rede, von keinem auferlegten Geheimzwange, die Ge-

Google

ſellſchaft der Sieſte oder der langen Weile durch Muſik entrücken zu wollen, von keinen Intermezzo's, wobei Dankſagungen gegen fade Komplimente eingetauſcht werden; kein Programm hatte unſere Genüſſe uns vorgezählt; das Vergnügen wurde nicht durch Präludien und Entſchuldigungen der Kokketterie erſtickt; Alles kam aus voller Bruſt, und entquoll der reinſten Kunſtliebe: Cavatine, Cantilene, Polonaiſe, Duo, Trio, Romanze, Alles wurde im Fluge ergriffen. Der Flügel ließ dem Geſange, der Geſang dem Flügel keine Ruhe. So machte man Muſik in der Villa Catalani.

Nicht auf dem Thabor will ich eine Hütte bauen, ſondern in dieſer friſchen Oaſis der Ebene des Arno. Noch wiederhallen jene Klänge in meinem Gehöre, und am ſüdlichen Strande des Meeres, wo ich dieſe Erinnerung aufſchreibe, ſcheint es mir, als trüge der Wind melodiöſe Reſte jenes florentiniſchen Sonntags zu mir herüber. Eine Sieſte im Lenze hat mir nie lieblichere Träume beſcheert, als jener heitre Tag in der Wirklichkeit.

Aber dieſer einzige Tag ſollte auch vollkommen ſchön ſeyn; ich begann ihn in einer Villa, wo das königliche Talent ſeine Krone abgelegt hatte, und beſchloß ihn in einem Pallaſt, wo eine andere Königswürde, in edler Verbannung, das Schickſal des größten Namens der neuern Geſchichte ruhig erträgt. Die Schweſter Napoleons, die Wittwe des ehemaligen Königs von Neapel, erzeigte mir die Ehre, mich bei ihrer Soirée zu empfangen. Welche Gaſtfreundſchaft fand ich in dieſem Palaſte! keine Etikette fragt hier nach dem Stande und der politiſchen Meinung des Reiſenden; die ganze Welt wird in dem Salon der Gräfin L i p o n a repräſentirt; ein jeder Staat ſendet ſeine Geſandten hieher, ganz ohne politiſche Abſicht; die Schweſter des Kaiſers hat keine Gnaden mehr zu verſchenken, man naht ſich ihr nur, um ſie zu ſehen, zu bewundern, ihr zuzuhören, und mit ihr zu empfinden, denn keine Frau übte wohl je eine ſolche Macht der Rede. Gott hatte ſie erſchaffen, um auf dem Thron der Villa Reale zu herrſchen, Angeſichts jenes himmliſchen Golfs von Neapel. Auch hier haben zwar Jahre und Schickſale Spuren zurückgelaſſen, aber der blendende Glanz der Jugend iſt noch nicht ganz unter Thränen verſchwunden. Welche Familie! Ein Fremder, der zum erſtenmal in dieſen Saal voll der ſchönſten Frauen von Florenz tritt, wird ſogleich Die aus allen herausfinden, die einſt Königin war. Es ſcheint immer, daß die zwei großen Namen, die ſie trägt, mit ſiegenden Strahlen ſie umſchimmern.

Jeden Abend wird auch im Salon der Gräfin Lipona geſungen; ſie bedarf der Muſik, denn ſie liebt ſie leidenſchaftlich; Alle Napoleoniden ſind Künſtler; dies war vielleicht in neuerer Zeit die einzige gekrönte

Familie, die einen entſchiedenen und wahren Trieb zu den ſchönen Künſten hatte; ſie war aber auch nicht auf dem Throne geboren.

Madame Catalani beſucht die Gräfin oft, in Geſellſchaft ihrer Tochter. Alle Dilettanti von Florenz freuen ſich, wenn ſie ſich hier hören laſſen können; alle neuen Partituren kann man ſtets hier finden.

Während man nun ſang, überreichte mir die Gräfin Lipona ihr Album, und bat mich einige Verſe hineinzuſchreiben. Nach einem ſolch' poetiſchen Tage, und dieſer erhabenen Frau gegenüber, hätte ich erröthen müſſen, wenn mir die Begeiſterung ausgeblieben wäre. Ich öffnete das Album, und indem ich auf die Cavatine Casta Diva hörte, die eben geſungen wurde, ſchrieb ich an einem Gueridon in dem Konzertſaale ſelbſt einige Verſe: „die Verbannten in Florenz,“ betitelt. Ich las ſie der edeln Frau vor und bat ſie nun, mir einen Gegenſtand aufzugeben, und mir zugleich den Rhythmus vorzuſchreiben; ich wollte auf der Stelle das Gedicht entwerfen. „Nun wohl,“ ſagte ſie mit königlicher Anmuth,“ dies ſey Ihr Gegenſtand. Ich trage zwei Namen, auf die ich ſtolz bin; ich bin die Schweſter Napoleons, und die Gattin Murats. Ihr Gedicht heiße: Bonaparte und Murat.

In ſtürmiſcher Glut flog eine Ode auf das Blatt. Nachdem ich fertig war, las ich meine Arbeit der Schweſter Napoleons vor, und ich war ſo glücklich, Thränen in ihren ſchönen Augen zu erblicken; dies einzige Mal fühlte ich tief das Glück, einige Verſe improviſiren zu können. Einen ſolchen Tag erlebe ich aber nie wieder!

Spanien.

Spaniſcher Lenz 1835.

Armes Land! wie ſchön müßte dein Frühling ſeyn, am Guadalquivir oder am Tajo! aber Blut röthet die Orangenhaine von Sevilla; das Heulen des Tigers hat die Nachtigallen von Aranjuez vertrieben; deine Sycomoren trauern, deine Gärten ſind verödet; der Ocean, der an den Pforten des Eſtamento ſtürmt, hat die Maulthiere zurückgetrieben, welche mit luſtigem Schellengetön edle und ſchöne Frauen von Madrid hieher tragen ſollten. — Der Baske hat ſein Tamburin zerſchlagen; er pflückt keinen Thymian mehr auf ſeinen Bergen, um den Markt von Elizundo damit zu durchdüften; er ladet ſein Rohr unter den Tannen der Sierra, und tödtet, im Namen der Religion, irgend einen ſeiner Nebenmenſchen, den Geiern zum Fraß.

Was machen ſie nun wohl in der Abendkühle dieſer holden Jahreszeit, die göttlichen Weiber von Andaluſien, die Herrlichen! die ſchon Wonne gewähren, wenn man ſie unter den Jasminlauben einherſchreiten ſieht! Ach, ſie horchen keinen Serenaden mehr; ſie träumen nicht mehr von Liebe, hinter den Gittern ihres Balcons; die Mandoline ruht auf ihren Knien, ihre Saiten ſind ſchlaff; ſie lächeln nicht mehr bei der ſchäckernden Saynete; ſie horchen ängſtlich dem fernen Donnerton des Geſchützes, denn in der nächſten Nacht ſchon werden ſie der Verzweiflung des Beſiegten, oder der Wuth des Siegers als Opfer gefallen ſeyn.

Spanien, wo ſind deine Tage des Glanzes? wie trübe biſt du heute! Gedenkſt du nicht mehr des Bolero, jenes wollüſtigen Tanzes, zuckend vor Begierde und Liebe? die aufheiternde Caſtagnette iſt der lebhaften Caſtilianerin aus der Hand geſunken; Stille herrſcht auf der Wieſe; Stille auf dem ſchattigen Platze, wo die luſtigen Akazien rauſchen; Stille auf den Altanen des verliebten Beiſammenſeyns. Die jungen und ſchönen Schüler von Salamanka haben den galanten Codex der mauriſchen Sagen vergeſſen, und grübeln bei dem Studium ernſter Geſetze. Arme Kaſtilianerinnen! ſchmachtet denn hinfort mit der Konſtitution der Cortes! —

Und du Granada! luſtwandeln noch viele Liebende unter den Bäumen, denen du den Namen gabſt, mit den goldenen Aepfeln, welche ſich ſpalten, wie Lippen von Korallen? Die lauen Winde, welche die ſchönen Fälle deines Stromes hauchen, haben ſie viele Roſen in dieſem Lenz erſchloſſen an den gothiſchen Spalieren, des anmuthreichen Generaliſe? Ach, Granada, du biſt traurig wie dein Löwenhof! Beweinſt du noch die Abencerragen? Nein, nein, ſondern neue Trauer ſiehſt du voraus an deinem Horizonte. Was kannſt du aber noch fürchten? Alle deine Denkmale ſind Schutt und Trümmer; du haſt nur noch Menſchen zu verlieren; Menſchen! wie wenig — wenn man den Alhambra verlor!

Dort, du wunderbares Sevilla! jetzt ſo ernſt und feierlich wie die Nonne, die in's Kloſter geht. Einſt erfriſchteſt du deine Krone von Jasmin in den Wellen des Guadalquivir, und lachteſt mit ſo heitrer Luſt, als wenn immerfort die Galionen von Lima ankämen. Sevilla, das ſpielte, ſang, liebte, und von der Welt beneidet wurde; nun ſpricht es leiſe auf dem Marktplatze, und lieſt das Blatt **l'Abeja** aus Madrid, voll der entſetzlichſten Berichte. Armes Sevilla! **l'Abeja** hat dein Herz verwundet! —

Cadix! Cadix! der Sturm, der von den Pyrenäen zu den Herculesſäulen weht, erſchüttert dich ſelbſt auf deinem Ozean, wo du daliegſt, wie ein ſchönes Schiff, das an üppigen Wieſen geankert hat. Deine blühenden Terraſſen erheben ſich wie eine ungeheure Krone über den Zinnen deiner Paläſte. Deine Gebäude erbeben nun unter dem geſchändeten Schmucke ihrer Orangenbäume. Die Freiheit hatte dich jederzeit zur Wiege oder zum Grabe erſehen, und du empfindeſt die Wehen der Geburt, wie die Schmerzen des Begräbniſſes, großmüthige Stadt!

Schöner, ſpaniſcher Lenz! weißt du warum die Lüfte zweier Meere dir zuſtrömen? Damit ſie durch die Städte den Dampf des Blutes treiben können, das gefloſſen iſt und fließen wird, denn eine Stimme ward vernommen in der ſchwärzeſten Kluft der Sierra Morena.

Der Fluch weilt in den Lüften; Trauerflöre fallen vor Murillos Madonnen nieder; Kerzen und Lampen verlöſchen in den Heiligthümern; Gras wuchert auf den Schwellen der Klöſter; unſichtbare Dolche zerſchneiden die Stränge der geweihten Glocken; die coloſſale Giralda auf dem höchſten Thurme Sevillas ſtreckt nach Norden den rechten Arm aus; Aechzen herrſcht in der Luft; Beben auf der Ebene; überall Tod und Verderben! Sevilla tanze deinen letzten Fandango! Saragoſſa ſtimme zum zweitenmale deine eigene Todtenmeſſe an! Altes Spanien, du mußt ſterben! Dein König oder die Freiheit, Beide verlangen es von dir! —

Ein Blick nach Navarra.

Mai 1835.

Seitdem die carliſtiſchen Banden ihre abenteuerlichen Gezelte in den holzreichen Gebirgen von Navarra aufgeſchlagen hatten, erſchien uns dieſe Gegend intereſſanter. Zum Theil war es Furcht oder Neugier, was dies Gefühl erregte, zum Theil aber auch die finſtre und geheimnißvolle Färbung, welche dieſe nackten Pics an ſich tragen, während das flache Land mit einer kräftigen und reichen Vegetation prangt. Schon ein flüchtiger Blick, den man auf dieſe ungeheure Brücke wirft, welche, nach der Seite von Ainhoa hin, Frankreich mit Spanien verbindet, wird genügen, um alle geheime Schreckniſſe und offene Gefahren eines Bürgerkrieges zu enthüllen. Dieſe reißenden Sturzbäche, dieſe bewaldeten Klüfte gehören ſicher nur den gelenken und behenden Leuten mit ſicherem Rohre und ausdauernder Kraft.

Von dem Wunſche geſtachelt, wenn auch nur in der Vogelperſpective, einen Winkel der ſpaniſch-baskiſchen Provinzen zu erblicken, und einige Quadratfuße von Navarra zu durchziehen, das jetzt ſo viel zu leiden hat, begaben wir uns an einem ſchönen Maimorgen auf den Weg. Von Larreſſorre bis Espelette gingen wir, oder wateten vielmehr durch dicken Schmutz, auf einem Kommunalwege, den erſt ganz kürzlich noch die Millionen des Ardouin'ſchen Anlehns verdorben hatten. Wenn wir aber einen Augenblick von der Mühſeligkeit des Marſches ausruheten, ſo erfreueten ſich unſere Blicke einer ſo friſchen und grünen Landſchaft, daß ſelbſt minder enthuſiaſtiſche Köpfe davon entzückt worden wären.

Der Marktflecken Espelette zeigt ſich am Ende eines kleinen Thales, von Gebirgen eingeſchloſſen, die aus der Ferne geſehen, unbebaut und unfruchtbar erſcheinen. Obgleich man ſchon ſo viele Beſchreibungen von dem Urſprunge der Sprache und Sitten der Basken hat, ſo wünſchte ich doch ſtets dieſes männliche Volk ſelbſt zu ſehen, mit dem feſten Blick und dem geraden Nacken, der das tiefe Gefühl verräth, welches die Basken noch immer von ihrer alten Herrlichkeit hegen. Ich weiß nicht, ob ſie in ihrer Gaſtfreundſchaft eine Wahl vorherrſchen laſſen, ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie gegen die meiſten Fremden ſtets entgegenkommend ſind, und daß die Tugend, die wir vergebens in unſern civiliſirten Provinzen ſuchen, hier, von alten Zeiten her, immer noch gepflegt wird.

Espelette liegt eine kleine baskiſche, das heißt eine große franzöſiſche Stunde von Ainhoa. Wir mußten über eine iſolirte Höhe, von welcher man eine weite Ausſicht genießt. Zuerſt eine Menge bas-

kiſcher Dörfer, dann das Meer, Biarits, Bayonne; endlich führt der Weg wieder abwärts, ſchlängelt ſich durch ein Thal, dann an der Seite eines Berges wieder hinan, immer wechſelnd, immer maleriſch. Jetzt gelangten wir nach Ainhoa; dieß iſt die Gränze. Ein Bach (ein Arm der Nivelle), eine alte ſchlechtgepflaſterte Brücke; ein Douanierpoſten, ein Schilderhaus und ein franzöſiſcher Wachtpoſten von der einen Seite; von der Andern Navarra, mit dem Bürgerkrieg, mit den bewaffneten Banden, den Feuersbrünſten, den Verbannungen und den Kriegsgerichten, mit leeren Dörfern, und Elend und Gräus überall! Hier wohnt das friedlichſte und zerriſſenſte Leben neben einander, und doch ſind die Menſchen gleich gekleidet und reden dieſelbe Sprache und beten zu demſelben Gott. —

Indem wir dem Laufe der Nivelle folgten, ſtießen wir, in der Entfernung eines Flintenſchuſſes von der Brücke, auf den erſten Chriſtino-Poſten, der aus ungefähr 50 Chapelgorris unter den Befehlen eines Offiziers von den Carabineros (Douaniers), beſtand. Sie lagen in einem kleinen, niedern Hauſe, von Palliſaden umgeben, die in Zwiſchenräumen von Schießſcharten durchſchnitten waren, und das drei Thüren hatte, von denen eine ſich auf der franzöſiſchen Seite befand. Es war ein Sonntag, und die Mütter, Schweſtern, Frauen oder Liebchen der Chapelgorris hatten ſich auf der Wache eingefunden, um zu eſſen, zu trinken, ja ſogar um luſtig zu ſeyn. Die Chapelgorris tragen keine Uniform; ſie haben nur eine rothe flache Kappe, eine lederne Cartouche, und das Ordonnanzgewehr, hierin ſtimmen ſie überein. Im Uebrigen ſind ſie mit Jacken oder langen Röcken, Kamaſchen oder Espadrillen von allen Farben bekleidet. Um Disciplin ſchienen ſie ſich nicht zu kümmern, und man erzählte uns, daß ein Korporal einen ſeiner Leute zu erſchießen drohte, der in der Sonne lag, und ſich weigerte auf ſeine Wache zu ziehen. Dennoch ſind dieß die einzigen Truppen, welche im Stande ſind, den kleinen carliſtiſchen Banden die Spitze zu bieten, einen kühnen Streich auszuführen und ſich dann in den Schluchten zu zerſtreuen, ohne auch nur die geringſte Spur zu hinterlaſſen. Die Chapelgorris ſind Alle Eingeborene des Landes, und man erkennt leicht an den gebräuntern Geſichtern voller Narben Diejenigen, welche den Unabhängigkeitskrieg unter dem Ex-guerillero Mina mitgemacht haben.

Etwas entfernt von da erblickten wir Landibar, ein weitläuftig befeſtigtes Haus, das an hundert Gardiſten und Chapelgorris beſetzt hielten. Landibar iſt von einer zirkelförmigen doppelten Palliſade umringt, deren Zwiſchenraum, nur zwei Zoll breit, mit Erde angefüllt iſt. Der Graben iſt vier Fuß breit und hat mehrere Zugbrücken von Holz, die ein einziger Menſch wegnehmen kann. Ringsumher ſind die Bäume auf eine

große Diſtanz abgehauen, welches in dieſem holzreichen Lande wohl zu berückſichtigen war, da beherzte Leute ſich unbemerkt bis an den Graben hinſchleichen konnten. In dem Momente unſerer Ankunft, drängten ſich Gardiſten, Chapelgorris, Offiziere und Weiber, Alles bunt durcheinander zur Pforte hin, um zwanzig Mauleſeltreiber zu empfangen, welche Wein und andern Mundvorrath herbeiführten. Die fremden Uniformen, die nachläſſige Haltung und Unordnung dieſer Soldaten im Felde, machten auf uns einen faſt komiſchen Eindruck. Jedoch der Ruf: „zu den Waffen!“ und ein carliſtiſches Bataillon, und wir hätten eine Scene erlebt, würdig des blutigen Dramas, deſſen Scene dieß unglückliche Navarra iſt.

Ein junger Gardekapitain machte mit vielem Anſtande die Honneurs des befeſtigten Hauſes; wir beſuchten die Zimmer, das Spital im zweiten Stock, einen Raum, worin Waſſer und andere Vorräthe ſind, um eine Belagerung auszuhalten, ferner die inneren Fortificationen, die Ausfallpforten u. ſ. w. Alles dieß iſt zwar in der Eile ausgeführt, aber dennoch ſtark und gut, um eine Zeit lang einem Angriffe ohne Geſchütz widerſtehen zu können. Die Mannſchaft ſchien ſich um die Zukunft wenig zu kümmern und nur der Gegenwart zu leben, und doch iſt jede Ausſicht in den Bürgerkriegen ſo traurig und beängſtigend.

Von Landibar nach Urdach, dem Ziele unſerer Excurſion, zählt man ungefähr 20 Minuten; der Weg führt durch einen kräftigen Eichenwald; überall herrſcht eine wunderbar üppige Vegetation. Urdach iſt ein hübſches Dorf, das wir jedoch jetzt ſtill und verödet fanden; es liegt an einem hohen Bergkegel, der unten terraſſenförmig mit herrlich grünen Eichen bedeckt iſt, während ſeine Spitze ſich in einem grauen, verwitterten Felſen endet. Das erſte Haus im Orte war von ſeinen Bewohnern verlaſſen worden; über der Thüre ſahen wir das Wappen von Navarra. Der Beſitzer deſſelben, der jetzt in Frankreich lebt, diente dem Prätendenten als Wegweiſer, als er nach Spanien zurückkehrte. Weiterhin liegt die Kirche und das Kloſter der Auguſtiner, vormals Prämonſtratenſer, deren Reichthümer zum Sprichwort geworden waren. Die äußere Mauer war von den Carliſten zerſtört worden. Die Kirche iſt ſchön, und in gutem Stande, welches dafür zeugt, daß fortwährend darin Gottesdienſt gehalten wird. Der Choraltar macht einen ſchönen Effect; die Frauen knieten auf Binſenmatten oder ſchwarzen Decken; Stühle ſah man nicht und die Bänke waren bloß für die Männer da.

Herr Eliſſaldo, der Superior des Kloſters, zeigte uns die innere Einrichtung. Es iſt ein ſchwerfällig-einfacher Bau, der zu der Zeit Carls des Großen entſtanden ſeyn ſoll; der innere Hof iſt mit Reihen von Bogen in zwei Stockwerken umgeben, auf der einen Seite liegt ein Flügel, der 1792 eingeäſchert wurde, in Ruinen, von Epheu und andern Gewächſen

umſponnen; die Mönche leben ſtill, einfach und friedlich, duldſam und gaſtfrei. Herr Eliſſaldo ſpricht gut franzöſiſch, ſcheint ein aufgeklärter Mann zu ſeyn, der ſich gern den Fremden nähert, und ſelbſt auf ihre neugierigen und oft vorwitzigen Fragen mit vielem Tact Antworten ertheilt. Nur geringer Hausrath iſt in dem Kloſter anzutreffen; einige religiöſe Gemälde, einige Stühle und Tiſche, das iſt Alles. Die Geiſtlichen tragen eine viereckige Mütze, und ein langes Kleid mit zugeknöpften Aermeln, von grobem, weißem Zeuge. Der Superior und ein Anderer gaben uns bis zur äußern Pforte das Geleit, und wir verließen die frommen Männer voll Dank für ihre höfliche Aufnahme.

In dem Kloſter hatten wir drei carliſtiſche Kugeln gefunden; denn man erinnert ſich wohl, daß ſich hier Chriſtinos gegen Carliſten vertheidigt haben, wobei viele Kugeln gewechſelt worden ſind.

Deutſchland.

Mit Recht iſt die Aufmerkſamkeit des Publikums in dieſem Augenblicke auf ein Werk des berühmten Verſtorbenen gerichtet, das ihm unter dem Titel:

„Vorletzter Weltgang von Semilaſſo,“

verheißen worden iſt, und Anfangs Auguſt, in dem Hallbergerſchen Verlage, die Preſſe verlaſſen wird. Wir freuen uns im Stande zu ſeyn, hier ein pikantes Bruchſtück aus dieſem geiſtreichen Werke mittheilen zu können. Es iſt der erſten Abtheilung des erſten Bandes: „Europa“ entlehnt. Semilaſſo beginnt ſeinen Weltgang von der Heimath nach Weſten. Zuerſt und mit Vorliebe verweilt er in dem herrlichen Franken; die Naturſchönheiten Muggendorfs und ſeiner Tropfſteinhölen feſſeln ſeine Schritte; hierauf lebt er in Bamberg, Würzburg, und erſcheint dann plötzlich in dem glänzenden Kreiſe der großen Pariſer Welt, am Hofe Louis Philipps, im engen Verkehr mit Literaten und Künſtlern, mit Staatsmännern und Fürſten. Seiner ſcharfen Beobachtung entgeht nichts; es iſt bekannt, mit welcher Meiſterſchaft dieſer Autor zu ſchildern verſteht; bald iſt es eine Landſchaft, ein Park, ein Diner, eine Geſellſchaft, Porträt und Genre, Alles wird uns ſcharf, lebendig und wahr vor Augen geführt; überall ein reiches Gemiſch von Zügen, Anekdoten, Früchten reicher Beleſenheit, Ergebniſſen eines bunten Lebens, tiefen Gedanken, ſprudelndem Witze, gemüthvollen Seiten, mit einem Worte — es iſt eine entzückende Lectüre — die angenehmſte Unterhaltung, die man ſich wünſchen kann. — Weit entfernt, das, was wir hier geben, als das Hervorragendſte des Werkes bezeichnen zu wollen, deſſen ganzer Inhalt uns noch nicht bekannt wurde, erſchien es uns, als ächtes deutſches Genrebild aus der Gegenwart, für unſern Zweck am Entſprechendſten.

Das Volksfest in Bamberg.

(Von Semilaſſo.)

Den 6. Juni 1834.

Die größern Städte in Baiern feiern bekanntlich zu beſtimmt wiederkehrenden Epochen ein Volksfeſt, und ſuchen es darin eine der andern hervorzuthun.

Das von Bamberg hat jetzt begonnen, und ich fuhr mit dem übrigen Troß auf die ſogenannte Thereſienwieſe, einem todten Anger, in dem

man bis über die Knöchel im Sande watete, wie in der Berliner Haſenhaide. Obgleich man vor den Staubwolken, die den ganzen Raum bedeckten, Alles nur wie hinter einem Flor erblickte, ſo nahmen ſich doch die vielen weiß und blauen Tribunen, Zelte und Fahnen ſehr feſtlich aus. Eine Menge Lauben waren außerdem von Tannenreiſern dicht und kunſtreich aufgerichtet worden, und ſtrotzten von Biergäſten beiderlei Geſchlechts, deren Luſtigkeit gravitätiſcher war, als ich erwartete, und heute eine auffallende Diſette an hübſchen Frauengeſichtern zeigte. Viele Glückshäfen, Spiele und Lotterien waren in Buden zwiſchen den Lauben vertheilt, die mich am meiſten anzogen, denn hier, wo die leidenſchaftliche Theilnahme an Gewinn und Verluſt dieſe gemeinen Claſſen ausſchließlich beſeelt, ſind ihre primitiven Charakternüancen am beſten zu ſtudiren, und am intereſſanteſten zu beobachten. Die Pfiffigkeit der Betrüger, die ſtiere Begierde der Düpes, die Angſt der Erwartung und die brutale Freude des Gelingens entfaltete ſich mit thieriſcher Unverſtelltheit, und ſelbſt hier findet ſich dennoch zuweilen neben dem Widrigen Grazie, mitten im Gemeinen ein edlerer Ausdruck. Hier mögen Maler und Schauſpieler ein reiches Feld finden.

Am Ausgang des großen Quarré's ſang ein wohlgeſtalteter junger Mann mit ſchöner Baritonſtimme, trotz der ungeheuren Hitze, unermüdlich eine Mordgeſchichte ab, die eine neben ihm aufgehängte Leinwand zugleich gräßlich ad oculos demonſtrirte. Die Heldin war eine Hebamme, welche man unter andern Exploits einen Säugling bei den Beinen nehmen, und wie einen Haderlappen dergeſtalt von einander reißen ſah, daß eine gleiche Hälfte des Aermſten in jeder Hand zurückblieb. Folgender Vers ward dazu geſungen:

Ihr Freunde hört die Grauſamkeit,
Die ich mit Euch beweine,
Ein Knabe in der Jugendzeit
Mit Eltern im Vereine
Den man von grauſer Mördrin Hand
Zerriſſen in zwei Stücken fand!

Folgende Abbildung iſt zu einem Melodram zu empfehlen. Zwei Räuber, Mann und Schwager der ſchrecklichen Hebamme, welche ſo eben durch eine Liſt der Müllerin, die man berauben will, eingeſperrt wurde, ſuchen ihr zu Hülfe zu kommen, und da keine Leiter bei der Hand iſt, klettern ſie auf dem Mühlrade nach dem Fenſter hinauf, aus dem die Hebamme ſie heranruft. In demſelben Augenblicke aber ſetzt die Müllerin, der es wie man ſieht, nicht an présence d'esprit fehlt, die (des Sonntags wegen, und weil ihr Mann in der Kirche iſt) gehemmte Mühle in Gang. Die attrapirten Böſewichter ſtürzen herab und werden ſo kunſt-

reich zermalmt, daß ihre Glieder dutzendweis gleich einer Heerde Enten auf den Fluten davon ſchwimmen.

In einem nahen Kieferhain fand ich ein großes Theater im Freien mit lebendigen Couliſſen errichtet, auf dem Uebermorgen geſpielt werden ſoll. Man war ſchon beſchäftigt die Waſſerfäſſer anzufahren, die eine Cascade in Tyrol zu ſpeiſen beſtimmt ſind. Die Offiziere der Garniſon werden, wie ich höre, unterſtützt von einer Schauſpielerin aus Nürnberg, ein großes hiſtoriſches Nationalſtück aufführen, mit Gefechten zu Fuß und zu Pferde, Kanonendonner und vielerlei Specktakel. Weiterhin ſieht man den Vieh- und Pferde-Markt, auf dem eine nachahmungswerthe Einrichtung herrſcht. Jeder Kauf oder Tauſch wird durch dazu aufgeſtellte Beamte ſogleich protocollirt, und entdeckt ſich ſpäter an den Thieren einer der vier vom Geſetz bezeichneten Hauptfehler, ſo iſt der Handel ungültig. Auf dieſe Art wird allen Streitigkeiten und grobem Betrug gänzlich vorgebeugt.

Ganz Bamberg iſt mit Leib und Seele bei dem Feſte. Ueberall begegnet man nur aufgeputzten Leuten und fröhlichen Geſichtern. Die Miethwagen berennen fortwährend das Pflaſter, und vor mehreren Häuſern ſtehen magnifique betreßte Portiers mit großen Bandelieren und kleinen Degen. Ich bin dadurch um meinen Lohnbedienten gekommen, der in weiß und ſchwarzer Livree, mit Silber beſetzt, in ſeidenen Strümpfen und großen Schnallen, ſeine Rolle als Suiſſe im deutſchen Hauſe mit vielem Anſtand ſpielt.

Der heutige Tag erweiterte meine Bekanntſchaften bedeutend. Ich erwähne der mir ſehr angenehmen des Buchhändlers Kunz, eines intimen Freundes des ſeligen Hofmanns, deſſen kürzlich gehabte Erſcheinung ich ihm jedoch nicht mittheilte. Dagegen erzählte er mir eine ihm ſelbſt widerfahrne höchſt ſonderbare Begebenheit; ein Traum oder mehr — wer mag es beſtimmen! der den Vorhang des Jenſeits anziehender als die Seherin von Prevorſt lüftet. Wenn ich mich enthalte, mehr darüber zu ſagen, ſo geſchieht es aus Discretion, da ich vermuthe, daß Herr Kunz uns bald ſelbſt intereſſante Erinnerungen aus ſeinem reichen Leben geben wird. Da er ſich ſehr enthuſiaſtiſch für die Schriften meines Freundes Leopold Schefer äußerte, dem man überhaupt in Süddeutſchland beſonders zugethan iſt, ſo gab dieß bei gleichen Geſinnungen von meiner Seite noch einen Berührungspunkt mehr zwiſchen uns ab, und wie gern hörte ich ihn dann ſo manches mir Unbekannte von Hofmann erzählen! Herr Kunz zeigte mir ein Familienbild von Hofmann gemalt, worin er ſich ſelbſt mit eingeführt und ſehr ähnlich dargeſtellt hatte. Doch iſt er mit der Feder ſeinem Vorbilde Callote näher gekommen, als mit dem Pinſel.

Den 8. Juni.

Mit dem Volksfeſte iſt eine Kunſt- und Gewerbe-Ausſtellung im großen Saale der Reſidenz verbunden. So gering dieſe in andern Gegenſtänden ausfällt, ſo einzig iſt die Pracht, mit der ſich die Gemüſewelt hier entfaltet. Solche Koloſſe von Kraut-, Blumenkohl- und Salat-Köpfen, ſolche Könige unter den Rettichen, ſolche viele Ellen lange Lanzen von Süßholzwurzeln, ſolche Ungethüme von Artiſchoken, Karden und Rüben aller Art, ſahen meine Augen noch nie! Die Sämereien, aus denen dieſe Rieſenwelt erwächst, waren ſinnig in zierlicher Ordnung daneben aufgeſtellt, und ich rathe allen Gärtnern, hier ihre Einkäufe zu machen. Eben ſo ſehr zeichneten ſich die verſchiedenen Getraidearten aus, und unter den Handarbeiten die ſchönen Weidengeflechte, in denen man es hier ſo weit gebracht hat, daß alle Damen, die ihren Freiern Körbe zudenken, ſie hier beſtellen ſollen.

Als ich nach Hauſe kam und auf meinem mit Blumen geſchmückten Balkon Poſto gefaßt hatte, begann bereits der große Feſtzug der Bürgerſchaft, der ſich zum Wettrennen der Pferde und Wagen auf die Thereſienwieſe begab. Obgleich er nicht zum beſten angeordnet war, und Altes und Neues ſich zu confus unter einander miſchte, bot er doch manches gefällige und graciöſe Bild dar. So nahm ſich der mit Blumen ganz bedeckte, mit vergoldeten Hörnern und Hufen prangende Stier, der der Fleiſcherzunft majeſtätiſch voranſchritt, ganz monarchiſch aus, und der kleine aus einem Baum-großen Steifſtiefel hervorlächelnde Amor, der die Schuſter anführte, zeigte einen Leiſten an, bei dem ſich jeder gern begnügen kann. In einem Wagen mit ſchönen Schnitterinnen, der mit verborgenen Rädern eine friſche Laube vorſtellte, welche hundert bunte Bänder umflatterten, wäre man gern ſelbſt mit eingeſtiegen, und ein Ritter in ſilberner Rüſtung, mit dem Wappenrock aus Scharlach, von Herold und Knappen gefolgt, würde den beſten Effect gemacht haben, wenn nicht eine Magiſtratsperſon mit ſchwarzem Frack auf einem Stutzſchwanz neben ihm caracolirt hätte.

Was aber burlesk wurde, waren die Rennpferde, elende Roſſinanten, von halbbarfußen Straßenjungen geritten, denen man nur wie Affen rothe und blaue Jacken übergezogen hatte. Etwas beſſer nahmen ſich die Rennwagen in der antiken Form der olympiſchen Spiele aus, obgleich die als Hellenen verkleideten Lohnkutſcher ſich auch im Koſtüme mehre abweichende Bequemlichkeiten geſtattet hatten.

Sobald der Zug vorüber war, welches über eine Stunde dauerte, folgte ich in Geſellſchaft eines fremden Barons und ſeiner Töchter, der die Güte hatte, mir einen vacanten Platz in ſeinem Wagen anzubieten. Ich ſelbſt hatte die Zeit verſäumt und konnte keinen mehr bekommen. Als

wir ausſtiegen, gab ich der älteſten Tochter den Arm, der Vater folgte mit der Andern und wir drängten uns durch ein großes Labyrinth von Wagen, Pferden und Menſchen hindurch. Ich beſchleunigte meine Anſtrengungen, da meine Begleiterin ſehr, noch etwas von dem Wettrennen, das ſchon größtentheils vorüber war, zu ſehen wünſchte, und es gelang mir auch, ſie glücklich an Ort und Stelle zu bringen, und auf einen Wagentritt zu placiren, von wo aus ſie das ſiegende Gerippe eines alten Schimmels, der im kurzen Galopp vorbeikeuchte, noch in ſeiner vollen Glorie genießen konnte. Aber nachdem die Leidenſchaft des Wettrennens geſtillt war, wo war der Vater geblieben! Keine Möglichkeit ihn wieder zu finden und ich habe ihn auch nie wieder geſehn.

In dieſer Noth und um die Beſorgniß der jungen Dame baldmöglichſt zu beſchwichtigen, führte ich ſie — und wahrlich es war keine Sinecure, durch das Gedränge dahin zu gelangen — auf die große Tribüne, welche, da kein Hof zugegen, von den Honoratioren der Stadt eingenommen worden war. Wir hofften von der Höhe den ängſtlich erſehnten Erzeuger zu erblicken, aber wir ſahen nichts als Staubwolken und undeutlich hinter ihnen wogendes Volk. Glücklicherweiſe ward ich meinen Vetter P... gewahr, der von F... hereingekommen, mich dieſen Morgen ſehr angenehm überraſcht hatte, und wollte meiner reizenden Couſine eben die verlorne Tochter empfehlen, als auch dieſe ihrerſeits einer Tante anſichtig wurde, die ſofort ihre pflichtmäßige Chaperonnirung übernahm. Ich folgte nachher der Geſellſchaft ins Theater. Ueber 6000 Zuſchauer, die ſich hier auf ſtufenweis anſteigenden Bänken ſo ſtill und ruhig verhielten, als ſeyen es nicht mehr als ſechs, gewährten einen ſchönern Anblick, als die Scene ſelbſt; doch war auch dieſe ſehr artig decorirt, und mein alter Bekannter, der Waſſerfall, ſprudelte mir wie Kühleborn entgegen. Das Stückes Titel hieß: Arco's Opfertod für Churfürſt Max Emanuel, und war von einem Offizier verfaßt, der, wenn ich recht verſtanden, auch ſelbſt die Hauptrolle ſpielte. Man agirte gar nicht übel, nur die Schauſpielerin von Nürnberg etwas affectirt, und das Ganze war mit der Menge der Figuranten, Pferde, Gefechte u. ſ. w. ſeinem Zwecke eines Volksſchauſpiels ſehr entſprechend. Arco's Heldenmuth ward übrigens, ſelbſt noch nach dem Tode, auf eine harte Probe geſtellt, die er wirklich mit bewundernswürdiger Faſſung beſtand. Als er nämlich nach einem ſehr langen und angreifenden Geſpräch in ſeinem letzten Augenblicke endlich verſchieden war und ausgeſtreckt da lag, ging, von einer zu ſpät entwiſchten Rakete erſchreckt, das Pferd eines Soldaten im Hintergrunde durch und rannte direct auf den, keineswegs lebloſen, Leichnam des großen Arco zu. Doch er zuckte nicht, und es gelang den herbeieilenden Generalen, das Thier zu einem Seitenſprung zu bewegen,

worauf es unter einigem Gelächter und mehren Bravo's mit ſeinem Reiter in den Couliſſen verſchwand, nachdem es jedoch vorher das Gerüſte des, ſeit der erfolgten Kataſtrophe des Helden, ebenfalls ausgetrockneten Waſſerfalls, noch in bedeutende Gefahr brachte.

Vom eigentlichen Inhalt des Stückes kann ich nicht viel ſagen, meine Gedanken waren ganz wo anders, und obgleich ſie ſich nicht über die 6000 Zuſchauer hinaus erſtreckten, ſo abſorbirten ſie mich demungeachtet ſo ſehr, als wenn ſie im Himmel ſelbſt an ſeinem ſchönſten Stern angefeſſelt geweſen wären. Ja in dieſer Phantaſie verloren, wo ich die Kanonenſchüſſe nicht mehr hörte, vernahm ich doch den leiſeſten Hauch einer melodiſchen Stimme hinter mir ... aber ich träume ſchon wieder!

Das Theater war aus. Niemand konnte weder ſeiner Leute noch Wagen habhaft werden. Eine kleine Geſellſchaft Ungeduldiger, zu denen ich mich geſellte, beſchloß in der anmuthigen Dämmerung zu Fuß nach der Stadt zurückzuwandern. Eine höchſt liebenswürdige, lebhafte, geiſtreiche und geſprächige Dame erbot ſich, uns als Wegweiſer zu dienen, und führte, da wir nicht beſſer verlangten, die Caravane an. Aber Gott, der nicht leicht einem Sterblichen Alles gewährt, hatte ihr den Ortſinn verſagt! Zuerſt dirigirte ſie uns auf eine Sandſcholle, die bald einen ſolchen Triebſandcharakter annahm, daß einige die Beſorgniß laut werden ließen, hier wohl ſtecken bleiben zu können. Dies vermochte ſie, einen Fußſteig über die Wieſen einzuſchlagen, und ich muß ſagen, wir folgten Alle mit der größten Ergebung. Sie war mit meinem Vetter in ein lebhaftes Geſpräch gerathen. Wir hörten deutlich ihr Lachen, und die verſchiedenen Modulationen ihrer Stimme leiteten uns, wie Signale die Cavallerie. Aber nach und nach ward das Gras immer höher, verdächtige Sumpfblumen ließen ſich blicken, Moderduft verbreitete ſich um uns, ja Einige wollen ſogar Irrlichter geſehen haben. Schon ertönten leiſe Wehklagen in der Arrieregarde, welche von den älteren Damen gebildet worden war — da entſtand auch vorne Unruhe und Tumult, das Erdreich gab nach, hie und da ward ein rebelliſcher Schuh ſeinem hübſchen Füßchen untreu, kurz wir waren wirklich in Sumpf gerathen und ſtanden nun vor einem breiten Graben.

„A moi Auvergne!“ rief mein Vetter, und ich eilte hinzu. Wir ſind Beide groß. Gleich zwei Koloſſen von Rhodus ſtellten wir uns feſt über den Grabe , ein kräftiger Schwung der Arme, und einem Zephir gleich, ſchwebte unſere leichte Führerin hinüber. Die nymphenſchlank Gebauten folgten ſchnell, eine Korpulente aber jammerte und wollte umkehren. „Nur niemals rückwärts, Madame, ermahnte ich, drüben wird die Wieſe wieder trocken.“ Hier hatte ich aber ſchlecht prophezeit, denn es ward immer näſſer, neue Gräben verſperrten uns den Weg, ja Dornhecken

ſelbſt, bei deren Escaladirung man uns gewiß gezwungen haben würde, die Augen zu verbinden, wenn nicht bereits die Nacht uns in ihren dunkeln Schleier eingehüllt hätte. Vieles ſtill getragene Ungemach ward in dieſer merkwürdigen Nacht erlebt. Endlich hatten wir wieder gebahnten Boden erreicht. Es war nunmehr ganz in der Ordnung, daß alle Vorwürfe uns arme Männer allein trafen, welche zu dieſem abſcheulichen Weg verleitet haben ſollten. Aber ach! unſere große Schuld war noch nicht zu Ende; ſchon früher hatte der Himmel über uns gemurmelt, jetzt öffnete er ſeine Schleuſen und nun ward unſere Lage critiſch, denn ſo viel verheerte Toiletten zu verantworten zu haben, wäre keine Kleinigkeit geweſen. Ich begreife noch jetzt nicht, wie es gegangen iſt, aber im Nu hatte ſich Alles in Paare abgetheilt, und jedes Paar hatte auch einen großen Parapluie, von denen ich vorher durchaus nichts bemerkt hatte. Der Regenſchauer, wie durch unſere gute Bewaffnung abgeſchreckt, ließ bald darauf nach, und bis auf das beſchädigte Schuhwerk, kam Alles noch leidlich unter Dach und Fach.

Mein Vetter, der gleich mir gern wacht, leiſtete mir noch Geſellſchaft, und erzählte mir bei einigen Cigarren von ſeinen Kriegsſchickſalen in des großen Napoleons Dienſt, ſeinem Duell mit dem Liebling des ſeligen Königs von Würtemberg, ſeinem Schloßbau und jetzigen Friedensleben, und als auch hie und da eine Klage mitunter lief, die bei mir ſelbſt ein ſtarkes Echo fand, ſagte ich ihm gute Nacht mit eines alten Pappenheimers Sprichwort: Lieber Freund, Freud oder Leid — in fünfzig Jahren iſt Alles eins.

Den 11. Juni.

Bei weitem der angenehmſte Theil des Volksfeſtes war für mich, aus mehr als einem Grunde, die geſtrige Regata der Fiſcher auf der Regnitz, in der reizenden Gegend des Dorfes Buch. Die ſchön geſchmückten Kähne mit flatternden Wimpeln, die geſchmackvoll und elegant coſtümirten Fiſcher, meiſt ſchöne junge Leute von militäriſchem Anſtand, die Kraft und Grazie ihrer Evolutionen, der groteske, waſſerſpeiende Wallfiſch in der Mitte, und die mit bunten Volkes unzähliger Menge bedeckten Ufer und gegenüberliegenden Anhöhen — es war gewiß ein glänzendes Schauſpiel. Nach der Wettfahrt beſtanden die Kämpfer eine Art Turnier, und Wenige waren, die man nicht genöthigt hätte, ihre Schwimmkunſt in Anſpruch zu nehmen. Oft ſanken vom Lanzenſtoß getroffen Beide zugleich in die blaue Flut. Zuletzt vereinigten ſich Alle, einen Maſt zu erklimmen, auf dem verſchiedene Preiſe hingen. Auch ein Carricaturſchiff machte ſich bemerkbar, auf dem eine Bauernhochzeit ziemlich erotiſch dargeſtellt wurde.

Den andern Feſtlichkeiten mußte ich entſagen. Meine gezwungene Abreiſe iſt vor der Thür, es war noch viel zu ordnen, kaum blieb mir die nöthige Zeit übrig. Ich habe Bamberg lieb gewonnen und verlaſſe es ungern — der Abſchied an der Regnitz thut mir weh. Ich ſagte ihr Lebewohl, als ſey ſie ein ſchönes Mädchen, und eine Blume in ihres Buſens Wellen ſinken laſſend, rief ich: Denke mein!

Denſelben Abend erfreute mich noch Herrn v. Pfeufers Beſuch, der, als ich ihn wegen meines Jägers, welcher dem Tode nahe ſchien, conſultirte, mir das Räthſel mit einemmal löste, indem er erklärte, dieſer Menſch habe den ſtärkſten Anfall von Heimweh, und werde nur durch ſchnelle Rückſendung geheilt werden. Nie hatte ich vorher Gelegenheit gehabt, eine ſo ſonderbare Krankheit zu beobachten, die in der Schnelligkeit und Heftigkeit ihrer Wirkungen etwas faſt Wunderbares zeigt. Kaum hatte ich dem Jäger angekündigt, daß er, ſobald er ſich ſtark genug dazu glaube, nach Hauſe reiſen ſolle, um dort einen Poſten im Forſt zu bekleiden, ſo verwandelte ſich zuſehends ſein hippokratiſches Angeſicht. In einer Stunde ſchon fühlte er Appetit, und am andern Morgen traute ich kaum meinen Augen, als ich ihn angezogen, noch ſehr blaß zwar, aber ganz vergnügt, in meine Stube treten ſah, mit der Bitte, ihn doch noch heute mit der Diligence abgehen zu laſſen, ſeine Sachen ſeyen ſchon gepackt.

In wenigen Stunden war er fort, nicht viel nach mir fragend, und ſo ſchwach er auch war, im Trab der Diligence zulaufend, die ihn ſeinen Tannenzapfen zuführen ſollte. Ich bin überzeugt, hätte ich ihn in ein Paradies gebracht, nach vier Wochen hätte er auch darin den Geiſt aufgegeben. Das iſt eine glückliche Disposition! Mir Unruhigem, den das Fernweh plagt, kommt es wenigſtens ſo vor.

Bei der Unmöglichkeit, meine Weiterreiſe länger aufzuſchieben, iſt mir dieſe Defection auch ſehr empfindlich. Ich wollte hier einen jungen Menſchen annehmen, vor Thorſchluß läßt mir aber eben ſeine Mutter ſagen, ſie könne ihn ſo weit nicht von ſich ziehen laſſen. Es ſcheint, daß ich in dem Reiche der Dienenden hier auf lauter Senſitiven ſtoße, und werde mir daher wohl wieder einmal ſelbſt und allein durch die Welt helfen müſſen. Ich bin ohnedieß dieſer weitläuftigen Art zu reiſen, dieſer Unbehülflichkeit, dieſer Menge unbequemer Bequemlichkeiten, überdrüſſig — ſo ſey es, morgen wollen wir die Geſtalt verändern, und als leichter Schmetterling aus der ſchwerfälligen Puppe fliegen.

F e u i l l e t o n.

Literariſche Ueberſichten.

SAPHIRA ou PARIS ET ROME
par M. de Kératry.

Der Verfaſſer hat Rom in dieſem Romane mit einem großen Blicke umfaßt; er hat es durch alle ſeine Phaſen verfolgt, durch alle ſeine ſocialen und artiſtiſchen Bewegungen, und geſchichtliche Erinnerungen überall in reichen Gruppen angebracht. Das Einzige, was dem Buche vorzuwerfen wäre, iſt ein Anſtrich von Myſticismus, der darin herrſcht, aber man kann nicht in Abrede ſtellen, daß es einen ledhaften Eindruck mache und Veranlaſſung zum Nachdenken biete. Die Fabel iſt hier wie in den frühern Romanen des Hrn. v. Kératry ziemlich befremdend und bizarr, ſie nimmt aber nur einen kleinen Raum in dem Buche ein, und verliert ſich ſo ſehr unter wichtigen Nebenſachen und Abſchweifungen, Bemerkungen und Theorien, daß ſie nur wie ein Vorwand erſcheint, wie ein erſtes Glied einer kunſtvollen Kette, die der Verfaſſer vor uns aufrollen wollte. Die Scene eröffnet der unglückliche Ball des Fürſten von Schwarzenberg 1811, der unter Blumen begann, und in Flammen endigte. Ein junger Künſtler rettet hier Saphira. Sein Herz verzehrt von nun an das Element, dem er ſie entriſſen; er liedt ſie, und darf ihren Beſitz nie hoffen, weil er arm und ohne Namen iſt. Da verlangt ein edler, italieniſcher Duca Saphira's Hand, der zugleich ein zärtlicher und ergebener Freund des Künſtlers

iſt. Er wird ihr Gatte dem Namen nach, während es ſein Freund in der That iſt. Sie reiſen nach Rom. Der Duca wählt hier eine Geliebte, aber der Künſtler, überdrüſſig des ruhigen Beſitzes, verliebt ſich in des Freundes Geliebte, während in dieſem nach und nach ein zärtliches Gefühl für ſeine Gattin entbrennt. Die hieraus entſtehenden Begebenheiten bilden den Roman, deſſen Kataſtrophe wir hier nicht verrathen wollen. —

DEUX MARTYRS.
1832. Par Fulgence Girard.

Das neueſte Werk eines zwanzigjährigen Dichters. Bald rennt die feurige Einbildungskraft mit dem Plane, bald mit dem Style davon. Es iſt in dieſem Romane, welcher ſich der „Eheſcheidung“ von Paul Lacroix, und der „Valentine“ und „Indiana“ von Georges Sand, anſchließt, ebenfalls ein Manifeſt gegen die Ehe enthalten. Girard hat jedoch ſeiner Heldin Giulia ein neues und intereſſantes Verhältniß zu ſchaffen gewußt, indem er ſie als Pflicht perſonificirte. Auch dieſes Buch beginnt mit einem glänzenden Ball, und entwickelt ſich bei den Schlägen der Sturmglocke des Kloſters St. Mery. —

LE MARI DE LA REINE,
par E. L. Guérin.

handelt von der ſechsten Ehe Heinrichs VIII. mit der Wittwe Latimor's, den Heinrich hinrichten ließ. Herr Guérin ſchreibt einen energiſchen Styl, die Charaktere ſind beſtimmt gezeichnet, und das Buch hat ſchnell Leſer gefunden.

UN TOUR EN SICILE,
par M. de Nervo.

Eine neue, von einem jungen, bereits viel gereiſten Manne entworfene Beſchreibung dieſes Landes. Unter Andern iſt auch die Beſteigung des Aetna darin enthalten. Die Schilderungen ſind warm und kräftig, die hiſtoriſchen Züge reichlich eingeſtreut, und der Styl einfach und klar.

ENGLISCHE ZEITSCHRIFTEN.

Die Engländer ſelbſt beklagen ſich über die Dürre ihrer *Reviews*: die Politik nimmt dort alles Intereſſe in Anſpruch. Das letzte Stück des *Edimburg Review* beginnt und endet mit einem Artikel über die Stellung der Parteien in England. Das *Quarterly Review* beklagt den Sturz des Tory-Miniſteriums. Daneben kritiſirt das *Edimburg Review* die Amerikaniſchen Dichter, blickt nach dem Halley'ſchen Kometen, richtet Spindlers Romane mit großer Strenge, und kommt dann auf die Unſittlichkeit der engliſchen zurück. Das *Quarterly* läßt den franzöſiſchen Werken von Toqueville und Beaumont über die Vereinigten Staaten, Gerechtigkeit widerfahren und gibt einige Artikel über des Doctors F. J. F. Meyer Reiſe um die Welt, ſo wie über die Geſchichte der Baukunſt und die orientaliſche Korreſpondenz von Michaud. Lamartine's neueſtes Werk hat Anklang in England gefunden; die Verſe darin ſind von einer Miß L. Landon überſetzt. — Von Originalwerken nennen wir die *Reiſe des Kapitain Roß* und Bulwers *Studenten*, die beide in Deutſchland ſchon Ueberſetzer gefunden haben. — Lord Egerton Bridges gibt eine prächtige und dabei wohlfeile Ausgabe von *Milton* heraus.

MAIROSEN.
Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Friedrich v. Arth.
Stuttgart, Julius Weiſe. 1836.

Eine Sammlung aus der Revue de Paris, in fließender und lesbarer Ueberſetzung, welche die Zahl der Unterhaltungsſchriften auf eine angenehme Weiſe vermehrt. Die Auswahl iſt ſehr gut getroffen; man findet unter den Verfaſſern: Soulié, Gozlan, Karr, Niſard, Thierry, Guinot, Vermont und Beauvoir; Namen, die allen Freunden der neuern franzöſiſchen Literatur hinlänglich bekannt ſind. Die Ausſtattung iſt elegant. Das Buch iſt erſt in dieſen Tagen erſchienen.

— In Paris, bei Baudry verließen die Preſſe:

CAP. J. ROSS'S VOYAGE, in Search of a North-West-Passage, in 1829—33 1 Vol. 8. with Map, and two views. only 5 Fr.

ABBOTSFORD et NEWSTEAD-ABBEY. A new Work by Washington Irving. I Vol. 12. only 2 Fr. or I Vol. 18. 1 Fr. 50 C.

STORIA DI NAPOLI, dal 1734 Sino al 1825, del Generale Colletta. Ossia continuazione della storia di Giannone, 1835. 2 Vol. 8. 10 Fr.

Kunſt.

— Die Ausſtellung der Originalwerke engliſcher Maler hat in Somerſet-Houſe begonnen. Wie überall ſo findet man auch dort eine große Mannigfaltigkeit der Gegenſtände und Talente nach allen Graden. —

— Der Bildhauer David iſt in dieſem Augenblick in Marſeille, um die, nach ſeinen Entwürfen, von ſeinen Schülern ausgeführten Statuen zu dem dortigen großen Triumphbogen aufſtellen zu laſſen.

— In Trier begann am 1. Juni die Verſteigerung einer merkwürdigen Gemäldeſammlung von 150 Werken von Titian, Pouſſin, Dürer, Kranach u. ſ. w., aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Domkapitular Herrn Reichelſtein.

— Der Comitée des ſächſiſchen Kunſtvereins in Dresden hat den Beſchluß gefaßt, „von jetzt an die Freiheit des Ankaufs von Kunſtgegenſtänden unbeſchränkt auf die dem Kunſtvereine dargebotenen Arbeiten aller deutſchen Künſtler, jedoch ſtets mit beſonderer Berückſichtigung der vaterländiſchen, zu erweitern."

Muſik.

— Roſſini und Meyerbeer haben kürzlich in Paris Romanzen herausgegeben, oder man hat ſie vielmehr dazu aufgefordert, man hat ſie ihnen entriſſen. Dieß kann ſowohl von den Damen der höhern Geſellſchaft gelten, welche ein Album beſitzen, als auch von den induſtriöſen Muſikverlegern. Von Meyerbeer circulirt Nelly, von Roſſini Nizza, Beide zeugen von dem Genie ihrer Schöpfer. Roſſini war nur ſelten zu bewegen, ſolch' kleine Sächelchen zu machen. Einſt, als er noch fleißig an ſeinen voluminöſen Partituren arbeitete, ſagte er zu Panſeron, einem der fruchtbarſten Komponiſten kleiner Romanzen, deſſen Werke ſelten mehr als eine Seite ausmachen: „Ach, Freund, wie glücklich biſt Du, Du darfſt das Blatt nicht umwenden!" —

— Das neulich eröffnete Gymnase musical in Paris, wo Konzerte aufgeführt werden, nennen die Berichte „une charmante bonbonnière, toute dorée,

toute fleurie, toute enjolivée, quoique assez étroitement distribuée.“ Das Orcheſter beſteht aus 70 Mitgliedern, der Director iſt Herr Tilmant. Die Ouvertüre aus der Belagerung von Corinth machte den Anfang. Sie wurde jedoch nicht gut executirt; die Ouvertüre der Euryanthe ſoll beſſer begangen ſeyn. Außer Liſzt, wurde ein junger eilfjähriger Violoncelliſt, Batta, gehört, der Alles zum Entzücken hinriß. Man verſpricht der Unternehmung gute Erfolge.

— Der bekannte muſikaliſche Romantiker **Berlioz** gab am 2. Juni ein Konzert in Paris, das aus folgenden Stücken von dem Konzertgeber beſtand: Harold, Symphonie in 4 Theilen mit Prinzipalbratſche; der junge Schäfer aus Bretagne; Fragment des Gedichtes: Maria; die Ouvertüre zu König Lear.

— Unter den neueſten Romanzen, welche in dieſem Augenblick in Paris **en vogue** ſind, bemerken wir: die Schifferin, die Gefangene des Seeräubers, das Gebet des Fiſchers, die Nonne, die Hoffnung, die erſten ſchönen Tage, mit Muſik von Maſini; ein zweiſtimmiges Notturno, die Kalabreſin, Venedig, und A. von Gabuſſi; das Gebet der Räuber von Delſarte, und die Georgiſche Sclavin von Carulli. (Unſere nächſten Hefte werden die Vorzüglichſten davon mittheilen.)

— Borromäus von Miltitz und Ignaz Moſcheles ſind zu Mitgliedern der muſikaliſchen Akademie in Stockholm gewählt worden.

Theater.

— Am 26. Mai fand **Seydelmanns** Benefiz in Berlin Statt. Berliner Blätter bemerken, daß „ſein Auftreten der Lichtpunkt der diesjährigen Theaterſaiſon war.“ Da nun aber in Berlin das ganze Jahr hindurch einen Tag wie den andern geſpielt wird, und zwar ſo ziemlich daſſelbe auf dieſelbe Weiſe, ſo verſtehen wir nicht recht, was der Referent mit der „Theaterſaiſon in Berlin“ ſagen wollte. Wir überſetzen es daher in ſchlichtes Deutſch: daß Herr Seydelmann auch den Berlinern gezeigt habe, was ächte Schauſpielkunſt eigentlich zu bedeuten habe. Ferner heißt es in den Berliner Blättern: „das Publikum zeigte ſich erfinderiſch in ſeinem Enthuſiasmus und **ſuchte** die Gelegenheit, ihn ausſtrömen zu laſſen. Hr. S. wurde an dem letzten Abende drei Mal gerufen, und nachdem ihm, unter einem Regen von Gedichten, ein „Hoch“ gebracht worden war, ſprach er ſeine Abſchiedsworte. Andre Blätter erzählen, daß ihm ein Kranz zugeworfen wurde, den ihm Mlle. Hagen aufſetzte. Die Thatſache iſt nun feſtgeſtellt: Seydelmann hat auch in Berlin wie überall, wo er bis jetzt ſpielte, Enthuſiasmus erregt; in 24 Darſtellungen konnte die Menge nicht ſatt werden ihn zu bewundern; die geiſtreichſten Beurtheiler entwickelten ſein Spiel in ſehr ausgeführten Kritiken, und die Intendanz, die ſich nicht erinnern kann, mit dem Schauſpiele ſolche Einnahmen erzielt zu haben, ließ es an glänzenden Anerbietungen nicht fehlen, den großen Künſtler ihrer Anſtalt zu gewinnen. Nur Herr Gubitz, der den Geſellſchafter für Geiſt und Herz herausgibt, hält noch zurück Seydelmann unbedingt anzuerkennen, und will ihm erſt durch einen ſeiner berühmteſten Mitarbeiter, deſſen Namen wir vergeſſen haben, den rechten Platz anweiſen laſſen, der eigentlich

„dem fleiſsigen, ja ſelbſt auf gewiſſe Weiſe ausgezeichneten, aber keineswegs genialen Schauſpieler,“ gebühre. Herr Seydelmann konnte jedoch auf dieſe für ihn ſo wichtige Entſcheidung nicht warten, und iſt indeß nach Hamburg abgereiſt.

Stuttgart, Anfangs Juni.

Am letzten Mai iſt Dem. Carl von uns geſchieden, nachdem ſie ein halb Jahr als Gaſt bei unſerer Bühne zugebracht. Anna Boleyn muß als die Rolle bezeichnet werden, welche ihr den ſtärkſten Beifall errang. Nach dem Schluſſe ihrer letzten Gaſtdarſtellung wurden Blumen und Kränze in Menge auf die Bühne geworfen. Durch ſeltenen Fleiß hat dieſe Sängerin unglaubliche Kraft in Ueberwindung muſikaliſcher Schwierigkeiten errungen. Es fehlt der Weiſe ihrer Productionen nur zuweilen am Einklang und Zuſammenhang. — Bei Dobler dürfte die Liebe für Frankfurt mehr in den Hintergrund treten, denn die gerechte Anerkennung ſeines Verdienſtes, wie ſie ihm dort zu Theil wurde, findet auch bei unſerem Publikum mehr und mehr ſtatt. Als Baron Waldburg in der Unbekannten hat man ihn vor einigen Tagen mit einem Beifallsſturme überſchüttet. — Rosner hatte Anfangs in Stuttgart einen ſchweren Standpunkt — die Folgen vorangegangener Krankheit einer Seits, ſeine mehr den Italienern nachgebildete Vortragsweiſe anderer Seits, machten unſer Parterre zu lauen Zuhörern. Aber ſeine markvollen Töne drangen durch, ſchöne Manier und geſchmackvolle Verzierung zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und Rosner, der ſich, wie wenig deutſche Tenore, mit Wild vergleichen läßt, hat feſten Fuß gefaßt. Unter ſeinen ausgezeichnetſten Partien jüngſter Periode iſt Lord Percy in Anna Boleyn zu zählen. — Das Repertoire des recitirenden Drama hat uns nichts Erhebliches gebracht. Die Verſandung in den Repertoires iſt freilich jetzt nicht mehr ſtreng den Directionen zur Laſt zu legen. Seydelmann geht uns überdieß ab — wir werden ihn erſt nach den Ferien wieder ſehen. Von claſſiſchen Stücken muß die Mehrzahl liegen bleiben, da S. während ſeiner Anweſenheit ſelten einen Abend beim Schauſpiele unbeſchäftigt bleibt. Ein Zettel ohne den Namen Moritz gehört jetzt zu den Seltenheiten. Er iſt ausſchließlich im Beſitze des Liebhaberfaches und der jugendlichen Helden; in den Rollen letzterer Gattung hat M. offenbar an Gediegenheit gewonnen; das Converſationsſtück iſt indeſſen als ſein eigenthümliches Element zu betrachten. Eine jugendliche Liebhaberin Mad. Schneider hat zweimal hier gaſtirt. Ihre Erſcheinung iſt ſpurlos vorübergegangen. — Der bekannte Tenoriſt Jäger iſt ſeit einiger Zeit wieder hier anweſend, jedoch ohne aufzutreten.

Induſtrie.

Herr Müller (36, rue-Dauphine, in Paris) iſt jetzt der eleganteſte Buchbinder, deſſen Arbeiten in Hinſicht des Geſchmacks, der Dauerhaftigkeit und der Zweckmäßigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Er iſt der Nachfolger Thouvenins, der in dieſen Arbeiten ebenfalls großen Ruf erlangt hatte. Wir wollen hier einige Einbände aus ſeinem Atelier beſchreiben. Ein Rouſſeau in violettem Maroquin, mit goldener Einfaſſung, die aus tauſend kleinen Linien beſteht, eben ſo leicht als elegant, einfach und dabei geſchmackvoll.

Digitized by Google

Das Innere der Deckel iſt grün und darauf der Name des Beſitzers in glänzendem Gold. Die große Octavausgabe von Walter Scott, mit Vignetten von Johannot, in olivenfarbigem Maroquin, gepreßt, ohne Gold. Das Ganze ahmt Spitzen nach. Das Innere in Moirée von derſelben Farbe, von einer ſpitzenähnlichen Einfaſſung umgeben. Eine Flora, mit colorirten Abbildungen, einfach braun gebunden, mit einem breiten Goldrande. Das Innere in eben ſolchem Atlas; die Chiffre in mattem Gold. Mehre Bände Memoiren, roth mit ſchwarzen Strichen, Rücken mit ſchwarzen Zierathen, darauf: Oben das Wort: Memoires, in der Mitte der Name des Autors, unten die Jahreszahl. Das Innere iſt ſchwarzer Moirée und Bänder von verſchiedenen Farben dienen dazu, mehre Stellen auf einmal in dem Buche zu bezeichnen. Werke, die mit größter Pracht gebunden werden, erhalten im Innern weißen Atlas mit Gold. Beſonders zeichnen ſich alte, ſeltene Handſchriften aus, die Herr Müller ſehr charakteriſtiſch einzubinden verſteht. Z. B. ſah man eine Legendenſammlung, in einfachem rothem Maroquin, innen mit geglänztem Leder von blaßgrüner Farbe und geſchlagener Goldmoſaik darauf. Ein Gebetbuch in gepreßtem violettem Sammet, auf deſſen erhabenen Punkten hin und wieder ein einziger Goldpunkt angebracht iſt; in der Mitte ein goldenes Schloß. Auch das Album für die Königin von Belgien hat Herr Müller verfertigt. Es iſt von granatfarbigem Maroquin, und ganz mit dem kleinen Eiſen geſchlagen. Eine Bordüre mit kaltem Eiſen läuft am Rande herum, in einiger Entfernung erhebt ſich eine andere, um einige Linien, als Moſaik in den belgiſchen Farben. In der Mitte ein Schild mit dem L in Gold und der Königskrone. Die Ecken ſind in der Art des ciſelirten Goldes. Das Innere iſt von granatfarbigem Moirée mit Gold, und von Maroquin eingefaßt. Jedes Blatt des Albums iſt mit Seidenpapier gefuttert; denn das bloße Einkleben des Seidenpapiers genügt nicht, weil es ſich leicht verſchiebt und in Falten legt, und ſo den Zeichnungen mehr ſchadet als nützt. Das Schloß iſt von ſchwarz emaillirtem Golde. Das Etui iſt von gleichfarbigem Maroquin mit Kalbleder gefuttert und ſeine Seitentheile klappen auseinander, wenn man den Deckel aufhebt, um durch das Hinein- und Herausſchieben des Albums den Einband deſſelben nicht abzunützen. Die neueſte Arbeit Müllers iſt ein Werk über Indien, welches Griechenland dem Sultan zum Geſchenke beſtimmt hat. Es iſt in blauem Sammt gebunden, und hat auf jedem Deckel eine in Gold geſchlagene Pagode. Das Ganze iſt mit goldenen Agraffen à jour umgeben, und inwendig iſt es mit Silbertaffet bezogen. —

— Die Gewerbeausſtellung in Hannover zählt in dieſem Jahre an 1700 Gegenſtände. Von ausgezeichneten Arbeiten nennen wir — nach einer detaillirten Muſterung in der Hannöver'ſchen Poſaune — zuerſt die Fabrikate des Meſſerſchmieds Clemens in Goslar, die Arbeiten des Schloſſermeiſters Cotti in Hannover, ſowohl wegen ihrer Eleganz als ihrer ingeniöſen Einrichtung, die Gewehre der Fabrikanten Angerſtein in Clausthal, Welkner in Herzberg u. ſ. w. Dieſe Arbeiten wetteifern mit engliſchen und fremden auf das Rühmlichſte. Die Gold- und Silber-Franzen, Treſſen und Stickereien aus der

Fabrik des Hoffabrikanten Hausmann, ſind ſehr ſehenswerth, weniger die maſſiven Arbeiten von edelm Metall, das nur in geringer Maſſe vorhanden war. Uhrmacher, Dreher und Mechaniker zeigten ſich in vollem Glanze. An Thonwaaren, Holzſchnitzereien, Tiſchlerarbeiten, fand ſich eine ebenſo große als elegante Auswahl vor.

Mode.

Paris, 28. Mai.

Der Miscredit, welcher in dieſem Augenblicke am finanziellen Horizonte Frankreichs ſchwebt, der Zuſtand der Ungewißheit, der die Gemüther beherſcht, die Unzufriedenheit, die Aufregung des Volkes, Alles dieß iſt nicht im Stande, Luxus und Induſtrie zu beförbern, daher denn auch ein beſonders ſtarker Umſchwung in den glänzenden Erſcheinungen dieſer Bereiche mangelt. Alles was bemerkt werden konnte, waren einige feine Toiletten, die erſt während der ſchönen Tage der letzten Woche, ſichtbar wurden. Auf den Promenaden war der gedruckte Muſſelin vorherrſchend; in den Tuilerien waren die in Grün bei der beſſern Geſellſchaft gewöhnlich. Das Muſter beſtand aus kleinen Eichenzweigen, woran Eicheln ſind. Junge Mädchen tragen die Kleider hoch und gefältelt, ohne Pelerine oder Echarpe; ein einfacher Kragen von brodirtem indianiſchem Muſſelin vollendet den Anzug.

Im Bois de Boulogne ſah man die Gräfin N... in ſchöner Halb-Toilette. Sie trug einen Ueberrock von weißem Muſſelin, unten und vorn mit breiten Säumen, durch die ein himmelblaues Grosdenaples Band gezogen war. Der Leib, der Kragen, der Hut, u. ſ. w. waren fein gefältelt. (S. unſer Kupfer.)

Auch trägt man häufig gedruckte Jaconets, die ſich beſonders in dieſem Jahr ſowohl durch Zeichnung, wie durch Farben bemerkbar machen. Das Neueſte iſt, unten an den Kleidern einen einzigen großen Beſatz en rideau anzubringen.

Die Schirme an den Hüten werden jetzt rechts länger als links geſchnitten, was recht pikant und graziös ausſieht. Die Blumen auf den Hüten müſſen den Geruch der natürlichen haben, die ſie nachahmen. Man wählt keine andern mehr.

Als niedliche Toilette-Requiſiten verdienen noch die Sacs-chinois Erwähnung, die zugleich wegen ihrer ingeniöſen Einrichtung Sicherheit vor Dieben gewähren.

Herren tragen himmelblaue Ueberröcke, mit ſehr kurzen, engen, Schößen, und mittelgroßen Klappen ohne Knopflöcher. Die Fracks ſind von blaßgrünem Tuche mit einer kleinen Rundſchnur eingefaßt. Pantalons von engliſchem Zwillich. Gilet von kleingeblümtem Atlas. Morgentoilette: Reitjacke von hellgrünem Sammt, mit einer Reihe Knöpfen und abgerundeten Schößen; Pantalon von weißem Sammt und Gilet von Fil d'Ecosse mit kleinem Muſter.

Hüte mit breiten Rändern; die Stiefel ſehr zugeſpitzt.

Aus der höhern Geſellſchaft.

— Man bemerkte bei der vorletzten Reunion in den Sälen des Präſidenten der Deputirtenkammer, Herrn von Talleyrand, deſſen gutes und friſches

Ausſehen alle Anweſenden überraſchte. Er ſprach ſtehend mit Herrn Dupin, und ein großer Kreis von Zuhörern hatte ſich ſogleich um ihn verſammelt.

— Den 30. Mai beſah der Graf v. Syrakus das militäriſche Gymnaſium, in Begleitung des Generals v. Rumigny.

— Während der Sitzung des Pairshofes am 30. Mai bemerkte man auf einer der Tribünen einen jungen Menſchen, in einem ſchwarzen Sammetrocke, in welchem man bald die unter dem Namen Georges Sand bekannte Schriftſtellerin, Madame du Devant erkannte. Sie war von einem jungen Vaudevilledichter begleitet. Die verkleidete Dame hat ſchöne, ſchwarze Locken, die ſie mit einer überaus zierlichen Hand oft auf der feingewölbten Stirne, ſehr wirkſam zu ordnen weiß. Dies und die Galanterien und Aufmerkſamkeiten, welche ihre Umgebung ihr zollten, hatten bald das Incognito verrathen, das ſie wählen mußte, weil die ungalanten Pairs den Damen Zutritt zu den Sitzungen verweigert haben. Die Gläſer einiger Pairs, namentlich der Herrn Barthe und Argout, richteten ſich oft nach dieſer Tribüne, und während einer Pauſe ſah man Herrn Berryer ſich mit dem räthſelhaften jungen Menſchen unterhalten.

— Unter den vornehmſten Gäſten, welche in dieſem Jahre Karlsbad beſuchen werden, war der Großfürſt Michael ſchon für den Monat Mai angeſagt.

— Lord Granville kam den 29. Mai in Paris an, und wurde den Tag darauf mit ſeinem Gefolge in prächtigen Hofwagen nach Hofe gefahren. Herr von Talleyrand blieb von zwei bis fünf Uhr Abends in den Tuilerien.

— In London macht ein romanhaftes Abenteuer großes Aufſehen, nämlich die Entführung der Tochter des Generals Sir Colquhoun Grant durch Herrn Brinsley-Sheridan, den Sohn des berühmten Schriftſtellers. Die junge Dame hat 4000 Pf. St. Privatvermögen, und außerdem noch eine große Erbſchaft zu erwarten.

Anecdoten.

— Ein Günſtling Talleyrands hatte lange um eine Stelle nachgeſucht, die der Miniſter des Innern zu vergeben hatte, bei dem ſich T. für ihn verwenden wollte. Eines Morgens kommt Jener ganz beſtürzt zu ſeinem Gönner und meldet ihm, daß die Stelle ſchon beſetzt ſey. „Deſto beſſer," ruft Talleyrand aus, „geſtern hatten Sie noch dreißig Mitbewerber, heute haben Sie nur noch Einen. Ihre Sache ſteht gut." Und am andern Morgen war er wirklich ernannt. —

— Jemand kam bei Talleyrand um eine Stelle ein. „Es iſt ein Unglück", ſagte er, „ſie iſt vacant." — „Und wo wäre da das Unglück?" fragte der Andere erſtaunt. „Wiſſen Sie nicht," erwiderte er, „daß eine vacante Stelle immer vergeben iſt?" —

— Eines Tages fragte Madame Staël Talleyrand: „Wenn Madame Grant und ich zugleich in's Waſſer fielen, welche würden Sie zuerſt retten?" — „Sie können ſchwimmen," erwiderte der Gefragte trocken. —

Vermiſchtes.

— In Hannover wurde am 2. Juni ein Concert zum Beſten

des Schiller-Denkmals gegeben, und von der Liedertafel, der Singacademie und der Hofcapelle ausgeführt. Der Hofcapellmeiſter Dr. Marſchner dirigirte. Außer mehren Solopiecen hörte man „das Lied von der Glocke“ mit Rombergs Muſik, und die Sinfonia eroica von Beethoven.

— Die ausgezeichnetſten Mitglieder des königlichen Theaters in Berlin veranſtalteten am 28. Mai, ihrem ſcheidenden Gaſte Seydelmann zu Ehren, ein Feſtmahl im Jagor'ſchen Saale. Auch Mitglieder der Oper waren zugegen. Geſänge und eigens für dieſe Gelegenheit verfaßte Gedichte wurden vorgetragen. Ein Künſtler gab eine mimiſch-plaſtiſche Darſtellung. Der Berichterſtatter in der Voſſiſchen Zeitung freut ſich darüber, daß ſich bei dieſer Gelegenheit „keine Spur kleinlichen Beneidens“ gezeigt habe.

— Man liest fortwährend in den kleinen Pariſer Journalen folgende Ankündigung:

„In dem alten Hauſe Foy & Co., rue-Bergère Nr. 17. Einziges Etabliſſement zur Bewerkſtelligung von Heirathen, ohne Honorar für die Damen, und ohne Vorſchuß von Seiten der Männer. Man bittet Anfragen zu frankiren.“ —

— Chateaubriand hat ſeine Ueberſetzung von Miltons verlorenem Paradies, den Buchhändlern Goſſelin und Furne in Paris, für 40,000 Francs verkauft. Milton erhielt bekanntlich für das Original etwas weniges mehr als 200 Francs. —

— In der Breslauer Zeitung vom 14. Mai liest man folgende Anzeige: „Eine Pharaonsratze, ein Kakadu, ein trächtiges Eichhörnchen, weiße Mäuſe, zwei junge Flöhe an goldenen Kettlein, ein parlirender Staar, eine muntere Otter und eine reiche Auswahl wohl dreſſirter Maikäfer, lagern Ohlauer-Straße Nr. 74 eine Stiege hoch billig zum Verkauf. Auch iſt ein New-Foundländer zu haben.“ — Die Einwohner jenes Hauſes wurden in Folge dieſer Ankündigung ſo behelligt, daß ſie nicht nur einen Widerruf einrücken ließen, ſondern ſogar Schritte unternahmen, um den Erfinder des muthwilligen Scherzes zu entdecken und zur Strafe zu ziehen.

— Die Verſammlung der franzöſiſchen und belgiſchen Naturforſcher iſt auf den 7. Dez. zu Douai feſtgeſetzt. —

— Die erſten Stücke der Juli-Säule ſind bereits aufgeſtellt worden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Moscau, 1. Mai.

Wir entlehnen der Nordiſchen Biene: Am 30. April begaben ſich der Kaiſer und die Kaiſerin, begleitet von einer ungeheuern Volksmaſſe, nach der Auferſtehungskirche. Der Metropolitan von Moscau und drei Biſchöfe empfingen JJ. MM. mit dem Kreuze, dem Paniere und dem Weihwaſſer an den Thüren der Kirche. Nachdem der Metropolitan eine Anrede gehalten und den Segen geſprochen hatte, beteten der Kaiſer und die Kaiſerin die Reliquien und Heiligenbilder an. Dann folgten Audienzen und feierliche Paraden. Am 1 Mai fuhr der Monarch mit ſeiner Familie in zwei offenen Wagen, unter dem „Hurrah“ der Menge, in dem Walde von Sokolniki, einer an dieſem Tage ſtark beſuchten Promenade ſpa-

Digitized by Google

zieren. Das Volk hielt den Wagen an, um ſeinen Herrſcher länger betrachten zu können. Nichts vermag den Enthuſiasmus zu beſchreiben, der ſich auf die verſchiedenſte Art äußerte. Ein Greis machte drei Kreuze in die Luft und als man ihn um die Urſache fragte, ſagte er: „Ich danke Gott dem Allmächtigen, daß er mich mit 80 Jahren begnadigt hat, noch einmal den Kaiſer, unſern Vater, und unſere Herrſcherin zu ſehen.“ Die Menge verläßt ſelbſt während der Nacht nicht den Platz vor dem Kreml.

Petersburg, $^{7}/_{19}$. Mai 1836.

Ende Aprils wurde die Rhede von Kronſtadt vom Eiſe befreit, und die Flagge auf die Mauern der Feſtung geſteckt; das Meer war auf Geſichtsweite leer; kein Schiff ſichtbar. Erſt ſpäter erſchien ein däniſches Schiff, mit Ladung aus Palermo, das in Reval überwintert hatte; in See gingen in den erſten Tagen der Wiedereröffnung der Schifffahrt 10 Schiffe. Unterwegs war das däniſche Schiff auf viele ſchwimmende Eisblöcke geſtoßen und verkündete die nahbevorſtehende Ankunft von hundert Fahrzeugen und darüber, die aus verſchiedenen Richtungen heranſegelten. Zwiſchen der Hauptſtadt, Reval, Helſingfors, Abo und Stockholm werden regelmäßig Dampfſchiffe gehen. Am 5. Mai wurde die Dampffahrt nach Travemünde für dieſes Jahr eröffnet. — Die „nordiſche Biene“ enthält ein Schreiben, aus Jeruſalem datirt, an den Erzbiſchof des Berges Thabor zu Moscau, worin es unter Anderm heißt: „Ibrahim Paſcha hat uns bevollmächtigt, alle Zerſtörungen, die kürzlich durch ein furchtbares Erdbeben die heilige Grabeskirche heimgeſucht haben, auszubeſſern; eben ſo auch die Fenſter der Auferſtehungskirche eröffnen zu laſſen, welche ſeit 648 Jahren, nämlich ſeit der Herrſchaft des Sultan Saladin von Aegypten, vermauert waren. Hiedurch wird die heil. Grabeskirche nicht nur mehr Licht erhalten und prächtiger erſcheinen, als auch die Andacht aller orthodoxen Chriſten, in höherm Maaße erregen, u. ſ. w.“ — Den $^{4}/_{16}$. d. M. wurden die Schüler des Inſtituts für Straßen und öffentliche Arbeiten, unter dem Vorſitz des Kaiſerlichen General-Adjudanten Grafen Toll, geprüft. Eine eben ſo zahlreiche als ausgezeichnete Verſammlung hatte ſich eingefunden. Viele Zuſchauer legten den jungen Leuten Fragen vor. Der Graf machte die Ehren der Anſtalt und führte ſelbſt die Anweſenden in die Säle, wo Zeichnungen, Plane und Andere der Art zur Beſichtigung aufgeſtellt worden. — Während der Sitzung ſprach der Generallieutenant Potier, Director des Inſtituts, über die Grundſätze, die bei den Studien in Anwendung gebracht werden. Alle überzeugten ſich von dem unmittelbaren Einfluß, den dieſe Anſtalt auf die Entwicklung der Induſtrie und öffentlichen Wohlfahrt ausüben müſſe.

— Die glänzendſte Vorſtellung des ruſſiſchen Theaters iſt in dieſem Augenblick noch immer Robert der Teufel; auf dem deutſchen macht ſchon ſeit einem Jahre Fenella (die Stumme von Portici), das meiſte Glück. Das deutſche Schauſpiel hat durch den Abgang der Dem. Bauer bedeutend verloren. Eine neuliche Vorſtellung des Auber'ſchen Liebestranks erfreuete ſich keines beſondern Erfolgs. Herr Carl Devrient aus Dresden erregte in ſeiner zweiten Gaſtrollenreihe viel weniger Theilnahme, als in der erſten, welche er vor den großen Faſten gab. Fräulein

Auguſte von Hagen, eine Schweſter der Berliner Hofſchauſpielerin, iſt als Gaſt aufgetreten und hat gefallen. Mad. **Haizinger** wird von Riga, wo ſie jetzt eben ſpielt, hier erwartet, obgleich ſie von der Direction nicht berufen worden iſt; man weiß daher noch nicht ob ſie auftreten werde. —

Athen, April 1835.

Seit einer dreimonatlichen Abweſenheit bin ich mit dem Admiral Miaulis nach Athen zurückgekehrt. Ich vermag nicht, Ihnen die Stadt zu ſchildern, wie ich ſie wiederfand. Stände das Parthenon nicht noch, ſo würde ich zweifelhaft ſeyn, ob es derſelbe Ort ſey, den ich wiederſehe. Alles hat ſich verändert; eine neue Stadt, neue Einwohner; eine Menge von Arbeitern, die mit Herbeiſchaffung des Materials, oder mit dem Bau der Häuſer beſchäftigt iſt; drei Hauptſtraßen ſind abgeſteckt, man erkennt deutlich ihre Ausdehnung durch herrliche Gebäude, die hie und da ſchon emporſtreben. Die Arbeiter werden durch ſtärkern Tagelohn aufgemuntert; viele Kaufleute ſpeculiren in Baumaterialien; die macadamiſirte Straße nach dem Piräus wird bald beendigt ſeyn; eine Geſellſchaft hat ſich gebildet, um eine Eiſenbahn zwiſchen der Stadt und dem Hafen anzulegen, mehr als zur Hälfte beſteht ſie aus Griechen; in 20 Minuten wird man hin- und zurückfahren können; dieſe Unternehmung wird eine Million Drachmen erfordern. Ein Neffe des Grafen Dundonald, vormals Lord Cochrane, hat ſich verpflichtet, der Regierung vier Dampfſchiffe zu liefern, welche einen beſtändigen Verkehr mit den mittelländiſchen Häfen unterhalten ſollen. Die Regierung hat Zollbureaux und Magazine im Piräus angelegt; auch Privatleute haben dort bereits ſehr ſchöne Magazine bauen laſſen. Die Grundſtücke ſind ungemein geſtiegen. Wer hier vor 4 Jahren ein Grundſtück um 200 Piaſter kaufte, erhält jetzt 1500 dafür. Man kann hieraus auf die großen Hoffnungen ſchließen, welche die Einwohner von der künftigen Wohlfahrt ihrer Hauptſtadt hegen.

(Ein griechiſcher Marine-Offizier.)

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern mit dem heutigen Hefte eine Abbildung des **Schlafgemachs** der **Maria Stuart**, in dem Schloſſe Holy-Rood zu Edimburg, welches überaus reich on geſchichtlichen Schätzen iſt. Dieß iſt das Bett der unglücklichen Königin, dieſe Seſſel ſind mit ihren eigenhändigen kunſtvollen Stickereien bekleidet. Der Greis, den der Künſtler als Staffage angebracht hat, iſt **Walter Scott**, ber in dieſem Gemache vielleicht über den Plan ſeines Ables ſann. Man muß geſtehen, daß in der Haltung ber kleinen Figur und ſelbſt im Kopfe eine Aehnlichkeit nicht zu verkennen iſt.

Das **Mobekupfer**, welches wir deilegen, zeigt eine Dame in einer Robe von indiſchem Muſſelin, aus den Ateliers der Mde. Düwavran in Paris, rue-feydeau, Nr. 16, mit gefälteltem Leibchen und durchgezogenen fardigen Bändern, wovon im heutigen Stücke die Rede iſt. Dieſe neue, zierliche Mode ſcheint ihren Urſprung in Oſtindien zu haben, woher wir jetzt auch unſere glänzendſten Stoffe beziehen. Die zweite Dame erſcheint in einer Rode von gros d'été, in einem italieniſchen Strohhut, mit Aehren und wildem Mohn verziert, und in einer Schärpe von broſchirtem Grenadin. Der **Blumentopf** iſt aus getriebenem Eiſen, wie ſie jetzt beliebt ſind.

Die muſikaliſche Beilage enthält eine Romanze: **Adſchied von Italien**, von Herrn Doctor S. **Darenberger** in **München**, componirt von Herrn **Lenz**, Königl. Bayer. Hofſänger, daſelbſt.

Herausgegeben von August Lewald.

Spanien.

Die Schreckensnacht von Valencia. — Das Stiergefecht.

(Von Joſeph Freiherrn v. Auffenberg.)

Wir geben hier Bruchſtücke aus einem Buche, das in einiger Zeit die Preſſe verlaſſen wird, und das zu den intereſſanteſten gehört, die wir ſeit langer Zeit geleſen haben. Es enthält eine Reiſe nach Granada und Kordova, eine „humoriſtiſche Pilgerfahrt,“ wie ſie der Verfaſſer, der als dramatiſcher Dichter vielbekannte Herr v. Auffenberg, benennt. Das erſte Fragment enthält die umſtändliche Schilderung jenes mörderiſchen Anfalls auf die Perſon des Verfaſſers, von dem die Zeitungen vielfach berichteten, das zweite liefert das Bild eines Stiergefechtes. Die Darſtellungsweiſe iſt dramatiſch, ſpannend und charakteriſtiſch, der Styl leicht und ungezwungen, und es iſt eine ſolche Fülle von Leben, Wärme und Farben über das Ganze ergoſſen, daß man Alles mit eigenen Augen ſieht, mit eigenen Ohren hört. Wir glauben nicht zu viel zum Lobe dieſes Werkes geſagt zu haben; das Folgende wird unſern Ausſpruch auf das Vollſtändigſte bekräftigen.

I.

Ein trüber, wolkenſchwerer Tag folgte dem heitern Oſterfeſte. Ich beſuchte noch mehrere der zahlloſen Kirchen und Convente dieſer Stadt, welche einen vollkommenen Begriff von den unerſchöpflichen Reichthümern der ſpaniſchen Geiſtlichkeit gewähren. Der Himmel verdüſterte ſich immer mehr. Finſter, als habe mich der Hauch des Samums berührt, ging ich an die **Table d'hôte** der **Funda**, wo mir gleich ein von Barcelona neuangekommener franzöſiſcher Kaufmann auffiel. Ein hagerer, langer, dunkelgekleideter Mann, mit einem Bocksbart, trauervollen Zügen und todtbleichem Geſicht. Er kam mir vor wie der unglückliche Peter Schlehmihl, ſchatten- und ſpiegelbild-loſen Angedenkens. Er ſprach von nichts als Krieg, — Erdbeben — Cholera und Selbſtmördern. Er roch ſtark nach Kampher, und da ihm Niemand zuhörte, wendete

er ſich an mich. Er befragte mich um die Merkwürdigkeiten der Stadt, die ich bereits geſehen, und ſagte: „Was! Sie waren noch nicht im Hoſpital? Es iſt ja die größte Merkwürdigkeit Valencias.“

Ich notirte mir das in die Schreibtafel und erwiederte: „Bon! ſo werde ich morgen Vormittag hingehen.“ Hierauf fing er an von neuem zu jammern, tadelte alle Speiſen als ungeſund oder ſchlecht zubereitet, und — verſtummte endlich. Beim Deſſert erhob er ſich, trat an's Fenſter, ſah den Himmel an und ſprach mit ſchneidender Stimme: „Wer einen tüchtigen Sturm ſehen will, muß heute Abend an das Meer hinausgehen. Wehe den Schiffen unterwegs! Wir werden von neuen Banquerotten hören ꝛc.“ — Nun entfernte er ſich ohne Gruß, und „Valgate Satanas!“ (Hol' dich der Teufel!) brummte ihm ein gallengelber Spanier nach. — Wir hatten — Carlos und ich — bisher noch keinen Meeressturm geſehen, und gingen auf einem ſchönen, mit alten Bäumen verzierten Wege nach Villa nueva de Santa Maria — wie das eine halbe Stunde von Valencia entfernte Küſtendorf heißt. Es führt auch den Namen: El grao. Wir kamen Abends gegen 6 Uhr dort an. Die Bucht von Valencia iſt immer unruhig — ſehr den Winden ausgeſetzt, und nun hatte ſich eine förmliche Burrasca erhoben. Das Meer war erdfarbig; — von Zeit zu Zeit kamen wie hausſhohe, oben beſchneite Dämme, die Wogenberge, herangerollt, und immer wüthender bekämpfte der Oſtwind das majeſtätiſche Element. Alle Donnerſtimmen der Tiefe ſchienen losgelaſſen. Eine fern ſtationirte Fregatte ſtritt wie ein dunkles Seegeſpenſt mit dem wachſenden Sturme. Kein Wunder, daß dieſer furchtbar erhabene Anblick uns alles Andere vergeſſen ließ. Ich deklamirte; Carlos ſang in den Sturm hinein und fing an Muſcheln zu ſammeln, die in großer Menge an den Strand flogen. Mit dem Dunkel wuchs der Zorn der Elemente; der Wogenſchaum ſchien zu leuchten. — Die dumpfen Wuthtöne des Abgrunds brachen wie aus hölliſchen Tiefen empor, und erſt bei völligem Einbruch der Nacht ward es uns möglich, dieſes große Naturſchauſpiel zu verlaſſen. Der Grao war bereits ganz verödet — einzelne Küſtenfeuer glänzten matt in die zornige Meeresnacht hinüber, und auf der Straße flogen im Gallopp etliche Reiter und einige Tartanen, wie mit ängſtlicher Eile heimwärts. Es mochte 9 Uhr ſeyn, als wir an das Seethor kamen und es geſchloſſen fanden. — Als wir um Einlaß baten, ſagte eine heiſere Stimme, wir ſollten nur links hinübergehen (à la iz guierda!), dort mache man uns vielleicht noch auf, hier in keinem Falle, denn es ſey die ſtrengſte Ordre, niemanden mehr nach Thorſchluß einzulaſſen, und wäre es S. Vicente ſelbſt. Wir wurden nun etwas nachdenklich, folgten jedoch der Weiſung und ſchritten

der Puerta réal zu, und ich ſagte: „Carlos, was thut's? Wir verſäumen höchſtens den Fandango heute Abend und ſchlafen im Freien.“ — Kaum hatte ich es geſagt, als ich etwas ſchleichen hörte, und wie vom Himmel herabgefallen, oder aus der Hölle emporgeſtiegen, ſtand ein breitſchultriger, unterſetzter Kerl neben uns, ganz in der wildromantiſchen Tracht der Labradores, und ſagte mit ſeltſamer Demuth und unter vielen Bücklingen: „Die Caballéros (Ritter) haben ſich verſpätet. „O Madre de Deu! Ich auch, ich auch! Aber Chi! Chi! ich kenne die Schildwache am Thore; ich werde mit ihr ſprechen, ſie muß uns noch einlaſſen. Chi! Chi! Vamos juntos.“ (Gehen wir zuſammen.) Carlos brummte: „O das verfluchte Meer!“ In mir ſtieg noch kein Verdacht auf, und ich wußte, daß in Spanien Einer ſelten Zwei angreift. Jetzt kamen wir an die Puerta réal. In ihrer Mitte iſt ein langer, zwei Zoll breiter Spalt — vielleicht ein Thürchen für Contrebande-Cigarren. Durch dieſe Oeffnung unterhandelte nun der Labrador mit der Schildwache. „Zwei Caballéros ſind da — vornehme Herren — Chi! He! Centinela! (Schildwache) Oeffnen Sie doch! Die Caballéros ſind fremd — dankbare Herren!“ — „Zwei Duros (Piaſter) gebe ich, wenn wir hineinkommen“ liſpelte Carlos dem Unterhändler zu; da bemerkte ich ein unwillkürliches Zucken am Letztern und eine Veränderung der Stimme; er unterhandelte nämlich fortan ſo, als ſey es ihm nicht ernſt. Nun ſagte er: ich ſolle mich für den Hafen-Capitain ausgeben, dann müſſe die Centinela öffnen. Ich merkte die Falle und die Abſicht, dann mich als Betrüger feſtzuhalten und Geld zu erpreſſen; ehe ich aber noch antworten konnte, rief Carlos: „O verflucht!“ und gleich darauf tönte es neben uns: „buenos tardes Caballéros! (Guten Abend) und zwei andere Kerls in derſelben Tracht kamen an; ein himmellanger und ein kleiner, welcher eine Bouteille voll Wein trug. „Wir ſind verloren!“ flüſterte Carlos — „o das verfluchte Meer!“ Der langverhaltene Verdacht ſtieg mir nun auch mit einemmale gewaltig auf; ich ſagte: „Wir müſſen à tout prix hinein, Carlos — ſonſt kömmt eine lange — lange Nacht — aber nicht im Freien über uns;“ — das ſah ich klar ein, denn eben begannen die drei Kerls ein heimliches, leiſes Geſpräch, aber immer unter dem cordialſten Gelächter, als redeten ſie von Tanz und Mädchen; Carlos ſagte: „Jetzt rathſchlagen ſie über uns, siamo perduti! O meine Braut!“ — In dieſem Moment ließ der Kleine ſeine Bouteille auf einen Steinhaufen hart am Thore fallen, verwünſchte ſcheinbar das Unglück, und ſteckte raſch, während er ſich bückte, mehrere Steine in die dunkelrothe Manta, und der Lange poſtirte ſich auf die andere Seite, weil ſie glauben mochten, wir würden entrinnen. Der Erſte ſprach wieder mit der Schild-

wache, die immer barſch: „Noda! Noda!" *) rief. Es ſchlug halb 10 Uhr. Tief aufathmete der Erſte, ſtreckte ſich höher und ſagte luſtig: „Es noda, Caballéros!" (es iſt nichts). Um dieſe Zeit werden die Stadt-Schlüſſel in die Hände des Commandanten gelegt; aber um 4 Uhr früh kommt die Poſt, da wird geöffnet. „Kommen Sie, Sennores, einſtweilen mit uns!" — „Tengo una buena casa" — (ich habe ein gutes Haus), liſpelte mit Hyänenſtimme der Kleine, und ich glaubte nun, ſie würden uns in die Vorſtadt führen wollen, um dort in ihren Häuſern den Angriff ſicherer zu unternehmen.

Man denke ſich unſere und beſonders meine Lage! Wir waren ganz waffenlos, ſogar meinen großen, bleibeſchlagenen Reiſeſtock hatte ich nicht bei mir, und nichts als ein kleines Taſchenmeſſer mit einer zwei Zoll langen Klinge. Auf dem Leibe trug ich achtzig Napoleonsd'or in Gold und in einem Beutel das nach Madrid beſtimmte Reiſegeld, ungefähr 200 Gulden, auch in Gold, da ich in der Funda keinen Schrank hatte und nicht einmal meine Thüre gut ſchließen konnte. Eine goldene Uhr hatte ich auch bei mir, deren Band der Kleinere ſchon mehrmals betrachtet hatte. Jetzt ſchrie die Schildwache: „Fort da außen in des Teufelsnamen!" — „Vamos juntos!" — riefen die Drei. — Es iſt mir noch unbegreiflich, welch ein ſchreckliches Fatum uns vermochte mitzugehen, und nicht lieber, trotz dem Geſchrei der Wache, am Thore ſitzen zu bleiben! — Einerſeits aber ſchämten wir uns ſolcher Feigheit, und andererſeits entwarfen wir nun auch leiſe den Plan, uns wo möglich durch die Fenſter der Mörderhäuſer zu retten. Noch fiel mir wieder ein, unſer Heil wieder am erſten Thore zu verſuchen, und da die Schildwache immer ärger fluchte, gingen wir. Ein zweifelhafter, oder Dämmerſchein fiel vom graubedeckten Himmel; — furchtbar donnerte das nahe Meer, und in ſchrecklicher Lebendigkeit trat wieder die Alte aus der Todtenkapelle von Mailand vor meine Augen. — — Es iſt mir nicht möglich, mein unheimliches Vorgefühl zu beſchreiben! — Es war mir faſt drückender als alles, was folgte. Ich ging raſch mit dem Erſten voran; der Große bildete das Centrum, und der Kleine hatte ſich an Carlos gemacht — mit ſtetem: „Vamos! Vamos!" — Nun gewahrte ich, daß die Kerls uns bereits vom Thore weg und an die große Brücke geführt hatten. — Friedlich ſchimmerte jenſeits ein Kloſter der Trinitarier, das ich am Tage wohl bemerkt hatte, und ein neuer Rettungsgedanke entflammte meine Kraft; ich wollte nämlich raſch zur Seite ſpringen und am Kloſterthore Hilfe rufen, (Ayuda al Rey) das gewöhnliche Nothgeſchrei. Nun weigerte

*) Nichts.

Google

ſich Carlos plötzlich, über die Brücke weiter zu gehen. Der Erſte veränderte ſeinen Ton und ſprach hochfahrend: „Für wen halten Sie uns, Sennores? Wir ſind gute Leute, (hombres de bien) und verflucht ſey, wer uns nicht traut!“ Ich winkte dem Carlos, auf das Kloſter deutend, und ſtellte mich luſtig, um die Kerls irre zu führen. „Gehen wir doch mit dieſen braven Männern; es ſind ehrliche Valencianer; wir werden in ihren Häuſern eine fröhliche Nacht haben. Es ſind brave Spanier, und morgen können die Herren mit uns in die Funda gehen, wo wir doppelt die Zeche bezahlen wollen, da wir wenig Geld heute bei uns führen. Vamos! wir wollen ſingen, trinken und guter Dinge ſeyn im Hauſe eines wackern Spaniers. Wir ſind keine Franzoſen — ein Deutſcher und ein Schweizer vertragen ſich ſehr gut mit den ehrlichen Caballéros. Vamos! Vamos!“

Mit Beklemmung bemerkte ich, daß der Erſte mir ganz einſilbig und trocken mit si, si! antwortete und ſtark eilte. Unter uns brauste ſchon das Mittelwaſſer des Guadalaviar — bald ſtanden wir jenſeits — da ſchlug ich für den Verzweiflungsfall mein Meſſerchen auf und näherte mich ſtets ſeitswärts dem Kloſter. Aus Leibeskräften ſang ich: „Amis! la matinée est belle!“ Da tönte ein dreifaches, ſchlangenartiges Chi! Die Springfedern der Navajas knackten hell auf — und der Erſte rief dumpf: „Aura pezetas paur la pobreza!“ (jetzt Geld her für die Armuth.) Hell blitzte das lange Meſſer in der braunen Fauſt. Kaum fünfzig Schritte von uns entfernt lag das Kloſter, und raſend vor Wuth und Verzweiflung, wagte ich's, und ſprang wie ein gehetzter Stier gerade auf den Labrador los, in der Hoffnung, ihm mit dem Meſſer die Augen zu treffen. Aber wie vom Blitz zerſchmettert, ſank ich, von einem Steinwurf des Mittlern getroffen, der Länge nach zur Erde nieder. Ich war halb ohnmächtig, erwachte aber gleich — denn ſchon ſpürte ich die kalten Meſſer, die in meinem Leibe wühlten. Es folgte Stich auf Stich. Dieſes förmliche Hinſchlachten ſetzte mich in die unbändigſte Raſerei der Verzweiflung. Ich brüllte und biß mit den Zähnen um mich, wie ein wildes Thier. Alle drei waren über mich hergefallen, und Carlos hatte ſich gerettet, da er weiter zurück war; mir hätte er doch nicht helfen können, weil er nicht einmal ein Meſſer bei ſich führte.

Zeitlebens werde ich dieſe Teufelsbilder nicht vergeſſen, die dunkel über mir gegen den grauen Himmel abſtachen! Am entſetzlichſten kam mir die Höflichkeit des Kleinen vor, der ganz mild ſagte: „Calleso Vd. (ſchweigen Sie.) Mire Vd. la santa pobreza! (ſehen Sie da die heilige Armuth!) Schweigen Sie, lieber Herr! Das Geld, lieber Herr! O ich bitte, ſchweigen Sie!“ und jeder Rede folgte ein Stich.

Inſtinktmäßig hatte ich mich auf die linke Seite geworfen, ſo lange als möglich das Herz zu retten. Mit dem rechten Arm und Fuß parirte ich eine Menge Stiche ab, die größtentheils nach Bruſt und Unterleib zielten. Es war offenbar, ſie wollten mich eilends abſchlachten, weil ſie fürchteten, der Entſprungene werde Lärm am Thore machen. Der Erſte ſtand jetzt vor mir mit geſchwungenem Meſſer und rief heiſer: „**Las unzas, Demonio! Las unzas Ladron! El dinero paur la pobreza!**" *) — Der Große riß mir indeſſen die Uhr weg; da kam mir ein Gedanke, der mich rettete. Ich warf den Teufeln die Geldbörſe zu und ſchrie: — „**Aqui! aqui! mi todo!** (Da! da! mein Alles!) **O santa Virgen!**" — War es der Anblick des Goldes, oder der Anruf an die Jungfrau — aber ſie ließen einen Augenblick ab und ſahen glerig in die Börſe; da bemerkte der kleine Teufel einen Ring an meinem kleinen Finger der rechten Hand; da er nun nicht gleich laſſen wollte, zog er ein Gartenmeſſer vor und wollte mir den Finger ſammt dem Ring abſchneiden. Ich wehrte mich auf's neue; endlich riß er mir den Ring mit einem Stücke Fleiſch zugleich ab. Nun übermannte mich die letzte Wuth eines Sterbenden, und ich brüllte: „**Maldito seas con padre, madre y hyos, punnatero!**" (Sey verflucht mit Vater, Mutter und Kindern! —) Der größte Fluch in Spanien, dem ſie dämoniſche Kraft zuſchreiben: **punnatero** — iſt ein National-Schimpfwort und unüberſetzbar. Jetzt aber raubte mir ein neuer, tiefer Stich die Beſinnung —! ich fühlte noch, wie alle Muskeln ſich krampfhaft ſpannten, und das letzte: „**Maldito!**" brüllend, ſank ich, mich zum Tode ausſtreckend, röchelnd in Ohnmacht!

Wohl zehn Minuten mochte ich ſo gelegen haben, als meine Sinne ſich wieder belebten. Im erſten Augenblicke wußte ich gar nicht, was mit mir vorgegangen war. Im Kopfe fühlte ich ein Brauſen, als ſtröme mir der ganze Turia durch das Hirn; noch konnte ich kein Glied bewegen, und ſoll ich bildlich ſprechen, ſo ſtand damals meine Seele auf den Fußſpitzen auf meinem Körper und rüſtete ſich gerade zum Aufflug. Ganz unerklärlich iſt mir, daß in einem Moment, wo ich mich kaum auf meinen Namen beſann, wo das Ich ſchon halb von der unſichtbaren Todesſichel getheilt war, mir deutlich das Zimmer vorſchwebte, in welchem ich geboren ward, und in welchem ich meine Knabenzeit zubrachte. Es war mir, als liege ich darin, und geraume Zeit verging, ehe mein Bewußtſeyn völlig wiederkehrte. Nach und nach traten mir alle Umſtände meines Unglücks wieder vor die Augen. Hell

*) Unzen (die große Goldmünze). Die Unzen, Dieb! Das Geld für die Armuth.

und friedlich glänzte mich das nahe Kloſter an, aber kein Pförtchen öffnete ſich. — Da lag ich unter Cypreſſen, Roſenbäumen und Platanen — im Paradieſe auf das ſchändlichſte von Teufeln geſchlachtet, und die taube, fette Kirche ſtand dabei, vernahm mein Gebrüll und rührte ſich nicht, und meine Mörder hörten vielleicht in ihr morgen die Meſſe und beichteten: ſie ſeyen über eine Leiche geſtolpert, und waren ſo unſchuldig wie früher. Ich will gar nicht beſchreiben, was ich damals dachte, denn es paſſirte beinahe die Cenſur meines Gewiſſens nicht; — doch dachte ich's!!

„Denn uns beherrſchen die gewaltigen Stunden!“ —

und dieſe Stunde, beim wahren Gott! die war gewaltig!! —

Ich empfahl dem Himmel meinen Geiſt — der Hölle die Seelen meiner Mörder — ſtreckte mich krampfhaft aus und — erwartete den Tod.

Bald darauf hörte ich raſcheln vor mir in einer Entfernung von **30—40** Schritten, und bemerkte mit neuem Entſetzen, daß die chriſtkatholiſchen Karaïben wiederkamen! — Vermuthlich hatten ſie ſich verſteckt, um zu erforſchen, ob alles ruhig bleibe und dann die Leiche zu beſtatten. Es war ein Glück für mich, daß Eſpina mein cataloniſcher Sprachmeiſter geweſen, denn deutlich hörte ich die kleine Hyäne brummen: „L'echarmos nel aïgue!“ — (wir wollen ihn in's Waſſer werfen.)

Mit der ungeheuerſten Kraft und thieriſchem Inſtinkt raffte ſich nun mein halbzerſtörtes Leben wieder auf. Gehen konnte ich nicht — wohl aber noch kriechen, und ſo kroch ich denn wie eine Schlange, bis zur Brücke. Die Mörder ſchlichen mir ſuchend nach. Nur der gräßliche Gedanke war mir gegenwärtig, daß ſie mich erreichen, erſt noch total ausplündern und dann zwei Häuſer hoch in den Guadalaviar herabwerfen würden, wo ich ſpurlos untergegangen wäre. Die Beſtien waren zwanzig Schritte hinter mir; ich konnte kaum mehr fort und hielt mich ſtöhnend an der Brüſtung der hohen Brücke. — Ich will mich nicht klüger machen, als ich bin; wo die Katheder-Weisheit jedes Profeſſoren, die Diplomatik jedes Weltmanns, der Glaube — ſelbſt eines Chriſten endet — da rettet noch der thieriſche Erhaltungstrieb; da fällt ein Inſtinktblitz in die verzweifelnde Seele, und ein ſolcher — und nichts mehr — war es, was mir den Gedanken eingab, in der äußerſten, zweiten Todesgefahr zu ſchreien: „Hierher! Schildwache; hierher! ihr lieben Männer; da ſind die Mörder! — Hierher, Carlos! ſchnell! Da ſind ſie! Da! Da! — Ayuda al Rey! Ayuda!“ — Trotz der Angſt erfaßte mich grimmiger Hohn, als

die Mordschlächter wie feige Hunde davonliefen, wähnend: die Gerechtigkeit ſey erwacht! — Das war aber nicht der Fall, ſie ſchlief ſo tief, wie immer, und mich hatte die unwillkührliche Eingebung des Inſtinkts gerettet, die den verfolgten Hirſch belehrt, daß er ſeine Fährte wechsle, um die Hunde irre zu machen —; die dem Fuchs Kraft gibt, daß er ſein Bein abbeißt, wenn er in's Eiſen gerieth —; die dem getroffenen Wallfiſch ſagt: tauche unter —; und dem bedrohten Adler: flieg' auf! —

Jetzt kroch ich über die Brücke, verſuchte mich an der Brüſtung anzuklammern, und taumelte von einem Steinheiligen zum andern. Jenſeits fielen mich zwei große, durch das Gebrüll herbeigelockte Hunde an, waren aber viel barmherziger, als die Menſchen, und begnügten ſich, mir das Blut von den Stiefeln zu lecken. — Nun kam unter Wehgeſchrei — todtenblaß und entſtellt — Carlos mir wieder entgegen. Noch hör' ich ſein: »O povero Giuseppe!« Er hatte an beiden Thoren umſonſt geklopft. Nun ſchleppte er mich mühevoll wieder zu der **Puerta réal** und ſchrie: „ſie möchten doch — um Gottes Barmherzigkeit! einem Sterbenden öffnen.“ Er ſetzte mich auf den Stein an dem Thore. Noch fühlte ich keine Schmerzen, aber eine zunehmende Schwäche und brennenden Durſt. Er ſteckte meine Brieftaſche mit dem Aufenthaltsbillet, was ein Auszug aus dem Paß iſt, durch die Spalte; ſie kam zurück, es ward aber nicht geöffnet. Innen wurde eine Serenade vor einem Pallaſt geſpielt! — Er ſchrie, man ſolle zum Commandanten ſchicken. „Der ſchläft,“ war die tröſtliche Antwort. — „So will ich denn zu eurer Schande auf euerem Thorſteine ſterben!“ ſtöhnte ich —; da riß mich Carlos auf, denn er hatte jenſeits dieſer Brücke in einem Hauſe Licht bemerkt. Dorthin ſchleppte er mich und bat um Einlaß für einen Sterbenden. Beim Worte: »**Moribundo**« wurde das Licht gelöſcht und Alles blieb todtenſtill. Nun trug er mich halb zum Thore zurück und ſchrie auf's neue — umſonſt! man öffnete nicht. Ich wäre auch rettungslos auf dem Thorſteine verſchieden, hätte Carlos nicht zwei Männer auf der Brücke erblickt. „Bleib' da!“ ſtammelte ich — „ſie kommen wieder!“ Er eilte aber zu ihnen und fand zwei bewaffnete Wächter — **hombres de armos** — die ſich nach der Urſache des Getöſes erkundigten. Sie kamen mit ihm an das Thor und trugen mich in die Vorſtadt Ruzzaſoh, in eine Mühle. Die Frau, die ankam, fiel faſt um, als ſie meine blutige Geſtalt erblickte. Sie rathſchlagten nun, was zu thun ſey? und beſchloſſen, mich in das Haus des Chirurgen der Vorſtadt zu tragen. Unterdeſſen bemerkte ich in einer Ecke eine Flaſche voll Wein; der gräßliche Durſt trieb mich an, unbemerkt näher zu kriechen, ich

erhaſchte ſie und trank gierig den Inhalt. Die fürchterliche Miſchung von Wolluſt und Schmerz, die ich beim Trinken empfand, iſt nicht zu beſchreiben. Als es die Wächter ſahen, tadelten ſie mich heftig, aber ich brüllte: „Quiero morir!“ (ich will ſterben). Trotz der Schwäche durchflammte mich nun wilde Glut; ſie gaben mich für verloren, trugen mich aber dennoch ſanft und ſchonend weiter in das Haus des Chirurgen, wo ich in einen großen, hölzernen Lehnſtuhl niedergeſetzt ward. Der Chirurg kam. Es that mir wohl, wieder unter freundlichen Menſchen zu ſeyn. — Ich ward entkleidet, unterſucht; man zählte die Wunden, und ſeufzend ſagte der Chirurg: „Veinti tres!“ (23). So viele Stiche hatte ich, und von zwanzig kann ich jetzt nur noch zu deutlich die Narben zeigen! — Drei waren leichte Picadures, wie man ſie in Spanien nennt. Der Genuß des Weins hatte meinen Geiſt zu einer halbwahnſinnigen Ironie gereizt, und ich ſtöhnte: „da ſitzt der traveſtirte Cäſar,“ und brach in ein gichteriſches Gelächter aus, das mir die erſten eigentlichen Schmerzen weckte. Brieftaſche und Geldgurte warf ich dem Carlos hin. Während mich der Chirurg für den Moment en gros verband, kamen mehrere Leute aus der Vorſtadt. In ihrem Beiſeyn wurden die achtzig geretteten Napoleons gezählt, und die Männer warfen ſeltſame Blicke des Verdachts auf — Carlos. Er war faſt ſo übel daran, als ich. Mich konnte ein ſchneller Tod befreien; ſtarb ich aber, ſo galt er für meinen Mörder, und ſah jedenfalls nur mit größter Mühe und Aufopferung des halben Vermögens ſein Vaterland und ſeine Geliebte wieder. Er ſagte mir ſpäter oft, er habe mich in dieſem Augenblicke beneidet. — Die Kannibalen hatten ſichtlich auf die Gurt geſtochen, und ſie mich in ſo weit erhalten, weil die Meſſer nicht durchdrangen. Ich hatte eine tiefe Bruſtwunde über dem Herzen und 2 Stiche neben einander im Unterleib, 13 im rechten Arm, 2 im Fuß, 2 hinter dem rechten Ohr und 3 leichtere Ritze und Picadures im Hals und der rechten Seite — facit 23. — Gegen Mitternacht begannen meine Schmerzen. Als man mich auf eine Matratze legen wollte, ſchrie ich die ganze Vorſtadt wach. Es war die höchſte Folterpein, und nur im Stuhle, gebückt, konnte ich aushalten. Der Wein hatte natürlich die Wunden noch verſchlimmert. Bald ward mir der Athem kürzer, und bei jedem Zuge fühlte ich Stiche. Mit Wolluſt hätte ich Gift genommen. — Carlos betete die ganze Nacht durch; ich wandte die letzte Kraft an, ſeine Unſchuld zu bezeugen. Der Chirurg wollte mir den Tod erleichtern und gab mir in Zwiſchenräumen ſtarke Cordiale mit Opium; die Erleichterung war jedesmal nur kurz, und ſo — in jeder Minute den Tod erwartend — brachte ich eine wahre Höllennacht auf dem Stuhle zu. Mor-

gens 4 Uhr eilte Carlos in die Stadt, von vier Männern begleitet. Ein herrlicher Frühlingstag folgte dem geſtrigen Sturme. Klar beſchien die Sonne meine blutige Geſtalt, und zum Erſtenmale erfaßte mich unendliche Wehmuth. Das Grauen der Verzweiflung wich vor dem ewigen Himmelslichte, und wie es meine Schmerzen nur geſtatteten, dachte ich ſchmerzlich an das ferne Vaterland und an die Meinen.

Um 6 Uhr erſchien der Alkaide mayor mit vier Schreibern und zwei Wundärzten. Alle gaben mich verloren. Einer, der glaubte, ich verſtände ihn nicht, ließ mich vom Cordial trinken, und als ich gleich darauf vor Schmerzen aufſchrie, ſagte er: „Es un sennol de la muerte!“ (ein Zeichen des Todes). Das Gericht hatte den Carlos ſchon zu Protokoll verhört, nun nahm man meine Declaration, wie es hieß, gleichfalls auf, und ich gab ſie in langen Pauſen. Jetzt kam Heinrich Elch mit mehreren Franzoſen und Deutſchen. Der brave Landsmann, der mich nur einmal geſprochen — hatte mir bereits die Aufnahme im großen Hoſpital erwirkt; ich war aber nicht mehr zu transportiren. Eher wollte ich ſterben, als mich in eine Tartane mit ſolchen Schmerzen legen laſſen. Da hüllte man mich in meinen getreuen Schlafrock, den Carlos mitgebracht, band mir gelbe Spitaltücher um den Kopf, und ſechs Labradores trugen mich in dem Lehnſtuhle, unterm Nachlaufen der halben Vorſtadt, nach Valencia. In Tartanen folgte das Gericht ſammt den neuen Freunden. Zum letzten Male glaubte ich nun den blauen Glorienhimmel zu erblicken, die balſamreiche Frühlingsluft einzuathmen; und voll Wehmuth ſah ich das rothe Kreuz an der vermauerten Puerta del Cid — hart neben dem Thore, durch welches man mich trug. Die nachſtrömenden Menſchen wurden zurückgewieſen, und auf Seitenwegen trug man mich in das Hoſpital — auch Casa de la misericordia genannt, wo ich in der großen Sala de los heridos (Saal der Verwundeten) niedergelegt wurde. Mit dieſer Anſtalt, zu deren Lobe ich nicht genug ſagen kann, ſteht ein Nonnen-Kloſter in Verbindung, um die Kranken beſſer zu verpflegen. Die Nonnen heißen: hyas de la caridad (Töchter der Barmherzigkeit), und machen dieſem edeln Namen die größte Ehre. Unter unſäglichen Schmerzen und in Anweſenheit von vier Aerzten und allen Chirurgen des Hoſpitals, wurden nun meine Bleſſuren ſondirt und ſorgfältig en détail verbunden. „So kam noch Keiner,“ ſagte ein alter Chirurg. Ein Jüngerer, den ich gleich lieb gewann, Don Bernardo mit Namen, rief bei jedem Stich, den er entdeckte: „Ah los picaros!“ (die Schelme!). Ueber eine Stunde lang dauerte das Verbinden, dann traten die Aerzte ab, das Weitere verordnend, und in ihren Mienen las ich:

daß ich verloren ſey! — Nun kamen zwei Jeſuiten und fragten: „ob ich beichten und kommuniziren wolle?“ Ich bejahte es. Heinrich mußte ſich nun mit meinen andern neuen Freunden entfernen. Jetzt kam die Superiorin des Kloſters, eine würdige Dame, Sor Paula Figuero genannt, aus andaluſiſchem Geſchlechte, mit zwei Nonnen — tröſtete mich ſanft, verwies mich an Gottes ewige Vaterhuld, und hing mir eigenhändig, unter Gebeten, die Virgen del carmen um, deren Bild der letzte Troſt der Sterbenden (el oltimo consuelo de los agonizantes) genannt wird. Dieſes machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich. Bald darauf erſchien ein Beichtiger, der, weit entfernt, mich am Grabesrande mit Donnerreden zu erſchrecken, milde und gewichtige Worte des Troſtes ſprach, mich abſolvirte und zur letzten Oelung vorbereitete. Nun kam der Trauerzug mit dem Hochwürdigen, unter Vortretung von Sakriſtanen, mit brennenden Kerzen. Ich empfing das Sakrament und die letzte Oelung, und dumpf ſprach der Prieſter-Chor über mich das: „requiescat in pace!“ — Wie dieſes hat mich noch nichts erſchüttert! — Die Schmerzen milderten ſich nach und nach, und regungslos ſtarrte ich nach einem ſchönen Krucifix, das am Ende des Saales hing, wo ehemals eine Kapelle war. Ich verlangte, man ſolle mein Bett dorthin tragen. Es geſchah unter ſichtlicher Zufriedenheit der Nonnen. Viele Verwundete lagen noch im Saale; ich achtete nicht auf ihr Geheul, und ſtarrte immer das von der Sonne erhellte Bild des Erlöſers an. — — —

— Der Leſer fürchte nicht, daß ich ihn mit widerwärtigen Spital-Scenen quälen werde; ich will die ſieben Wochen, die ich, oft zwiſchen Leben und Tod ſchwebend, in der Casa de la misericordia zubrachte, möglichſt kurz zuſammenfaſſen; doch kann ich nicht ganz darüber wegeilen, weil mir dieſe herrliche, menſchenfreundliche Anſtalt noch in lebendiger Erinnerung vorſchwebt, und auch nicht jeder Reiſende in den Fall kömmt, Spanien von dieſer Seite betrachten und tiefere Blicke in das Hoſpital- und Kloſter-Weſen werfen zu können.

Die Ordnung in dieſem ſchönen Hoſpitale, das eine Menge geräumiger Säle, viele Laboratorien, eine große, wahrhaft königliche Küche, ein anſtoßendes Kloſter ſammt Kirche, ein Irrenhaus und Wohnungen für ausgeſetzte Kinder enthält, iſt muſterhaft! — Früh fünf Uhr ſah ich immer die erſte Cura ankommen. So heißt die Ronde, welche die Chirurgen und Aerzte drei Mal des Tages machen. Erſt traten zwei Chirurgen an mein Bett, in Begleitung von vier Adjunkten und einem Spitaldiener. Der ältere, Don José (Joſeph) genannt, beſichtigte ſorgfältig die Bleſſuren und ſprach immer leiſe mit dem Andern, weil er merkte, daß ich mich anſtrenge, ihn zu verſtehen; dem

Letzteren lag dann die Beſorgung und der Verband ob. Es war dieſer der erwähnte Bernardo, der Einzige, der mich nicht ganz verloren gab. Nach den Chirurganos kam der Medico, in Geſellſchaft von ſechs Adjunkten, deren zwei ſtehend das Protokoll führten. Die Darreichung der Arzneien und Kühltränke (Refrescos) liegt dann den Nonnen ob, die immer ab- und zugehen. Die Superiorin beſucht oft zehnmal des Tages die Krankenſäle und etliche Male während der Nacht. Da die Nonnen noch ihren religiöſen Uebungen neben dieſem Dienſte obliegen müſſen, ſo kann man ſich einen Begriff von der Anſtrengung und Aufopferung machen, welche dieſes ruheloſe Geſchäft der Barmherzigkeit veranlaßt.

Am zweiten Tage zeigten ſich an den penetranten Stichen im Unterleibe Symptome des nahen Brandes. Ich hörte, daß man mir noch zwölf Stunden Leben zutraute. Trotz meines ungeheuern Blutverluſtes, diktirte der Arzt eine ſtarke Aderlaſſe, und ich vernahm, wie er unter der Saalthüre ſagte: „elso es el oltimo remedio“ (das iſt das letzte Mittel). Beim erſten Schlage erſchien gar kein Blut, und die Spitaldiener ſchüttelten die Köpfe und meinten, es ſey unnöthig, den Halbtodten da noch lange zu quälen. Nach langer Vorrichtung endlich bewirkte Bernardo eine Aderlaß und ſprach theilnehmend: „ſo lange ich nicht ſage, er ſtirbt — darf er nicht ſterben.“ Dieſes Schweben zwiſchen Troſtloſigkeit und Lebenshoffnung iſt faſt peinvoller, als das Gefühl des ſicheren Unterganges. Alle Abende betet eine Nonne im Hauptſaale den Kranken den Roſenkranz vor, und die Thüren der Nebenſäle werden geöffnet, daß wie Geiſterſtimme von allen Seiten das dumpfe: ora pro nobis tönt. Ein Jeſuitenkaplan hat mit vier Brüdern die Nachtwache; am Tage ſind immer acht gegenwärtig. Von Zeit zu Zeit vernahm ich den Schall der kleinen Glocke, die dem letzten Sakrament vorangetragen wird, und die tieftönenden Geſänge der verſehenden Prieſter. Wenn ſie auf dem Heimwege das miserere anſtimmten, war der Kranke in der höchſten Gefahr. Die Todten werden immer mit enthülltem Geſicht bei der Seelenmeſſe in der Hoſpitalkirche ausgeſtellt.

Als am dritten Tage mein Wundfieber etwas nachgelaſſen, trat in großer Begleitung von Gerichtsmännern der Alkaide, ein ruhiger, beſonnener Mann, ein, und ihm folgten auch Carlos, Heinrich, über acht Deutſche, größtentheils Handelsleute, einige Franzoſen und der edle, menſchenfreundliche franzöſiſche Conſul — Gauthier d'Arc. — Ein herrlicher Mann, und werth, daß er einen berühmten Namen trage. Ich wurde gefragt, ob ich mich ſtark genug fühle, diejenigen zu ſehen, welche man als verdächtig hierher gebracht habe. Trotz meiner

gänzlichen Schwäche, ſtieg das flammende Entzücken der gehofften Rache in mir auf; dieß bemerkten meine Freunde, und warnten mich heimlich, die Thäter nicht zu nennen, wenn ich noch die geringſte Lebenshoffnung habe. Würde ein Valencianer wegen mir auf die Galeere geſchickt, oder gar garrottirt (die Garrotte iſt ſtatt des Hängens eingeführt), ſo könne ich, im Falle der Rettung — mich auf ſichern Tod gefaßt machen, und die ganze Zunft der Labradores ſtünde dann mit ihren Meſſern und der Blutrache gegen den Fremdling. Da ich nun gleichfalls Blutrache wünſchte, nickte ich dem Bernardo zu und fragte ihn leiſe: er ſolle mir, beim Haupte des Erlöſers dort oben, ſagen, ob noch Hoffnung für mich ſey, ich ſtürbe gerne, alſo möge er mir die reine Wahrheit verkünden. — „Hay todavia esperanza,“ (es iſt noch Hoffnung) flüſterte er mir beſchwörend zu, und auf mein Jawort wurden nun die Verdächtigen in den Saal geführt. Es waren an 36 Labradores und Gärtner der Alameda darunter in gleicher Tracht, denn der krumme Schnitt am Finger ließ ahnen, daß einer von den bei der Alameda zum Baumſchneiden angeſtellten Labradores dabei thätig war. Furchtbare, neunfach confiscirte Galgen- und Garrotten-Geſichter erſchienen an meinem Bette; Kerls, deren Frömmſter ſchon fünf Jahre auf der Galeere geweſen war. Die Polizei hatte den Abſchaum Valencia's zuſammengerafft, in der Ueberzeugung, einer der Räuber wenigſtens müſſe darunter ſeyn. Die Unſchuldigen fand ich gleich heraus, denn ſie betrachteten mich ſtarr, mit funkelnden Dolchblicken, und knirſchten vor Wuth und Haß, und ſtrichen ſich die langen, ſchwarzen Bärte und ſtampften mit den halbnackten Füßen. Es war freilich nicht beſonders empfehlend für ſie, von ſolchem Verdachte beſchwert, am Bette eines Aufgegebenen zu ſtehen. Die Sonne beleuchtete grell dieſe braunen Salvator-Roſa-Geſichter. Das höchſte Schweigen herrſchte. Alle Augen ſahen auf mich, und die Schreiber ſtanden mit erhobenen Gerichtsfedern da, wie ſchwarze Strafegeiſter, bereit, drei Namen in das Buch der Verdammniß einzutragen. Ich, von Haß, Wuth und Rache gleichfalls beſtürmt, ſtarrte keuchend einen nach dem andern an, und entdeckte bald einen kleinen, ziemlich jungen Mann, der ſtolz wie ein Eber ſchnaubte, ſtark ſchwitzte — immer die Fußſtellung wechſelte und mich nicht ruhig anſehen konnte. „Der iſt es!“ Dieſer Gedanke durchſchnitt wie ein Meſſer mein Inneres. Die Freunde winkten. Der Alkaide und alle Gerichtsmänner ſtarrten ihn mit dem valencianiſchen Glutblick an und ſahen dann wieder voll Erwartung auf mich. Ich bat, man ſolle den Sennor da reden laſſen. Der Richter ſprach ihn an; ich hörte eine ſüße, höfliche Stimme, die wankend aus einer gefolterten Bruſt ſtieg; ich meinte, ich vernehme

wieder das: callese Vd! Caro Sennor etc. etc. Ich war nahe daran, trotz Blutrache und Tod, meinen Gedanken Worte zu leihen; die anderen zwei fand ich nicht heraus. Man ließ nun die Geſellſchaft zwei Mal ihre Hüte und Manta's wechſeln und ſie dann wieder vortreten; immer entdeckte ich den Kleinen, der mich durchaus nicht anſehen konnte. Gott allein kann wiſſen, ob er wirklich unter den Räubern war, denn allerdings hätte die ſchon erwähnte Aehnlichkeit der valencianiſchen Geſichtsbildung hier zu großem Unrecht verleiten können; auch war gedenkbar, daß ihn mein immerwährendes Anſtarren aus der Faſſung bringe, und Carlos erinnerte ſich nicht mehr klar auf ſein Ausſehen. Dieſes, ſo wie die Einwendung meiner Freunde, überlegte ich wohl, fühlte den größten Seelenkampf, und ließ den Verdächtigen über fünf Minuten in der peinvollſten Lage, endlich ſagte ich: „Nein, Herr! Ich kenne keinen;“ — da athmete der Kleine tief auf und ſah heiter umher. Alle wurden nun wieder abgeführt und entlaſſen. —

II.

In Valencia ſah ich zwei Stiergefechte. Dieſe ganz eigenthümlichen Volksfeſte haben hier das Hoſpital zum Unternehmer. Es kauft die Stiere an, läßt die Fechter (Quadrillas) kommen und vereinigt die Darſtellungen gewöhnlich mit der Zeit des Frohnleichnamsfeſtes. Sechs Wochen vorher wird von gar nichts Anderem geſprochen, und ſchon die Nacht, wo vom Rincon de los marlises *) aus die Toros in die Stadt getrieben werden, iſt eine Nacht der Freude und des zügelloſen Jubels. Jeder Stier hat ſeinen Namen, und ſein Nationale iſt ſorgfältig gefertigt. Für die Afficionados **) werden kleine Karten gedruckt, wie für die Rouge et Noir Spieler, auf denen ſie mit Nadeln die Stiche bemerken, die der Stier bekömmt; wie viel Picadures, wie viel banderillos, und ob er auf den erſten oder zweiten Stich des Matadors bleibt. Der Lector amigo ***) und die Lectora hermosa †) haben beſtimmt ſchon mannigfache Beſchreibungen dieſer in ihrer Art ganz eigenen Funktionen geleſen. Ich wünſchte aber, ſie ihnen recht zu vergegenwärtigen, und wähle deßhalb die dramatiſche Form; conque — Vamos!

*) Eine Stelle am Turia.
**) Die für das Stiergefecht leidenſchaftlich Eingenommenen.
***) Freundliche Leſer.
†) Schöne Leſerin.

Ich hebe in dieſer Scene die zwei intereſſanteſten Epiſoden heraus, welche zugleich vom Ganzen den deutlichſten Begriff geben, und ſchildere alles genau, wie ich es ſah.

Der Vorhang geht auf.

Der ſonnenhelle 20. Junius beſtrahlt ein großes, kunſtvoll von Holz erbautes Amphitheater. Auf Bänken, Stühlen und in Logen (Tertullias) ſitzen zehntauſend Menſchen.

Es iſt Nachmittags ¾ auf 2 Uhr.

In der Sonne ſitzen die Handwerker: Fiſcher, Schiffer und ungefähr 2000 Labradores, denn von allen Dörfern der Huerta, ſelbſt von Murviedro und St. Felipe, iſt die Menge hereingeſtrömt. Im Schatten (à la sombra) ſitzen die Vornehmeren; der weibliche Blumenflor von Valencia ſtrahlt in Nationaltracht, reich geſchmückt, in den Tertullias. Cortejos gehen ab und zu mit Erfriſchungen. Die Hitze iſt afrikaniſch; das Amphitheater gedrückt voll; keine Erbſe könnte auf den Boden fallen. Ein Detachement Uhlanen hat ſo eben den Circus unten geräumt. Ein altes Weib ſpringt nach der Thüre zu; —

(allgemeines Gebrüll und Geziſch und Gepfiff).

Ah la viejah! Hinaus! Hinaus! Chi! — Chi! Vaya! Vaya! Chi! — Silencio! Silencio! — Chi!

(Wüthender Lärm! und dumpfes Getöſe der Stampfenden.)

Silencio! Chi! — —

Große Fäſſer werden auf Karren geführt und mit Hülfe von langen Lederſchläuchen wird der Platz benetzt.

Der Corregidor erſcheint in ſeiner Loge.

Viele. Viva! viva! viva!

Andere. Chi! — Chi! — er kömmt immer zu ſpät.

Viva! — Chi! —

Es un afrancesado! *) — Silencio! carai! — Chi! — Chi! — Silencio!

Die Verkäufer der Erfriſchungen klettern umher, mir ſteht einer auf dem Kopfe. Geſchrei: Orgiata! Quien — quiere orgiata? — (wer will?) Agua! Agua! fria la Agua! (friſches Waſſer) — Quien, quiere agua?!

Viele. No hay plaza (es iſt kein Platz mehr).

Agua fria! Fria la agua! — A — — gu — — a!

Plötzliches, wüthendes Geziſch und Gepfiff. Ein flammenroth gekleideter Kampfrichter iſt eingetreten, ihm folgen, in Offiziantentracht,

*) Ein franzöſiſch Geſinnter.

acht Bediente mit Degen und Claque=Hüten. Er geht vor die Loge des Corregidors und will das Kampfgeſetz ableſen.

Alle Labradores. Fuera! (Hinaus!) Fuera con el cangrejo! (Hinaus mit dem Krebs!)

Die Adelichen. Silencio! Caballeros!

Große Rätſchen fangen an zu toben:

Fuera! Fuera! Vaya! Vaya! Chi! Chi! Orgia — ta — a! ya empezon (ſie fangen an). Agua! Agua! — fri — a! Orgiata! Fuera! — Fuera! — Silencio! — Chi! — —

Einige tauſend ſtrahlende Damenfächer ſind in der ſtärkſten Bewegung.

Chor der Grazien. O que calor! (o welche Hitze!)

Orgia — ta! — — Fuera! — Fuera! — trom! — trom! — trom! — rätſch! — rätſch! — rätſch! — Chi! — Chi! Chi! —

Der Unglückliche, dem es immer ſo geht, wandelt grimmig ab, ihm folgen die Offizianten.

Alle Bauern. Bien! bien! Vayan Ustedes? bien! (Einer mit Trompetenſtimme) Ah los cuervos! (die Raben!)

Großer Volkschor.

Los cuervos! Malditos sean los cuervos! (Verflucht ſeyen die Raben!)

Der Adel. (ſchwitzend.)

Silencio! — Caballeros! —

Die Grazien.

O Dios, que gente! (Gott, welch' ein Volk!)

(Es ſchlägt 2 Uhr von der Kathedrale.)

Silencio — o — o — o!!!

(Die Stille der Erwartung tritt ein.)

Der Corregidor wirft einem andern Richter einen Schlüſſel zu, der aber zur Erde fällt.

Volkschor.

Si! — Schi! — Sssi! —

Mal hecho! (ſchlecht gemacht)

Viele. Er kann den Schlüſſel nicht fangen!

Einige Tauſend. Reventete Grulla!

(Zerberſte Kranich.)

Der Adel. Silencio Sennores! Silencio — o — o — !

Die Grazien.

O que gente! que gente! que calor! o Dios! —

Der Richter ſteht an der Thüre, die zu dem Stierbehälter führt.

Einer. Steh' gerade, Grulla! — Silencio! — —

Trompetenſtoß.

(Tiefe Stille.)

Die entgegengeſetzte Thüre öffnet ſich; unter ungeheurem: Viva! und Applaudiſſement tritt die Quadrilla de Toréros (Quadrille der Stierkämpfer) ein.

Eh viva! viva! — — — —!

Viva! — — — —!

Viva — Montes el divino! (Es lebe Montes, der Göttliche!)

Der Adel. Viva la estrella de Sevilla! (Es lebe der Stern von Sevilla!)

Viva — — — a — — — a!

Viva — — — — — — — —!!!

Die Matadores — auch Schwerter (espadas) genannt — treten der Quadrilla vor; ihnen folgen die vier Banderilleros; dann kommen ſechs Capistos und Chulos mit Tüchern und rothen Fahnen; dann die Picadores zu Pferde, ganz in gelbes Leder und Eiſen gehüllt, mit langen, dicken Lanzen, die oben eine drei Zoll lange, eiſerne Spitze haben; mit blauen, goldverzierten Jacken und breiten, braungelben, band- und blumengeſchmückten Hüten. Die ganze Quadrille iſt in gold- und ſilberſtrahlender, andaluſiſcher Nationaltracht, und gewährt einen poetiſch chevaleresken Anblick.

Endloſes Viva!!!

Der Reſerve-Picador reitet ab; die zwei andern ſprengen im Carrière links an die Planken neben der Toro-Thüre. Hinter ihnen ſtehen die Banderilleros *) und Capistos, und weiter zurück die Matadores. Alle Angeſtellte (Empleados) eilen in den Raum zwiſchen dem Publikum und dem Circus.

(Tiefe Stille der geſpannteſten Erwartung tritt ein. Die Herzen der Fremden pochen hörbar.)

In der Loge des Hoſpitals zeigt ſich der Geiſtliche, der das Sakrament für die Verunglückten mit ſich führt, und es erſcheinen viele Wundärzte, Träger und Diener.

Nun kann man eine Nadel fallen hören.

Drei Trompetenſtöße.

Die Toro-Thüre geht auf.

Der Stier, Tormento, nachtſchwarz und hochgehörnt, ſtürzt wüthend herein und geht auf den Picador Sevilla los; dieſer ſetzt das Pferd auf die Groupe, rettet es vom Horn und ſticht den Stier in den Hals, ohne im Sattel zu wanken. Das Thier ſteht einen Augen-

*) Dieſe führen die Banderillos, lange, geſchmückte, mit Eiſenhaken verſehene Stäbe.

blick auf den Hinterfüßen, vom rieſenſtarken Sevilla abgedrängt, und eilt dann auf die Mitte des Platzes, wo es blutend und ſtaunend um ſich blickt.

Ungeheurer Beifallsdonner.

Bien! bien! — Bravo Sevilla! — Bravo Sevilla! — Bien! Viva — —!

Viva! — — — — !

Die Picadores wechſeln im Carrière die Plätze; die Capistos reizen den Stier mit den Fahnen, die er ſchnaubend angreift, und wie er ihnen folgt, ſpringen ſie über die Planke.

Großes Gelächter.

Bien Goloudrinos! (gut, ihr Schwalben!)

(Alle Damen ſchreien hell auf.)

Ai! ai! Sennor!

Tormento hat den Rodriguez ſammt dem Pferd umgeworfen; das letztere ſtirbt auf dem Platze — Rodriguez liegt todtbleich mit halbem Körper auf der Brüſtung — der Stier ſtürzt auf ihn los — ein Capistos lenkt ihn noch glücklich ab.

Geſchrei.

Mal hecho, Rodriguez! (ſchlecht gemacht) Chi! Chi!

Andere. Silencio! es muerto! (er iſt todt!)

Volkschor.

Muerto!

Die Damen.

Ai Sennor!

Tormento hat einen Capisto auf's Horn genommen und ſchleudert ihn klafterhoch.

Alle. Mire! mire! mire! (ſieh! ſieh!)

Die Damen.

Ai Sennor! Ai Dios!

Die Labradores.

Muerto! — Carajo! Bueno el Toro! (der Stier iſt gut) — Bien Toro! — — Bien! Bien! — !

Rodriguez und der Capisto werden fortgetragen. Der Stier ſtürzt auf Sevilla, der ihn wieder ſticht und glanzvoll abparirt.

Ungeheurer Jubel.

Bravo Picador! — Bien Sevill — a!

Bie — — — — — n!!!

Die Labradores, ſtampfend und brüllend: El picador de la reserva! (der Reſerviſt!)

Andere. Silencio!

El picador de la reserva!

Der todtgeglaubte Rodriguez reitet auf einem andern Pferde herein und iſt noch todtblaß.

Chor.

Bravo Rodriguez! Bien! —

Andere. Wo iſt der Capisto?

Ein Empleado ſchreit: Muerto!

Alle Damen und die Fremden ſchreien auf.

Tormento hat das Roß des Rodriguez wieder auf den Hörnern. Rodriguez hält ſich kunſtvoll im Sattel; das Pferd ſchlägt über, er rettet ſeine Bruſt; der Stier ſtürzt auf ihn, die Capistos fliegen vor — Rodriguez reißt das Pferd wieder in die Höhe, ſeine Eingeweide hängen ellenlang heraus; er ſpornt es, und das gequälte Thier hinkt — ein Bild der galloppirenden Schwindſucht, und, Blut in Strömen vergießend, unter dem Reiter.

Die Labradores mit diaboliſchem Gebrüll.

Ahai! Heaqui! — —

los tripos! — (die Eingeweide).

Allgemeiner Chor.

Los tripos! los tripos!

Die Weiber halten die Fächer vor.

Einige. Steig ab, Rodriguez!

Andere. Bleib! Bleib!

Gebrüll. Steig ab, Demonio!

Andere. Bleib! Bleib!

Das Pferd ſtürzt zuſammen und ſtirbt unter wilden Zuckungen. Der Stier iſt mit dem erſten todten Pferde beſchäftigt, das er wieder auf die Hörner nimmt.

Rodriguez wankt ab.

Chor.

Bien Toro! es bueno el Torito! bien Toro! bien!

Trompetenſtoß.

Die Banderilleros ſpringen dem Stier entgegen, rufen: hup! hup! wenn er angreift, laſſen ihn tollkühn unterm Arme weglaufen und ſetzen ihm die buntgeſchmückten Banderillos in den Hals ein.

Das Thier wird raſend; ſpringt ellenhoch mit allen vier Füßen in die Luft; Staubwolken fliegen auf, mit dem Rauch des Blutes vermiſcht.

Großer Jubel.

Bien hecho!

Hup! hup! Bravo! Bien! bien! Viva! viva! hup! hup! Das Thier hat nun acht Haken im Halſe zu den Picadures, wird vollkommen raſend, eilt einem Capisto nach und ſpringt über die ſechs Schuh hohe Brüſtung.

Geſchrei.

Rettet euch!

Andere. Bleibt!

Die Damen.

Ai Dios! Ai! —

Alle Empleados ſpringen in den Platz hinein; der Stier kommt auch gleichfalls wieder durch eine der vielen Thüren, und in dieſem Moment ſtehen die Empleados wieder außen.

(Allgemeines Gelächter und Geräuſch und Geſtampf.)

Plötzliches: Aha — — — — !

Aha — — — — !

Viva Montes!!!! Eh viva! — — !

Montes hat nämlich ein Meiſterwerk geliefert. Er nahm eine lange Stange, attaquirte den Stier, und wie dieſer raſend angriff, ſprang er ihm, mit Hülfe der Stange, über die hohen, blutigen Hörner weg.

Ueberſchwenglicher Beifall.

Trompetenſtoß.

Das Thier iſt mit dem todten Pferde beſchäftigt. Montes tritt als Matador vor die Loge des Corregidors.

Geſchrei.

Silencio! Silencio!

(Stille tritt ein.)

Montes.

So werde ich denn mit Gottes Hülfe und unterm Schutze der heiligen Jungfrau den Stier Tormento tödten, und es lebe der König und das ganze königliche Haus!

(Er wirft die Montera (Mütze) in die Luft.)

Chor.

Viva el Rey! nuestro Sennor Fernando setteno! (Es lebe der König, unſer Herr Ferdinand VII.!)

(Stille tritt ein.)

Montes, dem die Fuß-Quadrille folgt, ſteht bereits vor dem Stier, der ihn brüllend anſtarrt. Tormento attaquirt das rothe Tuch des Matadors. Montes weicht geſchickt aus. So geht es unter: hup! hup! ſechsmal.

Leiſere Stimmen.

Bueno el Toro!

(Tiefe Stille.)

Plötzlicher, mit Donnergewalt losbrechender Beifallssturm. Auf einen Stoß hatte Montes den Stier sin sangue — (ohne daß das Thier Blut auswirft) — getödtet, und ihm die espada bis an das Heft in den Nacken gestoßen. Tormento stürzt im edeln letzten Kampf auf die Kniee, wie ein sterbender Held.

Gebrüll.

Muerto! Muerto!

Kränze, Blumen, Gedichte regnen auf den berühmten Matador herab, während der todte Stier von vier mit Schellen behangenen Maulthieren im Galopp fortgezogen wird.

Unterdessen hat sich schon die Quadrille wieder wie oben aufgestellt. Die todten Pferde wurden von Empleados fortgezogen. Trompetenstöße tönen, die Thüre fliegt auf und der zweite Stier erscheint.

Mit mehr oder weniger Veränderungen wurden nun sechs Stiere gehetzt. Es fiel kein Unglück mehr vor, auch blieben wenig Pferde. Man hatte, wie gewöhnlich, um sich des ersten günstigen Eindrucks zu versichern, einen der besten Stiere im Anfange herausgelassen. Solches ist auch am Schlusse jeder Funktion der Fall, und ich nehme vor dem Erscheinen des letzten Stiers den Faden wieder auf.

(Es ist bereits Dämmerung eingetreten.)

Nach Abschleifung des siebenten Stiers steht die Quadrille wieder kampffertig.

Einige. Wer kömmt noch?

Andere. El Sarco. (Der Name des achten Stiers.)

Viele. Ist er gut?

Schiffer. Wir sahen ihn herführen; der muß Wunder thun.

Mehrere. Der Tormento war der beste. —

Orgiata! — Orgiata! — Agua! — Aber die Picadores lassen immer den besten zuerst heraus.

Schiffer. Es bueno el Sarco! Ihr werdet's sehen. Es wird aber dunkel.

Einige Bürger und Weiber.

Mala Hora! (Böse Stunde!)

Drei Trompetenstöße.

El Sarco, ein prachtvoller Andalusier, schwarz und weiß gefleckt, springt herein — sieht sich um und geht ganz feierlich in die Mitte.

Geschrei. O! O! Vaya la cabra! (Fort Ziege!) O vaya! Chi! Chi! Si! —

(Es wird heillos gepfiffen.)

Aergeres Geſchrei.

O! O! la cabra! O la vaca! la vaca de la boda! (die Hochzeitskuh!) Silencio! Silencio — o! —

Die Picadores wechſeln die Plätze.

(Der Stier trabt ihnen entgegen und kehrt um.)

Geſchrei.

Maldita sea la vaca; — O! — O! — la cabra! —

El Sarco ſteht in der Mitte. Sevilla reitet auf ihn los.

Viele. Bravo Sevilla!

Andere. Mos adelante! (mehr vor! *) Mos adelante carajo!

Neue. Que es eso Sevilla? (was iſt das?)

Viele. Es iſt nicht der Alte mehr!

Raſender Chor.

Mos adelante!

Der räthſelhafte El Sarco ſteht ruhig da, ſchüttelt mit dem Kopfe und will nicht in's Eiſen.

Chor.

Adelante Sevilla!

Sevilla glaubt ſein Mögliches gethan zu haben nach dem Kampfgeſetz und reitet, die Lanze anziehend, zurück. Jetzt wird der vorhin bis zu den Sternen Erhobene, auf das gemeinſte geläſtert. Man ſieht es ihm aber an, daß er ſich nichts daraus macht. Es wird gepfiffen, gerätſcht und ein Fächer zwei Klafter hoch und ein Klafter breit wird geöffnet; er iſt mit allerhand Fratzenbildern bemalt.

Infernaliſches Geſchrei.

Que es eso Sevilla? Vaya! Vaya fantastico! (der Phantaſt!) O el Fantastico! O el embustéro! (der Betrüger!) O el maulon! (der falſche Kerl) Adelante punnatero! O! O! — Trom — trom, trom! rätſch! rätſch! O! O! Chi! Chi! Adelante demonio! Adelante maulon! Asi no se gana el dinéro. (ſo verdient man kein Geld) Adelante Fantastico! O! O! O el pejepalo! (Stockfiſch) Vaya! Vaya! Asi no se gana el dinéro, punnatero de Sevilla! So geht es eine Minute lang. Sevilla's andaluſiſcher Stolz erwacht furchtbar. Er ſchüttelt den Kopf — ſchwingt raſend die Lanze — wirft Blicke des Zorns ſelbſt zu den Damen empor, die ihn bedauern, und reitet von neuem, ſtark das Roß ſpornend, auf den ruhigen el Sarco ein.

Viele. Bien Sevilla! mos adelante! hombre! Bien hombre!

Er reitet weiter vor. Der Stier weicht, ſchüttelt und ſcharrt.

---

*) Je weiter der Picador dem Stier in den Circus folgt, deſto gefährlicher iſt es für ihn.

Sevilla treibt ihn von der Mitte des Platzes weg und hält ihm die Lanzenſpitze unter die Naſe *).

Ungeheurer Jubel.

Bien Sevilla! Viva! Eh viva! Bien! Bien! Viva! Bien hombre! Viva! viva!

Die Damen ſchreien auf.

Die **Labradores.**

Mire! mire! carajo!

El Sarco unterſpringt plötzlich das Pferd, hebt es ſammt dem Reiter in die Luft und ſchmettert es nieder, daß es ſterbend auf Sevilla fällt. Letzterer hat abermals mit der größten Kunſt die Bruſt gerettet. Die **Capistos** wollen den Stier ablenken, er bleibt aber ruhig und wandelt ſehr gemächlich an die Planken, wo er die Verſammlung betrachtet.

Jetzt entſteht ein Doppelchor.

Einige rufen: **viva Sevilla!** Andere läſtern den phlegmatiſchen **el Sarco** und ironiſches Geſindel ſchreit ihm, dem Stier, zu: »**asi non se gana el dinéro Sennor Don Sarco!**« als ob er etwas anders dabei gewiß hätte, als den Tod.

Einige hundert **Labradores:**

Fuego! Fuego! **)

Die ganze Zunft, unter Stampfen, Trommeln, Rätſchen und Pfeifen: **Fuego! Fuego! Fuego! paur la cabra! — Fue — go!** Einige Andaluſier, denen wahrſcheinlich die neuen Geſetze unbekannt ſind, und die ſtark **aguardiente** (Branntwein) getrunken haben:

Los perros! los perros! ***)

Die **Labradores.**

No hay perros; (es ſind keine Hunde da)

Einer der Betrunkenſten:

Los perros carajo —!

Andere.

Silencio hombre!

Derſelbe.

Los perros Sennor Don Corregidor!

Viele.

Silencio borracho! (Vollſäufer)

---

*) Ein großes Wagſtück.

**) Feuer! damit verlangten ſie, daß dem Stier Raketen geſetzt werden ſollen, ihn zu animiren.

***) Die Hunde, die früher den Stier zerfleiſchten, wenn er nicht an's Eiſen gehen wollte; jetzt ſind ſie abgeſchafft.

Derſelbe (mit Poſaunenſtimme)

Aha! Es un afrancesado el Sennor Corregidor! los perros!

Die Labradores.

Fuera! fuera!

Derſelbe.

Tragala perro! *)

Er wird mit großer Gewandtheit von einer Bank zur andern und dann eine Treppe hinabgeworfen, immer Tragala perro brüllend.

Der Stier ſtand immer ruhig; — jetzt aber ſetzen ihm die Banderilleros Raketen und wahre Kanonenſchläge an den Hals. Unter Donnergekrach ſteht er bald in Rauch-, Dampf- und Staubwolken, geht von der größten Ruhe zur gräßlichſten Raſerei über und ſpringt an Rodriguez ſo hoch empor, daß er ihm mit dem Horn die Seite verletzt. Der Picador ſtürzt.

Geſchrei.

Ah! Ah! Ah! Mire! Heaqui! — Ah! Ah! Ah!

Das ledige Pferd ſpringt herum, el Sarco ſtößt ihm die Eingeweide aus dem Leibe, daß ſie auf dem Boden wie rothe Bänder nachflattern.

Ah! Ah! Ah! Bueno el Toro! Ah! Ah!

Es wird immer dunkler und die Gefahr für die Quadrille größer. Rauch und Staub umwölken fortwährend den Platz.

Die Labradores.

El Picador de la reserva. Ah! Ah! Ah!

Kaum iſt Rodriguez abgetragen, liegt Sevilla wieder unter dem Roß, mühevoll von den Capistos gerettet.

Der Picador de la reserva José Fabré reitet ein.

Gebrüll.

Buenos tardes Sennor! (Guten Abend Herr) Der Stier ſtürzt auf ihn los und wirft Roß und Mann nieder.

Gränzenloſer Jubel.

Bien! Bien! Bravo Sarco! Bien! bien! — Bereits liegen drei todte Pferde da. Fabré hat eine Bruſtquetſchung und wird fortgeführt. Sevilla iſt allein und noch hat der Stier keine Picadur empfangen. Er ſtürzt ſich raſend auf die Leichen — die Roſſe; da meldet ſich ein Afficionado von der Labradores-Zunft unter allgemeinem Jubel. Ein baumſtarker Kerl, der ſchon lange mit Mühe zurückgehalten wurde. Sevilla bringt unterdeſſen dem Stier einen Stich bei mit großer Ge-

*) Friß Hund! — das bekannte Lied aus dem letzten Kriege der Unabhängigkeit.

fahr und bald erſcheint der Afficionado mit Fabré's Jacke und Hut zu Pferde, greift den Sarco an und wird zuſammt dem Roß niedergeworfen. Mit abgekühlter Paſſion wird er fortgetragen; da ſtürzt auch Sevillas Pferd zuſammen und jetzt kennt der Beifall keine Schranken mehr. Im halben Dunkel greift der Matador Montes den noch unerſchöpften Sarco an, der 5 Pferde umgebracht und 2 Picadores unthätig gemacht, und erſt nach 5 Minuten gelingt es ihm, ihn kunſtgerecht zu treffen, worauf ſich unter donnerndem viva die Funktion beſchließt.

Der Vorhang fällt.

Es iſt ſchon viel für und wider die Stiergefechte geſchrieben worden; ſo viel iſt wahr, daß ſie, beſonders beim erſten Anblick, alle Erwartung übertreffen. Ich kenne nichts, was jeden Augenblick die Aufmerkſamkeit und die Theilnahme ſo ſpannt, wie dieſer Kampf, denn trotz aller Kunſt iſt doch ſtets ein Menſchenleben auf dem Spiele.

In Sevilla iſt eine Schule der Tauromachia, und bereits ein Werk erſchienen in 6 Bänden, worin der Kampf, ſtreng ſyſtematiſch geordnet, gelehrt wird. Obiger Picador Francisco iſt ſo berühmt, daß er den Namen der Stadt erhielt, und Montes gilt für den erſten Espada Spaniens. Es werden mehr Gedichte und Sonnette auf ihn gemacht, als bei uns auf die Sonntag geſchmiedet wurden. Die Junta hatte dieſe Quadrille eigens von Madrid verſchrieben. Das Hoſpital bezieht großen Vortheil von den Stiergefechten. Der geringſte Eintrittspreis iſt ein Piaſter, denn man muß die Entrada (Eintritt) und den Platz bezahlen. Die beſten Tertullia's Plätze ſind ſehr theuer. Im Jahre 1832 warfen die drei erſten Funktionen beſtimmt einen Gewinn von 12,000 Francs ab. — Pſychologiſch merkwürdig iſt, daß Damen, die keine Taube können bluten ſehen, dieſe Gefechte mit der größten Attention und innerer Luſt betrachten! Die Spannung, in der ſie ſind, verſchönt ihre Geſichter, die dunkeln Augen leuchten, der volle Buſen wogt, und wenn ſie auch laut über die Unglücksfälle klagen, ſie bleiben doch nie davon weg. Die Männer toben ſich aus und man geht ganz matt und erſchöpft von ſolch' einer ſechs- bis ſiebenſtündigen Funktion nach Hauſe. Selbſt einer mildern Regierung wäre nicht zu rathen, die Stiergefechte abzuſchaffen; es liegt eine gewiſſe politiſche Barbarei darin, die Spanien noch lange nicht entbehren kann. Die Hörner der Stiere ſind Blitzableiter für manche zügelloſe Leidenſchaft. Die Labradores z. B. trinken da Blut mit den Augen und gehen geſättigt heim; auch iſt es ein offener, edler Kampf; nur die armen Pferde mit den verbundenen Augen dauern mich. In dieſer Hinſicht iſt der Picador ein Bild eines Welteroberers, der auf Mil-

lionen reitet, welchen er ſämmtlich die Augen verband. Der Stier dagegen hat viel vom ſpaniſchen National-Charakter. Man kann den Spanier leicht einmal betrügen — zweimal aber ſehr ſchwer. Den Stier darf man nur einmal hetzen. Es wurden ſchon Verſuche gemacht einen zweimal rennen zu laſſen, ſie fielen aber bös für die Quadrille aus, denn der gewitzigte Toro attaquirt dann nicht mehr die Fahnen, ſondern den Träger, und ſtatt auf das Roß, ſpringt er auf den Mann.

Italien.

Eine Nacht in Venedig.

> **Una barghetta in mar**
> **Soclando va,**
> **Vi suon due Sposi....**

— He! Gondolier! Es wird Nacht! deine Gondel!

— Unmöglich, Herr, ich bin ſchon gemiethet.

— Ich muß deine Gondel haben. Erkennſt du mich denn nicht?

Der Mann, der dies ſprach, öffnete hier ſeinen Mantel und lüftete den breiten Hut ein wenig.

— **Corpo di bacco!** Ich wußte nicht, daß Ihr es ſeyd, **Eccellenza!**

— Hier ſind zwei Zechinen, und nun marſch fort!

— **Eccellenza!** Ich kann nicht. Der junge Deutſche, den Ihr Geſtern ſelbſt nach Murano geführt habt und dann wohlbehalten zurückbrachtet, hat mich gedungen. Er will dieſen Abend wieder hin.

— Das weiß ich.

— Und mir ſcheint, daß er Heute ſeine Schöne nach Venedig mitnehmen will, denn —

— Von wem weißt du das?

— Von Niemand. Ich denk's blos ſo. Der junge Deutſche fragte mich Heute, ob in der Gondel noch eine Perſon mehr ſitzen könne.

— Er fragte dich — gut — hier nimm noch zwei Zechinen und nun fort!

— Aber Ihr, Herr, ſeyd kein Gondolier — wenn ſich etwas ereignete, ſo käm' Alles über mich.

— Sey ruhig und gehe!

— Gebt aber wohl Acht, Herr!

Der Mann im Mantel ſprang hier voll Ungeduld in die Gondel; dann warf er Mantel und Hut ab und ſtreifte nach Art der Schiffer, die Hemdsärmel in die Höhe und ſetzte eine Mütze auf, die er faſt über die Augen zog. Hierauf unternahm er noch einige Veränderungen mit

ſeinem Aeußern, offenbar ſich unkenntlich zu machen, und legte ſich, wie zum Schlafen in der Gondel nieder. Er ſchien aber in der That nur in tiefem Nachdenken verſunken.

Man konnte nur den Namen: Nanna, und die Worte: Verfluchter Deutſcher, zwiſchen den knirſchenden Zähnen vernehmen.

— Gondolier, hörſt du nicht die Glocke von San Marco herunter tönen? rief eine rauhe Stimme. Es iſt ſpät! Auf, nach Murano!

— Gleich, Herr, ich bin bereit.

Der verkleidete Gondolier warf einen ſcheuen Blick auf den jungen Menſchen, der in dieſem Augenblicke in die Gondel ſtieg. Es war ein ſchlanker, blonder Jüngling, mit großen, blauen Augen. Er trug ein flaches Käppchen auf den reichen Locken, und der beim Einſteigen halb geöffnete Mantel ließ eine blendend weiße, eng anliegende Kleidung erblicken, die ihm, neben der finſtern Geſtalt des Italieners, eine höhere Schönheit verlieh. In den Augen des Letztern zuckte ein wildes Feuer und er blieb unregſam und ſtieß nicht vom Lande ab.

— Nun, wird's bald?

— Gleich, gleich, Herr! erwiderte der Finſtere, indem er ein rührſames Weſen anzunehmen ſchien.

— Die Nacht iſt ſchön.

— Sehr ſchön, Herr. Dort hör' ich eine Serenade. Welch ſchöne Stimmen, welch herrliche Inſtrumente! Es iſt eine große Barke mit Muſikern, welche den großen Kanal herunterſchwimmt. Ihr wißt ja wohl, Herr, daß Heute Maskenball in den Theatern iſt.

— Ich werde auch hingehen.

— Aber in Murano iſt Keiner! bemerkte lachend der Gondolier.

— Wir kehren bald nach Venedig zurück.

— Wohl, ich erinnere mich; Ihr ſagtet mir's ja ſchon Heute, wie Ihr mich gemiethet habt. Ihr werdet nach Venedig zurückkommen mit Eurer —

— Nun — mit Eurer? was ſoll das heißen?

— **Eccellenza** verſteht mich ſchon, ſagte boshaft der Gondolier.

— Unverſchämter!

Der vermeinte Schiffer ruderte ſtärker und verbiß ſeinen Zorn. Aus ſeinen Augen ſchoſſen Blitze. Endlich hatte er wieder Faſſung geſammelt und fuhr fort:

— Wir Gondoliere, Herr, ſind ſolche Abenteuer und Geſchichten ſchon gewohnt. Wir ſprechen davon wie von ganz gewöhnlichen Dingen, ſollt Ihr wiſſen. Wir ſind aber deshalb weder unverſchämt noch neugierig. Es erheiſcht ja ſchon unſer Vortheil, Alles zu verſchweigen, was wir ſehen. Denn wer wollte wohl einen plauderhaften Gondolier

wieder miethen? Ein ſolcher müßte bald ſein Geſchäft mit einem andern vertauſchen, oder verhungern.

— Beim Teufel, du biſt ein Philoſoph.

— Zu gütig, Herr Cavalier!

Nun ſchwiegen ſie. Die Gondel flog eilig dahin: bald war ſie in Murano.

— Zur Stelle, Herr.

— Gut. Du gibſt mir alſo dein Wort, daß noch eine Perſon ohne Gefahr —

— Ihr habt ja ſelbſt geſehen, wie ſchnell das Schiffchen ging; auch vier können darin ſeyn.

— Gut. So erwarte mich hier. Aber entferne dich keinen Augenblick, damit, wenn ich wiederkomme —

— Schon gut, ſchon gut, Herr!

Der Jüngling ſprang leicht an's Ufer und richtete ſeine Schritte auf ein Haus, das nur wenig entfernt war. Er klopfte zweimal ziemlich ſtark an die Thür, die nun mit Vorſicht geöffnet wurde. Auch der Gondolier war an's Land geſtiegen und folgte dem Andern mit den Augen. Er vernahm eine leiſe Stimme, welche zu dem Jüngling ſagte:

Nur herein, Herr Kavalier, die Signora erwartete ſie ſchon. — Und die Thür ward von Innen verſchloſſen.

Der Gondolier ſpazierte unter den Fenſtern dieſes Hauſes, das ihm wohlbekannt zu ſeyn ſchien. Und in der That, es war das Caſino, welches der reiche Graf C... ſeiner Gattin zum Sommeraufenthalte gekauft hatte; hier lebte ſie, während er ſelbſt in ſeinem alten Palaſte in Venedig wohnte. Der Gondolier blickte nach einem Lichterſcheine, der durch die Fenſter fiel; dort war das Zimmer der jungen Gräfin. Dieſes Licht ſchien ihm ihr Tugendwächter zu ſeyn. Es war eine Art jenes Aberglaubens, der uns beherrſcht und deſſen ſich Niemand zu Zeiten erwehren kann: liſcht dieſes Licht, ſo dachte er, dann bricht die Gräfin ihrem Gatten die Treue. Und ſo heftete er feſt und unverwandt ſein Auge auf das Fenſter. Nach zweiſtündigem Harren zeichneten ſich zwei Schatten auf den erhellten Vorhängen. Der eine Schatten näherte ſich dem Lichte, und die tiefſte Dunkelheit herrſchte in der Gräfin Gemach.

Der Gondolier ſchauderte zuſammen. Mit dieſem Lichte war das Loos der Gräfin gefallen. Er maß das Ufer mit weiten Schritten; man konnte es ihm anſehen, daß ein Heer wilder Gedanken ihm durch das Hirn zog. Er ſtieß die Worte: Mord — Feuer — Schlüſſel —

Meer — in Zwiſchenpauſen aus tiefſter Bruſt hervor. Endlich ſagte er dumpf und kalt:

Ich will ſie nach Venedig zurückführen. —

Er ſchien erſchöpft; mit Mühe ſchleppte er ſich zur Gondel, warf ſich hinein, wie ein Zermalmter, Vernichteter. Erſt das Geräuſch, welches das Oeffnen der Thüre des Caſino's verurſachte, brachte ihn wieder zum Leben; er erhob ſich mit ſeiner gewöhnlichen Kraft und nahm den früheren, heiteren und ſorgloſen Ton an.

— Komm, Nanna, komm! Verbanne die Furcht, ſagte der junge Menſch zu einer ſchwarz verſchleierten Frau, die er am Arme führte.

— O, mio Caro!

— Dieſer Gondolier iſt ein wackrer Mann, obgleich er finſter ſchaut und Mütze und Tuch ihm das halbe Geſicht verdecken. Dabei iſt er discret, mein Gondolier, und gar nicht neugierig. Nicht wahr, Freund?

— Wohl, wohl, Eccellenza!

— Nun fort! —

Die Gondel entfernte ſich vom Ufer.

— Iſt es nicht herrlich, Nanna, bei Sternenſchimmer im Golf von Venedig zu ſchiffen? Sieh, wie das Meer ruhig und ſchön iſt. Seine ſtralende Fläche zeigt nur die Furchen, die unſere kleine Gondel darauf zieht; und der leichte Wind, der uns zum Lande treibt, ſcheint uns die Wohlgerüche der ſüdlichen Küſten zuzuwehen. Venedig iſt die Stadt der Liebenden. Wie ſtill es ringsumher iſt. Nie koſtete ich ein holderes, ein entzückenderes Vergnügen. Aber warum erwiderſt du nichts, Nanna? Warum findeſt du keine Worte, für dieſes überſchwängliche Gefühl, das auch dich umgibt, in dieſer herrlichen Nacht, voll ſtralender, göttlicher Poeſie? Was fürchteſt du, Geliebte?

— Nichts, nichts, Theurer! Was ſollte ich an deiner Seite wohl fürchten? Liebe ich dich denn nicht vor Allen auf der Welt? Bin ich nicht dein — ganz dein — ſeit wenigen Augenblicken?

Hier ſtand die Gondel ſtill. Unter der Mütze des Schiffers glüheten ein Paar zornige Augen.

— Alſo dieſe Nacht löſchten ſie das Licht zum erſten Male? — tönte es gepreßt aus ſeiner Bruſt.

— Biſt du müde, Schiffer?

— Nicht doch.

Und er ruderte weiter.

— Sey vorſichtig; wir ſind hier auf der Hälfte des Weges, am weiteſten von beiden Ufern entfernt. Wenn uns hier etwas begegnen ſollte, ich kann nicht ſchwimmen.

— Wie, **Eccellenza**, Ihr könnt nicht —

— Nein. Du verwunderſt dich darüber, weil das Waſſer dein Element iſt. Je nun, du retteteſt mich wohl.

Nanni drängte ſich, wie aus einer unerklärlichen Angſt, an ihren Geliebten.

— Du kannſt alſo nicht ſchwimmen! ſchrie der Gondolier mit wildem Lachen, und ſtand in ſeiner ganzen Länge auf, wie ein finſteres Rachegeſpenſt. Ha! Ha! Du kannſt alſo nicht ſchwimmen, Fremdling!

Er warf ſeine Mütze in's Meer und zeigte ſeiner Gattin das zürnende Antlitz.

— Erkennſt du mich? brüllte er. Nun, nun, fürchte dich nicht, du ſollſt nicht lange leiden. Hier, auf der Stelle, wirſt du mit ihm ſterben.

— Mein Gatte! ſchrie Nanna entſetzt.

Der junge Deutſche griff nach dem Dolche, aber der Graf legte ſich ſchnell mit der ganzen Wucht ſeines Körpers auf den Rand der Gondel; ſie ſchlug um und alle Drei ſtürzten in's Meer.

Der Graf hatte ſie bald wieder erreicht und ſchwang ſich hinein, dann blickte er zufrieden auf die Beiden, welche mit den Wogen vergebens kämpften.

Er lachte hell auf.

— Nicht wahr? es iſt ſchön, beim Sternenſchein auf dem Golf zu ſchiffen! Du hatteſt Recht, junger Menſch, nie koſteteſt du ein beglückenderes Gefühl. Nun, Nanna, warum wirfſt du dich ihm nicht an die Bruſt? Du haſt ja nichts zu fürchten an ſeiner Seite; liebſt du ihn nicht mehr als Alles auf der Welt? Gehörſt du ihm nicht ganz an, ſeit wenigen Augenblicken?

Während dieſer Worte betrachtete er alle vergeblichen Anſtrengungen, die ganze Todesangſt der Ertränkten; er hörte ihren Hülferuf; er ſah ihre letzten Zuckungen, ihren entſetzlichen, furchtbaren, letzten Kampf. Und als ſie verſchwunden waren, verſchlungen von den Wellen, ſagte er:

— Nun bin ich gerächt! —

Und er ruderte nach Venedig zurück.

F r a n k r e i c h.

D i e   T u i l e r i e n.

(Von Paul Vermond.)

Es gibt nichts ſo Pariſiſches in Paris, als den Garten der Tuilerien. Das Palais-Royal konnte ſeine Vogue verlieren und ſein Leben den Boulevards abtreten. Dieſe Vogue „die unbeſtändige Göttin“ wie ſich ein Akademiker ausdrücken würde, kann ihre Launen bald da bald dorthin treiben laſſen, kann ihren Neigungen von heute die von geſtern zum Opfer bringen, alle unſere Leidenſchaften, Schauſpiele, Monumente, Spaziergänge kann ſie unter die Geſchöpfe ihrer Tyrannei zählen, aber es gibt Etwas, was über ihren Geſetzen, über ihrer ſtets beweglichen, in ewigem Wechſel begriffenen Fantaſie ſteht — das iſt der Garten der Tuilerien.

Paris mag ſich ſchmücken und vergrößern; Luxus, Mode, Ariſtokratie mögen im jähen Sprunge die Seine meſſen und vom Faubourg Saint-Germain zum neuen Athen, von der Chauſſée-d'Antin zum Faubourg Saint-Honoré fliegen — die Tuilerien werden bei dieſen Umwälzungen keinem Verluſte ausgeſetzt ſeyn.

Ich ſpreche nicht vom Schloſſe, ich kümmere mich nicht um das Schloß — ſeine Façade iſt dem Garten nachtheilig. Es iſt nichts Reizendes, nichts Proportionirtes an dieſem ſchmählich langen, lächerlich ungehobelten, traurig ſymmetriſchen Gebäude; deßungeachtet gibt es junge Künſtler, die es im Herzen tragen, die nicht Vergötterung genug in ihrer Bruſt, nicht Ausrufungszeichen genug in ihrem Style finden können, wenn einmal eine Maurer-Leiter an dieſe Façade gelegt wird und eine Kelle einen Angriff auf die alten Steine wagt. Jeder Schlag des Hammers an die ehrwürdigen Wände tönt in den Eingeweiden dieſer Antiquare wieder. Jeder Aberglaube hat etwas achtungswerthes, die Anhänglichkeit an alte Denkmäler, ihre Beſchützung verdient unſer Lob, aber die Tuilerien ſcheinen mir eines Anſpruchs auf dieſe Theorie doch nicht würdig. Im Anfange mag das Gebäude ein ziemlich hübſches Schlößchen geweſen ſeyn, aber man hat es ſeit langer Zeit mißſtaltet; man hat zwei ungeheure, mit rieſigen Dachperücken und einer

Maſſe gigantiſcher Kaminbouquets verſehene Blockhäuſer angebaut, um es mit den Flügeln des Louvre zu verbinden. Welches Meiſterwerk der Kunſt vermöchte ſolch ſeltſamen Kopfputz zu ertragen? Setzt dem Apoll von Belvedere einen Filzhut auf — ſieht er nicht aus, wie ein junger Menſch in der Schwimmſchule, der ſich vor dem Sonnenſtiche fürchtet? Leiden die Tuilerien ſeit geraumer Zeit unter dieſen ſchwerfälligen Anbauten, dieſen ungeſtalteten Dächern, dieſen Kaminen, welche den Palaſt einer Tuch- oder andern Fabrik ähnlich machen, dieſen nach dem Himmel gezückten Schwertern, den Blitzableitern, — was liegt daran, daß man jetzt noch ein Hauptgebäude zufügen, einen der Flügel ausdehnen und die neue Façade mit einer alterthümlichen Schminke beſtreichen will, die im Regen doch verſchießen wird. Was liegt an einer Warze mehr oder weniger an dieſem Geſichte, was an einem Höcker unter ſo vielen Mißſtaltungen? Das Uebel iſt von lange her. Ein Gegenſtand ärgert mich noch ganz beſonders an der Façade der Tuilerien — ein kleiner, hölzerner, von zwei Oeffnungen durchbrochener Schuppen, der eine ziemlich unſchickliche Beſtimmung verräth.

Nicht von höherer Bedeutung erſcheinen mir die neuen Anordnungen im Garten. Es iſt nicht Plan und Vertheilung was ich am Garten der Tuilerien liebe; Le Notres Entwurf mag ſchön und gut geweſen ſeyn; ich verſtehe mich nicht auf dieſe Linien, die man im grünen Raſen gezogen, ich verſtehe nicht und ſchätze nicht dieſe auf Blumen angewandte Geometrie. Le Notre gehört nicht zu den Heiligen meines Kalenders. Ich finde ſogar dieſe kleine Verſchanzung von Roſen, Strauchwerk, Blumen und Statuen, womit man das Schloß zu befeſtigen geſucht hat, recht geſchmackvoll und auf gefälligen Eindruck berechnet. Mag man immerhin Le Notre verbeſſern und zerſtückeln — ich werde keine Klage darüber führen. — Für mich gibt es nur einen Angriff, gegen den man ſich erheben müßte — wenn man dem Volke ſein wohlerworbenes Recht auf den Garten der Tuilerien entziehen wollte.

Dieſer Garten iſt in der That ein National-Eigenthum, nicht durch Kriegsrecht und Revolutionen mit gewaffneter Hand gewonnen, er gehört uns auf friedlichen, geſetzlichen Titel, kraft des bürgerlichen Codex und durch das Recht verjährter Servitute: er iſt unſer, gehört uns allen, die wir keinen eigenen Garten beſitzen; es iſt ein Park, der mit unſern erbärmlichſten Manſarden zuſammenhängt. Der Garten der Tuilerien gehört jedem Bürger, der einen Hut auf dem Kopfe und keinen Pack in der Hand trägt *).

Früher, und wohl noch unter der Regierung Ludwig XVIII., zu

*) Leute in der Mütze, und Päcke tragend, dürfen den Garten nicht paſſiren.

ſeinen Lebzeiten le Deſiré genannt, repräſentirte das Palais-Royal, Paris im Miniature. Jetzt muß man einen Tag im Garten der Tuilerien zubringen, will man ganz Paris im Verlaufe von ein Paar Stunden vor ſich vorüberziehen ſehen. Zu jeder Stunde des Tags bietet dieſer Garten einen neuen Anblick; zu jeder Stunde erneuert ſich ſein Publikum und die neuen Spaziergänger unterſcheiden ſich von ihren Vorgängern ſtets auch in Gang, Phyſiognomie und Zweck ihres Erſcheinens.

Welche Reize bietet ein ſchöner Morgen in den Tuilerien, wenn die Bäume einmal belaubt ſind. Düſtere und lichte Gänge, Farbenpracht und Duft der Blüthen, Ueppigkeit und Einſamkeit reizen und beleben die Einbildungskraft. Die Tuilerien ſind am Morgen auch von artiſtiſchem und literariſchem Geruche durchweht. Der junge Mann dort, der die Hände auf dem Rücken mit unverwandtem Auge gemeſſenen Schrittes unter dem Kaſtanien-Dome ſich ergeht, iſt ein Dichter! Achtung vor ſeinem Nachdenken! Jene in einen weiten Shawl gehüllte Dame mit dem farbloſen, längſt aus der Mode gekommenen Hute iſt eine Schriftſtellerin; ihr Gang iſt unbeſtimmt; ihre Geſichtsfarbe blaß; ihr Auge geröthet; ſie trägt kein Corſet, denn es hemmt die Begeiſterung; ſie hat keine Handſchuhe und kaut an den Nägeln; das muß eine Schriftſtellerin ſeyn. Seht an ihren Fingern die verrätheriſche Dinte! ſeht wie ſie ihr Binſenkörbchen (eine offenbare Erfindung der Schriftſtellerinnen) durchwühlt, und nun den feuchten Probebogen hervorzieht, den ſie ſo eben von ihrem Buchhändler erhalten. Um zu leſen, bewaffnet ſie ihre Augen mit einer Brille, um ihre Gedanken zu erſchließen, wird ſie aus mächtiger Doſe ſchnupfen, das muß ja doch wohl eine Schriftſtellerin ſeyn! Dieſe Claſſe iſt in unſern Tagen ſehr zahlreich geworden. — Was nun die dramatiſche Literatur betrifft, ſo gibt ſich dieſe auf der Seite der Petite-Provence ihre Rendezvous; hier finden ſich die bureaukratiſchen Vaudevilliſten ein; auf und abgehend arbeiten ſie gemeinſam und vertheilen die Geſchäfte, welche ſie dann im Miniſterium auf Papier der Regierung, mit Federn vom Budget vollends fertigen. Die äußerſten Enden des Gartens, die erhöhten Terraſſen mit der Ausſicht auf die Champs-Elyſées und den Seine-Strom, ſind vorzugsweiſe von unſern Bühnenkünſtlern geſucht. Hier pflegte Talma ſeine Rollen zu ſtudiren; noch heute ergehen ſich hier die Veteranen unſerer Schauſpieler; zwei Sterne der Variétés, Brunet und Tiercelin, treffen hier häufig zuſammen.

Die Orangen-Allée iſt des Morgens nicht beſucht. Auf der Terraſſe, welche ſich den königlichen Garten entlang erſtreckt und gleichſam eine Straße bildet, findet man keine Müßiggänger, wohl aber Leute,

welche ihre Geſchäfte vorbeiführen. Hier gewahrt man keine literariſchen Handwerker, keine Schriftſtellerinnen, dagegen ſehr oft gar friſche, hübſche Frauen in zierlichem Morgennegligé. Unter der Reſtauration durften die Frauen nicht in Haarwickeln in die Tuilerien eintreten, dagegen gab es einen Befehl der Etikette, und die Schweizer Schildwache an den Gittern war unerbittlich in dieſem Punkte. Der Schweizer iſt jetzt in einen minder ſchauerlichen Linienſoldaten verwandelt, und dieſer wird wieder gemildert durch einen Nationalgardiſten, den bürgerlichen Mitarbeiter der militäriſchen Schildwache. Der Nationalgardiſt hat eine Frau, eine Schweſter, eine Tochter, iſt mit allen Banden an das ſchöne Geſchlecht gefeſſelt, und läßt ſo die Haarwickeln paſſiren. In natürlicher Folge der neuen Ordnung der Dinge iſt überdieß jener Befehl aufgehoben worden. Die Damen, welche durch die Tuilerien gehen, pflegen das Bad des Herrn Vigier zu beſuchen; dieſer Mann, der ſeit 1830 am Hofe in Rang und Anſehen ſteht, verlangte von der Juli-Revolution keine andere Wohlthat, als freien Durchgang für die Haarwickeln bei Allen Jenen, die eine Abonnementskarte zu ſeinen Bädern vorweiſen könnten. Herr v. Montalivet ging weiter — er dehnte dieſe liberale Maaßregel ſo weit als möglich aus und geſtattete den Durchgang allen Haarwickeln ohne Unterſchied, er konnte dieß um ſo leichter, als zwiſchen der Achtung, welche man der Majeſtät zu zollen hat, und der Unehrerbietigkeit, die in den Haarwickeln liegt, der Graben der Tuilerien gezogen worden war. —

Künſte und Wiſſenſchaften weichen aus dem Garten der Tuilerien mit zunehmendem Tage, und an ihre Stelle treten die politiſchen Naturfreunde, die unter ſchattigen Bäumen in friſcher Luft Europas Horizont ſtudiren. Gegen Mittag erblickt man eine Anzahl Deputirter in der Richtung zum Thorwege, welche nach der Statuenbrücke führt. — Dieſe ſchlendern ſorglos, geſättigt, in den Zähnen ſtochernd hin, um auf den geſetzgebenden Bänken zu verdauen, die Andern, die das Wort verlangen müſſen, wiederkäuen ihre Beredſamkeit, wägen ihre Logik ab und überleſen ihre Improviſation. Zur ſelben Stunde langen die Bonnen mit den kleinen Kindern an. Die Petite-Provence hat ihre Rechte auf die muntere Geſellſchaft der Kleinen, auf Kinderwärterinnen und alte Militärs verloren. Die ausgedienten Voltigeurs ziehen nicht mehr ihre ſtrategiſchen Linien auf dem Sande, wo ſo oft, wie die Chronik erzählt, der Stock eines Invaliden den Plan der Schlacht von Fontenay dargeſtellt haben ſoll. Der lachende Schwarm der Kinder verbreitet ſich von dieſer Zeit an durch den ganzen Garten, deſſen ſich jetzt Reife, Schnüre, Bälle und das ganze jugendliche Spiel und Scherz-Arſenal bemächtigen. Die Tuilerien ſind nun von Heiterkeit,

hellem Gelächter, luſtigem Lärmen umgeben; reizend, entzückend, betäubend. —

Von drei bis vier Uhr gewähren die Tuilerien wieder einen andern Anblick — zu dieſer Stunde ſtrömt die ſchöne Welt herbei. Zahlreiche Equipagen halten am Gitter in der Straße Rivoli; im Winter ſieht man auf der Terraſſe der Feuillans eine Maſſe eleganter Spaziergänger ſich umhertreiben, im Sommer aber ſind es die ſchattigen Alleen, die ſich ihres zahlreichen Beſuches erfreuen. Unſere Schönen enthüllen dort die neuen Moden, geſchmackvolle Herbaut-Hüte, Stoffe von Pradel und Gagelin; in ihrer Nähe ſtolziren die Elegants, deren Mittel nicht bis zu einer Fahrt nach dem Boulogner Wäldchen ausreichen, die Incroyables ohne Tilbury, ohne Reitpferd, die Dandis zu Fuße, die Infanteriſten der Fashion. Die Herren, welche zweimal des Jahres, bei den Feſten von Longchamps und an Faſtnacht auf Miethpferden reiten, ſind an den langen Sporen und an der zierlichen Reitpeitſche von Verdier zu erkennen, welche ſie mit einer ungemeiner Grazie handhaben.

Um fünf Uhr wirft der Schluß der Kammerſitzung einige ernſte, repräſentative Geſtalten unter dieſe Müßiggänger. Die Abgeordneten ſpazieren in Gruppen, und ſetzen die abgebrochenen Discuſſionen fort. Berühmte Männer werden den Neugierigen von dienſtfertigen Ciceronen bezeichnet, welche nicht ermangeln, mit lauter Stimme und frechem Tone auszurufen: Sehen Sie hier: Herrn Odilon Barrot! Herrn Berryer! Herrn v. Lamartine! Die Celebritäten des Centrums erkennt man leicht nach ihren Porträts im Charivari, und in der Carricature. Manchen von den Letztern hat die Lithographie eine unermeßliche Popularität verliehen.

Schlägt endlich die Stunde des Diners, ſo tritt eine große Leere im Garten der Tuilerien ein; aber gegen ſieben Uhr kehren die Spaziergänger zur Sommerszeit wieder. Abermals ein ganz neues Publikum. Es kommen Leute, die den Tag über ernſtlich und anſtrengend beſchäftigt waren, und nun eine geſunde Luft athmen und die vergönnten Mußeſtunden ſüßem Nichtsthun widmen wollen.

Der Garten der Tuilerien, der nun nach und nach literariſch, politiſch, lärmend, modiſch geweſen, wird jetzt melodiſch. Nach Poeſie, Zeitſchriften, Spielen, Fashion übt die Muſik ihre Herrſchaft aus. Der Garten der Tuilerien iſt in den Jahrbüchern der Harmonie glanzvoll eingezeichnet, weil hier bei Gelegenheit der Julifeſte eines von jenen Rieſen-Conzerten gegeben worden iſt, von denen Paris bis dahin noch kein Beiſpiel vorzuweiſen hatte, dieſem folgte ein anderes von geringerem, aber mehr geeignetem Maaßſtabe, und zwar eine Militärmuſik, welche

jeden Tag vor dem Schloſſe ſpielt und eine Menge Dilettanti verſammelt. Dieſe Serenade nennt man jetzt nach der in der Nähe befindlichen Statue von Foyatier „das Spartacus-Concert!“

Beim Eintritte der Nacht erſcheinen die Schloßwächter im himmelblauen Gewande, größtentheils mit der Ehrenlegion geſchmückt und laden mit einer vier Mann und einen Corporal ſtarken Höflichkeit zum Weggehen ein. Für jetzt muß man wohl den Garten verlaſſen, aber man kann den andern Morgen wiederkommen.

Bringt man einen ganzen Tag in den Tuilerien zu, ſo ſieht man auf dieſe Weiſe die Schriftſteller, Politiker, Abgeordneten, Kinder und Dandis, die Schönen, Dilettanti, Linienſoldaten und Nationalgarden von Paris. Iſt dieß alſo nicht ganz Paris?

Der Garten der Tuilerien iſt, außer den genannten Kategorien, noch jede Stunde des Tages von Neugierigen und Ausnahm-Spaziergängern beſucht — als da ſind die Gartenliebhaber, die ſich mit den Ellbogen auf das Geländer an den Rabatten ſtützen, Balſaminen, Levkojen und Gichtroſen bewundern; calculirende Rentenbeſitzer, welche die kleinen Vögel am Boden und die rothen Fiſchchen in den Baſſins mit Brod-Krumen füttern; und eine Menge anderer Originale. Eine beſtändige Anziehungskraft äußern die zahlreichen Statuen im Garten. Wahre Künſtler halten ſich vor einigen alten Statuen auf, während bloß kunſtliebende Weltmenſchen den neueren Arbeiten ihre Aufmerkſamkeit ſchenken. Junge Mädchen ſchielen nach Apoll und Meleager hinauf; Frauen, die bereits bei den Jahren der Discretion angelangt ſind, wagen es, die muskeligen Formen des farneſiſchen Herkules zu lorgniren. Die Anhänger der Petite-Provence bewundern die vier Flüſſe, welche ſelbſt nach den Schwänen im großen Baſſin hinblicken. Den Nil erkennt man an ſeinen Krokodillen, die Tiber an ihrer Wölfin, den Rhein an ſeinen Karpfen; die Rhone hält die Saone auf ihren Füßen; — die ſchlammige, dicke, wilde Saone iſt als ein ſüßes, zartes, lächelndes Jüngferchen dargeſtellt. Kurz, im luftigen Muſeum des Tuilerien-Gartens gibt es Kunſtwerke für jeden Geſchmack, Statuen für jeden Menſchen.

Man muß ſich wohl hüten, den Sonntag zu wählen, wenn man den Garten der Tuilerien in ſeiner ganzen poetiſchen Herrlichkeit genießen will. An dieſem Tage iſt Alles in Unordnung und Aufruhr. Literatur und Politik wagen ſich dann nicht hin, die Deputirten-Kammer hat nichts da zu thun, Kinder fürchten, ſie könnten ſich verlieren, und die Mode befürchtet, erdrückt zu werden. Die ordentlichen Spaziergänger machen dem Haufen guter Leute Platz, die an ſolchem Tage Ferien haben. Die ganze Straße Saint Denis zieht majeſtätiſch

ein; der feſttägliche Handelsmann führt ſeine reizende Hälfte ſpazieren. Das Beſte, was man alsdann dort zu ſehen bekommt, iſt der Altbürger von Paris, mit der gutmüthigen, zufriedenen Miene, mit dem kaſtanienbraunen Rocke und den perlgrauen Beinkleidern, ſeine Frau an der Seite in reicher Parure, mit dem fünfundvierzigjährigen, kupferrothen und bärtigen Antlitze, das ſich, eingerahmt in eine friſche Guirlande von Roſen, Perlen und allerlei Flitterkram, zeigt; neben dem Ehepaar ein Söhnchen in Artillerie-Uniform, und ein Paar hinreißend linkiſche, gleich gekleidete Töchter, den Hals vorgeſtreckt und die Augen niedergeſchlagen! — Doch nicht in den Tuilerien allein findet dieſe Umgeſtaltung, dieſe feindliche Störung an den Sonntagen ſtatt. Ueberall herrſchen an dieſem Tage die Saturnalien, auf den Boulevards, wie im Boulogner Wäldchen, bei den Reſtaurateurs, wie in den Theatern. Hat man nun einigermaßen einen beſſern Geſchmack und etwas reizbare Nerven, ſo muß man am Sonntag in Paris zu Hauſe bleiben.

E n g l a n d.

L o n d o n.

Madame Malibran auf dem Covent-Garden-Theater.

Dieſer Auſſatz iſt deßhalb intereſſant, weil die Nachrichten von dem ungeheuern Enthuſiasmus noch in zu gutem Andenken ſind, welchen die Künſtlerin im letzten Winter in Italien erregte. Hier wird ſie zum erſten Male von dem Standpunkte eines engliſchen Kunſtrichters gewürdigt, der ſie in engliſcher Sprache auf einem der erſten Theater Londons ſingen hörte.

Man klagt Bellini einer melodiſtiſchen Reaction an. Wahr iſt es, er hat an die Stelle der Roſſini'ſchen Figuren einfachere, in minder raſchem Rhytmus gehaltene Phraſen geſetzt. Darum darf aber dem Componiſten der Semiramide nicht bange werden. Er konnte getroſt bei der erſten Vorſtellung der Puritani aus Leibeskräften Beifall klatſchen. Bellini gebricht es durchaus an Kraft, gegen Roſſini's legitimen, feſtgegründeten Ruhm zu reagiren. Wäre Weber in den Kampf getreten, ſo hätte die Sache eine ernſtere Seite gewinnen können, von Bellini aber hat Roſſini nicht einmal eine leichte Schramme zu befürchten. — Man wundere ſich nicht, daß die Damen in Anpreiſung des Componiſten der Sonnambula wetteifern, — die heitere, lächelnde, ſanft erregende Muſik beleidigt ſelten den Geſchmack und die Gewohnheiten der Zuhörer. Man nennt Bellini's Muſik ausdrucksvoll — bleibt ſich aber dieſer Ausdruck nicht immer gleich, ob es ſich von Liebe, Eiferſucht, Rache oder Bitte handelt? Iſt bei Bellini Erhabenheit bemerkbar? Und wenn man ſie zu finden glaubt, unter welchen Bedingungen iſt dieß der Fall? Nur, wenn ſeine Arien von einer Paſta oder Malibran geſungen werden, weil er der Prima donna freien Spielraum geſtattet. Bellini könnte übermüthig werden — ſeine Oper: La Sonnambula, wird zu gleicher Zeit in London auf drei Theatern gegeben, engliſch von Miß Romer und Madame Malibran, italieniſch durch Julie Griſi. Madame Malibran beſitzt noch heute, wie in ihren glänzenden Perioden zu Paris, ſtets denſelben Naturreichthum, daſſelbe Ueberſprudeln der Erfindung, dieſelbe Kindlichkeit der Coquetterie, aber auch dieſelbe Unvorſichtigkeit in Anwen-

bung der Mittel, um auf das Auditorium zu wirken. Madame Malibran war ihres Erfolges gewiß, als ſie die Rolle der Amina in der Sonnambula wählte; aber es war keine leichte Aufgabe für die Künſtlerin, die Muſik bis zum Niveau ihrer Größe zu erheben. Sie war in Italien und Frankreich in Mozart's, Cimaroſa's und Roſſini's Werken aufgetreten, und mußte ſich daher zu leicht, zu luſtig in einer Operette, wie die Sonnambula, vorkommen. Dieſe unbeſtimmte Muſik reicht kaum bis an ihre Taille; aber es geht ihr, wie den meiſten Virtuoſen vom erſten Range, ſie zieht ohne Zweifel ſecondäre Muſik vor, weil ſie in Behandlung derſelben nicht ſo ſehr gebunden iſt, weil ſie ſich bei ihrem Geſange mit einer dreiſteren Freiheit bewegen darf. Will Madame Malibran mit Julia Griſi und Miß Romer in die Schranken treten, daß ſie die Amina wählt, ſie, die reizende, neckiſche Roſine, die in ihrem Kummer bewundernswerthe Ninette, die zuweilen kindiſche Desdemona, kindiſch, wie ein geſchmähltes Mädchen, dann aber wieder voll Erhabenheit und pathetiſcher Tiefe? Es läßt keinen Vergleich zu zwiſchen Madame Malibran und der ſchönen Mailänderin. Mll. Griſi beſitzt ein angenehmes Talent, iſt reizend und eifrig befliſſen für die Kunſt, aber der Beifall, der ihr gezollt wird, kommt auch ein wenig auf Rechnung ihrer Jugend und Schönheit. Miß Romer hingegen iſt eine anmuthige Erſcheinung, ihrem muſikaliſchen Talente geht jedoch alle Conſequenz ab. Wir glauben daher, daß Madame Malibran die in das Engliſche übertragene Rolle der Amina unter ihr Protectorat genommen hat, um zu beweiſen, daß Nichts der Allgewalt ihrer Fähigkeiten zu widerſtehen vermöge, und in der That wußte ſie auch den vermehrten Conſonanten der engliſchen Amina einen eigenthümlich melodiſchen Charakter zu verleihen. In der Art und Weiſe, wie ſie die Worte ausſpricht, zeigt ſie eine Leichtigkeit, die zwar nicht eben genau mit dem engliſchen Accente harmonirt, aber jedenfalls an keiner Silbe anſtößt; ſo unterwirft ſie ſich durch die Friſche und Jugendlichkeit ihrer Intonation die widerſpenſtigſten Worte. Sie vermehrt den Reichthum der Proſodie, und keine Stimme im Publikum läßt ſich vernehmen, die ihr die Geſetzlichkeit ihres Accents ſtreitig machen würde. Für Madame Malibran ſpricht weder bildneriſche, noch maleriſche Schönheit. In ihren Attituden und Bewegungen iſt eine beinahe männliche Raſchheit bemerkbar, welche von Anfang an eben nicht ſehr für ſie einnimmt. Aber ſie beſitzt mehr als Schönheit, ſie beſitzt eine Ueberſchwänglichkeit von Talenten, die — in ihrem Antlitze wiederſtrahlend — ſie weit erhebt über ihre ganze Umgebung. Ihr Blick iſt ſo lebendig, ihre Stimme ſo leidenſchaftlich, ihre Lippe zuckt ſo fieberhaft, ihr Athem fliegt ſo eilig, daß

ſie jede Minute eine **Stunde** gemeinen **Lebens** zu leben ſcheint. Ihre Eigenthümlichkeiten möchten an andern Frauen mißfallen, ihr gewähren ſie einen hohen Reiz. Als Amina entwickelte ſie bewunderungswürdige Feinheit im Dialoge, hinreißendes Feuer in den Eiferſuchts-Scenen, Erhabenheit in den ernſten Theilen der Rolle. Was konnte dieſe große Sängerin deßungeachtet aber bewegen, dennoch die Schranken der Mäßigung zu verlaſſen? Mangel an Takt und Einſicht? Gewiß nicht! Der Grund iſt einfach darin zu ſuchen, daß ſie in Covent-Garden ſingt. Madame Malibran weiß zu unterſcheiden. Im Theater Favart, in San-Carlo und a la Scala würde ſie nicht thun, was ſie in Covent-Garden thut, denn Frankreich, Italien und England urtheilen ſehr verſchieden über dramatiſche Kunſt. In Paris herrſcht die größte Strenge; die gefeiertſten Sängerinnen von Neapel fürchten ſich vor dem italieniſchen Theater zu Paris; man verlangt von den Virtuoſen eine Correctheit, welche nicht den leiſeſten Tadel zuläßt; der wichtigſte Moment iſt hier nicht der, wo die Aufregung den Zuhörern Thränen entlockt. Bei den Geſprächen im Foyer entwickelt ſich erſt das unbeſtechliche Urtheil; man iſt da ſtolz darauf, nicht mehr Menſch, ſondern nur Ohr zu ſeyn. Das Auditorium von San Carlo iſt gutmüthiger, es will nur unterhalten, aufgeregt ſeyn. In Mailand urtheilt man ſtrenger, als in Neapel. Leonardo's Vaterland iſt nicht ſo leicht zufrieden geſtellt, als das des Salvator Roſa. Mailand ſetzt indeſſen die Kunſt über die Discuſſion; es übt eine väterliche Nachſicht bei den Sängerinnen. Das Publikum von Covent-Garden glänzt weder durch Einſicht, noch durch Melomanie. In dieſer Unterſcheidung ſoll für England nichts Beſchämendes liegen. In Poeſie und Induſtrie ſteht es in ſo hohem Range, daß es ſich leicht tröſten kann, wenn es nicht zu urtheilen verſteht, wie Favart, nicht zu klatſchen, wie die Scala. Madame Malibrau dürfte ſich die Schwierigkeiten, Parterre und Logen in Bewegung zu ſetzen, übertrieben gedacht, vielleicht auch die muſikaliſche Gleichgültigkeit der Seelen in Betracht gezogen haben, mit denen ſie es zu thun hatte. Daher das gezwungene Spiel, die Unmäßigkeit der Bewegungen. Dieſe Uebertreibnngen, die man in Covent-Garden beklatſchte, während die Künſtlerinn ſelbſt ihnen wahrſcheinlich im Innern die Billigung verweigert haben mag, konnte ſie nur hier wagen. England heißt Händels adoptives Vaterland, denn es hat ſeiner Aſche eine Ruheſtätte in Weſtminſter gegönnt. Ein wahres Vaterland aber iſt es für Biſhop und Barnett. Dieß Wort zur Ehre der Madame Malibran, die lange noch bewunderungswürdig bleiben möge. (London. Ende Mai.)

F e u i l l e t o n.

Literariſche Ueberſichten.

LIEBESBRIEFE,

Novelle von Heinrich Laube.

(Leipzig, Otto Wigand. 1835.)

Wir freuen uns, wieder ein Lebenszeichen dieſes liebenswürdigen jungen Schriftſtellers in dem vorliegenden Werke zu erhalten. Dieſe Liebesbriefe, voll Feuer und überſprudelnder Laune, würden uns jedoch noch freudiger überraſcht haben, wenn wir ſie als ein Ergebniß der jetzigen Gemüthsverfaſſung des Dichters betrachten könnten. Ein Vorwort belehrt uns jedoch, daß ſie ſchon längſt entſtanden waren, und eben dieſes Vorwort erwähnt auf eine höchſt rührende Weiſe ſeine Gefangenſchaft. Die Anſichten von Liebe und Ehe, die Schilderung zweier weiblichen Charaktere, der Comteſſe und Franziſca, die Gruppirung der vornehmen Badegeſellſchaft, der alte Onkel mit ſeiner verunglückten Liebesgeſchichte, die Erfindung der Fabel, Alles dieſes iſt originell und pikant, und dennoch bleibt alles in den Grenzen der Wahrheit, keine Spur von Carricatur und Uebertreibung. Wir können uns nicht enthalten, unſern Leſern ein paar Stellen aus dem intereſſanten Buche ſelbſt anzuführen:

„Was die Welt erweitert, iſt Cultur, nicht blos was ſie verſchönert. Und wenn ſie dir ſagen, das Männliche herrſche in der ganzen Schöpfung, ſo ſage du, das Weibliche ſolle nicht herrſchen, aber es ſolle mitherrſchen. Die Natur ſey ein großer, ſchneller Gedanke, und die Cultur ſey ſeine Er-

Digitized by Google

gänzung. Aber mit der kindiſchen Galanterie hat's ſeine Richtigkeit, und das Eiſern gegen ſie iſt nicht nur männlich liebenswürdig, ſondern auch gerecht. — Daß die Weiber nicht ſchreiben ſollen, iſt eine Idee, über welche ich gar nichts zu ſagen weiß; ſie liegt außerhalb des Kreiſes meiner Gedanken und Vorſtellungen; ich kann nicht glauben, daß geſcheidte Leute ſie unbedachtſam geäußert und ein ganzes Leben hindurch behauptet haben; aber ich finde durchaus keinen Zugang in dieſer Gedankenfolge. Denn die gewöhnlichen Gründe: daß die Frauen auf Stricken, Kochen und Kinderwaſchen angewieſen ſeyen, ſind doch gewiß nur täuſchende Außenwerke dieſer männlichen Feſtung, und kluge Männer werden nicht verlangen, daß man ſolche oberflächliche äußere Dinge, ſolche alberne Vorwände gelten laſſen ſoll. Wie bei den meiſten wichtigen Fragen der Geſellſchaft liegt wohl auch hier ein unausgeſprochenes eſoteriſches Raiſonnement im Hintergrunde, was mehr oder minder nur auf einer unbefragten Antipathie beruhen mag. Sogenannte Kraftgenie's behalten immer einige barbariſche Reſte eines gewiſſen Geſchlechts-Fanatismus an ſich, der auf dieſer oder jener Seite mit ſeinen grellen Zügen hervortritt. Es gleicht dieſe Erſcheinung oft einem alten heidniſchen Opfer, was ſie der urſprünglichen rückſichtsloſen Natur bringen. Eine Civiliſation, die alle innern Theile des Menſchen gleichmäßig durchdringt, verträgt ſich wenigſtens ſicher nicht mit dieſer vehementen Ausſchließung, welche die Harmonie der Verhältniſſe ſtörte. Civiliſation iſt aber Harmonie der Verhältniſſe, ſie iſt die Schönheitsregel für das Kunſtwerk „Geſellſchaft." —

„Ich vergebe alle activen Sünden, aber die der Langenweile nicht. Es iſt ein leider gar ja gewöhnlicher Fehler unſerer Geſelligkeit, daß die Leute ſich nicht zu trennen wiſſen, wenn ihre geſellige Kraft erſchöpft iſt. Und ſie erſchöpft ſich bei dem bedeutendſten Menſchen, die größten Fähigkeiten in uns ſind nur verhältnißmäßige, endliche; wir gleichen in allen Dingen einem Brunnen, dem man Zeit laſſen muß, ſich wieder zu füllen. —"

„Ein Mann aus den höhern Claſſen, der ſeine Mutterſprache verunſtaltet ſpricht, kommt mir immer wie ein geputzter Herr mit ſchmutziger Wäſche vor."

„Ich bin kaum im Stande, ein mittelmäßig hübſches Frauenzimmer, das nur die kleinſte unſchöne Abnormität hat, eine Zeitlang mit gewöhnlich humanem Wohlwollen anzuſehen — euer Element iſt Schönheit und Reiz; alles Garſtige iſt an euch doppelt. Das ſollten ſich namentlich die alten Frauen merken, und mit Geſchick ihre urſprüngliche weibliche Beſtimmung verläugnen. Sie müſſen gar keinem Geſchlecht mehr angehören, verhüllt mit Hauben und Tüchern bis an das Kinn gehen, und ſich eine unparteiiſche Stellung zwiſchen Mann und Weib gründen. Wir ſind nicht da, um zu gefallen, aber die Frauen ſind's; wenn man die Waffen verloren hat, kann man nicht mehr Soldat ſeyn, wenn man nicht mehr gefallen kann, muß man's verſtecken, daß man eine Frau iſt. —"

„Es regt ſich bei den meiſten, auch nur halb wohlen Menſchen hie und da eine plötzlich raſche Empfindung wohliger Behaglichkeit, ſie iſt das ſchönſte Erinnerungszeichen, daß wir leben, und ebenſo fliegen oft plötzlich durch unſern Geiſt die bunt befiederten Vögel der Hoffnung, und ohne

daß wir eigentlich wiſſen warum, ſind wir wieder voll Lebensluſt. Das iſt ein weiſes Geheimniß der Schöpfung, es iſt der Reiz. Ohne dieſe Schwungkraft gäbe es für den Menſchen keine dauernde Exiſtenz. —

„Und es iſt ein Hauptreiz der höhern Geſellſchaft und ein Hauptgrund, warum ſie ſchwere Menſchen ſo leer macht, daß nichts tiefe Wurzeln ſchlägt, und der Menſch wie auf ſchnellem Wagen vorüber rollt, —“

Wir ſchließen hier dieſe Auszüge, die immer kein genügendes Bild von dem reizenden Ganzen geben werden, wohl aber im Stande ſind, ihm Leſer zu gewinnen.

TASSO.
Dramatisches Gedicht von Andreas Brummer.
(Mannheim. Heinrich Hoff. 1834.)

Der Verfaſſer zeigt Talent, die Sprache wird von ihm mit Gewandtheit gehandhabt, jedoch ermüden die Kreuzreime ſehr, und verleiten zu großen Umſchweifen. Eine große Liebe für Göthe ſcheint den Dichter zu dieſer Arbeit begeiſtert zu haben, ſeine Kraft reicht indeß nicht aus, ſich jener vollendeten Dichtung würdig anzuſchließen. Sein Schauſpiel iſt kein Schluß zu dem Göthiſchen Taſſo, und läßt daher ganz unbefriedigt. Wir wollen hoffen, ihn auf einer andern Bahn ſelbſtſtändiger und freier wieder zu finden.

— J. B. Beraud hat ſo eben ein wichtiges Werk in Paris herausgegeben: Geſchichte der Herren und Herzoge von Bourbon, von Karl dem Großen bis auf Louis Philipp, und von Archembaud, erſtem Baron von Bourbon, bis auf den Prinzen von Condé. (Wir werden ſpäter auf dies Werk zurückkommen.)

Kunſt.

— Die Kunſtwelt wurde in dieſen Tagen lebhaft durch den Zwieſpalt angeregt, der ſich zwiſchen Herrn Thiers und dem Maler Delaroche ereignet hatte. Bevor der Letzter nach Rom reiſte, wurden ihm von dem Miniſter alle Malereien, zur Ausſchmückung der Magdalenenkirche übertragen. Während er nun aber in Rom war, kam man mit Herrn Ziegler überein, auch eine Kuppel zu übernehmen. Delaroche war hierüber bei ſeiner Rückkehr ſehr gereizt und beklagte ſich bei dem Miniſter. Nicht der Abbruch an Gewinn war es, der ihm den Zorn erregte, ſondern ſeine Klage hatte lediglich die Kunſt im Auge. Die Werke eines Andern in dieſe Kirche bringen, hieß die Harmonie zerſtören, die er beabſichtigte, und dabei führte er Michel Angelo, Raphael und viele andere italieniſche Meiſter als Beiſpiel an. Der Miniſter hätte darauf antworten können, daß jene Meiſter eine Schule hatten, und daß ihre Schüler ſelbſt große Künſtler waren, daß man aber Heutzutage einen zu großen Unterſchied bei den Talenten wahrnehme, und daß es ſich darum handle, entweder Alles ſelbſt zu machen, oder ſich von Handlangern helfen zu laſſen. Aus dieſem Grunde müßten ſolche öffentliche Arbeiten unter die erſten Talente der Zeit vertheilt werden. Herr Thiers jedoch führte von Allem dieſem nichts an und ſuchte nur die gekränkte Eigenliebe des Malers zu beſchwichtigen, aber dieſer ſandte den Kontrakt, ſo wie den erhaltenen Vorſchuß dem Miniſter zurück. Dies glückte ihm vollkommen. Herr Thiers entſchädigte Herrn Ziegler durch andere Arbeiten im Pantheon, und Delaroche bleibt

Digitized by Google

die Ausführung der ſechs Kapellen und der großen Kuppel der Magdalenenkirche allein überlaſſen. Dies trägt ihm 100,000 Thaler ein, während viele ſeiner talentvollſten Kollegen ſich ihren Unterhalt mit Staffeleiarbeiten kümmerlich verſchaffen müſſen. Ein Monopol iſt aber im Gebiete der Künſte doppelt verwerflich.

— Baron Gros, Napoleons berühmter Maler, ſtarb am 26. Juni in Paris. Seine großen Blätter: die Schlacht von Abukir, und die Peſtkranken in Jaffa, ſind durch den Stich Gemeingut geworden; nächſt ihnen zählt man die Fresken im Pantheon zu ſeinen ſchönſten Arbeiten. Man hat ſeinen Körper in der Seine gefunden, und ein Brief, den er ſeiner Familie hinterließ, giebt die traurige Gewißheit, daß er ſich das Leben genommen.

Muſik.

— Die „Gondoliere von Conſtantinopel" heißt ein neue, zweiſtimmige Barcarole, von Penſeron und Crevel de Charlemagne, die in dieſem Augenblicke in Paris Alles entzückt. (Wir werden ſie einem unſerer nächſten Hefte beilegen).

— Unſer ehrliche Landsmann Graſſel iſt mit ſeinen 7 Kindern — die bekannte Salzburgiſche Bauernfamilie — in Paris angekommen, um ſich dort hören zu laſſen. Möge es ihnen gut ergehen! —

— Am 27. Juni hat in Toulouſe ein großes Muſikfeſt Statt gefunden.

Theater.

— Die italieniſchen Sänger machen viel Glück in London. Jedes Stück des Athenäums bringt ein Gedicht, worin ſie gefeiert werden. Wir geben hier eine Huldigung an Lablache, aus der Feder einer jungen, zärtlichen Dilettantin; unſere Ueberſetzung iſt wörtlich:

„Wenn alle Männer liebend und ſehnſüchtig für die Griſi und Brambilla ſeufzen, ſo wäre es hart, wenn ein junges Mädchen nicht auch die Gefühle ihres Herzes laut werden laſſen dürfte.

„Es ſey mir daher vergönnt, meine Liebe zu preiſen für den Sänger ohne Tadel und Makel, es ſey mir vergönnt, durch die Stäbe meines Fächers zu lächeln und meine heiße Liebe für Lablache zu geſtehen.

„Wenn meine Mutter von irgend einem andern Sänger ſprechen will, ſo könnte ich ſie aus Aerger ſchlagen . . . . und wenn ſie ſagt, daß der kleine Iwanoff groß ſey, ſo rufe ich: iſt Lablache, der große Lablache, nicht viel größer?

„Alle Sänger der Oper müſſen geſtehen, daß er ſie verdunkle; wenn ſie ſich hinter ihn ſtellen, ſo wird er ſie alle unſern Blicken entziehen.

„Ihre Anmaßungen werden leichter befunden, wenn ſie ſie in die Wagſchale legen; Lablache allein drückt die Schale nieder, wenn ſie alle ſein Gegengewicht bilden wollten.

„Während der Nacht, ſobald ich eingeſchlafen bin, erſcheint mein geliebter Rieſe; und des Morgens, wenn ich aufſtehe, höre ich noch ſeine Stimme in meinen Ohren wiederhallen.

„Was hat der Donner Wunderbares, was das Dröhnen des Geſchützes Kräftiges, was die berühmte Glocke von Lincoln Feierliches und Hohes gegen die Kehle von Lablache.

„Der Fall des Niagara heißt mit Recht das große Orcheſter der Natur. Aber nun urtheile man von meiner Liebe für Den, deſſen Stimme ſtärker iſt wie der Donner, die Kanone, die Glocke und der amerikaniſche Waſſerfall."

„Ich ſeufze für Signor Lablache, ich ſterbe aus Liebe für Signor Lablache, ich wollte, daß der Signor Lablache aus mir die Signora Lablache machte!" — Das wäre ſtark, wenn's kein Scherz wäre! —

Stuttgart, 30. Juni 1835.

*— Geſtern iſt unſere Bühne auf 2 Monate geſchloſſen worden. Ein feſtlicher Ende, eine regere, von ſo allgemeiner Theilnahme begleitete Feier iſt nie geweſen, ſo lange hier ein Theater beſteht. Seydelmann trat, nach einer Abweſenheit von drei Monaten, noch einmal als Abbé de l'Epée auf. Ein überfülltes Haus bei einem Stücke, das den Reiz der Neuheit vor vielen Jahren ſchon verloren hatte, an einem Tage, wo jeder Schwabe es gleichſam für unerläßliche Pflicht hält, hinaus zu eilen auf ſeine Hügel, und zu ſchwelgen im prangenden Blüthen-Meere, das jetzt durch das üppige Land wogt, bezeichnete im Voraus die Liebe für den großen, uns angehörenden Künſtler, bezeichnete die Freude, ihn wieder in unſerer Mitte erſcheinen zu ſehen. Als er auftrat, wiederhallte das Haus von ungemeſſenem, lange anhaltendem Beifallsrufe. Alles wurde mit in den Sturm hineingeriſſen — unſere Damen wetteiferten, mit zarten Händen den Tribut der Achtung dem geliebten Mimen zu zollen; die eisgraue Ruhe verwandelte ſich in glühende Feuerfunken des Beifalls. In einem Momente glichen die Bretter einem bunten Teppich, überdeckt von Kränzen und reichen Bouquets, ein Blumenregen ſtrömte von den Gallerien, Gedichte flatterten herab. Die erſte Pauſe benutzte Seydelmann, um Worte gerührten Dankes auszuſprechen. „Ich fühle es," ſprach er, „es iſt die Heimath, die mir entgegentritt. Die Ehre, die ich auswärts genoſſen, erhält durch dieſe Liebe erſt den vollen Werth." Nach langer Unterbrechung erſt konnte das Stück ſeinen Fortgang nehmen. Auch im Verlaufe wurde Seydelmann mit allgemeinem Applaus überſchüttet. Seine Perſon war von auffallend begeiſternder Wirkung auf die Mitſpielenden. Dieß einer der Hauptgründe, warum wir ihn ſo ungern miſſen. — Relationen in der Europa können es nur mit den hervorſtechenden Erſcheinungen der Bühne, mit ausgezeichneten Gäſten, mit Darſtellungen von allgemeinem Intereſſe, und mit Stücken zu thun haben, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums nach ihrem innern Werthe, oder nach einer äußern Prätenſion anregen. Zur Kategorie der Letzteren gehört der vor wenigen Tagen hier gegebene „Metaſtaſio," Luſtſpiel nach dem Italieniſchen von C. Blum. Der Name des Stückes klingt, aber das Stück ſelbſt klingt durchaus nicht. Es iſt in der That ein trauriges Luſtſpiel, deſſen Spitze der hiſtoriſche Umſtand bildet, daß Pietro Metaſtaſio von Kaiſer Karl VI. auf Recommandation als Hofpoet nach Wien berufen wird. Eine Engländerin, deren Aufgabe offenbar geweſen ſeyn ſollte, in des Dichters Leben hereinzuſtrahlen, wie Leonore in das des Taſſo, ſchimmert nur mit dem Glanze ihrer Nation, mit dem Goldglanze, mit dem großmüthigen Anerbieten einer Unterſtützung. Neapels größter Advokat iſt

als die engherzigſte Schreiberſeele bezeichnet, dagegen wird einem Stuben-Mädchen eine Theilnahme geſtattet, als ob ſie der Lady jüngere, muthwillige Schweſter wäre. Die Italiener ſprechen franzöſiſch mit der Engländerin. Herr Moritz und Dem. Stubenrauch ſpielten Titelrolle und Engländerin mit allem Fleiße, Mad. Schmidt gab das Stuben-Mädchen noch mit einer Zuthat ihrer angeborenen Munterkeit, das konnte aber das Stück doch nicht vom Falle retten. Zu den bedeutendern Erſcheinungen, die uns in jüngſter Zeit geworden, gehört Bellini's Oper „Montecchi und Capuleti." Der dankbare Stoff erhob hier den Tondichter. Die ſchauerliche Kataſtrophe riß Bellini zu Effecten hin, die ſich bei ſeinen Compoſitionen in der Regel nur nach und nach entwickeln, und ſelten nur in einzelne Stellen zuſammengedrängt hervortreten. Den Inſtrumental-Melodien gebührt volle Achtung, minder preiswerth erſcheinen zuweilen die Geſangsmelodien ihrer vielen Reminiſcenzen wegen. Die Aufführung muß man äußerſt gelungen nennen. Präciſion und dynamiſche Ausbildung unſeres Orcheſters, unter Lindpaintner's Führung, ſind ſo bekannt, daß es von dieſer Seite kaum mehr einer Erwähnung bedarf. Die Männer-Chöre waren von beſonders ergreifender Wirkung. Die glänzendſte Partie der Oper war auch in der Aufführung die überwiegendſte; Dem. Haus entwickelte als Romeo eine tragiſche Kraft, die an keiner Stelle hinter der Aufgabe zurückblieb, ja zuweilen ſtärkere Lichter einſetzte, wo der Tondichter der Tiefe des dramatiſchen Stoffes nicht völlig entſprach. Ein gediegenes Spiel verband ſich mit dem gewichtigen Gehalte des Geſanges. Mit allem Aufwande von Fleiß, mit ſichtbarer Anſtrengung gab Madame Walbach-Canzi die Julia. Die Mittel wollten nur nicht immer völlig zureichen. Herr Rosner ſtattete ſeinen Tebaldo, namentlich bei der erſten Vorſtellung, mit einer Gluth der Leidenſchaft aus, die, verbunden mit einer ſo klingenden, mächtigen Stimme, tief ergreifen mußte; ſeine Coloraturen umgaben ſeine Leiſtung als blendender Schmuck, ohne der Häufung wegen gegen das Gefühl anzuſtoßen. —

Unter den Gäſten der letzten Periode habe ich nur Herrn Jaskewitz aus Grätz aufzuführen. Dieſer trat als Engländer in Fra Diavolo, als Don Juan, als Figaro im Barbier, als Taddeo und als Zampa auf. Herr Jaskewitz beſitzt einen kräftigen, klangreichen Bariton, eine nicht gemeine Kehlfertigkeit und ſeltene Deutlichkeit der Ausſprache. Als Reſultat der Wahrnehmung ſtellt ſich ein vorleuchtendes Talent dieſes Sängers für das komiſche Fach heraus. Sein Spiel iſt frei, ſein Weſen voll Leben und Beweglichkeit; auf die rechte Bahn geſtellt, dürfte Herr Jaskewitz — jetzt noch im friſcheſten Alter — eine bedeutende Stufe erreichen.

Aus der Geſellſchaft.

— Herr Guizot, der Miniſter, wird ſich zum drittenmale mit der Wittwe des Barons Auguſt v. Stael, Sohnes der berühmten Schriftſtellerin, verheirathen. Die zwei Millionen, welche dieſe von Ludwig XVIII. für alte Gehaltreklamationen ihres Vaters Necker, erhalten hatte, erbten ihre Kinder, Auguſt von Stael und die Herzogin von Broglie. Der Sohn

ſtarb bald, und ſeine Wittwe bringt nun ſein Vermögen dem Herrn Guizot zu. Das heißt gut ſpeculiren!

Vermiſchtes.

— Von den Tauben, welche die Geſellſchaft der Taubenliebhaber, zwiſchen Paris und Antwerpen hin- und herfliegen läßt, um Wetten zu gewinnen, heißt eine: der große Napoleon, die bereits ſeit dreizehn Jahren dieſen Dienſt verſieht.

— In Paris hat ſich ein Rechtsſtreit eigener Art erhoben. Mehre Friſeure ſind übereingekommen, den ſtets mehr und mehr herabgeſetzten Preiſen ihrer Arbeiten, durch Einige ihrer Kollegen auf gewaltſame Weiſe zu ſteuern, und haben ſich durch ein Circular hiezu verbunden. Die von dieſer Maßregel Betroffenen klagten, und alle 948 Friſeure, die Paris zählt, belebten die Sitzung des Gerichtshofes. Die Vorträge der Advokaten waren lebhaft und intereſſant; beſonders erregten hiſtoriſche Details über die Barbiere, welche der Advokat der Klagepartei vordrachte, allgemeine Ausbrüche der Heiterkeit.

— Herr von Balzac bleibt noch in Wien, um ein Zuſchauer der Feierlichkeiten zu ſeyn, die ſich dort bei Gelegenheit der Erbhuldigung drängen, und ſie dann für ſeine Landsleute zu beſchreiben.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern mit dem heutigen Hefte zwei Abbildungen aus Stücken, welche in dieſem Augenblicke den größten Succeß in Paris erleben, und, wie verlautet, auch ſchon in Ueberſetzungen vorliegen, um auf die deutſche Bühne gebracht zu werden.

Das eine Blatt verſinnlicht die wirkſamſte Scene aus dem Vaudeville »Vater Goriot,« worin Vernet in der Hauptrolle den höchſten Grad von Gefühl und Kraft erreicht. Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo Vernet ſich auf ſeine dritte Tochter und ihren Geliebten ſtützt, die Einzigen, die ihn nicht verlaſſen haben, um ſeinen beiden ältern Töchtern und ihren Gatten zu fluchen, für die er ſich in's Elend ſtürzte, und die ihn nun auf das Gerücht, er habe den Verſtand verloren, aus ſeiner beſcheidenen Zurückgezogenheit reißen, um ihn nach Bicètre bringen zu laſſen. Die rechtsſtehende Figur iſt der Glücksritter Vautrin. Der intereſſante Roman von Balzac, welcher den Stoff zu dieſem Stücke gab, iſt in einer wohlgelungenen Ueberſetzung im Hallberger'ſchen Verlage erſchienen, und verdient allen Freunden der Lectüre recht ſehr empfohlen zu werden.

Auf dem zweiten Blatte ſehen wir eine Scene aus dem Vaudeville: »Das goldene Kreuz.« Eine artige, beſonders lebhaft erzählte Novelle eines jungen, noch wenig bekannten Schriftſtellers, erfuhr die ſeltene Auszeichnung faſt zu gleicher Zeit von verſchiedenen Theaterdichtern, zu drei Vaudevilles, einer Oper für die Académie-Royale, einer für die Opéra-comique und einem Stücke für die Folies-dramatiques verarbeitet zu werden. Alſo ſechs Bearbeitungen deſſelben Stoffs auf einmal. Die Novelle heißt: L'if de Croissey (der Taxusbaum von Croissey), und ihr Erfinder: Maurice St. Aguet. In dieſer Scene iſt der alte Sergent dargeſtellt, wie er Chriſtinen (Mlle. Dejazet) das goldene Kreuz zurückgibt, das ſie, als Verlobungszeichen, dem Stellvertreter ſeines Bruders einſt einhändigte. Die Figuren ſind ſehr charakteriſtiſch, beſonders iſt die liebenswürdige Dejazet, der Liebling der loſen jungen Welt, und die Perle des Palais-royal-Theaters, treu aufgefaßt. Bei der zunächſt hier ſtattfindenden Vorſtellung werden wir Seidelmann und Mad. Schmidt in dieſer Scene erblicken.

Die Romanze iſt von zwei ausgezeichneten Dilettanten gedichtet und componirt, welche der höchſten Pariſer Geſellſchaft angehören, und dadurch, daß ſie ihre Inſpirationen veröffentlichen, einer in dieſem Augenblick dort herrſchenden Mode huldigen.

Herausgegeben von Auguſt Lewald.

Google

Die Klosterfrauen von Brügge.

L u ſ t ſ p i e l.

Perſonen: Max. — Kapitän Rampelberg. — Küraſſier Benedikt. — Honora. — Celia.

Die Scene ist zu Brügge, im westlichen Flandern.

Saal bei Honora.

Honora allein. (Eine Frau von 40 Jahren. Sie ſitzt an einem Tiſch, in einer auffallend einfachen Kleidung.)

Ja, ja, mein Spiegel räth es mir; es iſt Zeit, die Welt aufzugeben, ehe die Welt mich aufgibt. Das Leben einer ſchönen Frau gleicht der Laufbahn eines Siegers, oder noch beſſer, der Exiſtenz eines Sängers oder Ballettänzers. Sieht der erſte ſeine Sonne untergehen, oder die letztere ihre Scala ſchwankend werden, oder ihre Zephyrbeine dem Podagra anheim fallen, ſo iſt es, als wenn eine Frau das erſte weiße Haar mit Entſetzen auf ihrem Kopfe erblickt — dann iſt der beſte Theil der Rolle geſpielt; dann heißt es abtreten und dem Publikum die Verbeugung machen. Jetzt ſtößt man noch Bedauern ein, ſpäter wird man Mitleid erregen. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich, noch heute gehe ich in's Kloſter. (Mit einem Seufzer:) Es iſt hart, ſich mit eigenen Händen zu begraben und alle Lebensluſt zu verabſchieden, wie man einen ungeſchickten Diener verabſchiedet. Bin ich denn aber auch recht ſicher, daß mein Teint alle Tage ſchlechter wird, und daß ein wenig Bleiweiß und Karmin nicht im Stande ſeyn ſollten, mir das Verlorene zu erſetzen! Sind meine Schultern nicht noch weiß, mein Arm nicht noch zierlich gerundet? Soll man über alles dieſes ſchon jetzt ein Nonnengewand wie ein Sterbehemd werfen? Ach ja! man kann nicht mehr jung erſcheinen, wenn man neben ſich eine zwanzigjährige Tochter ſieht. Glückliche Celia! Du kennſt noch nicht die Qualen der Koketterie! Die Liebe hat noch nicht Dein Herz zum Leben erweckt. Wie ſie mit Freuden einwilligte, ſich mit ihrer Mutter in das Kloſter zurück zu ziehen, das unſchuldige Kind! ach, wäre ich noch ſo friſch und ſchön wie ſie!

Celia tritt ein.

Honora (küßt ihre Tochter auf die Stirne).

Guten Morgen, Celia!

Celia (mit träumeriſcher Miene).

Guten Morgen, meine Mutter!

Honora.

Heute, Celia, iſt der Tag, wo wir in das Kloſter gehen.

Celia (immer träumeriſch).

Ich weiß es.

Honora.

Du ſcheinſt traurig. Sollteſt Du Reue empfinden? Willſt Du Deinen Entſchluß aufgeben? Ziehſt Du die eiteln Freuden der Welt der wohlthuenden Ruhe der Zurückgezogenheit vor, Bälle den Meditationen, die Liebe der Menſchen — ach! wie iſt ſie ſo betrügeriſch — der Liebe Gottes, welche immerfort einen Regen neuer Gnaden und unausſprechlicher Wolluſt auf uns träufeln läßt?

Celia

(mit Thränen in den Augen, eine verwelkte Roſe in der Hand zerdrückend).

Ach nein, meine Mutter; von Bällen will ich nichts mehr hören; die Liebe verabſcheue ich; die Menſchen verachte ich tief. Die Zurückgezogenheit, meine gute Mutter, die Einſamkeit, darnach allein ſtrebt fortan nur deine Tochter.

Honora.

Alſo beklagſt Du nichts in der Welt?

Celia.

Nichts.

Honora.

Nicht einmal Deine Geſpielinnen, nicht einmal Deine Couſine Olivia?

Celia (mit Bitterkeit).

Ich laſſe ihr ihren Freund Max. Er mag ſie tröſten, denn Sie wiſſen es nicht, meine Mutter, nur dieſer ſchönen und anmuthreichen Couſine wegen kam er alle Abende zu uns. Seit geſtern hab' ich das Geheimniß heraus. Olivia ſelbſt hat es mir enthüllt, indem ſie mir dieſe Roſe gab — dieſe Roſe aus ihrem letzten Ballkranze — um ſie ihrem verſchwiegenen Geliebten zu überreichen. Max hat ihr, ſo ſagt ſie, dieſes Andenken in einer Wette abgewonnen, als jüngſt das Pferdrennen in Brüſſel war. Eine ſaubere Commiſſion, deren ich mich heute entledigen muß. Doch da kommt der Täuber ſelbſt triumphirend und girrend daher.

Max tritt ein.

Honora.

Zur rechten Zeit, Herr Max. Empfangen Sie unſer Lebewohl. Wir werden noch heute unſere Wohnung verlaſſen, um uns in das Beguinenkloſter unſerer Stadt zurückzuziehen.

Max.

Wär' es möglich!

Celia.

Ich weiß nicht, ob es möglich iſt, aber auf Gewiſſen, es iſt.

Max.

Und welch' ein Beweggrund zu dieſem verzweifelten Schritte?

Honora.

Die Hoffnung, unſer Heil zu erringen.

Celia (in ſteigendem Affekt).

Der Ekel an der Welt und ihrem falſchen Glanze; der Haß gegen Schurken und Betrüger; der Abſcheu, den uns Die einflößen, die den Honig auf den Lippen tragen, während das Gift des Truges und der Doppelzüngigkeit in ihrem Herzen wuchert.

Max.

Entſchuldigen Sie, mein Fräulein, wenn ich Ihnen meine Ueberraſchung aufrichtig bekennen muß, aber Alles, was ich hier höre, kommt mir wie ein Luſtſpiel vor, deſſen Intrigue ich nicht verſtehe, deſſen Zuſammenhang ich nicht zu faſſen vermag.

Celia.

In der That, mein Herr, wenn Jemand hier eine Rolle ſpielt, eine auswendig gelernte Rolle, einen falſchen Charakter mit zwei Geſichtern, ſo bin ich es gewiß nicht.

Max (ihr heimlich in's Ohr).

Celia! Bei'm Himmel, erklären Sie ſich! Sagen Sie mir, wie meine Liebe ſo ſchnell von Ihnen verworfen werden konnte. Bei Ihren ſchönen Augen, Celia! laſſen Sie mich nicht verzweifeln.

Celia

(ſich ſtellend, als wenn ſie auf dieſe Anrede antwortete).

Meine Mutter und ich, mein Herr, fühlen uns ungemein geſchmeichelt durch Ihre Wünſche für unſer Glück. Verläßt man ſich, um ſich nie wieder zu ſehen, ſo thun ſolche unzweideutige Zeugniſſe einer wechſelſeitigen Achtung ſehr wohl. Empfangen Sie daher, mein Herr, die, welche Sie verdienten, und glauben Sie mir, daß in unſerer Zurückgezogenheit Ihr Betragen das Letzte ſeyn wird, was aus meinem Gedächtniſſe erliſcht. Doch ich vergaß: meine Couſine Olivia, die ſehr viel Intereſſe an Ihnen nimmt, wie Sie ohne Zweifel ſchon wiſſen werden, läßt Ihnen durch mich dieſe Blume ihres letzten Ballkranzes überreichen, als ein Pfand ihrer tiefſten Werthſchätzung. Bewahren Sie wohl dieſes Pfand, mein Herr; Geſchenke von Damen ſoll man wie Schätze aufheben. (Leiſe.) Beſonders hüten Sie ſich, ſie mit andern zu verwechſeln. (Sie geht mit ihrer Mutter ab.)

Max (allein).

Liebenswürdiges Mädchen! Kannſt Du mich fliehen und mit Verachtung überhäufen? Ja, Du liebſt mich! Jetzt erſt weiß ich es gewiß; Dein Herz gleicht jenen Vögeln, die vom Blei des Jägers tödtlich getroffen ſind und nun mit einem kleinen Ueberreſt von Kraft die ängſtlich flatternden Flügel regen und wegzufliegen ſuchen. Einige Sekunden ſchweben ſie in der Luft, dann fallen ſie, um ſich nie mehr zu erheben. Blume aus Olivia's Kranze, in jedem Deiner Blätter erblicke ich eine Spur von Celia's Liebe. Die zitternden Finger meiner Geliebten haben ihre Nägel in dieſe zarte Hülle eingedrückt. (Er küßt die Blume.) Hier, nimm einen Kuß und noch einen für die lieblichen Schmerzen, die Du erdulden mußteſt. — Doch jetzt muß ich daran denken, den Kloſtermauern die girrende Taube zu entreißen, die durch eine Anwandlung von koketter Eiferſucht ſich ihrem Grabe

Digitized by Google

anvertrauen will. Unter dem weißen Schleier der Beguine muß ich den Weg zu dem Herzen meiner Celia wiederfinden, denn ich fühle wohl, wenn dieß unmöglich iſt, ſo werde ich wohl auch in ein Kloſter gehen müſſen.

Voriger. Benedikt.

(Benedikt, als Küraſſier gekleidet, den Helm auf dem Kopf, Schleppſäbel, den Küraß auf dem Rücken. Unter dem rechten Arm trägt er mehre dicke, ſchwarz gebundene Bücher, und auf dem linken eine Kapuzinerkutte.)

Benedikt.

Gott zum Gruß, mein ehrwürdiger Vater!

Max (bei Seite).

Was will der Narr?

Benedikt.

Bei Eurem ehrwürdigen Bart, ich faſte noch ſeit dieſen Morgen, und habe doch von der Kaſerne bis hieher ein tüchtig Stück laufen müſſen. Erlaubt alſo, mein Vater, daß ich mich ein wenig ſetze. (Er thut es.) Wißt Ihr wohl, daß Euer Kloſter ſchön möblirt iſt und daß Euch das ſehr der Verſuchung ausſetzen muß, wenn Ihr dabei an Gott denken wollt.

Max (bei Seite).

Der Kerl iſt närriſch oder betrunken. (Laut.) Ihr irrt Euch, Freund, Ihr ſeyd hier nicht, wo Ihr zu ſeyn wähnt.

Benedikt.

Das ſage ich mir ſelbſt ſchon ſeit heute Morgen, mein würdiger Vater, denn ich meinte ſteif und feſt, einſt in der Haut eines guten, ehrlichen Kerls geſteckt zu haben, der bei ſeinen Lebzeiten Benedikt hieß und Küraſſier im erſten Regimente war; aber mein Kapitän — dem der Himmel ſeinen Verſtand wieder geben möge — macht von dem Sohn meiner Mutter einen Sacriſtan, ein geiſtliches Maulthier mit Andachtsbüchern und Mönchskutten behangen, ſo daß ich nun immer in meinen Functionen irre werde: ich antworte Amen meinem Wachtmeiſter und Kreuzdonnerwetter meinem Pfarrer; ich vermiſche Katechismus und Commando, und die Haubitzen der Citadelle mit dem Glockengeläute der Kirche.

Max.

Kurz und gut, wo hat man Dich hingeſchickt und bei wem glaubſt Du zu ſeyn.

Benedikt.

Seyd Ihr nicht, ehrwürdiger Vater, der Guardian des Kapuzinerkloſters?

Max.

Bei Dir iſt's nicht richtig, Kamerad, und, wie ich glaube, wird es mit Deinem Kapitän nicht anders ſeyn.

Benedikt.

Dem Letztern will ich nicht widerſprechen. Aber wer Ihr auch ſeyn mögt, wenn Ihr ihn von ſeiner Narrheit heilen könntet, ſo wäre ich Euer auf Tod und Leben. Stellt Euch nur vor, ſeit einigen Monaten bildet er ſich ein, daß die Welt untergehen müſſe, weil wir an

gar nichts mehr glauben. An einem ſchönen Morgen hat er ſeine ganze Bibliothek verbrannt. Mir that es leid, wie er die ſchönen Bücher in's Feuer warf und immer dazu rief: „In's Feuer mit dem Voltaire, in's Feuer mit dem Rouſſeau, in's Feuer mit der Encyklopädie!“ Die andern Namen hab' ich mir nicht merken können, aber dieſe hab' ich oft genug hören müſſen, um ſie zu behalten. Die Encyklopädie, ſehen Sie, das war gewiß einmal ſeine Geliebte, und die andern, die glaub' ich einmal in unſern Regimentsliſten geleſen zu haben. Das waren ſicher ſolche Hunde, wie wir's nun Alle ſind. Gewiß haben ſie ihm auch einmal einen Streich geſpielt. Nachdem er mit dem Verbrennen fertig war, ſahen wir ihn fleißig zur Meſſe gehen; erſt des Sonntags, dann alle Tage, und dann beichten, und dann communiciren und hoch und theuer ſchwören, daß, um den wahren Glauben zu finden, wir Alle in die Kapuziner-Schwadron uns anwerben laſſen müßten. Und nun ſind's acht Tage, da hat unſer armer Kapitän ſeinen Abſchied genommen, und heute wird er Mönch. Hier iſt ſeine Kutte, ſein Gürtel, ſeine Sandalen und ſeine Gebetbücher. Das Alles muß ich ihm in's Kloſter bringen. Alle Wetter, Herr, das geht einem in's Herz, wenn man ſo etwas von ſeinem Rittmeiſter erleben muß.

Max.

Es wäre unmöglich, wenn nicht Liebe dabei im Spiele ſeyn ſollte. Man entſchließt ſich nur, allein zu leben, wenn man nicht zu zwei mehr leben kann. Wie alt iſt Dein Kapitän?

Benedikt.

Vierzig Jahr.

Max.

Das rechte Alter. Ein Feuer, das unter der Aſche glimmt. Wie heißt dieſer tugendhafte Einſiedler?

Benedikt.

Kapitän Rampelberg, zu dienen.

Max.

Ich erinnere mich eines Offiziers dieſes Namens, der vor 6 oder 7 Jahren Celia's Mutter zu beſuchen pflegte. Wohnte er nicht in der ſpaniſchen Straße?

Benedikt.

Ganz richtig.

Max.

Ein ſchöner Mann zu ſeiner Zeit: ſchwarze Haare, dicker Backenbart, Schultern, ganz für den Küraß gemacht. Ein Mann für Liebesabenteuer geſchaffen.

Benedikt.

Ihr malt ihn auf ein Haar.

Max.

Es iſt unmöglich, daß er nicht einſt, wie alle Andere, der Frau vom Hauſe den Hof gemacht hätte. Ich erinnere mich in der That, daß er Händel ſuchte, als ein junger Menſch ſich bückte, um den Blumenſtrauß der Frau von Nuwens aufzuheben. Ich hab's! Mit

einer kleinen Anſtrengung ihres Gedächtniſſes muß auch Honora ſich ihres jetzt etwas übertragenen Seladons noch erinnern. Der Hauch der Zeit hat ja ohnedieß die Reihen ihrer Anbeter gelichtet. Ich betrüge mich nicht, wenn ich glaube, daß es mir glücken wird, dieſe Fäden wieder zu knüpfen, die der Zufall allein zerriß. Komm, Benedikt, auch ich habe ein Opfer zu retten! Ich führe Dich in's Kloſter zu Deinem Herrn.

(Sie gehen ab.)

Ein Saal im Kloſter, einfach möblirt. Seitwärts ein Flügel.

Honora, als Beguine. Kleid von ſchwarzem Stoffe, weißer Kopfputz, ein Roſenkranz im Gürtel. Hierauf der Kapitän Rampelberg, als Kapuziner gekleidet.

Honora (einen Brief in der Hand).

Max meldet mir in dieſem Schreiben die Bekehrung des Kapitäns Rampelberg, der ſeinen Abſchied genommen hat, um Kapuziner zu werden. Ich erinnere mich, einſt in der Welt den guten Rampelberg gekannt zu haben; ein guter und ſehr verſtändiger Mann, ungefähr in meinem Alter. Max ſagt mir ferner, daß der Kapitän von meinem Entſchluſſe bis zu Thränen gerührt worden ſey und mir ſelbſt dazu Glück wünſchen wollte. Er läßt mich um die Erlaubniß bitten, Abſchied von mir zu nehmen, ehe das Kloſter mich für immer von der Welt trennt. Noch iſt er Noviz, und die Brüder ſeines Ordens haben ſein Gelübde noch nicht empfangen. In der That, die Religion wirkt Wunder! Was konnte den Kapitän in ſeinen Jahren zu dieſem Schritte treiben? Es iſt ein trauriges Leben, das Kloſterleben. Ich glaubte nicht, daß die Einſamkeit ſo läſtig ſey. Aber horch! Geräuſch auf dem Gange! Das iſt er gewiß! Und ich bin noch nicht gekleidet, ihn zu ſehen. (Sich beſinnend.) Ich Thörin! Ich vergeſſe, daß dieſes Kleid das einzige iſt, das ich in Zukunft tragen darf.

(Sie ſetzt ſich und blättert in einem Gebetbuch. Rampelberg, als Kapuziner, tritt ein.)

Rampelberg (der ſich allein glaubt, für ſich).

Erhabene Beredtſamkeit des heiligen Kirchenvaters! Speiſe des geiſtigen Lebens! Du milder und reiner heiliger Auguſtin, den ich mir zum Beiſpiel erkoren habe auf dem Dornenpfade, den ich wandle, beſtärke meine Seele in dieſen lobenswerthen Vorſätzen. Erſticke in mir den Inſtinkt des Fleiſches! Und Du, trügeriſchſte und erbärmlichſte Täuſchung der Menſchen — Weib — (er erblickt Honora) ewige Erbarmniß! ein Weib hier! Wucheriſches Unkraut, das überall wächst, ſelbſt auf den Stufen des Altares. Ich will mich zurückziehen, um dem Böſen nicht das kleinſte Härchen zu laſſen. (Sich beſinnend.) Doch ha! — Sie iſt es! Ich hab' es ihr verſprochen. Meine Stimme ſoll ihren wankenden Entſchluß befeſtigen. Auf ihre Bitte hab' ich mich hieher verfügt.

(Er macht einige Schritte gegen Honora, welche aufſteht und ihm eine ganz weltliche Verbeugung macht.)

Honora (für ſich).

Mein Gott! Wie die Andacht ihn bleich gemacht hat und wie übel ihn das Coſtüm kleidet.

Rampelberg (ebenſo).

Iſt dies die ſchöne Frau von Ruwens, die die Koketterie zu ihrem Altar machte, auf welchem Jeder ihr opfern mußte? Pulvis in pulverem! (Laut.) Gott ſey mit Dir, meine Schweſter!

Honora.

Und mit Deinem Geiſte, mein Vater! (Für ſich.) Gott wolle dieſen Wunſch erhören, denn der arme Mann ſcheint es wirklich nöthig zu haben. Wie liebenswürdig, wie artig war er ſonſt. Wir wollen doch ſehen, ob er mich anreden wird.

Rampelberg (für ſich).

Die Bekehrung iſt vollendet. Ihre ſchönen Augen ſind jetzt nicht mehr gefährlich und das feine Lächeln ihrer Lippe, welches ſonſt ſo viel Unheil anrichtete, iſt jetzt ſtiller und kälter, als der Todtenkopf an meinem Roſenkranze. (Laut.) Alles iſt Eitelkeit in dieſer Welt, meine Schweſter, und wenn wir uns einem ewigen Vergeſſen gewidmet haben, dürfen wir jene vergänglichen Geſchenke, welche der Herr uns geraubt hat, nicht bedauern. Wozu dienen die Schönheit des Körpers und des Geſichtes, der feine Anſtand und die Subtilitäten des Verſtandes? Nicht wahr, man begreift nur dann, wie unweſentlich dies Alles iſt, wenn man es für immer verloren hat.

Honora (bei Seite).

Was ſpricht er da? Wahrhaftig, der arme Menſch iſt zu beklagen!

Rampelberg.

Denk' einmal zurück, meine Schweſter, und vergleiche mit der gegenwärtigen Ruhe Deiner Seele jene Zeit der Irrthümer und Thorheiten, jene dahin geſchwundene Zeit, wo Du ſo übermüthig warſt, weil man Dich für ſchön hielt und Dein weltlicher Putz die Huldigungen der Menge empfing; damals wurdeſt Du dahin geriſſen in den Strudel der Vergnügungen, deren Seele Du zu ſeyn ſchieneſt, damals ſah man Dich jeden Abend auf den Bällen mit Trabanten und Hofgeſinde gleichſam die Flut der Bewunderer durchſchneiden, die ſich ſtets vor Deinen Schritten ebnete; wenn Du dann ſtill ſtandeſt, einen Blick fallen ließeſt, wie ſtritten ſich zwanzig Nebenbuhler darum und hundert andere wollten verzweifeln, wenn ein Lächeln auf Deinen Lippen ſichtbar wurde.

Honora.

Wenn ich mich noch gut erinnere, mein Vater, ſo befandet Ihr Euch ſelbſt zuweilen unter den Letzteren.

Rampelberg.

Ich muß es geſtehen, meine Schweſter! Einer der gröbſten Irrthümer meines Lebens war der, zu glauben, daß jene myſtiſche Blüthe, welche der Pöbel Liebe benennt, in dem Herzen einer Frau keimen könnte. Eine ſolche Auserwählte hatte ich in den Träumen meiner Sinne erblickt, mit allen Vollkommenheiten ausgeſtattet, die im Stande ſind, unſere niederen Organe zu verführen. Ich beurtheilte die Seele nach dem Körper, den Himmel nach der Hölle.

Digitized by Google

Honora (ſich vergeſſend).

Und wußte dieſe Frau jemals, mein Herr, daß Sie ſie liebten; gaben Sie ſich wohl die Mühe, es ihr zu ſagen? Sollte ſie ſich Ihnen etwa an den Hals werfen? War dieſe Frau es nicht werth, daß man um ihren Beſitz ernſtlich ringe? Und wenn das erſte Verhältniß dieſer Art mißlang, ſoll ein Mann von Herz und Gemüth deßhalb jede Hoffnung des Sieges aufgeben? Wäre ich an Ihrer Stelle geweſen, mein Herr, ich glaube, ich würde mich anders benommen haben, meine Flamme wäre vom erſten Hauch nicht erſtickt worden, ich würde dieſer Frau Manches zu ſagen gewußt haben, ich würde geſucht haben, ſie mir geneigt zu machen um jeden Preis — durch meine Sorgfalt, durch meine Bitten, ja ſelbſt durch kleine Quälereien, die man einer wahren Neigung zu Gute hält, und weder Verachtung, noch Zeit, noch tauſendfach erlittene Unbill hätten meine Gefühle für ſie geſchwächt. Und früh oder ſpät müßte ſie mich erhört haben; ſie hätte nachgegeben, glauben Sie es mir, ſie wäre die Meine geworden, wenn ihre Hand noch frei oder wenn ſie Wittwe geweſen wäre, wie ich — oder wie ſo viele Andere. Ihre Discretion, die mich zur Vertrauten macht, hat es ja noch nicht über ſich gewinnen können, mir den Namen derjenigen zu enthüllen, die Sie liebten.

Rampelberg.

Wenn eine mitleidige Seele ſich vor Jahren die Mühe genommen hätte, mich ſo zu belehren, ſo zweiſle ich nicht, daß dieſe Worte mächtig auf meine Zukunft eingewirkt haben würden. Aber damals, in den Zerſtreuungen der Welt, die mich umgaben, waren Freunde ſeltener und zurückhaltender. Die Zeit verändert uns nach Innen wie nach Außen, und es iſt nicht ſelten, daß eine Kokette ſich in eine vortreffliche Freundin verwandelt, gleichſam wie die Bäume in unſerem Garten, welche erſt dann Früchte bringen, wenn die Blüthen abgefallen ſind.

Honora.

Gibt es aber nicht edlere Gewächſe, welche Blüthe und Frucht auf demſelben Zweige tragen, wie der Orangenbaum zum Beiſpiel.

Rampelberg.

Entſchuldigen Sie, Madame, ich kenne nicht das Land, wo die Citronen blüh'n und im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n.

Honora (bei Seite).

Aha, das war ein Stich; ſchon gut, der Kapuziner wird doch nach und nach menſchlicher. Je mehr ich darüber denke, je deutlicher wird es mir, daß ich damals Unrecht hatte, ihn zu entmuthigen.

Rampelberg (bei Seite).

Wie bei dem Ton dieſer Stimme wieder Gedanken erwachen, die ich erſtorben für immer wähnte, die aber nur eingeſchlummert waren. Längerer Kampf brächte Gefahr. Hervor mein Lieblingsbuch! Heiliger Auguſtin, beſchütze mich! (Laut.) Madame — meine Schweſter, wollte ich ſagen, ich werde ſpäter wiederkommen, um unſere fromme Diſſertation zu beendigen. Erlaube indeſſen, daß ich mich entferne, weil eine andere Pflicht mich ruft....

Honora.

Frommer Vater, ich hätte noch über viele Dinge mich mit Dir zu berathen. So zum Beiſpiel über dieſe neuen Geſänge, die ich mir in der Abſchrift verſchafft habe; ſo eben ſetzte ich mich zum Flügel, aber ſey es, daß Dein bevorſtehender Beſuch mich zu ſehr abzog, ich war wirklich nicht im Stande, vom Blatte zu leſen. Du biſt ein ſo gründlicher Muſiker, wie ich weiß, und erzeigſt mir gewiß die Gefälligkeit, meine Studien zu leiten. (Sie ſetzt ſich zum Flügel und präludirt.)

Rampelberg.

Ich weiß in der That nicht, meine Schweſter, ob mein Stand es erlaubt....

Honora (ſich vergeſſend).

Ach, Kapitän! die heilige Cäcilia ſpielte Violine, und Sie, der Sie noch lang kein Heiliger ſind, wollten mir es abſchlagen, ein Lied auf dem Flügel zu accompagniren?

(Rampelberg ſetzt ſich nach kurzem Weigern zum Flügel, und fängt zu präludiren an.)

Honora.

Wie leicht er anſchlägt! Bezaubernd in der That! Aber was ſpielen Sie denn da? Irre ich nicht, ſo iſt es ja die Begleitung des Duetts von Don Juan und Zerline! Ach, erinnern Sie ſich wohl, wie oft wir das zuſammen geſungen haben — Eines neben dem Andern ſitzend! Wie zärtlich iſt das Motiv, wie ein jeder dieſer Accorde zur Seele ſpricht! Mozart fühlte gewiß tief, was er ſo glücklich auszudrücken verſtand. (Sie ſingt) Là ci darem la mano — (ſprechend) aber ſo accompagniren Sie doch! (Singt) Là mi dirai di si.

(Der Kapitän ſingt auch.)

Honora.

Gut, ſchön, vortrefflich, lieber Kapitän! Ihre Stimme hat nichts verloren. Und nun einmal zuſammen und con fuoco.

(Sie ſingen zuſammen.)

Andiam, andiam mio bene
A ristorar la pene
D'un innocente amor.
Traialala u. ſ. w.

(Hier tritt Celia ein. Rampelberg ſpringt beſchämt auf. Honora, der im Feuer des Taktirens der Nonnen-Kopfputz abgefallen iſt, fährt noch ein Weilchen fort: Tralala und ſo weiter.)

Celia. Honora. Rampelberg.

Celia (kindiſch in die Hände ſchlagend).

Ach, wie komiſch! Ein Kapuziner, der Klavier ſpielt! Und das ſchöne Lied, das die Frau Superiorin der Mutter gegeben hat! Ich darf es wohl auch lernen? Aber Mutter, Dein Schleier, Dein Kamm, Alles haſt Du verloren! Sieh doch einmal, ich könnte eiferſüchtig werden. Deine Haare ſind länger und ſchöner, als meine.

Rampelberg
(der einen ſcheuen Seitenblick auf Honora's Haare wirft).

Mein armes Herz gleicht einem Kriegsſchiff, das, auf ſeine Kraft vertrauend, ſich von den Piraten überrumpeln ließ. Schon iſt es durchlöchert von allen Seiten, es iſt leck, das Waſſer dringt ein

— nur ſchnelle Flucht kann es retten — es muß ſchnell zuſehen, einen Hafen zu erreichen, oder es iſt unwiederbringlich verloren!

(Er läuft unbemerkt ab.)

Celia. Honora (Letztere zerſtreut und nachdenkend, ſpäter Benedikt).

Celia.

Ich muß den Kapuziner ſchon irgendwo geſehen haben, meine Mutter! Irr' ich nicht, bei Dir! Es iſt ſchon lange her, und ich war damals noch ſehr jung. Damals trug er ein Schnurrbärtchen und Ringe auf den Fingern, tanzte Galopp wie ein Engel, und ſang zum Entzücken.

Honora (die aus ihren Träumereien erwacht).

Du erinnerſt Dich ſeiner, meine Tochter? Er iſt ein liebenswürdiger Mann! und obgleich in vorgerücktem Alter, ſo würde er doch in einem andern Koſtüm noch gefallen können.

Celia.

Warum hat er denn ſo plötzlich ſeine Beſuche bei uns eingeſtellt?

Honora.

Wer weiß, eine Laune.

Celia.

Und wie iſt er nun gar Kapuziner geworden! Vielleicht aus unglücklicher Liebe?

Honora.

Das glaub ich faſt. Der Kapitän hat ein zärtliches, gefühlvolles Herz; nie hab' ich dies, wie heute empfunden. Er iſt geſchaffen, eine Frau zu beglücken. Und wäre die, für welche er Liebe fühlte, etwas weniger leicht, ein wenig minder kokett geweſen — kurz, hätte ſie, ſtatt auf das Sumſen der Schmetterlinge zu hören, welche eine Modedame ſtets umflattern, die ſoliden Eigenſchaften des Kapitän Rampelberg zu ſchätzen gewußt, ſo würde er nicht dahin gekommen ſeyn, wo er jetzt iſt; und ſie — ſie hätte einen Freund — ſie hätte einen Gatten erhalten; ach, die Frauen — denken nie an ihre Zukunft. Die Jahre kommen, und dann iſt man allein. Niemand iſt um uns, der uns gegen die gräßliche Vergeſſenheit in Schutz nimmt, die uns unbarmherzig und ohne Ausnahme trifft, wenn wir älter werden, Niemand der es nicht verſchmähn will, durch kleine Zuvorkommenheiten den Durſt nach Schmeichelei zu befriedigen, der in einem Weiberherzen nie aufhört. (Sie ergreift Celiens Hand) Siehſt Du, meine liebe Tochter, darum ſind die Ehemänner erfunden worden.

Celia.

Aber weißt Du wohl, liebe Mutter, daß Deine Gedanken über dieſen Punkt ſich ſeit geſtern ſehr verändert haben? Was Du aber auch davon halten magſt, ich bleibe dabei, daß alle Männer Betrüger ſind, und daß ich ein Kloſter allen Freunden vorziehe, welche ihre Geſellſchaft uns bieten kann.

(Hier tritt Benedikt ein. Eine Nonne kommt, zündet das Licht an, und zieht ſich dann wieder zurück.)

Honora.

Was will dieſer Soldat?

Benedikt (ſcheint erſchrocken).

Ich bin der Bediente des Kapitän Rampelberg! Ach, was ein Unglück! Mein armer Herr!

Honora (ungeduldig).

Was iſt ihm zugeſtoßen?

Benedikt.

Warum iſt er doch in dies Haus gegangen? Er wollte ſich nichts ſagen laſſen. Nun hat er's davon! Ein ſo guter Herr, ein ſo frommer Kapuziner, ein ſo tapferer Kapitän von der Kavallerie!

Honora.

Aber ſo erklärt Euch doch! Ihr ſeht, wie ich erſchreckt bin!

Benedikt.

Ach, wenn Sie erſt wüßten, wie er die Schwadron manövriren ließ! Was für ein Auge! Welche Accurateſſe! Und wie er das Morgenlied ſang und die Vesper! Der hatte Talente! Ich wollte wetten, er wäre in einem halben Jahre zum Biſchof avancirt, und bis zu nächſtem Oſtern hätte er die Epauletts gehabt und wäre Pabſt geworden!

Honora.

Der Menſch iſt ein Narr!

Benedikt.

Ja wohl iſt er ein Narr! ein Narr, den man binden muß, ein Narr aus Liebe! das iſt mein Herr geworden, und in dieſem Augenblick, wie er aus dem Kloſter kam, hat es ihn gepackt!

Honora.

Ach, nun athme ich wieder. Aus Liebe! hm! davon ſtirbt man nicht.

Benedikt (mit Abſicht).

Das heißt, wenn der Doctor den Kranken nicht aufgibt.

Honora (auf die Erde ſehend).

Das verbietet die Menſchlichkeit.

Benedikt (leiſe zu ihr).

Wenn mir alſo die gnädige Frau für ſeine Cur ſtehen will, ſo wird ſich mein armes Herz ſchon beruhigen.

Honora (laut).

Ihr ſeyd ein braver Mann. Ich ſehe, daß Ihr Eurem Herrn aufrichtig ergeben ſeyd! (leiſe) Kommt in einer Stunde wieder: ich muß Euch allein ſprechen.

Celia (die indeß am Fenſter ſtand).

Was ſind denn das für Lichter drüben in dem großen Hauſe? Die Leute drängen ſich ja in den Sälen, als wenn ein Feſt gefeiert würde. Ach, meine Mutter! Welche Damen! welch ſchöne Muſik! ein Ball! wie ſchön man das Alles von hier ſehen kann. Ach! wie lange ich ſchon auf keinem Ball war! Aber wer mag ihn denn geben? Das iſt gewiß eine vornehme Geſellſchaft.

Benedikt (bei Seite).

Jetzt haben wir ſie. Noch einen Sturm gewagt, und die Baſtion iſt unſer. (laut) Ich kenne den jungen Mann, der jenes Haus bewohnt.

Digitized by Google

Celia.

Es iſt alſo ein junger Mann?

Benedikt.

Und ſehr liebenswürdig dazu. Unter uns, der Hahn im Korbe bei allen jungen Weibern in Brügge. Ich bilde mir ein, daß dieſer Ball die erſte Sproſſe auf der großen Leiter zu ſeinem Glücke iſt, was man ſo im gemeinen Leben die Hochzeit nennt. Die Braut iſt ſchön, der Bräutigam gleichfalls, und ſie ſehen ſich an, wie ein paar Zweige im Monat Mai.

Celia (innen am Fenſter).

Ich glaube, ich ſehe da viele bekannte Geſichter. Das iſt ja unſer ganzer Cirkel, Mama! Was Amalie für ein ſchönes Kleid anhat! Und Madame van Beneden hat eine herrliche Toque mit Federn auf! Die hat ſie gewiß aus Paris kommen laſſen. Nun, ich bitte, wie iſt der Name des Bräutigams?

Benedikt.

Herr Max.

Celia (ſehr ergriffen).

Mein Gott, iſt es möglich! Schon! nein, denn noch kann er meine Couſine nicht lieben. Und geſtern ſchien er verzweifeln zu wollen! (bei Seite) Der Undankbare! Welche Entwürdigung für mich! Er hat mich beim Wort genommen. Bin ich jetzt genug geſtraft!

Benedikt.

Alſo Ihre Couſine heirathet er? Da wirds ihm recht Leid ſeyn, daß Sie nicht auf dem Ball ſind. Er hat ſo ein gutes Herz, der liebe Herr Max. Sie ſollten nur hören, wie zärtlich er von ſeiner Zukünftigen ſpricht.

Celia.

Genug — ſchon gut — genug! Ich muß jetzt auf mein Zimmer gehen, um meine Andachtsübungen zu beginnen. (für ſich) Ich will meinen Schmerz verbergen; er ſoll nicht erfahren, daß ich geweint habe. Ach, wie werde ich ſeine Untreue überleben können! —

Honora.

Komm, meine Tochter, wir wollen beten für der Neuvermählten Heil!

(Sie gehen ab. Honora gibt Benedikt ein Zeichen.)

Benedikt. Max (im Ballkoſtüm).

Benedikt.

Victoria! Victoria! Die Mutter lacht! Die Tochter verzweifelt! und der Kapitän will Alles zuſammenhauen! Er flucht, daß es eine Art hat. Der Kapuziner iſt auf und davon, und der Küraſſier iſt wieder da; alſo completter Sieg! —

Max.

Und Celia — Celia — ſprich mir von Celia! Wie hat ſie die Nachricht von meiner Verheirathung aufgenommen!

Benedikt.

Wie Sie die Nachricht von ihrer Beerdigung aufgenommen hätten.

Max.

Der erſte Schritt iſt gethan. Nun befolge meine Vorſchriften auf's Genaueſte, und verlaſſe Dich im Uebrigen auf mich (ſchnell ab).

Rampelberg. Benedikt.

Rampelberg

(macht eine unruhige Bewegung, indem er Benedikt erblickt).

Tauſend Donnerwetter, Benedikt, was machſt Du hier?

Benedikt.

Ich geh' ein wenig ſpazieren, Kapitän! (bei Seite) Er hat geflucht, jetzt iſt er wieder ganz vernünftig geworden.

Rampelberg.

Wer war eben hier?

Benedikt.

Ein ſchönes, liebenswürdiges Weib, verführeriſch, wie die Sünde, und Reſpect einflößend wie das ewige Leben.

Rampelberg.

Hör' auf zu ſcherzen, Kerl.

Benedikt.

Aber, Kapitän, ich bin ja noch nicht in dem Tonſur-Regiment enrolirt.

Rampelberg.

Sprich, wer war das Frauenzimmer?

Benedikt.

Es ſchien mir eine Kloſterfrau zu ſeyn, eine Novize mit ihrer Tochter, die aber wie ihre Schweſter ausſah.

Rampelberg (für ſich).

Das war ſie, das war Honora! (laut) Und was ſagte ſie Dir?

Benedikt.

Sie ſprach mit mir von der Kriegskunſt im Allgemeinen und von dem erſten Küraſſier-Regiment insbeſondere. Sie ſcheint ganz expreß unſere Compagnie ins Auge gefaßt zu haben. Einer unſerer Offiziere beſchäftigt ſie wie ich glaube. Es iſt keine gute Eigenſchaft in der Welt, die er nicht in ihren Augen beſäße. Ich denke faſt, es iſt eine alte Bekanntſchaft. Sie beklagt ſich über ſeine ſcheinbare Kälte, und daß er ihr Dinge verſchwiegen hat, die er ihr früher hätte ſagen ſollen. Dieſer Umſtand allein — ſo ſcheint es mir nämlich — hat die arme Dame zur Kloſterfrau gemacht.

Rampelberg.

Und das Alles hat ſie Dir wirklich geſagt?

Benedikt.

Ich will in meinem Leben kein Glas Wachholder mehr trinken, wenn das nicht ihre innerſten Gedanken waren.

Rampelberg (bei Seite).

So hatte ich denn Honora wirklich verkannt! Sie liebte mich, ſie liebt mich noch, es iſt kein Zweifel. Das Räthſel des Lebens ſoll für mich nun eine andere Bedeutung erhalten.

Benedikt (ebenſo).

Uumenſchliche Kreatur, Du wähnſt Alles zu commandiren, was auf der Erde athmet und ſich reget, aber welch ein Vieh biſt Du, wenn die Liebe Dich geſattelt hat, und auf Dir davon galoppirt.

Rampelberg.

Benedikt, höre! Ich habe Dich immer für einen Burſchen von Takt und Verſtand gehalten, ſage mir alſo Deine Meinung über die Geheimniſſe jener Novize, hinſichtlich des Offiziers von unſerer Compagnie, von dem Du ſo eben geſprochen haſt.

Benedikt.

Wenn ich frei von der Leber ſprechen ſoll, ſo muß ich ſagen, daß das Frauenzimmer ganz gräulich das Gebot übertritt: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt. Und da nun ein Gebot übertreten von allen militäriſchen Geſetzbüchern wie ein Subordinationsfehler beſtraft wird, ſo ſchließe ich daraus, daß jene Kloſterfrau, die ihren Nächſten mehr, als es erlaubt iſt, liebt, vor Amors Kriegsgericht geſtellt werden ſoll. Dixi!

Rampelberg.

Bravo! Du biſt ein trefflicher Richter. Es gibt aber Vergehungen, welche Verzeihung verdienen.

Benedikt.

Das kann wohl auch hier der Fall ſeyn. Durch 'ne Hochzeit etwa — (ſchmunzelnd).

Rampelberg.

Möglich! Frau von Nuwens hat noch kein Gelübde abgelegt. Sie kann die groben Nonnenkleider wieder mit Atlas und Blumen vertauſchen.

Benedikt.

Grade wie Sie, Herr Kapitän! Der König hat Ihren Abſchied auch noch nicht angenommen, und Ihr ſchöner Küraß hängt am Nagel in meiner Kammer, und Ihr Säbel dabei, blank und geſchliffen, als ſollte es ans Einhauen gehen.

Rampelberg.

Leider, leider!

Benedikt.

Im Vertrauen hat mir Frau von Nuwens geſagt, daß ſie entſchloſſen ſey, morgen wieder das Kloſter zu verlaſſen, um ihre Salons der Geſellſchaft zu öffnen; ſo weit haben Ihre weiſen Rathſchläge ihre frühern Geſinnungen zum Wanken gebracht. Doch muß ich ſie noch einmal darüber hören. Aber zu einer ſolchen Unterhaltung iſt hier der Ort nicht. Die böſe Welt würde ſchwatzen, und es iſt noch nicht Zeit, ihr dazu Veranlaſſung zu geben. (Näher zu ihm, leiſe.) Ich beſitze aber einen gewiſſen Schlüſſel, der ein Pförtchen im Nachbarshauſe öffnet; neben dieſem Pförtchen iſt ein verſchwiegener Diener, der Ihre Hand ergreifen wird, wie der Engel an der Paradieſespforte — der führt Sie ohne Aufſehen in ein einſames Gemach, wo die empfindſame Nonne Sie erwarten will, damit Sie ihre letzten Gewiſſensſcrupel aufheben mögen.

Rampelberg (entreißt Benedikt den Schlüſſel).

Gib! gib! Warum ſagteſt Du es nicht früher! Ich laufe hin, der Himmel ſelbſt zeigt mir den Weg; o möchte er mich diesmal zum Glücke leiten, das ich bis jetzt vergebens geſucht habe (ab).

Benedikt.

Und ich ſchwöre bei Gott, daß, wenn dieſe Bekehrung glücklich Statt findet, wie ich es hoffe, ich auf meine Koſten auf das Wohlſeyn eines jeden der 365 Heiligen, die in meinem Kalender figuriren, ein Gläschen Rhum trinken will! Jetzt fort zur Frau von Nuwens, damit ſie ſich entſchließe. Doch Halt! da kommt ihre liebenswürdige Tochter mit rothgeweinten Augen. Das iſt der Inſtinkt, der ſie gerade hieher führt, oder vielmehr es iſt die Liebe, die große Herzenfiſcherin, die ſie am Angelhaken hat. — (Lachend) Wie ſie zappelt — ſie kann nicht loskommen!

Celia. Benedikt.

Celia (ohne Benedikt zu erblicken).

Noch immer dieſer Ball! Sie tanzen bis zum hellen Tage. Und ich — ſie wiſſen nicht, daß ich ſterbe — daß ihre Freude mich tödtet. Himmel! was iſt doch die Eiferſucht für ein ſchreckliches Uebel! Sonſt wenn mein Ungetreuer ſich über meine Koketterie beklagte, dachte ich nicht, daß er ſo leiden müßte, denn ſonſt hätte ich ihn geſchont. Welche entſetzliche Folter! Luft! Luft! (Sie öffnet das Fenſter.) So alſo vergißt er mich — ſo ſchwelgt er im Glücke! (Sie weint.)

Benedikt (unbemerkt).

Man ſagt, Weiberthränen gleichen dem Regen im Herbſte. Sie erweichen die Gefühle, wie dieſe die Früchte am Spalier. Wir wollen ſie alſo immerhin fließen laſſen.

Celia (immer für ſich).

Mein Gott! Seh' ich ihn nicht ſelbſt? Tritt er nicht aus jener Thür, wo ihn Alles bewillkommt? Wie geckenhaft er dieſe Grüße erwidert! Iſt das nicht Olivia, die ihm folgt? Ja, ſie iſt es! Ich will mich in den Saal ſtürzen, ihr den Kranz vom Kopfe reißen — mein Blut, mein Leben, mein Alles dem, der mich auf dieſen Ball führt.

Benedikt (vortretend).

Ich bin dazu bereit!

Celia (ſinkt in einen Stuhl).

Himmel!

Benedikt.

Beſorgen Sie nichts von mir. Ich will Ihnen ein dienender Engel ſeyn. Die Dunkelheit der Nacht kommt uns zu Statten, der Carneval, der ſo eben endet, begünſtigt Sie ſo, daß Sie Alles ſehen können, ohne geſehen zu werden. Sie ſollen ſogleich eine Maske in Ihrem Zimmer finden. Begeben Sie ſich dorthin, ich ſorge für Alles, und bin verſchwiegen, wie das Grab.

Celia.

Mein Wohlthäter, Sie erwerben ewige Rechte an meine Dankbarkeit. Dank für Ihr Mitleid! Ihn einen Augenblick nur ſehen, ihm ſeine Niedrigkeit vorwerfen, und dann ſterben. Das iſt Alles, was mir auf dieſer Welt zu thun bleibt.

Benedikt.

Unſere Exiſtenz auf dieſer Erde iſt ein ſeltſames Theaterſtück. Die Rollen ſind unter einander geworfen, wie die Haare in dem Bart eines Kapuziners. Greiſe wollen leben, junge Mädchen wollen ſterben. Leben und Tod ſind geſchickte Schauſpielerinnen, welche die Koſtüme vertauſchen, und kein Zuſchauer vermag die Entwicklung der Intrigue voraus zu ſehen. (Sie gehen ab.)

Bei Max. Hell erleuchteter Saal.

Honora. Benedikt.

Benedikt.

Ich wiederhole es Ihnen, das Ganze iſt eine hölliſche Machination der Liebe, aber bald ſollen Sie mit eigenen Augen ihre geheimſten Federn entdeckt haben.

Honora.

In der That, Benedikt, nur mit Mühe kann ich Euch Glauben ſchenken. Meine Tochter, meine Celia, die ich wie ein Muſter unſchuldiger Gleichgültigkeit betrachtete, ſollte ſich ſo weit vergeſſen haben! Das überſteigt die kühnſte Einbildungskraft.

Benedikt.

Ei, gnädige Frau, die einfältigſten und reinſten Kinder werden zu Tigern, Füchſen und Baſilisken, wenn die Liebe einmal die Garniſon unter der Gaze ihres Halstuchs bezogen hat.

Honora.

Was will ſie aber von Max, da er bereits einer Andern ſeine Hand gab? Nein, ich kann es nicht zugeben, daß meine Tochter ſich ſo wegwerfe. Sie ſoll nicht zu dieſem Rendezvous gehen; ich werde ſie daran hindern.

Benedikt.

Und nichts, was Sie unternehmen könnten, würde ſie davon abbringen. Die Hochzeit des Herrn Max iſt übrigens noch nicht vollzogen. Sie iſt ſo zu ſagen eigentlich nur erſt projectirt. Es könnte ſeyn, daß er ſich von den Thränen dieſes intereſſanten Mädchens rühren ließe, und der junge Mann könnte dann zu ſeinen erſten Geſinnungen wieder zurückkehren.

Honora.

Ihr glaubt alſo, daß ſie Max ſchon lange liebe? Warum hat ſie aber dann mit ſolchem Ungeſtüm in's Kloſter verlangt? Denn nur ſie iſt ſchuld daran, daß wir hier ſind. Ich habe ſie nur aus mütterlicher Nachgiebigkeit begleitet.

Benedikt.

Was ſie antrieb? Uebermaaß der Leidenſchaft, Schmollen, Eiferſucht, Wuth, Verzweiflung, was weiß ich Alles? S'iſt eine böſe hitzige Krankheit; ein chroniſches Uebel, eine Art Entzündung, die das Kloſterleben erhöhen würde, und die Ehe allein euriren kann. Das iſt meine ärztliche Meinung. Ach, ich verſtehe mich darauf, denn dieſelben Symptome hat mein armer Herr, der Kapitän Rampelberg.

Honora.

Und glaubt Ihr, daß in beiden Fällen daſſelbe Mittel wirkſam wäre.

Benedikt.

Auf Tod und Leben. Aber die Zeit verfließt, Ihre Töchter wird bald hier im Saale ſeyn, und auch Herr Max muß bald erſcheinen. Sie dürfen nicht wiſſen, daß Sie hier ſind. (Er öffnet eine Seitenthür.) Treten Sie hier ein, ich rufe Sie, wenn die Zeit da iſt, und Sie ſollen dann ſelbſt über meine Aufrichtigkeit urtheilen können.

Benedikt. Max (auf den Zehenſpitzen).

Max (leiſe).

Nun, welche Neuigkeiten?

Benedikt.

Die Beſten.

Max.

Mein Plan zur Schlacht?

Benedikt.

Pünktlich befolgt. Wir occupiren das Terrain. Während ich die beiden Flügel des Feindes beſchäftige, greifen Sie lebhaft das Centrum an. Schonen Sie nichts, und laſſen Sie ſich weder durch Thränen, noch Bitten, in die Flucht ſchlagen. Dann aber, nach erfochtenem Siege, Säbel in die Scheide, und verzeihen Sie, wie ein großmüthiger Feldherr, deſſen eigenes Intereſſe ihm die Milde zum Geſetze macht.

Max.

Vortrefflich. Und unſer verliebter Kapuziner — was haſt Du mit dem gemacht?

Benedikt.

Er wartet hier nebenan auf ſeine intereſſante Beguine, deren liebende Sorgfalt das Werk des Heiles an ihm vollbringen ſoll. Ich habe ſo eben die Schöne, ohne daß er's weiß, zu ihm hinein ſpedirt. (Er horcht an der Seitenthür.) Wahrhaftig! Sie arbeiten ſchon recht tapfer an ihrer Bekehrung. Möge die Gnade ſie erleuchten! Sie aber, mein Herr, denken Sie an Ihre Rolle: Feſtigkeit, kaltes Blut, ſelbſt etwas Unverſchämtheit kann nicht ſchaden. Sehen Sie dort im Gange den kleinen grünen Domino mit der Roſa-Larve, der an der Mauer hinſtreicht, wie die Schwalbe vor dem Gewitter? das iſt Ihre ſchöne Gleichgültige, der die Eiferſucht die Flügel wachſen ließ. Sie will Sie auf den Ball ſuchen gehen, und erwartet nicht, Sie hier zu finden. Komm, mein ſüßes Vögelchen, mit dem freudefarbigen Geſichtchen und dem hoffnunggrünen Gefieder, komm, die Liebe iſt ein Lockvogel, der Dich zum Käfig Hymens zieht. Bald flatterſt Du vergebens; hier entkommſt Du nicht mehr. (Er läuft ab.)

Max.

Gott möge mir den Muth verleihen, aus dieſen Augen, die ich vergöttere, Thränen zu entlocken. Ich wollte jede derſelben mit einem Tropfen meines Herzblutes erkaufen. Ach, da iſt ſie!

Celia (maskirt). Max.

Celia (ohne Max zu ſehen).

Noch einen Schritt, dann bin ich auf dem Ball. Wie kommt es, daß ich ſo nahe dem Gelingen meines Planes vor der Ausführung zittere? Bin ich denn wirklich ſo erniedrigt, daß mein Herz für eine ſolche Beleidigung nur Thränen hat? Sollte das Gefühl meiner Würde

mir nicht kräftige Verachtung, Stärke zu Thaten einflößen? So lange mein Geliebter zu meinen Füßen lag, glaubte ich, daß meine Koketterie ohne Gefahr den Schein der Gleichgültigkeit annehmen könnte; jetzt, da ich ihn verlor, kehren ſich die ſchmerzlichen Gefühle, die ich einflößte, gegen mich ſelbſt. — — Nein! ich gehe nicht auf den Ball. Was ſoll ich dort? Hat der Undankbare das Maaß ſeiner Untreue nicht gefüllt? Iſt er nicht Olivia's Gatte? (Sie wendet ſich um und ſieht Max). Wer iſt hier? Er iſt es — O mein Gott!

Max.

Schöne Unbekannte, willkommen in dieſem Hauſe! Das Feſt war traurig und einförmig. Mein Herz ſagt mir, daß mit Ihnen Luſt und Heiterkeit dort einkehren werden. Seyn Sie alſo doppelt und von ganzem Herzen willkommen.

Celia (für ſich).

Er erkennt mich nicht. Ich will meine Stimme verſtellen, um ſeine geheimſten Gedanken zu erforſchen, und aus ſeinem eigenen Munde zu erfahren, was ich leider nur zu gut ſchon weiß.

Max.

Folgen Sie mir auf den Ball, wo alle meine Freunde mich erwarten. Kommen Sie, ich beſchwöre Sie. Ich will, daß der ganze junge Adel von Brügge mich an Ihrer Seite beneide.

Celia.

Beſorgen Sie nicht, mein Herr, daß Ihre junge Gemahlin eiferſüchtig werde?

Max.

Und weshalb, Madame? Die mir heute die Hand gab, iſt nicht von jener leichten Art, die ſich der Eiferſucht wie einer Toiletten-Requiſite bedient; ſie ſetzt Vertrauen in meine Verheißungen, ſie weiß, daß für Alles in der Welt ich nicht das Bündniß brechen werde, welches ich heute aus freiem Willen vor Gott mit ihr geſchloſſen, daß ich mein Wort heilig halte, ſie glücklich zu machen und ſie mehr zu lieben, als mich ſelbſt.

Celia.

Wenn man jedoch Gerüchten trauen wollte, ſo iſt es nicht der erſte Schwur dieſer Art, (mit Zögern, und mit gebrochener Stimme) den Sie gebrochen hätten.

Max.

Liebesverſicherungen ſind Wechſelbriefen vergleichbar, die nur dann Werth haben, wenn ſie acceptirt ſind. Ich erinnere mich wohl, einſt ein Mädchen geliebt zu haben — ich verſprach ihr Alles, was ich heute einer Andern halte; das war aber ein Mädchen, deſſen Herz von dem böſen Beiſpiel der großen Welt verdorben war. Sie war ſchön und verführeriſch, ſie wußte aber nur zu gut, daß ſie es war. Ihr einziges Vergnügen war ſich von Huldigungen umgeben zu ſehen, jeder Blick ihrer ſchönen Augen bettelte darum. Der, den ſie zu lieben vorgab, zog, gleich wie die andern Sclaven, an ihrem Wagen, und wenn ſie ihn dann und wann auszeichnen wollte, ſo ließ ſie ihn alle Erniedrigung, alle Quälereien empfinden, welche die Koketterie eines Weibes nur zu erſinnen vermag. Nun bitte ich Sie, hätte man einen feſten Bund mit einem ſolchen Charakter ſchließen können?

Celia.

Und — Sie gaben dieſes Mädchen gänzlich auf?

Max.

Meine Ruhe verlangte dieſes Opfer.

Celia.

Ich wünſche Ihnen Glück, mein Herr, ſo gut Ihre Neigungen beherrſchen zu können, und wahrſcheinlich denken Sie nun nicht mehr an jene abſcheuliche Kokette, die Sie verlaſſen haben?

Max.

Nie mehr.

Celia (bei Seite).

Und dieſer Menſch gab vor, mich zu lieben!

Max.

Das Weib, deſſen Schickſal nun mit dem meinigen ſo eng verknüpft iſt, beſitzt eben ſo viel gute Eigenſchaften, als die andere Lächerlichkeiten und Fehler.

Celia (bei Seite).

Es iſt nicht zu ertragen!

Max.

Sie iſt ſchön, wie der blaue Himmel, gefühlvoll, liebenswürdig, zuvorkommend, ſie hat der Koketterie und den eiteln und hohlen Freuden der Welt für immer entſagt, denn auch ſie konnte für einen Augenblick den täuſchenden Lockungen der Welt nicht widerſtehn. Aber ſie wollte aus eigener Kraft ihr früheres Leben vernichten. Sie hat nämlich einige Zeit in einem Beguinenkloſter zurückgezogen gelebt.

Celia.

Wär' es möglich?

Max.

Ja, Madame! Sie werden es nicht glauben, aber ich ſchwöre Ihnen, daß es ſo iſt. In der Ruhe der Einſamkeit ſind alle Täuſchungen geſchwunden; ſie iſt aus dieſer Prüfung gereinigt hervorgegangen, wie die Engel aus Gottes Schöpferhand. Wie edel und beſcheiden ſind jetzt ihre Reden, ihre Haltung; ihr gutes und gefühlvolles Herz erkennt nun den Umfang der Pflichten, die ihr neues Daſeyn ihr auferlegt. Sie liebt die Vergnügungen mit Mäßigung, Ehre und Tugend mit Leidenſchaft und ſetzt ihren Werth über Alles. Ihr Gatte iſt ihr einziges Glück und Gut. Alle ihre Gedanken, alle Wünſche ihres Herzens ſtreben nur nach ihm. Soll ich Ihnen nun noch ſagen, daß meine Liebe zu ihr eine unerſchöpfliche Quelle von Glückſeligkeit, ein Wunder, ein köſtlicher Schatz iſt!

Celia.

Es ſcheint mir, mein Herr, daß dieſes zauberiſche Bildniß in keinem Stücke Olivien gleicht.

Max.

Und wer hat Ihnen denn geſagt, daß Olivia meine Gattin werden ſoll?

Celia.

Werden ſoll? und nicht iſt? — nicht ſchon iſt?

Max.

Ich ſprach hier nur von meinem zukünftigen Glücke, Madame; noch bin ich nicht verheirathet, und meine Freunde, die in dem Nebenſaale mich erwarten, kennen noch nicht einmal meine Zukünftige.

Celia (raſch für ſich).

O mein Herz, erliege nicht unter dem fürchterlichen Gewicht dieſer Ungewißheit. Olivia iſt es nicht! Und wen liebt er denn? Darf ich mich der Hoffnung hingeben, die ihren bleichen Schein in mein krankes Herz fallen läßt? Wenn ich mich betrüge! Dieſer Irrthum könnte mich tödten.

(Benedikt geht unbemerkt über das Theater und tritt in das Zimmer, wo er Honora hineingehen ließ. Einige Damen und Cavaliere treten aus dem Ballſaal, bleiben aber im Hintergrunde ſtehen, und ſprechen heimlich mit einander, wie ſie Max und Celia erblicken.)

Max.

Der Ball geht bald zu Ende, Madame; ich habe meinen Freunden verſprochen, daß ſie den Gegenſtand meiner Liebe noch heute kennen lernen ſollen. Erlauben Sie mir wohl Ihren Arm, damit wir hier nicht ſo allein bleiben, während Alles in freudiger Erwartung ſchwelgt.

Celia (reicht ihm die Hand).

Gern, mein Herr. Seyn Sie verſichert, daß ich in der Zahl Ihrer Freunde nicht die Letzte bin, welche Ihre Zukünftige ſehnlichſt zu kennen wünſcht.

(Hier tritt eine große Menge maskirter und unmaskirter Herren und Damen auf die Scene.)

Max (der Celia's Hand ergriffen hat).

Meine Freunde, bis jetzt war mein Plan Allen ein Geheimniß. Es iſt Zeit, daß ich es Ihnen enthülle, und ich bitte um Vergebung, daß ich ſo lange gezögert habe. Aber die Zeit war noch nicht da. Die, welche ich von ganzem Herzen liebe, war mir bis jetzt unerreichbar. Ein Dämon verbarg ihre Anmuth, ihre Vollkommenheit unter der Larve von Koketterie und Gleichgültigkeit: der Zauberbann, der mich von dieſem himmliſchen Weibe trennte, iſt endlich gelöst. (Indem er Celia die Maske entreißt.) Sehen Sie hier den Engel, den der Himmel mir ſchenkte; knieend verehr' ich ihn. (Er ſinkt zu Celia's Füßen.)

Celia

(in Thränen ausbrechend, ſinkt in ſeine Arme).

Ja — Dein — Dein, Geliebter auf ewig!

(Benedikt führt Honora, als Beguine gekleidet, und den Kapitän als Kapuziner herein. Wie Beide die Geſellſchaft erblicken, wollen ſie ſchnell entfliehen, Benedikt aber führt ſie, trotz ihres Sträubens, auf die Vorderſcene).

Benedikt.

Wir aber, um den Faſching würdig zu beſchließen, wollen hier die Hochzeit der Beguine und des Kapuziners feiern. Nach dem Hochzeitsmahl will ich einen kleinen alten Schwank erzählen, den ich einmal in Kriegszeiten hörte. Er iſt betitelt: Der Teufel im Weihkeſſel. Dann mag ein Jeder von uns ſich ruhig ſchlafen legen, und gegen den Autor und ſein Werk nichts Böſes im Herzen tragen.

England.

Newſtead Abbey.

(Von Waſhington Irwing.)

Im zweiten Theile ſeines neueſten Werkes, Abbatsford and Newſtead Abbey, aus dem wir bereits in unſerm erſten Stücke einen Artikel gaben, erzählt Irwing, was er bei einem Beſuche in der alten Abtey, dem ehemaligen Beſitzthume Lord Byrons, gehört und geſehen. Wir entnehmen die intereſſanteſten, mit unverkennbarer Treue gegebenen, Schilderungen und Bilder, in Fragmenten angereiht, ohne uns bei architektoniſchen Details aufzuhalten.

In der Mitte jenes Gartens liegt einer jener Fiſchteiche aus den Zeiten der Mönche, ein längliches Waſſer zwiſchen grünen, abhängigen, mit Raſen bedeckten Ufern. In des Teiches kriſtallenem Buſen ſpiegelt ſich die dunkele Maſſe eines benachbarten Wäldchens und bildet einen der reizendſten Anblicke des Parkes. Das Wäldchen ſteht in zweideutigem Anſehen in der Umgebung; es führt den Namen, des „Teufels Wald“. Der „gottloſe Lord“, Byrons Großoheim, hatte es in früherer Zeit, da er die Abtey bewohnte, ehe er noch ſeinen Gutsnachbar Chaworth im Zweikampf erſchlagen, angepflanzt. Er mochte einigen claſſiſchen Geſchmack beſitzen, und hielt es daher für nothwendig, an jedes Ende des kleinen Gehölzes ſchwerfällige Statuen von Satyrn oder Faunen aufzuſtellen. Wie alle Dinge, die den alten Lord betrafen, ſo unterlagen auch dieſe Statuen dem Argwohne, welcher ihn in ſeinen letzten Lebenstagen überſchattete. Das Landvolk, in Unwiſſenheit über heidniſche Mythologie und ihre Waldgötter, betrachtete die Idole mit ihren teufeliſchen Attributen von Hörnern und geſpaltenen Füßen nur mit innerem Grauen. Ohne Zweifel hielten ſie dieſelben für Gegenſtände der Anbetung des düſteren Menſchenfeindes und berüchtigten Mörders, und gaben ihnen ſodann den Namen: „des alten Lords Teufel.“ — Zu dieſem Wäldchen zogen mich aber ſanftere Erinnerungen. Als Byron der Abtey Lebewohl ſagte, nachdem er ſich ihres Beſitzes entäußert hatte, brachte er noch einige Zeit mit ſeiner Schwe-

ſter hier zu, bewegt von trüben Gefühlen, da er zum Letztenmale die Gegenſtände umher betrachtete, die ſeiner Seele der Jugend-Erinnerungen wegen gleich theuer waren. Zum letzten Andenken grub er ſeinen und ſeiner Schweſter Namen in die Rinde einer Ulme, welche zwei Stämme hatte, die aus einer Wurzel entſprungen nebeneinander aufwuchſen und oben in Verſchlingung ihrer Zweige ſich umarmt hielten. — In einiger Entfernung davon ſtand ein anderes Andenken an Lord Byron, eine Eiche, die er als Knabe bei ſeinem erſten Beſuche in der Abtey ſelbſt gepflanzt hatte. Mit dem abergläubiſchen, ihm anklebenden Sinne verband er ſein eigenes Geſchick mit dem dieſes Baumes. „Wie es ihm ergeht, darnach wird ſich mein Geſtirn richten,“ ſprach er. Als ein Jüngling, kaum zur Mannheit herangereift, doch wie er meinte, in Laſter und Thorheiten über ſein Alter hinaus verſunken, kehrte er nach mehren Jahren zur Abtey wieder, und fand ſeine Eiche beinahe erſtickt von Strauchwerk und Unkraut. Thränen netzten den Boden des emblematiſchen Baumes, „deſſen Verfall das Unkraut umher nicht zu bergen vermocht.“ —

Des Dichters wunderliche Abſicht war es geweſen, mit ſeinem treuen Hunde in dem Monumente begraben zu liegen, das er im Garten von Newſtead-Abbey errichtet hatte. Von beſſerem Gefühle geleitet, ließen die Executoren ſeine Aſche nach der Familiengruft bringen, daß ſie ſich miſche mit der ſeiner Mutter.

Seine Sterbeſtunde verwirklichte einen Wunſch, den Byron wenige Jahre zuvor in einem ſeiner ſchwermüthigen menſchenfeindlichen Anfälle ausſprach. Kein Trupp von Freunden und Erben möge den letzten Athemzug erwarten, kein Mädchen mit aufgelösten Haaren möge ein ungefühlt' Weh heucheln, kein Dienſtfertiger möge Leid tragen an ſeinem Grabe. Er ſtarb unter Fremden in fernem Lande, doch er ſtarb nicht unbeweint, wenn ihm auch keine verwandte Hand die Augen zudrückte. Bei all ſeinen Fehlern und Irrthümern, bei all ſeinen Leidenſchaften und Capricen beſaß Byron die beſondere Gabe, in ſeinen Dienern eine warme Anhänglichkeit an ſeine Perſon hervorzurufen. Einer von dieſen, ein armer Grieche, geleitete ſeine Ueberreſte nach England und folgte ihnen zu Grabe. Während des Leichenbegängniſſes ſtand er in tiefen Schmerz verſunken an einem Stuhle in der Kirche ſich haltend; als Alles vorüber, ſchien es, als wollte er mit dem Leichname ſeines Herrn in das Grab hinabſteigen. Eine Natur, die ſolche Liebe zu erwecken im Stande iſt, muß edel und wohlwollend geweſen ſeyn. — — —

Die Anekdoten, welche man mir von der ehemaligen Haushälterin des Lord Byron erzählte, bewogen mich dieſe zu beſuchen. Ich fand

Nanny Smith am Kamine; ihre Lieblingskatze ſaß auf ihrer Schulter. Dieſes gutmüthige Weib liebt über die Abtey und ihren ehemaligen Herrn zu plaudern. Sie ſcheint eine freundliche Erinnerung an Lord Byron in ſich zu erhalten, obgleich ſie durch manche von ſeinen Einfällen beunruhigt worden iſt, namentlich durch die Mittel, die er gegen ſeine Neigung zum Beleibtwerden anwandte. Zu dieſem Behufe ſchlug er mancherlei Wege ein, zuweilen lag er lange Zeit in warmen, ſchweißtreibenden Bädern, zuweilen lief er bis oben zugeknöpft, in dichte Kleider gehüllt auf die Berge und im Parke umher — „eine traurige Geſchichte“ ſetzte Nanny hinzu, „für den armen, lahmen Jungen.“

Seine unregelmäßigen, ſparſamen Mahlzeiten ſcheinen Nanny's beſonderes Bedauern auf ſich gezogen zu haben, namentlich die Maccaroni und leichten Puddings.

Sie widerſprach den Gerüchten über das ungebundene Leben, das er in der Abtey geführt haben ſoll, beſonders wollte ſie Nichts von den Geliebtinnen wiſſen, die ihn die Sage von London hieher bringen ließ. „Den größten Theil des Tages brachte er leſend, auf dem Sofa ausgeſtreckt, zu,“ erzählte ſie. „Zuweilen ſah er junge Herren ſeiner Bekanntſchaft bei ſich, da trieben ſie denn tolle Poſſen, aber Nichts, was jungen Herren vom Stande nicht geziemt, und Nichts, was Andern zum Schaden gereichen möchte.“ — „Wahr iſt es,“ fügte ſie hinzu, „einmal hatte er einen ſchönen Knaben als Page bei ſich, von dem die Hausmägde behaupteten, es ſey ein Mädchen; ich, meines Theils, weiß Nichts hierüber. Arme Seele! Er war ſo ſchwach, und konnte wenig mit den Männern ausgehen. Die einzige Freude, die er genoß, beſtund darin, daß er ſich unter die jungen Mädchen miſchte. Die weiblichen Dienſtboten wurden jedoch ſehr eiferſüchtig; Eine in's beſondere gerieth darüber in gewaltigen Aerger. Sie hieß Lucy, war ſehr in Gunſten bei Lord Byron, und fing dieſer Auszeichnung wegen an hohe Begriffe von ſich zu bekommen. Sie hatte ſich um eine halbe Krone von einem ſchieligen Kerle wahrſagen laſſen; dafür ſagte er ihr, ſie ſolle den Kopf nur hoch tragen, denn ſie würde zu großen Ehren gelangen. Da träumte denn das arme Ding von nichts anderem, als daß ſie eine Lady und Herrin der Abtey werden würde und verſprach mir freundlich zugethan zu bleiben, wenn ihr ſolch Glück widerfahren ſollte. Lucy's Träume gingen nie in Erfüllung — aber ſie fand ein beſſeres Glück — jetzt iſt ſie verheirathet und Beſitzerin einer Schenke in Warwick.“

Nanny war im Zuge und erzählte uns noch von den Geſpenſter-Sagen, die in der Abtey ſpielten. Niemand zweifelte dort an der Wahrheit dieſer Erſcheinungen. —

Digitized by Google

Lord Byron trug viel dazu bei, die mährchenhaften Sagen, welche mit dem Schloſſe verknüpft waren, in Umlauf zu bringen, um die Gläubigen in ihrer Meinung zu beſtärken, indem er ſelbſt glaubte oder wenigſtens zu glauben vorgab. Manche waren der Anſicht, ſein Geiſt ſey wirklich von Aberglauben befangen geweſen; dieſe angeborene Schwäche ſey noch dadurch ſehr vermehrt worden, daß er viele Zeit einſam über den Schädeln und Särgen der frühern Bewohner brütend in den öden Hallen und Zellen der damals noch in dem verwüſteten, Schwermuth erregenden, Zuſtande befindlichen, Abtey zugebracht habe. Eher möchte ich denken, er habe in dieſen übernatürlichen Themen ein poetiſches Vergnügen gefunden, es habe ſeine Einbildungskraft ergötzt, das dunkel-romantiſche Gebäude mit allen Arten von Schatten-Figuren zu bevölkern. So viel iſt gewiß, daß der Anblick des Hauſes unter dem wechſelnden Einfluß von Zwielicht und Mondlicht, von bewölktem Himmel und Sonnenſchein, wie er ſich auf ſeine Hallen, Gallerien und Kreuzgänge äußert, hinreichend alle Arten von Phantaſtereien in den Gemüthern der Bewohner, beſonders wenn ſie zur Poeſie oder zum Aberglauben geneigt ſind, zu gewähren vermag. Unter den fabelhaften Beſuchern der Abtey hat Lord Byron dem Goblin Friar — dem böſen Geiſte eines Mönches den größten Einfluß zugeſchrieben. Er wandelte bei Nacht durch die Kreuzgänge; hie und da erblickte man ſeine Geſtalt auch in andern Theilen der Abtey. Seine Erſcheinung ſoll das Vorzeichen eines, dem Herrn des Gebäudes bevorſtehenden Unglücks geweſen ſeyn. Lord Byron behauptete, das Geſpenſt einen Monat, bevor er die unſelige Heirath mit Miß Milbanke ſchloß, geſehen zu haben.

Drei Meilen von Newſtead Abbey liegt Annesley Hall, ein altes Familiengut der Chaworths. Familien und Güter der Byrons und Chaworths waren bis zu dem unglücklichen Zweikampfe der Repräſentanten beider Häuſer verbunden. Die Neigung zweier jugendlichen Herzen ſollte der Fehde ein Ziel ſetzen. Als Lord Byron noch ein Knabe war, fing er ſchon an, Mary Ann Chaworth, ein reizendes Geſchöpf und die einzige Erbin von Annesley, zu lieben. Bei der Empfänglichkeit für weibliche Reize, die er beinahe ſchon von den Kinderjahren an, an den Tag legte, hatte der Liebesſtrahl augenblicklich in ihm gezündet. Einem ſeiner Biographen zu Folge ſcheint die Neigung gegenſeitig, ja ſogar heimlich geweſen zu ſeyn. Der Vater der Miß, damals noch am Leben, mag noch einen Reſt der Familien-Feindſeligkeit

behalten haben; Mary Ann kam mit Lord Byron bei einem Thore zuſammen, das von ihres Vaters Beſitzungen nach Newſtead führte, beide waren noch ſo jung, daß die Zuſammenkünfte als bedeutungslos betrachtet werden durften; beide waren noch Kinder an Jahren, — doch ſeine Gefühle waren dem Alter vorangeeilt, wie Lord Byron ſelbſt von ſich ſagte. Die früh gefaßte Leidenſchaft brach in des Dichters Bruſt zu Flammen aus, als er mit ſeiner Mutter die ſechs Wochen langen Ferien in Nottingham zubrachte. Unter den ſchönen Sommerlauben von Annesley flogen dieſe Wochen wie ein Traum hin. Byron war kaum fünfzehn Jahre, Mary Chaworth zwei Jahre älter, aber ſein Herz ſtand über ſeinem Alter und ſeine Zärtlichkeit überwallte von Leidenſchaft. Solche Liebe iſt, wie das erſte Aufſpringen einer noch unzerdrückten Traube, die ſüßeſte und ſtärkſte Strömung des Herzens. Mögen ſpäter andere Neigungen darüber hinwallen, die Erinnerung wird ſtets zu der erſten Flamme zurückkehren und mit zärtlicher Inbrunſt bei ihr verweilen.

Seine Liebe für Miß Chaworth war, um Lord Byrons eigene Worte zu gebrauchen: „der Roman der romantiſchſten Periode ſeines Lebens.“ Die Spuren ihrer Wirkung können wir durch all' ſeine Schriften verfolgen; ſie taucht da und dort auf, wie das verborgene Thema, das durch ein zuſammengeſetztes Muſikſtück fließt und das Ganze in einer fortlaufenden Kette von Melodien verbindet.

Mit dem Ende der Ferien endigte auch der kurze Roman. Byron kehrte von Liebe erfüllt zur Schule zurück. Hatte er wirklich Eindruck auf Miß Chaworths Herz gemacht, ſo ging dieſer jedenfalls nicht tief genug, um die Probe der Abweſenheit auszuhalten. Sie war in dem Alter, wo man bald vom Mädchen zum Weibe übergeht und ſolche knabenhafte Liebhaber weit hinter ſich zurückläßt. Während Byron mit ſeinen Schulſtudien beſchäftigt war, traf ſie Muſters, einen Mann von ausgezeichneter Schönheit in Geſellſchaft. Der erſte günſtige Eindruck entſchied. Als Byron wieder mit ihr zuſammentraf erfuhr er zu ſeinem Schmerze, daß ſie die verlobte Braut eines Andern ſey. Mit dem Stolze des Geiſtes, der ihn ſtets auszeichnete, ſeine Gefühle bemeiſternd, vermochte er eine heitre Stimmung zu beobachten. — —

Mary Chaworth war mit ihrem Gatten weggegangen. Alles Leben in Annesley Hall war erſtorben. Ich fand das Gebäude in bedauerlichem Zuſtande, als ich von Newſtead Abbey zum Beſuche hinüberritt. Eine ſiebenzigjährige Schließerin führte uns. Als wir vor dem Schloſſe hingingen, ſchlich unſer vierfüßiger Diener, Boatswain ſachte nach, als hätte er die Prämiſſen zu beaufſichtigen. Ich drehte mich, um ihm ſeine Aufdringlichkeit zu verweiſen; da die alte Schlie-

ßerin aber hörte, er habe Byron gehört, ſo ſchien ihr Herz ihm entgegen zu ſpringen.

„Nein, Herr!“ rief ſie, „laſſen Sie ihn gehen, wohin er will; er iſt willkommen; ach! lebte er nur hier, ich wollte trefflich Sorge für ihn tragen, es ſollte ihm an Nichts mangeln. „Ach wer hätte geglaubt,“ fuhr ſie fort, indem ſie dem Thiere ſchmeichelte, daß ich einen von Lord Byrons Hunden noch in Annesley Hall erblicken ſollte.“

„Ihr werdet Euch wohl noch einiger Umſtände von des Lords Beſuchen erinnern?“ ſprach ich.

„Gottes Segen!“ entgegnete die Alte. „Ganz gewiß! Er ritt herüber und blieb dann gewöhnlich drei Tage und ſchlief im blauen Zimmer. Armer Junge! Er war ſehr verliebt in meine junge Herrin. Auf den Terraſſen und im Garten wandelten ſie zuſammen und er ſchien den Boden zu lieben, auf den ſie getreten. Er pflegte ſie ſeinen glänzenden Morgenſtern von Annesley zu nennen.“

Das ſchöne dichteriſche Wort drang tief in mein Inneres.

„Ihr ſcheint das Andenken an den Lord zu lieben!“ ſprach ich.

„Wohl Herr! Warum ſollt' ich auch nicht. Er war immer ſo gut gegen mich, wenn er kam. Die Leute ſagen auch, es ſey Schade, daß der Lord und meine junge Lady ſich nicht geheirathet, die Mutter hatte es gewünſcht. Der Lord war immer ein willkommener Gaſt. Doch es ſollte nicht ſeyn!“

Die gute Seele führte uns nun in das Lieblingswohngemach der Miß Chaworth mit dem kleinen Blumengärtchen zu ihrer Ergötzung unter den Fenſtern. Hier pflegte Byron zu ſitzen, ihrem Spiele und Geſange zu lauſchen, und unverwandt ſie anzuſchauen mit der leidenſchaftsvollen, faſt ſchmerzlichen Verehrung eines liebeskranken Jünglings.

Der einſame, abgelegene Garten, ſonſt eine kleine, ſtille Welt voll Liebe und Romantik, war, obwohl jetzt verwildert und verworren, doch ſelbſt in ſeiner Zerfallenheit noch reizend. Das Bild ſeiner Vernachläſſigung und Verlaſſenheit ſtand im Einklange mit dem Geſchick zweier Geſchöpfe, die in Jugendfriſche, in Schönheit und Hoffnung hier wandelten. Der Graben war, wie ihre Herzen, in wüſte Trümmer gegangen.

Bei unſerer Rückkehr zu der Halle beſuchten wir ein Gemach, das über der großen Einfahrt gebaut iſt. Wir fanden es wie alles Uebrige in verdorbenem Zuſtande. Die Decke war eingefallen, das Eſtrich geſprungen. Dieſes Gemach iſt jedoch ſeiner poetiſchen Verknüpfung wegen von Intereſſe. Es ſoll das Betzimmer ſeyn, auf welches Lord Byron in ſeinem „Traume“ anſpielt, wo er ſeine Abreiſe von Annesley

erzählt, nachdem er von der Verbindung gehört, welche Mary Chaworth eingegangen.

In einem seiner Tagebücher beſchreibt Lord Byron ſeine Gefühle, nachdem er ſich entfernt hatte. Auf der Höhe eines Hügels angekommen, der die letzte Ausſicht nach Anneslev bot, drehte er ſein Pferd und ſchaute mit einer, von Schmerz und Liebe gemiſchten Empfindung, nach den Baumgruppen hinab, welche die Halle umſchloſſen, und dachte an das geliebte Weſen, das dort wohnte, bis ſich alle ſeine Gefühle in Zärtlichkeit auflösten. Endlich drängte ſich ihm die Ueberzeugung wieder auf, daß ſie nie die Seine werden könne; er erhob ſich aus ſeinen Träumereien, gab ſeinem Roſſe die Sporen und jagte vorwärts, als wollte er durch ſchnelle Flucht die trüben Gedanken hinter ſich laſſen.

Einſt beſuchte er Anneslev Hall wieder. Es waren indeſſen Jahre verfloſſen. Lord Byron war zum Manne gereift; er hatte die Feuerprobe von Zerſtreuungen und tobenden Leidenſchaften durchgemacht und die Wirkung anderer Reize empfunden. Seine Geliebte war indeſſen Gattin und Mutter geworden. Auf ihres Gemahls Einladung ſpeiste er in Anneslev Hall. Er traf den Gegenſtand ſeiner frühern Anbetung auf dem Schauplatze ſeiner zärtlichen Verehrung, den ihm, wie er ſagte, ihr Lächeln zum Himmel umgeſchaffen. Er ſtand da, wo er ſo oft dem Silberlaute ihrer Stimme gehorcht hatte — dieſelben Inſtrumente, dieſelbe Muſik, daſſelbe Blumengärtchen vor den Fenſtern, dieſelben Gänge, die er in der Schwärmerei jugendlicher Liebe durchwandelt hatte. Was Wunder, daß unter den zarten Erinnerungen, welche jeder Gegenſtand umher in ihm erwecken mußte, die tiefe Leidenſchaft aus ſeinen Knabenjahren in ſeinem Herzen wieder in vollem Strome aufflutete! Er war ſelbſt überraſcht von dieſem jähen Anſchwellen der Gefühle; aber er hatte ſich in der Gewalt und konnte ſeiner Empfindung Herr werden. Doch ſeine Feſtigkeit mußte ſich noch einer harten Probe unterziehen. Während er neben dem Gegenſtande ſeiner geheimen Anbetung ſaß und in ſeiner Bruſt alle Erinnerungen wogten, brachte man die kleine Tochter herein. Der Anblick des Kindes machte ihn erſtarren; die zögernden Reſte ſeines Traumes waren zerſtört. Byron bekannte ſpäter, daß es das Schwerſte an ſeiner Aufgabe geweſen ſey, in dieſem Augenblicke ſeine Bewegung zu unterdrücken.

Das Wiedererwachen der frühen Leidenſchaft, die ſchwermüthige Farbe, die ſich dadurch über die Scenen in der Nachbarſchaft von Newſtead verbreiten mußte, bezeichnete er als die Haupturſache ſeiner erſten Abreiſe nach dem Kontinente. Im folgenden Juni trat er die Pilgerfahrt zu Waſſer und zu Land an, die ihm den Stoff zu ſeinem

unſterblichen Gedichte lieferte. Daß ihm Mary Chaworths Bild, wie er es ſah, und als Knabe liebte, zur Küſte folgte, das beweiſen die glühenden Stanzen, die er zur Zeit ſeiner Einſchiffung an ſie richtete. Das ſchmerzvolle Wiederſehen in Annesley Hall prägte ſich ſeinem Gedächtniſſe mit unüberwindlicher Gewalt ein; dieſer Umſtand ſcheint ihn zu all' ſeinen Wanderungen durch entfernte Erdſtriche getrieben zu haben; er hoffte hierin ein vernichtendes Gegengift zu finden.

Zwei Jahre ſpäter, als er ſeine berühmte Pilgerfahrt vollendet hatte, wohnte er wieder einmal in Newſtead Abbey. Die Nachbarſchaft von Annesley Hall brachte die ganze Scene wieder lebendig vor ſein inneres Auge. Zu dieſer Zeit betrauerte er den Verluſt theuerer Jugendfreunde, der Genoſſen aus den luſtigen Schulknabenjahren. Alle Erinnerungen an die todten Freunde miſchten ſich in ſeinem Gemüthe mit dem Bilde der Geliebten, die, obgleich noch am Leben, für ihn ebenſo verloren war, als Jene, und das verbreitete ein allgemeines Gefühl von Weh und Liebe durch ſeine Seele, das ſich in Gedichten Luft machte. Es war die Miſchung beider Leidenſchaften in Gedächtniß und Einbildungskraft, was den idealen, die beſten Züge von beiden umfaſſenden, Gegenſtand ſchuf, und Byron jene ſchwermüthigſten und zärtlichſten Gedichte entlockte, in denen wir alle Tiefe und Innigkeit wahren Gefühles, übergoſſen mit ſolchem Lichte finden, wie es ſelbſt die Wirklichkeit kaum jemals ausgeſtrahlt.

Während ſeines ſpäteren Herumſchweifens im Oſten, als Zeit und Entfernung den „frühen Roman“ in die Erinnerung an einen lieblichen Traum umgewandelt hätte, empfing er Kunde von dem Gegenſtande deſſelben, die dieſen noch in der väterlichen Halle unter den Lauben von Annesley, umgeben von einer ſchönen, blühenden Familie, aber als Opfer einer geheimen, verzehrenden Schwermuth ſchilderte. Der Grund ihres Kummers gab den Nachbarn von Annesley und Newſtead zu verſchiedenen Deutungen Anlaß. Er war ohne alle Beziehung zu Byron; man ſchrieb ihn dagegen hauptſächlich dem rohen, eigenſinnigen Benehmen eines Mannes zu, an deſſen freundliches Wohlwollen die Arme ein heiliges Recht hatte. Lange nagten häusliche Sorgen an ihrem Herzen, endlich griffen ſie ihren Geiſt an und der „glänzende Morgenſtern von Annesley“ war für immer erloſchen.

Trotz Zeit und Ortsveränderung, trotz einer Reihe üppiger und erſchütternder Scenen in verſchiedenen Ländern ſcheint der ſtille, edle Schauplatz ſeiner erſten Liebe den magiſchen Zauber über Lord Byrons Inneres erhalten und Mary Chaworths Bild ſich wie eine übernatürliche Viſion ſeinem Geiſte eingeprägt zu haben. So geſchah es bei ſeiner Vermählung mit Miß Milbanke. Annesley Hall und was in

zarter Verbindung damit ſtand, ſchwamm wie eine Erſcheinung vor ſeinen Augen vorüber, und zwar ſelbſt noch in dem Augenblicke, da er vor dem Altar im Begriffe ſtand, das eheliche Gelübde auszuſprechen.

Byrons Ehegeſchichte iſt zu bekannt, als daß es noch einer Erzählung bedürfte. Die nachfolgenden Täuſchungen, Demüthigungen und Mißhelligkeiten vermehrten noch das Andenken an ſeine frühe Neigung und quälten ihn mit dem Gedanken, daß Beide ein günſtiger Geſchick getheilt haben möchten, würden ſeine Bewerbungen um die liebreizende Erbin von Anneſley von glücklichem Erfolge begleitet geweſen ſeyn. In einem ſeiner Manuſcripte, das er lange nach ſeiner Heirath verfaßte, hatte er Miß Chaworth als „Meine M. A. C.“ erwähnt: „Ach!“ ruft er hiebei in raſchem Gefühlsausbruche aus. „Warum ſage ich meine? Unſere Verbindung würde eine Fehde geſchlichtet haben, in welcher durch unſere Väter Blut vergoſſen worden; ſie würde reiche, weite Ländereien, ſie würde zuletzt ein Herz und zwei Perſonen, in Jahren nicht ſchlimm gepaaret, verknüpft haben; und — und — und — was iſt die Folge geweſen!“

Doch genug von Anneſley Hall und den poetiſchen, damit zuſammenhängenden Stoffen. Ich fühlte, daß ich Stunden in ſeinen zerſtörten Gemächern und ſtummen Hallen und verwilderten Garten weilen, und Phantaſien und Träume ausſpinnen könnte, bis Alles um mich her zur idealen Welt würde.

Nahe bei Newſtead Abbey liegt ein reizender, von friſchem Flußwaſſer durchzogener, See, den die Mönche in alter Zeit dadurch gebildet hatten, daß ſie den Lauf eines Baches dämmten. Hier pflegte Lord Byron ſeinen Lieblingsneigungen, dem Schwimmen und Rudern nachzuhängen. Der „gottloſe alte Lord“ hatte in ſeinem Zerſtörungsſyſtem alle Bäume niederwerfen laſſen, die einſt den See zierten; Lord Byron ſuchte ſie wieder herzuſtellen und ein prächtiger Wald, von ihm gepflanzt, rauſcht am Geſtade und deckt den Hügel der Abtey gegenüber. Der See hat einen Theil von den Fabeln und Traditionen geerbt, die mit allen Gegenſtänden in und außerhalb der Abtey verknüpft ſind. Er war ein kleines mittelländiſches Meer, auf dem der „gottloſe alte Lord“ die Launen ſeines nautiſchen Geſchmackes befriedigte. An ſeinen Ufern hatte er mimiſche Caſtelle und Faſſungen, auf ſeinen Waſſern mimiſche Flotten und Seegefechte. Die kleinen Befeſtigungen regen noch heute die Neugierde der Beſucher an. In einem ſeltſamen Anfalle ließ er einſt ein Schiff von der Meeresküſte auf Rädern herbeibringen

und in den See ſtoßen. Das Landvolk war erſtaunt, als es ein Schiff über trocken Land ſegeln ſah, und erinnerte ſich einer Sage der Mutter Shipton, der berühmten Volksprophetin, wonach Newſtead aus den Händen der Byrons kommen ſollte, wenn je ein Schiff mit wilden Wicken befrachtet durch Sherwood Wald fahren würde. Die Landleute verwünſchten den alten Lord und waren ängſtlich bedacht die Prophezeiung wahr zu machen. Sie häuften Wicken auf die Schickſalsbarke, daß ſie voll befrachtet in Newſtead ankam.

Die bedeutendſten Geſchichten erzählt man ſich von den Schätzen, die in der Tiefe des Sees begraben liegen ſollen; ſie mögen ihre Enſtehung einer Thatſache zu verdanken haben, die ſich wirklich zugetragen hat. Wo der See am tiefſten iſt, fiſchte man einſt einen großen Adler von gegoſſenem Meſſing, weit ausgebreiteten Schwingen, auf einem Piedeſtal oder einer Stange von demſelben Metalle ſtehend. Ohne Zweifel hatte er als Ständer oder Leſepult in der Kapelle der Abtey gedient, um eine Foliobibel oder das Meßbuch zu halten. Man ſandte die geheiligte Reliquie zum Reinigen in eine Werkſtätte. Als der Meiſter an der Arbeit war, entdeckte er, daß das Fußgeſtell hohl und aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt ſey. Er zerlegte dieſe und zog eine Anzahl, auf Pergament geſchriebener, Vollmachten und Freiheiten hervor, welche der Abtey gehörten und die Siegel von Eduard II. und Heinrich VII. trugen. Auf ſolche Weiſe hatten die Mönche ihre Papiere verborgen, und am Ende in den See verſenkt, um Recht und Titel auf dieſe Domänen in künftigen Tagen geltend zu machen. Eine von den aufgefundenen Pergamentrollen wirft ein, aber nicht ſehr günſtiges, Licht auf das Leben der Brüder in Newſtead. Sie enthält einen, den Mönchen auf eine Anzahl von 8 Monaten bewilligten, Ablaß, der volle Vergebung im Voraus für alle Arten von Verbrechen zuſichert, wobei einige der ſchwerſten und ſinnlichſten beſonders aufgeführt ſind. — Der meſſingene Adler wurde nach der Parochial- und Collegiat-Kirche von Southall gebracht, wo er im Chore wie zu alten Zeiten einer mächtigen Bibel zur Unterlage dient. — —

Im Verlaufe meines Aufenthaltes in der Abtey verlegte ich mein Quartier aus dem prachtvollen, alten Staatszimmer in einen entfernten Winkel des alterthümlichen Gebäudes zunächſt den Ruinen der Kapelle. Es beſaß in meinen Augen höheres Intereſſe, weil es Lord Byrons Schlafgemach während ſeines Aufenthaltes in Newſtead geweſen war. Die Geräthſchaften ſtanden, wie zu ſeiner Zeit. Die vergoldeten Pfoſten am Bette mit den Adelskronen darauf legten Zeugſchaft ab von des ehemaligen Beſitzers ariſtokratiſchem Sinne. Hier waren noch der Sopha, den er vom Colleg mitgebracht; die Porträts von ſeinem Lieb-

lings-Mundſchenk, dem alten Jon Murray; von ſeiner „Phantaſie-Bekanntſchaft“ Jackſon, dem Däumling, nebſt den Gemälden der Schule von Harrow und dem Collegium von Cambridge, wo er erzogen worden. Man nennt dieſes Gemach die Krähenzelle von ſeiner Nachbarſchaft mit dem Krähengeniſte, das ſeit undenklichen Zeiten den an der Kapelle liegenden Wald inne hat. Mein neues Quartier erfreute ſich ehemals ſeltſamer Beſuche; Lord Byron erklärte, daß er hier mehr als einmal um Mitternacht von geheimnißvollen Erſcheinungen gequält worden ſey. Eine ſchwarze unförmliche Geſtalt habe ihn eine Zeit lang auf dem Bette kauernd mit ſtieren Augen angeſchaut, habe ſich dann umgedreht und ſey verſchwunden. Daſſelbe Geſpenſt ſoll einſt den Schlaf eines neuvermählten Paares geſtört haben, das in dieſem Gemache die „vier guten Wochen“ zubrachte.

Zu der Krähenzelle führt eine ſpiralförmige, ſteinerne Treppe, als ginge es in einen Thurm, über den Kreuzgängen, wo zur zwölften Stunde der Nacht der Goblin Friar ſeine Wanderung beginnt. Den Phantaſien, die ſich im Gehirne an einem ſo abgelegenen Orte, bei den abergläubiſchen Sagen über die Abtey entwickeln mußten, verdanken wir ohne Zweifel die Geiſterſcene im Don Juan.

Es läßt ſich indeſſen nicht leicht beſtimmen, ob Byron wirklich in dem Aberglauben befangen war, den man ihm zuſchrieb, oder ob es ihm nur Vergnügen gemacht, die Sagen unter ſeinen Dienern und Leuten in Umlauf zu bringen. In der That nahm er nie Anſtand, den Glauben an übernatürliche Erſcheinungen mündlich und in Briefen auszudrücken. Durchwachte ich eine Nacht, ſo vernahm ich alle Arten geheimnißvoller, ſeufzender Töne aus der benachbarten Ruine; entfernte Fußtritte und das Schließen von Thüren in abgelegenen Theilen der Abtey ſandten dumpfen Wiederſchall und hohles Echo herüber. Einſt erweckte mich ein ſeltſamer, kläglicher Ton vor meiner Kammerthür. Ich öffnete, und eine Geſtalt „ſchwarz und unförmlich mit ſtieren Augen“ ſtand vor mir. Es war kein Geiſt und kein Mönch, ſondern mein Freund Boatswain, die große Neufundland-Dogge, die eine kameradliche Neigung für mich gefaßt hatte, und mir gelegentlich einen Beſuch in meinem Zimmer abſtatten wollte. Solchen Viſiten, wie meinem ehrlichen Boatswain, wollen wir einige von den wunderbaren Spuckgeſchichten zuſchreiben.

(Schluß der Fragmente im nächſten Hefte.)

Frankreich.

Hundekampf

(mit einer lithographirten, nach der Natur in Paris gezeichneten Beilage).

Wir verdanken England unbeſtritten viele Verbeſſerungen in nützlichen Dingen, neue Schöpfungen, deren Reſultate Macht, Reichthum und Glück der Geſammtmaſſe der Bevölkerung der Erde verſchafft haben. Zu jenen Inſtitutionen, welche einen wohlthätigen Einfluß üben, zählen wir vor Allem die Pferderennen, die für die Zucht dieſes nützlichen Thieres viel Gutes beigetragen haben. Aber auch als bloßes Schauſpiel betrachtet, müſſen wir ihm den Preis zuerkennen, es iſt ein eben ſo edles als angenehmes Schauſpiel und verdient bei allen civiliſirten Völkern national zu werden. Nicht ſo dankbar können wir uns aber für jene barbariſchen Vergnügungen bezeugen, welche die Laune Einzelner hie und da auch auf dem Feſtlande einzuführen gedenkt, wie z. B. die Hundekämpfe, welche in Paris vor der Barrière-du-Combat, und die Hahnenkämpfe, wie ſie vor einigen Jahren in Hamburg vor dem Steinthore Statt fanden. Solche Beluſtigungen ſollten nur für Völker da ſeyn, welche ſich auf der niedrigſten Stufe der Civiliſation befinden, oder für ſolche, welche bereits anfangen in Abſpannung zu verſinken, indem ſie von ihrer Höhe herabſteigen. Dieſe letztere können durch nichts mehr bewegt und gerührt werden, als durch das Außerordentliche; nur das Blutige, Heftige, Grauſame, vermag ihre Nerven zu kitzeln.

Hahnen- und Hunde-Kämpfe und Boxer-Gefechte können und werden nie einheimiſch bei uns werden. Nur Wenige unter uns werden Vergnügen dabei empfinden, und ſelbſt dieſe nur bedingungsweiſe unter Ach und Weh! und mit halb weggewandten Geſichtern.

Dieſe Betrachtungen kamen uns bei der Kunde von dem Kampfe, der in Paris zwiſchen zwei herrlichen engliſchen Bulldogg's ſtattgefunden.

Der eine dieſer Hunde hieß Stumpy und gehörte dem erſten Stallmeiſter des Lord Henry Seymours; er war erſt kürzlich aus England gekommen; der andere hieß Sevère und gehörte einem Herrn Rivière.

Schon lange vorher wußte man, daß der Kampf beſchloſſen war, und daß die Eigenthümer der armen Thiere auf ihren Tod gewettet hatten. Der Kampfplatz war die Manege in der rue-Cadet. Gegen zwei Uhr erſchienen dort glänzende Wagen und eine ziemliche Menge anſtändiger Leute zu Fuß. Die hölzerne Einfaſſung um den Raum von 15 bis 16 Quadratſchuhen war bald dicht mit Zuſchauern umgeben. Mitten in dieſer Einfaſſung lag ein Teppich, und hier war es, wo das edle Hundeblut fließen ſollte. Nach einer Pauſe der Erwartung wurden die zwei Gegner, welche man ſeit lange ſchon zu dieſem Kampfe auf Tod und Leben vorbereitet hatte, hereingeführt. Sie wurden Jeder in einem beſondern Winkel, der mit Kreide bezeichnet war, zurückgehalten; Stumpy von ſeinem Wächter, Sevère von ſeinem Herrn ſelbſt.

Auf ein gegebenes Zeichen wurden beide Thiere, die von Natur ſchon böſe und wild ſind, und die man jetzt noch anhetzte, losgelaſſen. Sie ſtürzen auf einander los, und bald färbt ein furchtbarer Kampf die beiden Streiter und den ganzen Platz mit Blut. Sie wälzen ſich, mit unentſchiedenem Erfolge, hin und her. Die kräftige Bildung und das große Feuer Stumpy's laſſen vermuthen, daß er Sevère's Sieger werden würde, obgleich dieſer eine Hartnäckigkeit ohne Gleichen zeigt und ſeinen Gegner bei der Kehle packt, ohne einen Augenblick loszulaſſen. Man kann ſich ſchwerlich eine Idee von dem Muthe, der Gewandtheit und der Wuth dieſer Thiere machen, die ſich während einer vollen Stunde jetzt entfalteten. Von Zeit zu Zeit, etwa immer nach 10 bis 15 Minuten, forderten die Kampfrichter, mit der Uhr in der Hand, daß die Kämpfer getrennt werden. Dann eilten die beiden Männer herbei, welche die Hunde ſtets anfeuerten und anhetzten, riſſen ſie aus einander und brachten ſie wieder in die bezeichneten Winkel zurück. Sie gebrauchten dann ſtets die Vorſicht, den einen Gegner den Blicken des Andern zu entziehen, um ſie halten zu können. Man benutzte dieſe Augenblicke der Ruhe, den blutenden Rachen der unglücklichen Thiere mit einem feuchten Schwamm zu erfriſchen, und ihnen das Blut abzutrocknen, das aus ihren vielen Wunden reichlich ſtrömte. —

Nach drei oder vier wiederholten Angriffen ſchien Stumpy ſchwächer zu werden; ohne jedoch dem Kampfe ganz zu entſagen, vertheidigte er ſich nur träge; ſein Feuer war nicht mehr das frühere, und obgleich ſein Gegner auch ſchon ſehr erſchöpft war, ſo zeigte dieſer noch immer großen Muth und gleiche Ausdauer. Hier hätte man den Kampf enden ſollen, ohne Stumpy, der ſehr übel zugerichtet war,

vollends tödten zu laſſen. Aber daran war nicht zu denken! Beträchtliche Wetten zwangen die vollſtändige Beſiegung des Einen oder des Andern abzuwarten, die nur aus dem Erlöſchen aller Kräfte wahrgenommen werden konnte. Stumpy's Partei hoffte, er werde noch ein ſeiner würdiges Aufgebot aller Kräfte verſuchen, um ſeinem ebenfalls ſchwer verwundeten Feinde den Sieg zu entreißen. Es mußte daher ein letzter Gang gewagt werden. Die Hunde wurden losgelaſſen; aber Stumpy leiſtete keinen Widerſtand mehr; er fiel, ohne ſich wehren zu können, und wurde ſterbend fortgetragen. So endete ein ſcheußliches Schauſpiel, das nie unſerm Geſchmacke zuſagen wird, wobei man aber den Muth eines Thieres bewundern mußte, das erſt dann beſiegt ward, als alle Lebenskraft es verlaſſen hatte.

A. v. M.

Genrebilder aus Holland.

Phyſiognomie der Hauptſtädte.

Für die, welche nach dem erſten Eindrucke urtheilen, hat Holland eine auffallende Aehnlichkeit mit China. Der häufige Verkehr zwiſchen beiden Völkern, ihr reger Tauſchhandel, ihre Sympathien des Handels und der Lebensweiſe, ſelbſt ihr Land, das mit dem Waſſer gleiches Niveau hat, und den ſchwimmenden Gärten von Nan-King gleicht, mußte dazu beitragen, das Aeußere der Länder ziemlich übereinſtimmend zu machen.

Dies iſt um ſo auffallender, wenn man, aus Flandern kommend, in Holland eintritt. Man ſagt dann Lebewohl den alten Denkmälern des ſpaniſch-catholiſchen Glaubens; Lebewohl allen Kirchen, Kapellen und Portiken! Lebewohl den alten Wundern des ſtolzen Gent, den grauen Thürmen Brüſſels, denn man befindet ſich auf dem kalten, bilder- und kunſtarmen Boden, den die Reformation zu ihrem Sitz erwählt hat. Man hat zuerſt zehn tödtlich lange Stunden über Haideland zurückzulegen, wo man nur elende Dörfer, aus ſchmutzigen Hütten beſtehend, findet, und erbärmliche Fuhrwerke antrifft, die mit dem Namen Kaleſchen beehrt werden. Bis Breda trägt das Land noch den brabantiſchen Charakter. Nur die geradlinichten Straßen der Stadt, und die rothe Ziegelfarbe der Häuſer fällt uns hier auf. Statt des plumpen niederländiſchen Vorpoſtens, ſieht man jetzt junge blonde Geſtalten, militäriſche Douaniers von neuem Schlage, flinke Inſpectoren, die nach der Erlaubniß des Prinzen von Oranien fragen und den Reiſenden Cigarren präſentiren. Man denke ſich dieſe modernen Batavier jedoch nicht in weiten Stiefeln, dreieckigen Hüten und dicken Schnurrbärten, wie ihre Vorältern in den Schlachten von Erkeren, Hachſtel und Gibraltar trugen. Mir ſchien der holländiſche Soldat geſchaffen, alle Strapazen des Waffenſtandes zu ertragen; er hat mir oftmals Bewunderung abgenöthigt.

Wenn wir gleich Abſchied von großen Monumenten genommen haben, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß in Breda noch eine ſchöne Blüthe gothiſcher Baukunſt angetroffen wird. In der Kapelle der Jungfrau, die man ſonſt auch den „Chor der Herren von Breda“ nennt, ſieht man das ehrwürdige Mauſoleum aus weißem Marmor Engelbrecht II. von Naſſau und der Limburge von Baden. Eine Sage, deren Urſprung mir unbekannt iſt, ſchreibt dieſes Denkmal Michel Angelo zu. Aber ſchon der Umſtand, daß es ſehr elegant und fein ausgearbeitet iſt, würde dieſe unwahrſcheinliche Angabe vollkommen widerlegen. Viel eher ſcheint es aus der Schule des Johann von Bologna zu ſtammen. Dies nun iſt das einzige mittelalterliche Denkmal in dieſem weiten Reiche der Wieſen und Kanäle. Es wirft ſeinen gigantiſchen Schatten auf ein kahles Pflaſter, mit Kreideſtaub und Schmutz bedeckt. Selbſt in Italien kann nichts Schöneres als dieſes Mauſoleum gefunden werden. Es trägt den ſtolzen kaſtiliſchen Charakter; die Wappen und Armaturen ſind wunderbar ausgeführt und vier knieende Figuren ſind Meiſterſtücke zu nennen. Außerdem gibt es aber nichts traurigeres als dieſe Kirche von Breda, welche die „alte Kirche“ genannt wird. Sie iſt in einem Zuſtande der Vernachläſſigung, der in's Herz ſchneidet. Zwar iſt der Chor von einem Gitter aus vergoldetem Kupfer recht ſpießbürgerlich eingeſchloſſen, aber ſonſt iſt Alles weiß und kahl und die herrlichen Bildnereien, welche das Schiff umgeben, haben viel gelitten. Die Figuren ſind ohne Arme und Kopf, und die Arabesken niemals abgewaſchen worden, welches hinlänglich die totale Vergeſſenheit anzudeuten vermag, worin dieſes Denkmal bei den Holländern ſteht. Es ſind größtentheils ſpottende und ſatyriſche Geſtalten, mit einer Naivität bekleidet, die für uns den Anſtand verletzt, und dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Manneken in Brüſſel ähnlich ſieht.

Am häufigſten findet man beim Eintritt in eine holländiſche Stadt einen viereckigen Thurm mit einer Uhr, die vier Zifferblätter hat, und einer Spitze wie der Kopfputz eines Zauberers. Gewöhnlich prangt das alte Stadtwappen daran und die holländiſchen Löwen in groteskem Style, ſtets mit der Deviſe: Je maintiendrai. Die meiſten tragen die Jahreszahl **1660**. Sie laſſen melancholiſche Glockenſpiele ertönen, die bei weitem nicht mit denen von Amſterdam zu vergleichen ſind, welche täglich die ſchönſten Sonaten von Leo und Durante erklingen laſſen. Die holländiſchen Kirchen ſind in dem Style dieſer Stadtthürme gebaut; ſtatt der Gewölbe ſieht man ein grobes und ſchwerfälliges Gebälke, die Steine ſind grau und nur der Thurm dieſer Kirchen hat etwas fremdartiges ſchlankes und nimmt ſich aus der Ferne mit ſeiner Krone von Eiſen und ihrem durchbrochenen Geflechte, recht wunderbar aus.

Es scheint als wenn die Architektur dieſes Landes nur aus Windmühlen beſtände; hier zeigt ſich eine wahrhaft überraſchende Abwechslung. Mitten unter dieſen Städten und Kanälen ragt der ſpitze Helm dieſer Rieſen hervor, bald glänzend und flach wie der Helm Don Quixotte's, bald vergoldet wie die Puppe eines Schiffes, dann wieder grün angeſtrichen, oder geziert mit Säulen, Arkaden und Arabesken. Es gibt königliche Mühlen, Kindermühlen, Stathouder-, Müller- und Burgemeiſter-Mühlen. Das Sauſen und Knarren ihrer großen Flügel unterbricht allein regelmäßig die große Stille, die nur ſelten das Brüllen der Kühe oder das Geräuſch unterbricht, welches der Kahn im Waſſer macht.

Holland zieht jetzt ſein neues Kleid an; das Gras, welches ſeit dem Herbſte unterm Eiſe lag, erhebt jetzt ſeine grünen Spitzen aus dem Waſſer; der Teich wird zur Wieſe, die Schuyt *) gleitet leicht im Waſſer dahin, mit ihrem Dache von Muſcheln, und erfüllt von einer lauen Tabacksatmoſphäre.

Nach den Fiſchern von Dortrecht, mit den weißen Pantalons, kommen die Frieſen, die hübſchen Mädchen mit weißen Spitzen, und langen goldnen Ohrgehängen, und mit dem holländiſchen Incarnat des Mieris auf den Wangen. Man liegt allein auf dem Deck der Schuyt und läßt dieſes Genrebild an ſich vorüberziehen, ſo trefflich ausgeführt in allen ſeinen Theilen, und immer duftig und von ſanften Reflexen. Beſonders übt dieſe Natur Abends, im zitternden Mondlicht, einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth aus. Bei den erſten ſanften Stralen des aufgehenden Mondes zertheilen ſich die Nebel, welche auf der Landſchaft ruhen, wie ein weißes Netz; die flachen, ebenen Wege faſſen die Landſchaft ein, mit den kleinen Hütten, deren Fenſter ſich erleuchten; die Fernen verſchwimmen in ſtarken Okertinten wie bei Vanderneer; noch ruht der Mond auf dicken Wolkenſchichten. Nach und nach wächſt dieſe harmoniſche Trauer des Bildes; das Licht verſilbert dieſe Waſſermaſſen, dieſe Schifferdächer, dieſe Segel und die ſchönen Schwäne, welche paarweiſe auf dem Yſſelfluſſe einherſchwimmen. Um die Monotonie dieſes Traumes zu ſtören, hört man das Aechzen kleiner mit Gold und Silber befrachteter Wagen auf der Straße, oder das Klatſchen einer Peitſche. Ich weiß nicht zu ſagen, ob dieſe Einſamkeit Glück genannt werden kann, aber ſicherlich iſt es die Vernichtung eines jeden Gedankens.

Das erſte ächtholländiſche oder chineſiſche Haus erblicken wir in Dortrecht. Wir ſchifften auf dem ſchmutzigen Kanal von Moerdeick,

*) Ein Fahrzeug auf den Kanälen, das von Pferden am Ufer gezogen wird.

den Backhuyſen ſo treu wiederzugeben wußte. Bis hieher mußten wir wahrlich das Land noch viel mehr engliſch als chineſiſch finden. Die Wege mit kleinen Ziegeln gepflaſtert, auf denen man wie auf den macadamiſirten Straßen von London fuhr; das grüne Land, die Kühe und Pferde, die Schlagbäume, die gemalten Schilder und Dortrecht ſelbſt mit ſeinem belebten Hafen und ſeinen Jalouſien und ſeinen hübſchen Frauen, die ſich hinter den Blumentöpfen vor ihren Fenſtern verbergen, Alles dieß erinnerte uns an Plymouth. Wir müſſen bezeugen, im „goldenen Löwen“ einen abſcheulichen Wein getrunken und eine merkwürdige Uhr in Carton geſehen zu haben, ferner ein Bild, das die Ueberſchwemmung von 1421 darſtellte, wodurch dieſe Stadt von Brabant losgeriſſen und 72 Dörfer zugleich überſchwemmt wurden. Die drei Fenſter des Wirthshauſes gingen auf die Maas; den Hintergrund bildete eine Reihe origineller Häuſer. Unter Andern bemerkte ich eines zu meiner Linken, das ich beſchreiben will. Es war mit einem Pavillon, mit grauen Muſcheln bedeckt, geziert, auf deſſen Vorderſeite Sonnen mit goldenen Strahlen gemalt waren; auf den Fenſterläden ſah man Vögel in baroken Farben und Geſtalten.

Das Haus ſelbſt war mit einer Farbe abgeputzt, die dem Weinhefen gleich kam; die Fenſtergeſimſe waren von ſchwarzem Marmor, die Treppe vor der Thüre von grünem Granit; als Wetterfahne prangten vier Reiterfiguren auf dem Dache. So lag dieſes Haus von Kanälen eingeſchloſſen; deſſen ungeachtet hatte es aber einen kleinen Garten, mit Bäumen, die bis zu den erſten Zweigen roth und weiß angeſtrichen, mit kleinen Alleen und ſchönen Zeichnungen, die mit dem Rechen in den Sand gemacht waren. Mitten unter Abtheilungen von rothem und ſchwarzem Sande lagen ungeheure Muſcheln zu zierlichen Felſenpartien angehäuft und daran dicke Glasperlen von allen Farben mit Drath befeſtigt. Eine Yacht, bunt und glänzend, lag in dem Schilfe des Ufers. Eine tiefe Stille herrſchte, ich glaubte in der That auf dem kaiſerlichen Kanal in China zu ſeyn. Es war wie in einem Feenlande ..... Die wie Löſchhütchen zugeſpitzten Taxusbäume ſahen uns fragend an, und die Schäfer von gemaltem Gyps und die Hunde mit blauen Emailaugen wollten uns anreden und anbellen, wie es ſchien. Statt des Mandarins erſchien aber eine lange hagere Frau, von der nur das Geſicht und die Spitze der Finger ſichtbar war; ſie war in ſchönen Stoff von hellen Farben gekleidet; ihr Kopfputz beſtand in einem ſchweren Madras, und in der Hand trug ſie eine große Spritze. Man ſagte mir, dieß ſey das Coſtum der Frauen von Mockeren; ſie hatte darin weder Taille noch Bruſt, und ſah wie eine groteske Fee aus einem Kindermährchen aus. Sie beſpritzte das Dach

aus gefirnißten Ziegeln, obgleich in demſelben Augenblicke ein ſanfter Regen ihren Bemühungen zu Hülfe kam. Der Regenbogen — eine in Holland ſeltene Erſcheinung — der in dieſem Augenblicke ſichtbar wurde, beſchillerte mit ſeltſamen Farbentönen dieſe große Maskeradenfigur, welche nun, nachdem ſie die Spritze aus der Hand geſetzt hatte, mit einem blumenbemalten Beſen ihr Werk vollendete. Nichts, was ich bis dahin erblickt hatte, ſchien mir mit dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung, mit dieſem ganz unerhörten Hauſe vergleichbar. Ich war nicht mehr in Dortrecht, ſondern in Ho-Nan! —

— Amſterdam iſt zu dieſer Stunde unbeſtritten der Mittelpunkt des holländiſchen Handels und Reichthums. Die berühmte Allegorie von Weynings auf den Tod J. de Withs ſchildert trefflich Amſterdams Zuſtand. Es iſt der Streit eines Schwans, der ſieben Eier gegen einen Hund vertheidigt, auf welchen die Namen der vereinigten Provinzen geſchrieben ſind. Seit Weynings hat der belgiſche Hund ungeſtraft den Korb mit Eiern umgeworfen, aber der Schwan entfaltet noch immer ſeine blutenden Schwingen ſchirmend über Amſterdam. Er bedeckt ſorglich, was noch von Induſtrie, Patriotismus und Erinnerungen dort im Volke lebt. Es iſt eine ſeltſame Stadt; ungeheuer, umſchleiert, ungekannt, als läge ſie in Indien; das Bürgerthum des alten Bataviens mit ſeinen Gebräuchen und Gewohnheiten, der wankende Chriſtenglaube und das Judenthum neben der Reformation haben hier Schutz gefunden. Eine ſtille, glückliche, ruhige Stadt heute, morgen in Aufruhr, ihre Rechte laut vertretend; eben ſo volkreich, wie Venedig traurig iſt, ſtrenge wie Rom, reich wie London, deren Kanonen ſelbſt die neue Welt erſchütterten und deren ſchönſter Titel immer bleiben wird: die erſte Bürgerin der Welt! — Amſterdam iſt eine einzige Stadt, ein eben ſo eigenthümlicher als großer Ausdruck der holländiſchen Geſchichte und Geſellſchaft.

Man muß geſtehen, daß der Einfluß der großen religiöſen Revolutionen noch heute Amſterdam einen ſtrengen und trüben Charakter gibt. Die Kirchen ſind feucht und leer, und wenn die holländiſche Sprache ſchon auf dem Theater einen komiſchen Anſtrich hat, ſo hat ſie ihn noch viel mehr im Munde der Domines oder Geiſtlichen auf der Kanzel. Dieſe Herren ſprechen nicht, ſondern pfeifen ihre Predigten im eigentlichen Sinne von einem Ende zum andern uniſono ab. Gewöhnlich hört die ganze Verſammlung einſtimmig ſchlafend zu. Die große Kanzel von geſchnitztem Holze und eine Menge kleiner Triangel, mit Lichtern beſteckt, ſind die ganze Pracht bei allen Feſten, und die Frauen ſitzen hinter ſchweren Gittern von Kupfer wie Nonnen da.

Als wir nach Amſterdam kamen — es war in der Charwoche — erblickten wir in langer Reihe Wagen ohne Räder, die man Slee nennt, mit magern Kleppern beſpannt, die mit rothem Federbuſch prangten. Der Eingang zum Voorburgwall war ganz verſtopft mit Schleiern, Mänteln und Nonnentüchern; die berühmte Kanzel dieſer Kirche, ein Meiſterſtück Vinkenbrinck's, wiederſtrahlte von tauſend Kerzen, und der heiligen Woche zu Ehren ließ man die große und kleine Orgel ertönen. Der Prediger ſprach an dieſem Abend franzöſiſch, das er nur ſehr ſchlecht konnte. Das blaue und rothe Coſtüm der Waiſenkinder und die bunten Röcke einiger frieſiſchen Bäuerinnen ſtachen angenehm unter der Menge ſchwarzer Kleidungen ab. Dieſe holländiſchen Büßenden und Andächtigen ſaßen gerade und geſchniegelt da, wie Lady Weſtern in Tom Jones; die jüngſten ließen nicht mehr wie zwei Locken von ihren Haaren ſehen, die zwar weich und ſeiden ſchienen, aber geſchmacklos wie Korkzieher längs der Backen herunterfielen. Trotz dieſer Steifheit waren einige dennoch ganz göttlich, „ein Päckchen Lilien und Roſen", wie Carmontelle ſagte. Die Mütter und Alten klebten eben ſo zwei Locken an ihre Schläfe, aber nicht von Haaren, ſondern von weißem Draht, welches ihnen ganz das Anſehen von Hexen gab. Ich habe nie den Ramadan mitgemacht, aber dieſer Einzug in Amſterdam während der heiligen Woche ſchien mir ſo etwas Aehnliches zu ſeyn.

(Im nächſten Hefte die Fortſetzung.)

Digitized by Google

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Paris.

— Man ſagt mit Gewißheit, Talleyrand werde in dieſem Sommer Theil an der mineraliſchen Waſſer-Politik nehmen, das heißt unſerm Badecongreß beiwohnen. Er hat ſich den Reizen des Landlebens entriſſen, um in Paris ſeine Anſtalten zur Reiſe zu treffen. Die Herzogin von Dino iſt bereits in Baden eingetroffen, um dort Alles zu ſeinem Empfange vorzubereiten. Zur Unterhaltung fährt der alte Diplomat indeſſen drei Mal in der Woche nach Neuilly, um in dem Hauſe zu Mittag zu ſpeiſen, wo er unter dem Konſulat gewohnt hat und die Ehre hatte, Napoleon Bonaparte zu einer Kaninchenjagd einzuladen. Jetzt wohnt bekanntlich der König dort.

Prag.

— Die Nachricht von der Abnahme der Kräfte Karls X., dem die Aerzte nur noch ein kurzes Leben verhießen, ſetzte bereits die hier lebenden Franzoſen in die größte Trauer, als die Kunde von dem Kränkeln des Herzogs von Bordeaux dieſe noch bedeutend vermehrte. Das Kind von 15 und der Greis von 78 Jahren, Beide ſollen von den Aerzten aufgegeben worden ſeyn. — Der Tod und die Politik ließen hier keinen Unterſchied der Jahre gelten.

Danzig.

— Ein Schiff mit ruſſiſchen, zur Revue nach Kaliſch beſtimmten Kanonen, iſt in der Mitte Juni auf der Danziger Rhede angekommen. Die Kanonen ſind bereits in Oderkähne übergeladen worden, von denen jeder

Einzelne, wegen des niedern Waſſerſtandes der Weichſel, nur wenige hat einnehmen können. So werden die Kanonen bis Dobrzyn gebracht, und haben von dort nur noch 15 Meilen bis Kaliſch.

Kopenhagen, 23. Juni.

Vor einigen Tagen ſchloß der Schauſpieler Nielſen (auch in Deutſchland bekannt) den Cyclus von öffentlichen Vorträgen, in denen er eine Sammlung ausgezeichneter parlamentariſcher Reden (z. B. von Courrier, Colard, Conſtant, Foy, Dupin, Thiers, Chateaubriand) in trefflicher däniſcher Ueberſetzung rezitirt hatte. Bei einem höchſt ausgezeichneten Publikum haben dieſe Studien der politiſchen Beredſamkeit anhaltend großen Beifall gefunden, und ein ähnlicher Curſus, beſonders von engliſchen Reden, iſt ſchon für den nächſten Winter angekündigt.

Literariſche Ueberſichten.

VITA DI GIORGIO LORD BYRON.

Das Leben Lord Byron's, von Joſeph Nicolini, iſt in 4 Bänden bei Truffi und Comp. in Mailand erſchienen. Der Verfaſſer deſſelben hat ſich ſchon früher durch eine treffliche Ueberſetzung von Byrons Werken bekannt gemacht.

OUTRE-MER.
von Louis de Maynard.

Ein merkwürdiges Buch, deſſen Inhalt wir hier kurz angeben wollen.

Ein Menſchenfreund läßt einen jungen Mulatten von la Martinique in England erziehen. Ein ſeltſames Geſchenk für ein armes Kind, das urſprünglich dazu beſtimmt iſt, in den Zuckerrohrfeldern unter der Peitſche des Aufſehers zu keuchen. Marius, dies iſt der Name des 23jährigen Mulatten, kehrt nach ſeiner Inſel zurück, nachdem er die engliſchen Univerſitäten beſucht hat. Kaum hat er den Boden ſeiner Heimath betreten, ſo fühlt er, wie verderblich die vermeinte Wohlthat ſeines Beſchützers ihm wird. Marius hat die Einſicht eines Weiſen, aber die Farbe eines Mulatten, und nur die Farbe entſcheidet hier! — Dies erregt die furchtbarſten Leidenſchaften in ihm, die wie eine Schlangenbrut in ſeinem Herzen ruhen, von der warmen Sonne der Intelligenz ausgebrütet. Seine Liebe iſt zu edel für die Weiber ſeiner Kaſte, die ſich den Ausſchweifungen der jungen Pflanzer überlaſſen, und den weißen Frauen ſcheint ſeine Liebe wiederum eine Entwürdigung zu ſeyn. Marius entſchließt ſich endlich eine Frau zu kaufen. So wird er der Gatte einer Negerin von 15 Jahren; allein dieſe verzweiflungsvolle Ehe kann ihm kein Glück bringen, Geiſt und Herz finden keine Befriedigung, und die Schwarze betrügt ihn, um Ringe und Halsbänder zu erhalten, weil das arme afrikaniſche Weib nicht weiß, was die Untreue in der Ehe iſt. Hier bricht nun in Marius die wildere Natur deſto heftiger hervor, je länger und ſtärker ſie in ihm zurückgedrängt worden war. Er tödtet den Verführer, den er bei ſeinem Weibe überraſcht. Es iſt der Sohn des alten, ehrwürdigen Marquis von Longuefort, ſeines Wohlthäters, der keine Ahnung davon hat, daß er der Mörder ſeines Sohnes ſeyn könne. Marius ſieht nun die Tochter des Marquis, und eine verzehrende Liebe ergreift ihn. Man muß das Buch des Herrn de Maynard ſelbſt geleſen haben, um zu begreifen, welche Schrecken die Liebe eines Mulatten zu einer Weißen begleiten. Sie

endet mit dem Verderben Aller, die Kolonie wird eingeäſchert, geplündert, ein Negeraufſtand entſteht, Marius mordet ſeine Geliebte und zuletzt ſich ſelbſt. Doch bevor er ſich dem Tode weiht, enthüllt ſich das Fürchterlichſte: der Mulatte iſt der Sohn des alten Edelmanns. — Der Verfaſſer iſt lange an Ort und Stelle den Debatten jenes großen Prozeſſes der geſammten Menſchheit gefolgt, und hat die Charaktere und Orte genau ſtudirt. Ein herrliches, kühnes Bild iſt der alte Marquis, ein Greis aus dem vorigen Jahrhundert, ſtreng und gerecht, ein Herz von Eiſen, den ſelbſt das Unglück nicht beugen kann. Die Localfarben ſind oft reizend, das Leben der Sclaven, die Zuckererndte und dgl. wechſeln mit den erſchütternden Scenen des Romans.

THEATER.

Lustspiele von J. v. Plöz.

(München. Franz. 1835.)

Stolz der Geburt und Stolz des Glücks. Die Choleramanen. Abenteuer in der Neujahrsnacht.

Herr v. Plöz in München, ein gewandter Schriftſteller in dieſem Fache, gibt uns hier gut angelegte und raſch dialogiſirte Luſtſpiele, die ſchon deshalb empfehlenswerth ſind, weil ſie dieſſeits des Rheins entſtanden.

Zwei davon, das erſte und dritte, haben ſich auch ſchon bei der Aufführung bewährt; namentlich iſt das letztere über 50 mal in Berlin gegeben worden. Der Verfaſſer ſoll hierin eine Aufmunterung finden, bis zur Erſcheinung eines zweiten Bändchens ſeinem Talente keine Quarantaine aufzulegen. Er würde jedenfalls in dieſen Zeiten der Noth mit einer neuen Spende willkommen ſeyn.

Lustspiele von J. R. Lenz-Kühne,

Mitglied des Stadttheaters in Hamburg.

(Mainz. Kupferberg. 1835. 2 Bde.)

Der erſte Band enthält: Die Nacht der Irrungen; Katharina II. und ihr Hof; die vornehme Welt in der Bedientenſtube; Carl II. oder ein fürſtliches Abenteuer in der Taverne, das auch den Titel führt, der luſtige Monarch.

Im zweiten Bande finden wir: Margarethe v. Valois und die Mißvergnügten im Jahr 1579 und Hochmuth kommt vor dem Fall. Es iſt zu verwundern, wie Lenz, ein gebildeter Mann, und ſeit Jahren mit dem Theater vertraut, in der Wahl ſeiner Stoffe ſo irre greifen konnte, daß keines ſeiner Stücke je und irgend das Licht der Lampen erblickte. Es ſind übrigens nur Ueberſetzungen franzöſiſcher und engliſcher Stücke. Der luſtige Monarch iſt von Iffland unter dem Titel: Jugendjahre Heinrichs IV. auf die Scene gekommen. Die Proſa in den vorliegenden Arbeiten iſt gewandt; die Verſe hingegen gezwängt.

Der Nasenstüber. Der Zeitgeist. Der Müller und sein Kind. Drei Stücke von Raupach. (Hamburg. Hoffmann und Campe. 1835.)

Alle drei, hinlänglich durch die Aufführung bekannt, erſcheinen nun gedruckt. Es läßt ſich nicht viel mehr darüber ſagen, da das Kapitel „Raupach" vor dem leſenden und zuſchauenden Publikum hinlänglich erſchöpft iſt. Wahr bleibt es, Er iſt der einzige, der jetzt das Theater beherrſcht. Der Naſenſtüber iſt zwar luſtig, aber oft trivial, und machte keine beſondere Wirkung bei der Darſtellung. Der Zeitgeiſt iſt vielleicht die beſte

Digitized by Google

Poſſe, die in neuerer Zeit geſchrieben wurde, und verfehlt ihre Wirkung, bei guter Darſtellung, nie. Der Müller und ſein Kind hat gute Elemente, die Sprache iſt einfach, natürlich und rührend, aber der Hauptcharakter des Müllers mit ſeinem gemeinen Geiz, und den perſönlichen Beigaben der Schwindſucht, wirkt im höchſten Grade abſtoßend, und wurde dem Ref., ſelbſt von Devrient dargeſtellt, unerträglich. Die Franzoſen haben dieſelbe ſchleſiſche Volksſage in ein obſcönes Vaudeville „la nuit de Noël“ hineingebracht, das aber ſonſt keine Aehnlichkeit mit Raupach's Schauſpiel hat.

L'ENDROY'S DICTIONAIRE.

— Das neue franzöſiſch-deutſche, und deutſch-franzöſiſche Wörterbuch von J. Lendroy, bei Sauerländer in Frankfurt, verdient die regſte Anempfehlung. Der beſte Prüfſtein des Werthes eines ſolchen Werkes iſt der Gebrauch. Wenn nun dieſes Wörterbuch Aufſchluß ertheilte, wo viele andere ältere und neuere Wörterbücher den Suchenden im Stiche ließen, ſo ſpricht dies wohl hinlänglich für den ausgezeichneten Werth deſſelben. Hiezu kommt noch, daß der Preis nur gering iſt, und die Ausſtattung zwar nicht übermäßig elegant genannt werden kann, jedoch auch nicht ſo eng zuſammengedruckte kleine Lettern zeigt, die den Augen ſchädlich ſind. Man wird auch in dieſer Hinſicht befriedigt werden.

L.

Kunst.

— In Magdeburg hat ſich ein Kunſtverein gebildet, deſſen Protectorat der Prinz Albrecht von Preußen übernommen hat. Die Aufforderung zum Beitritt und das Statut theilt das „Muſeum von Dr. Kugler“ mit. (N. 27. 28. 6. 13. Juli.)

Theater.

— ** Am 16. Juni gab die italieniſche Operngeſellſchaft in Wien ihre letzte Vorſtellung. Sie beſtand aus dem zweiten Akt des Elisir d'amore, dem Final Sextett des Furioso (Beides Donizetti'ſche Opern), und dem erſten Akt von Bellini's Sonnambula. Das Publikum nahm von den ſcheidenden Künſtlern einen ſelten erlebten enthuſiaſtiſchen Abſchied. Die beliebteſten Sängerinnen waren die Schütz-Oldoſi und die Tadolini; unter den Sängern gefielen beſonders der Tenor Poggi, der Baſſiſt Cartagenova und der Buffo Frezzolini.

— In Italien machen in dieſem Augenblicke folgende deutſche Künſtler Aufſehen: Madame Schütz und der Tenor Winter, in Bergamo; Dem. Louiſe Gned in Pavia, und Herr Schober in Ravenna.

— Die 130ſte Vorſtellung des „Robert“ von Meyerbeer hatte das große Opernhaus in Paris, trotz der ungeheuern Hitze, wieder überfüllt. Man wird nicht ſatt dieſe Glanzvorſtellung zu bewundern.

Industrie.

Venedigs Theriak. Wer kennt nicht den einſt ſo berühmten Theriak, wer hörte ihn nicht preiſen als bewährtes Mittel gegen alle Uebel? Er galt lange als eine Univerſalmedizin, unfehlbarer als jedes andere Lebenselixir. Andromachus aus Creta, Leibarzt Nero's, war der Erfinder dieſer Weltarznei. Ihre Bereitung iſt längſt kein Geheimniß mehr, alle alten Pharmakopöen enthalten das

Recept; es beſteht aus 66 verſchiedenen Ingredienzien. Der zu Venedig bereitete Theriak behauptet ſeit lange den Vorzug vor allen andern und ward ein bedeutender Handelsartikel. Damit er es auch bleibe, hatte die Regierung der Republik für die Fabrikation deſſelben ganz beſondere Vorſchriften erlaſſen, und das Privilegium hiezu nur gewiſſen Begünſtigten ertheilt. Auch jetzt noch beſtehen dieſe Anordnungen wie zur Zeit der Republik. — Der Apotheker, der eine Quantität Theriak bereiten will, muß dazu von der Sanitätsbehörde die Bewilligung anſuchen, die ihm nur einmal, oder höchſtens zweimal im Jahre ertheilt wird. Die Ingredienzien, aus denen die Arznei verfertigt werden ſoll, werden dann in zierlichen Gefäßen, mit goldenen Aufſchriften vor der Apotheke ausgeſtellt, dazwiſchen prangen in eleganten Töpfen blühende Exemplare der Pflanzen, welche getrocknet in den Gefäßen aufbewahrt werden. Diejenigen Pflanzen, die nicht in friſcher Vegetation zu haben ſind, werden abgebildet, meiſtentheils in Oel gemalt, dazu gehängt. Dieſe Ausſtellung dauert drei Tage. Es ſteht jedem Vorübergehenden frei einzutreten und ſich von dem guten Zuſtande dieſer Ingredienzien zu überzeugen. An dem zur Bereitung beſtimmten Tage begibt ſich ein Mitglied der Sanitätsbehörde mit mehren Aerzten und Kunſtverſtändigen in die Apotheke, um das Material zu beaufſichtigen. Dann wird es in große Mörſer vertheilt, die ſich auf der Straße vor dem Apothekerladen in langen Reihen befinden. Bei jedem ſteht ein ſtarker Laſtträger, feſtlich gekleidet und auf ein gegebenes Zeichen fängt man an, mit großen eiſernen Stößeln, in abgemeſſener Cadenz darauf loszuſtampfen. Der Abgeordnete empfängt nun ein kleines Geſchenk an Blumen und Gewürzen, und läßt einen Unterbeamten zurück, der während der Bereitung zugegen bleibt. Dies Zermalmen dauert 8 Tage, am 9ten werden die Pulver in einen großen Keſſel gebracht und mit einer gleichen Quantität Honig gemiſcht. Das Ganze bleibt nun einige Zeit ſtehen, wird hierauf in blecherne Büchſen gefüllt, dieſe mit einem gedruckten Umſchlage verſehen, und in alle Welt geſandt. Die Republik gewann durch dieſen Handel jährlich 120000 Silberdukaten, ungefähr ½ Million Franken.

(Mailänder Echo.)

Aus der Geſellſchaft.

— Es iſt ernſtlich die Rede davon, dem Prinzen von Syracus, bei ſeiner Rückkehr nach Paris, ein glänzendes Feſt à la Louis XIV. zu bereiten. Es ſind bereits mehre Vorſchläge gemacht worden. Man hat ſich für ein nächtliches Fackelfeſt entſchieden, das in Verſailles gehalten werden ſoll. Der ganze Park wird erleuchtet werden; Triumphbögen und lange Flammenfaçaden mit brennenden Inſchriften, ſtrahlenden Genien u. ſ. w. werden alle Boskets erhellen; in dem einen Trianon wird ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt; in dem andern wird eine brennende Glutpfanne, wie in den Rieſenmaſchinen von Birmingham, die Finſterniß verſcheuchen. Von all dieſen Feuerkünſten umgeben, werden die Waſſerkünſte ſpringen. Mehre Orcheſter werden auf verſchiedenen Punkten des Parks ſich vernehmen laſſen. Im Hintergrund der großen Allee werden Phantasmagorien, nach Art des wilden Heeres im Freiſchützen vorüberziehen, und ein Ballet von blitzenden Salamandern wird wie ein

Heer von Johanniskäfern auf dem grünen Raſen herumſpringen. Die Tafel wird in der großen Gallerie gehalten werden, und dem Publikum der Zutritt geſtattet ſeyn.

Vermiſchtes.

— Tivoli in Paris hat dieſen Sommer wieder ſeine alte Vogne erhalten. Es hat Alles aufgeboten, um das Publikum anzuziehen. Es gibt Sonntags und Dienſtags Feſte, die aus verſchiedenartigen Elementen beſtehen. Die Letztern ſind für die höhere Geſellſchaft, die Erſtern mehr für das Volk. Das Feuerwerk am Sonntage beleuchtet ſtets pittoreskere Gruppen. Ueberdieß beſtreben ſich die Nachbarn des Gartens, den Feſten Epiſoden einzuſchalten, von welchen die Zettel nichts berichten. Das Schuldgefängniß nämlich ſchaut mit allen ſeinen Fenſtern in Tivoli hinein. Mitten im Tanzſaal erblickt man wie eine finſtre Decoration jenes große Gebäude, mit ſeinen eiſernen Gittern. Am vergangenen Sonntage, mitten im Tanzen hörte man plötzlich Heulen, Miauen und Brüllen, als wenn eine ganze Menagerie wild würde, zum großen Entſetzen der Anweſenden. Die Herrn Schuldner unterhielten ſich nach ihrer Weiſe. Sie klebten an den Gittern ihrer Käfige, und bildeten ombres-chinoises auf dem erhellten Hintergrund derſelben, während ſie ihre Stimmen erprobten und von der Freiheit des Schreiens nach Kräften Gebrauch machten. Ihre Kehle iſt den Zwanggeſetzen nicht verfallen.

— Meyerbeer's neues Werk führt nur den proviſoriſchen Titel: „Die Bartholomäus-Nacht." Der Stoff iſt jedoch jenem traurigen Ereigniß entlehnt.

— * Deutſche Sprache in Italien. In Mailand lieſt man an einem Laden, wo nach feſtgeſetzten Preiſen verkauft wird, mit goldenen Buchſtaben: Fixen Preußen. (Fixe Preiſe.) — 1830 erſchien ebendaſelbſt eine Ueberſetzung des Agathokles von Frau von Pichler, mit dem deutſchen Motto: „Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht," von dem Verleger geziert. Der Setzer, der nicht deutſch verſtand, verwandelte es in: Das Leben iſt nichts das Hochſtes das gutes, und mit dieſem inhaltſchweren Motto wurde die 1000 Exemplare ſtarke Auflage in die Welt geſchickt. — Ein Mann, Namens Dominicus Padoan hatte einen Zwerg, mit dem er nach Deutſchland reiſen wollte, um ihn für Geld zu zeigen. Da er ſich bewußt war, die deutſche Sprache vollkommen zu kennen, ſo ließ er in Udine, einige Stunden von der deutſchen Gränze, folgende Ankündigung drucken, um ſie bei ſeinem Eintritte in Deutſchland gleich bei der Hand zu haben:

Ritratto del Nano d'anni 16 di nascita Schiavo (Sclavonier), nato da madre Vecchia.

Nachricht dem Publicum:

In das Haus des Dominicus Padoan, hat die Ehre einen Zwerg der 16 Jahr ſeiner Alter, ſehen zu laſſen; weſſen Kleinigkeit zeigt, ein dreijähriges Kind zu ſeyn.

Dieſer Junge iſt vieler Beſchaffenheiten verſehen, das ihm des Publicum Aufmerkſamkeit würdig macht.

Vor daß man ihn aus-ſtellte, wurde von weiſer Artzney-Profeſſoren in Padova und Venedig unterſucht, und haben inh Gebrechenlos geſunden, und erlaſſen die Beſchrei-

bung ſeiner Perſönlichkeit, welche bei ihm ſelbſt zu finden iſt.

Er blaßt etliche Inſtrumenten, welche in ſeinem Lander gebrauchen, mit der großte Genauigkeit.

Schmeichelt ſich der Padoau von einem Zulauf beehrt zu werden, und einen gutigen Nachſicht zu erhalten.

Man zahlt } auf die 1ten Platzen Kr.
auf die 2ten Platzen Kr.

Ohne einſchrecken die Groſsmuthigkeit des Herrn.

Gedruckt beim Liberale von Wendrame.

Herr Marfano, der dieſe Curioſität in der Bohemia mittheilt, verbürgt die genaue Abſchrift und hat das Original dem Redacteur jener Zeitſchrift zur Anſicht mitgetheilt.

— In Rennes werden die Leute, welche Schmutz und Kehricht von der Straße entfernen, mit einem neugeſchaffenen Ausdruck: Répurgateurs, bezeichnet.

Anecdote.

— Als Piron, der Verfaſſer der Metromanie, Mitglied der Akademie werden wollte, warnte Voltaire vor ſeiner Aufnahme, und meinte, dieſem Menſchen könnte es ſogar einfallen, daß er in ſeiner Antrittsrede ſelbſt dieſen gelehrten Körper beleidige. Man ſchwankt nun zwiſchen Ja und Nein, bis man ſich entſchließt, den Abbé de la Ville, einen alten Diplomaten, an ihn abzuſenden, um ſeine Geſinnungen zu erforſchen. Piron iſt ganz gerührt von der Ehre dieſes Beſuchs, und der Abbé verſichert ihn, daß ſeiner Aufnahme kein Hinderniß im Wege ſtehe, wenn man nur vorerſt ſeine Antrittsrede kennen würde. — „Meine Antrittsrede?“ ſagt Piron, „die ſoll in acht Tagen fertig ſeyn.“ — „Und Sie wollen ſie mir mittheilen?“ — „Von Herzen gern.“ — Und nach acht Tagen erſchien der Abbé wieder. Piron iſt fertig und verſichert, daß er ſich ganz kurz gefaßt habe. Der Abbé will nun die Rede ſehen. Piron aber bittet ihn, ihn anzuhören. Ich denke mir das Ding ſo, fängt er an, am Tage der Aufnahme begebe ich mich in den Sitzungsſaal. Der Präſident ſteht auf und ſpricht: „Herr Piron, die Akademie nimmt Sie zu ihrem Mitgliede auf.“ — Hierauf ſetzt er ſich. Ich aber verneige mich tief und erwidere: „Herr Präſident, ich bedanke mich vielmals.“ — Darauf ſteht er wieder auf und ſpricht höflich: „Sie haben wahrlich keine Urſache.“ Aber dies Bonmot ſchloß ihm die Thür der Akademie auf immer.

Adolf Bäuerle.

— '' Bäuerle, Redacteur der Wiener Theaterzeitung, läßt wieder auf die bekannte Hanswurſtmanier in öffentlichen Blättern für ſich betteln. Dieſe Bettelei ſoll „humoriſtiſch-jokos-ſatyriſch“ ſeyn. Damit begnügt er ſich aber nicht; er muß noch etwas Ernſtes hinzufügen, und das iſt eben das Luſtigſte bei der Hanswurſtiade. Er ſpricht zu jeder deutſchen Provinz insbeſondere. So wendet er ſich z. B. in der Breslauer Zeitung an alle verehrliche Zeitungsfreunde in Preußiſch-Schleſien (die aus dem öſtreichiſchen Antheil kann er nicht brauchen), und zwar wieder nur an ſolche, die den heurigen (!) erſten halben Jahrgang der Wiener Theaterzeitung zu beſitzen wünſchen. Er macht dieſen verehrlichen Herren die Propoſition: ſich mit 24 fl. C. M. oder 16 Thaler ſächſ. zu pränumeriren, und zwar vom 1. Januar bis Ende December 1835 oder vom 1. Juli 1835 bis Ende Juni 1836. Wie man ſieht, etwas Nagelneues, es wäre ihm übrigens Beides ganz recht; nur je mehr, je beſſer! Er verſpricht größte deutſche Bühnenkünſtler in ganzer Figur und in Stahl, und vieles Andere nach; Referent kann aber verſichern, daß ſeit dem 1. Jan. 1835 bis 1. Juli 1835 außer dem Komiker Neſtroy kein größter Bühnenkünſtler in der Th.-Z. erſchienen iſt. Im vergangenen Jahre kündigte der Ehrenmann ein

Pfennig=Magazin an, das nicht weniger als 30 Gulden koſten ſollte. — An die verehrlichen Schriftſteller in Preußiſch=Schleſien ſtellt er auch noch eine Bitte, und lockt, um ſie zu kirren, zuerſt ihre herrliche Provinz, von der dieſer alte Leopoldſtädter aber eben ſo wenig, wie vom übrigen Deutſchland, einen Begriff hat. Er bietet ſechs Dukaten in Gold für jeden Beitrag, der den Intereſſen und Wünſchen der Bewohner des ſchönen preußiſchen Schleſiens angemeſſen iſt; auch für Correſpondenz=Artikel über das Theater, aber nur die wichtigſten Erſcheinungen deſſelben und dieſe in humoriſtiſcher Einkleidung, weil nichts langweiliger iſt, als ein langer trokkener Theaterartikel, wie er ſagt. Man kann hier mit Recht hinzufügen, wie ſie die Zeitung des vortrefflichen Bäuerle ſtets über die Leiſtungen der Wiener Theater zu bringen pflegt. Man begreift nur nicht, warum gerade die Theater in Preußiſch=Schleſien eine Ausnahme machen ſollen? Solche Beiträge werden nun — ſagt er ferner — dem geiſtvollen Schleſier Antheil und Würdigung abgewinnen. Aber auch andere Mittheilungen, die den geiſtvollen Schleſier nicht intereſſiren, werden ihm willkommen ſeyn. Für jede gut geſchriebene Original=Erzählung, für jeden pikanten! jokoſen! und ſatyriſchen! Aufſatz zahlt er jenes Honorar und noch mehr, ſchließt aber lyriſche Beiträge aus, die er nun einmal platterdings nicht leiden kann; das Honorar zahlt er nicht, wie andere Redactionen, ſondern immer baar — ei! Potztauſend! — und nennt es dann einen Ehrenſold. Einen Ehrenſold von Bäuerle! Wie die deutſchen Schriftſteller darnach geizen! — In unſerem ſchwäbiſchen Merkur forderte er die Schriftſteller des ſchönen Würtembergs eben ſo auf, ſich der Trommel ſeines Hanswurſten anzuſchließen. Nur unſern Lyrikern will er dieſe Ehre nicht geſtatten. Und doch hat die Theaterzeitung oft recht erbauliche Lieder in der bekannten Saphir'ſchen Manier: »Warum — Darum.« Uhland, Schwab, Pfizer, Hoffmann v. F. und die andern Lyriker werden tief gekränkt geweſen ſeyn, als ſie Bäuerle's Abneigung erfuhren. Sie mögen ſich aber tröſten, denn Bäuerle kennt ihre Namen nicht einmal, und weiß überhaupt ſo wenig von der deutſchen Literatur, wie ein Chineſe. Er bildet ſich ja ein, daß die Theaterzeitung ein geſchätztes Blatt ſey, und hat keine Ahnung davon, daß die abgedroſchenen Witzeleien, der ſogenannte Humor, das Weltpanorama, ſein Athen in Griechenland und Kaſan in Rußland, der heurige Jahrgang und die Ankündigungen mit und ohne Hanswurſt, kurz die ganze ignoble Charlatan=Wirthſchaft in Deutſchland verlacht, von den Schriftſtellern außer Oeſtreich unbeachtet, und von denen, die ſein Treiben durch Zufall beſſer kennen gelernt haben, total verachtet wird. Die Bäuerle'ſche Theaterzeitung erhält ſich hauptſächlich in der Sphäre der kleinen Theater und ſchlechten Komödianten, durch den ganz gewöhnlichen Klatſch, der darin enthalten iſt, und zählt ihre meiſten Abonnenten blaß durch die ſeltene Beharrlichkeit und Ausdauer, womit ihr trefflicher Redacteur die Zuſendungen macht und den Betrag gar geſchickt einzutreiben weiß. Kein Künſtler kommt nach Wien, dem dieß Blatt nicht ſogleich in vielen vollſtändigen Jahrgängen in den Gaſthof geſchickt wird, u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. — — Und dieſe Schmeißfliege ſummt nun, wenn auch nicht in der Literatur, doch am literariſchen Markte; aber es gibt noch Mittel, ſie in die beſcheidenen Gränzen zurückzuſcheuchen, die ihr, ihrer Natur nach, angewieſen ſind. Referent hat hiezu vielfach Mittel in Händen, die er ohne alle Rückſicht geltend machen wird.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſen mit dem heutigen Hefte:

1) eine treue Abbildung eines engliſchen Hundekampfes, der Seite 128 beſchrieben iſt;
2) Bow=Street in Edimburg, deren ſich die Verehrer Walter Scotts nach aus dem Romane: »das Herz von Middlothian« (der Kerker von Edimburg) erinnern werden, der in dieſer pittoresken Straße ſpielt. Sie liegt in der Altſtadt und führte nach Graß=Market und dem alten Tolbaoth, das jetzt zerſtört iſt. Der Laden von Saddletree, dem rechtsgelehrten Sattler, war hier.
3) ein Modebild, enthaltend zwei männliche und zwei weibliche Figuren, nach dem ausgeſuchteſten und neueſten Pariſer Geſchmack. Beſonders iſt der auf orientaliſche Weiſe verfertigte, offene Ueberrock der ſitzenden Dame bemerkenswerth, peignoir genannt. Alle dieſe reichen Negligés, dieſe weichen, elaſtiſchen Babouchen, dieſe leichten Echarpen, ſtammen aus dem Orient. Der Peignoir, den wir auf dem Bilde ſehen, iſt mit offenen Aermeln, und einem Gürtel von ſehr dicken ſeidenen Schnüren, faſt wie Taue, die ganz loſe geſchlungen werden, ſo daß man das Unterkleid ſieht, und die Dame unter dem reizenden Negligé im blendendſten Putz erſcheinen kann. Das Andere bedarf keiner Erklärung.

Herausgegeben von Auguſt Lewald.

Digitized by Google

F r a n k r e i c h.

Merkwürdiger Kriminalfall.

Uns ſcheinen Fälle wie der gegenwärtige, die verſchiedenen Intereſſen, welche bei den gerichtlichen Verhandlungen berührt werden, die Ausſagen der Zeugen, das Benehmen des Publikums und der Richter, die Reden der Advokaten und die Aeußerungen der verſchiedenen Tageblätter bei ſolcher Gelegenheit mehr als Alles im Stande, die Beſchaffenheit der Geſellſchaft und ihren Charakter in Frankreichs Hauptſtadt in's rechte Licht zu ſetzen. Wir bitten unſere Leſer, aus dieſem Geſichtspunkte allein dieſe Mittheilung zu betrachten, nicht aber zu glauben, als ſetzten wir uns die Aufgabe, den oft wahrhaft peinlichen Verhandlungen der franzöſiſchen Gerichte Schritt vor Schritt zu folgen, oder mit der Herzählung roher Ausbrüche entarteter Sitten unſere Blätter zu füllen. Nächſt dem pſychologiſchen Intereſſe bietet dieſer Fall noch überdieß ein anderes, höchſt wichtiges, die Geſchworenen-Gerichte betreffend. Hier wurde ein Urtheil gefällt, weil die Geſchworenen ihr Schuldig ſprachen; die Sache ſelbſt iſt jedoch noch immer, wie es ſcheint, in einen Schleier gehüllt, der in hohem Grade geheimnißvoll genannt werden darf.

Was wir hier geben, iſt eine einfache Erzählung der Thatſachen, die Phyſiognomie der Sitzungen, die Reſultate des Verhörs und die verſchiedenen Urtheile, welche in Paris curſirten, wie wir ſie aus brieflichen Mittheilungen und den dortigen Flug- und Tageblättern zuſammenzuſtellen vermochten.

* * *

Ein merkwürdiger Proceß beſchäftigte in dieſen Tagen die berühmteſten Advokaten, den Gerichtshof und die große Geſellſchaft in Paris. Nicht eine einzige Bedingung fehlte, um die öffentliche Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Um diejenigen, welche gleich nach berühmten Namen fragen, nach Notabeln und Autoritäten, für dieſen Proceß im Voraus einzunehmen, genügt es zu ſagen, daß die beiden Hauptbetheiligten, der

Sohn eines berühmten Generals der napoleoniſchen Armee und die Tochter eines noch commandirenden Generals der königlichen ſind. Ferner nenne ich Herrn von Semonville, den geweſenen Groß-Referendär der Pairskammer, den Baron de Ris, Pair von Frankreich, und den Baron Lenourri, Generallieutenant, als die Oheime der Betheiligten, ferner die Herrn von Mornay, Frau von Mornay und die Herzogin von Dalmatien, Herrn von St. Aignan, den ſchwediſchen Geſandten, Madame Delphine Gay und ihre Mutter, Frau von Montesquiou, die Herzogin von Maille, die Gräfin Jobal, Orfila, den Herzog und die Herzogin von Vicenza und endlich noch Herrn von Argout, den geweſenen Miniſter des Innern, der trotz ſeines ſchwer zu verkennenden Aeußern lange Zeit am Eingange mit dem Municipalgardiſten ſtreiten muß, der ſich ſtreng an ſeine Vorſchrift haltend, immer in den Bart brummt: „Connais pas." Zu allen dieſen kommen noch als Vertheidiger beider Theile die berühmten Redner und Rechtsgelehrten Odilon-Barrot, Berryer und Chair-d'Eſt-Ange. Muß man nicht geſtehen, daß dieſe Namen genügen, um unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen? —

Es iſt Mitternacht. — Ein junges Mädchen nähert ſich mit langſamen Schritten den Schranken. Ein halber Schleier fällt auf ihr Geſicht und entzieht es den Blicken der Neugierigen; die näher ſtehen, bemerken jedoch edle und regelmäßige Züge, ausdrucksvolle Augen, einen Mund, um den ein wirres Lächeln ſchwebt. Jetzt wird ſie ſprechen. Merkt wohl auf, ihrer Worte Sinn zu erfaſſen, denn in zwei Stunden redet ſie wieder irre.

Bevor wir aber dieſe Worte vernehmen, die ſie mit einer leiſen Stimme vor ſich hinhaucht, wollen wir das Urtheil hören, das die Aerzte über den Zuſtand dieſes Mädchens fällten.

Doktor Bailly ſagt von ihr: Fräulein von Morel iſt wahnſinnig mit lichten Momenten; ſie wird von Nerven-Affectionen heimgeſucht, die ſich periodiſch zu beſtimmter Stunde des Tages einſtellen: unter vier Anfällen iſt einer lang und heftig; er beginnt um vier Uhr des Morgens und endet nach vierzehn Stunden um ſechs Uhr des Abends. Dann kehren ihre geiſtigen Fähigkeiten wieder. Aber um acht Uhr meldet ſich ein neuer Anfall, der bis zehn und ein Viertel dauert, ſie dann wieder verläßt und um eilf Uhr wiederkehrt, ſie um Mitternacht verläßt und dann erſt wieder um vier Uhr mit erneuerter Heftigkeit ſie ergreift. Aber auch von zwei Uhr weniger ein Viertel bis voll zwei Uhr bemächtigt ſich ihrer die Krankheit und ihre Vernunft entweicht auch noch für dieſe Viertelſtunde. Dieß iſt die Klägerin, die

den Augenblick der Abſpannung und Ruhe benützt, um ihren Verführer den Richtern zu bezeichnen.

Jener junge Menſch mit angenehmen Zügen und von edler Haltung, in einen braunen Frack nach neueſter Mode gekleidet, mit einem kleinen Schnurrbarte, iſt Emil de la Roncière, der Beklagte. Seine Augen ruhen auf der Verſammlung. Er drückt ſeinem Vater, dem alten decorirten General dort die Hand, und dieſer ſpricht zu ihm die Worte: „Fürchte nichts, mein Sohn, Du biſt unſchuldig! Sey ein Mann!“

Auf allen Tribunen und Bänken ſieht man eine Menge geputzter Damen, um von dem Aſſiſenhofe ſich einmal erſchüttern zu laſſen, wie es die Melodramenbühne auf dem Boulevard kaum mehr im Stande iſt. Welche Gier in ihren Blicken, um den leiſeſten Umſtand nicht zu verlieren, um ſich keine Thräne des Angeklagten, wenn er deren vergießen ſollte, kein Zucken ſeiner Phyſiognomie, keine Ohnmacht der Klägerin entgehen zu laſſen.

Schon um ſechs Uhr des Morgens wartet man an den Pforten des Gerichtshofes. Der Friſeur war ſchon am Abend vorher beſtellt worden, und vor Tagesanbruch war man friſirt, geputzt, parfumirt, kurz im Stande, in der größten Geſellſchaft zu erſcheinen. Aber noch mehr; ſelbſt verproviantirt hatten ſie ſich, dieſe liebenswürdigen Zuſchauerinnen. Eine Gräfin hatte es nicht verſchmäht, ihr zierliches Körbchen mit einem gebratenen Huhn, einem Brode und einer Flaſche Wein zu verſehen; — ich ſetze voraus, daß er mit Waſſer vermiſcht war. Eine alte Stiftsdame ging noch weiter, indem ſie noch dringenderen Bedürfniſſen vorbeugte; unter ihrer Bank konnte man einen Apparat von Porcellain wahrnehmen, deſſen ſich Herzoginnen wie Bürgerfrauen häufig bedienen, den ſie aber gewöhnlich nicht zur Schau bringen. — Und dabei die Fragen, die von Mund zu Munde gehen! „Iſt der Angeklagte blond, braun, jung, hübſch?“

Nur zu, meine Damen! etwas Geduld! Sie ſollen ihn gleich kennen lernen, betrachten Sie ihn genau, unterhalten Sie ſich, die ganze ernſte Sache wird ja nur verhandelt, ſo ſcheint es, um Ihnen Vergnügen zu gewähren!......

In Saumur lebte der General von Morell als Direktor der Cavallerieſchule, ein Mann von anerkannt biederem Charakter, mit Frau und Tochter von unbeſcholtenem Rufe. Unter den jungen Officieren jener Schule befand ſich Herr de la Roncière, der, man glaubt aus verſchmähter Liebe, das Fräulein von Morell durch gröbliche Aeußerungen beleidigte. Anonyme Briefe, theils mit Schmähungen gegen die Tochter, theils mit Liebeserklärungen gegen die Mutter an-

geſüllt, wurden unausgeſetzt auf verſchiedene Weiſe in das Haus des Generals eingebracht. Verſchiedene Umſtände machten, daß ziemlich allgemein der junge de la Roncière, deſſen früherer Wandel ſtrafbar genannt werden konnte, für den Schreiber dieſer Briefe gehalten wurde. Einſt in einer Abendgeſellſchaft (21. September 1834) beauftragt der General einen Officier des Regiments, de la Roncière aus dem Saale zu entfernen und ihm das Haus zu verbieten. De la Roncière verläßt den Saal, ohne ein Wort zu erwidern. Es wird ihm eröffnet, daß man ihn für den Schreiber jener Briefe hält. Er wird deßhalb zu einem Duell vermocht mit einem andern jungen Officier, Herrn d'Estouilly, einen Freund der Familie Morell. Endlich in einer mondhellen Nacht, vom 23. auf den 24. September vorigen Jahres, hört Fräulein von Morell, die allein ſchläft, ihr Fenſter einſchlagen. Sie ſpringt entſetzt aus dem Bette und ſieht eine finſtere Geſtalt in einem Mantel, die ſich auf ſie ſtürzt, ihr das Nachtgewand vom Leibe reißt, ſie zu Boden wirft, da ſie Widerſtand leiſten will, ſie zu binden verſucht, ſie mit Schlägen überhäuft und auf jede Weiſe mißhandelt, ſie endlich an einem verborgenen Theile ihres Körpers mit einem ſchneidenden Inſtrumente verwundet, und erſt auf das Herbeieilen der Erzieherin des Fräuleins, Miß Allen, einer Engländerin, durch das Fenſter ihren Rückzug nimmt. Fräulein von Morell will im Mondlicht den Herrn de la Roncière erkannt haben.

Es iſt nicht möglich, daß ein Menſch, ohne Gehülfen, die Briefe in das Haus hätte bringen oder den nächtlichen Ueberfall hätte ausführen können. Man bezeichnet als ſolche den Kammerdiener Samuel und die Kammerfrau Genier. Beide ſind bei der Sitzung zugegen. Jener iſt ein Mann mit gemeinen Zügen, in ruhiger Haltung; dieſe ſieht ängſtlich und beſtürzt aus, und iſt auf elegante Weiſe in Modehut und Shwal gekleidet.

Der Angeklagte läugnet Alles auf das Beſtimmteſte, und nur dann und wann wird ein leichtes Achſelzucken an ihm bemerkbar. Sein Vater kann ſich weniger beherrſchen. Er lächelt ironiſch und ſeine Züge verrathen die innere Heftigkeit. Dreißig Zeugen wider und ſechszehn Zeugen für den Angeklagten werden namentlich aufgerufen.

Der Angeklagte wird über ſeinen frühern Lebenslauf vernommen. Es ergibt ſich daraus, daß er 1821 als gemeiner Reiter in das dritte Jägerregiment eintrat, daß er wegen Subordinationsfehler und Mangel an Eifer und Kenntniſſen vielfältig Strafen erleiden mußte und daß er ſieben und dreißigmal im Gefängniſſe war. Seiner Schulden wegen mußte er endlich quittiren und wurde von ſeinem Vater nach

Cayenne geſchickt. 1828 kam er nach Frankreich zurück, nachdem er in der Colonie auch nicht den beſten Ruf hinterließ. Endlich kam er zur Kavallerieſchule nach Saumur, die General Morell commandirte. Eine Verbindung, die der Angeklagte mit einem Mädchen von zweideutigem Rufe unterhielt, war nicht geeignet, ihn in den Augen der Leute zu reinigen. So war die Lage des Angeklagten, als Frau von Morell und ihre Tochter in Saumur den General beſuchten. 1834 ſchien ſich ſein Ruf zu beſſern und er wurde in das Haus des Generals eingeführt, das ſchon ſeit längerer Zeit mit anonymen Briefen, die bald vor Dieſem und Jenem warnten, bald verklagten und drohten, heimgeſucht worden war.

Dieſe anonymen Briefe drängten ſich nun mit unglaublicher Schnelligkeit und forderten Frau von Morell zu Rendezvous auf, beſchimpften das Fräulein von Morel, verkündeten neue Beleidigungen, ſprachen von den Schulden, die de la Roncière hatte, und waren gewöhnlich mit den Anfangsbuchſtaben E. R. unterzeichnet. Der Ton, worin ſie abgefaßt waren, war roh und ungeſittet im höchſten Grade.

Der General, theils durch die Mittheilungen ſeiner Familie, theils durch den ſchlechten Ruf de la Roncière's bewogen, läßt ihn nun eines Abends, als er Geſellſchaft gibt, durch den Kapitän Jacquemin aus ſeinem Salon weiſen. Roncière entfernt ſich, ohne um eine Erklärung dieſes ärgerlichen Vorfalls zu bitten.

Zwei Tage ſpäter will man ihn Abends am Hauſe des Generals lauernd geſehen haben, und Samuel, der zu ihm hinausſchlich, um ihm zu rapportiren. Er hatte einen Ueberrock an und eine Kappe auf. Aber Andere haben ihn zu derſelben Zeit im Theater in Uniform geſehen. Er hat ſogar mit der Familie des Generals geſprochen.

In dieſer Nacht wurde das Fräulein von Morell in ihrem Schlafzimmer überfallen. Der Mond ſchien und ſie will, trotz des Schreckens, der ihr faſt die Beſinnung raubte und ſie unfähig machte, zu ſchreien, den Lieutenant de la Roncière erkannt haben. Die Familie verſchweigt jedoch den Fall und beſucht eine Abendgeſellſchaft, wo das Fräulein ſogar tanzt, ihrer Mutter zu Gefallen.

Der junge d'Eſtouilly, ein Freund des Generals, der ſich ſehr für Marie von Morell intereſſirt, enthält inzwiſchen auch einen anonymen Brief, worin er ein Feiger und Niederträchtiger genannt wird. Er erklärt Roncière für den Schreiber und fordert ihn. Dieſer nimmt das Duell an und verwundet ſeinen Gegner. Später jedoch wird er in die Enge getrieben; man ſagt ihm, daß die Unterſuchung ergeben habe, daß er der Schreiber der Briefe ſey, und er — wie er unter Thränen ſagt — um ſeinen alten Vater, dem er ſchon ſo viel Kummer

gemacht, nicht noch mehr zu betrüben, bekennt, daß er die Briefe geſchrieben habe, in der Hoffnung, daß man jetzt jede weitere Unterſuchung niederſchlagen würde. Er hoffte, daß es mit der Zeit gelänge, den wahren Thäter zu entdecken.

Auch gibt er vor, von dem Inhalte der Briefe nichts gewußt zu haben, weil er ſonſt ſich nie als Verfaſſer ſolcher Abſcheulichkeiten würde bekannt haben.

Nach dieſen Vorfällen verließ Roncière Saumur, und ging nach Paris, wohin ihm Samuel, der aus dem Hauſe gejagt wurde, folgte. Dort will Roncière ihn erſt kennen gelernt haben; er ſuchte ihn auf, um, wie es ganz natürlich war, Aufſchluß von ihm zu erhalten. Aber ſelbſt am Tage der Abreiſe und nachdem ſchon Beide in Paris waren, liefen noch immer anonyme Briefe ein, die zwar von Paris datirt, aber mit dem Poſtſtempel Saumur bezeichnet waren. Die Unterſuchung gegen de la Roncière wird eingeleitet, und man bringt ihn in's Gefängniß, aber noch hören die anonymen Briefe nicht auf. Einige ſind unterſchrieben; einer ſogar mit dem vollen Namen, aber mit dem s ſtatt des c, nämlich E. de la Ronsière. Dem Fräulein von Morell, das mittlerweile auch nach Paris gekommen iſt, wird ein Brief in den Wagen geworfen, ſie erhält einen heftigen Schlag auf den Arm, und die Neckereien hören nicht auf.

In einem Schreiben des Beklagten an den Kapitän Jacquemin finden wir die Stelle: „Sie iſt ein Mädchen von ſtörriſchem Charakter und hatte eine Schwachheit für Jemanden. Da ſie nun einen materiellen Beweis davon bemerkte (man hat mir ihre Schwangerſchaft nicht verheimlicht), ſo mußte ſie ihren Eltern Alles geſtehen, welche, um die Ehre ihrer Tochter zu retten, mich eines doppelten Verbrechens anklagen.“

Er will von Streitigkeiten und Zerwürfniſſen in der Familie gehört haben, woraus er ſich die Muthmaßung von der Schwangerſchaft bildete.

Um halb fünf Uhr wird dieſe erſte Sitzung ſuſpendirt, nachdem noch die beiden Zeugen Samuel und die Genier verhört wurden, welche beide ihre Theilnahme läugnen. Um acht Uhr Abends nimmt die Sitzung ihren weitern Fortgang.

Der Zudrang iſt noch größer, als am Morgen. Schon von ſechs Uhr Abends drängen ſich die Damen hinzu und füllen den ganzen Raum bis zu den Sitzen der Richter. Es bleibt kaum Platz für die Zeugen. Der Präſident befragt de la Roncière, ob er die Abſicht habe, ſeinen Antworten von dieſem Morgen neue Erklärungen hinzuzufügen. Er verneint es. Er wolle bloß die materielle Möglichkeit beſtreiten,

in das Zimmer des Fräuleins von Morell einzudringen. Der Präſident fragt ihn, ob er die bei der Inſtruction hingeworfenen Worte: daß die Familie Morell ihn zwingen wolle, ihre Tochter zu heirathen, zu behaupten gedenke. Er erwiedert, dieſer Plan könne wohl beſtanden haben, doch wiſſe er es nicht gewiß. Der Präſident fragt weiter: ob er einige Erklärungen den Thatſachen hinzuzufügen habe. Er verweist an ſeinen Advokaten. Der Präſident befragt ihn, ob er die Abſicht habe, die anonymen Briefe einem Andern zuzuſchreiben.

Angeklagter. Ja.

Präſident. Wem?

Angeklagter. Dem Fräulein von Morel ſelbſt.

(Lautes Murren in der Verſammlung.)

Präſident. Worauf ſtützen Sie dieſe Behauptung?

Angeklagter. Auf die Ausſage des Bedienten und auf die nähere Unterſuchung.

Erſt nach dieſer wolle er ſeine Erklärungen hierüber geben.

Der Präſident befragt hierauf Herrn von Morell, den Vater der Klägerin. Er iſt ſehr leidend und die Schwäche ſeiner Stimme iſt ſo groß, daß er genöthigt iſt, alle ſeine Antworten zu wiederholen. Auf die Frage, ob er am 24. Morgens von dem Ereigniſſe in dem Zimmer ſeiner Tochter gehört habe, erwiedert er, daß ſeine Frau es ihm mittheilte. Er ging in das Zimmer ſeiner Tochter hinauf, und fand ſie in einem Zuſtande, der keine weitere Erörterung für den Augenblick zuließ. Auch war er ſelbſt zu ergriffen. Ferner bezog er ſich auf einen Brief, den er geſchrieben habe, weil er nicht mehr im Stande ſey, mündliche Aufſchlüſſe zu geben. Der Präſident las dieſen Brief. Er war mit dem Worte „Verbrechen“ überſchrieben und lautete:

„Ein Ungeheuer iſt in meine Familie eingebrochen, um Schande und Schimpf über ſie zu verhängen. Sein Verbrechen wird meine Familie vernichten. Werde ich Kraft haben, die Umſtände hier zu wiederholen! Dieſes Ungeheuer der Hölle ſtieg in das Zimmer meiner Tochter ein, und erſchöpfte an ihr ſeine wildeſten Begierden, ohnerachtet des Widerſtandes meines unglücklichen Kindes. Der Dämon der Hölle prahlte noch mit ſeinem Verbrechen. Er ſchrieb alle hier beifolgenden Briefe. Dieſe Beweiſe konnten ihn verderben, ihn auf's Schaffot bringen, aber die Ehre meiner armen Tochter befiehlt es, ich muß Alles dies, die härteſten Beleidigungen erſticken, ich muß tauſendmal den Tod erleiden. Marie, geliebte Marie, unſchuldiges und unglückliches Opfer, armes Lamm, ſo ſchmählich hingeopfert, das Herz deines Vaters wird dir nicht fehlen, dort wirſt du immer eine

Zuflucht finden, aber dieſe letzte Zuflucht wird dir auch bald verſiegen, denn dieſes unglückliche Herz wird der Kummer bald gebrochen haben.“

Eine lebhafte und tiefe Senſation wurde hier überall in der Verſammlung bemerkt. Der General Morell ſelbſt ſchien bei der Leſung dieſes Briefes den fürchterlichſten Erinnerungen preis gegeben. Er verbirgt ſeinen Kopf in ſeine Hände. Die Züge des Beklagten bleiben unverändert.

Der Präſident. Man führe Frau von Morell herein. (Unruhe.) (Ein Lehnſtuhl wird hingeſtellt. Frau von Morell nähert ſich langſam. Ein ſchwarzer Schleier bedeckt ihr Geſicht.)

Der Präſident (ſanft). Erholen Sie ſich, Madame, faſſen Sie Vertrauen und verſuchen Sie den Herrn Geſchworenen zu ſagen, was Sie wiſſen.

Frau von Morell erzählt mit einer ſchwachen, zitternden Stimme den Vorfall, den die Leſer ſchon kennen. Ihre Stimme iſt ſo leiſe, daß man ſie nur mit Mühe verſtehen kann.

Der Präſident. Glauben Sie, daß der Beklagte ſich Dinge erlaubt habe, die auf einen Mord oder auf ein Verbrechen anderer Natur hindeuten?

Fr. v. Morell. Ich weiß es nicht.

Der Präſident (mit einiger Verlegenheit). Indeſſen, Madame, ſuchten Sie nicht darüber Gewißheit zu erlangen, theils durch den Augenſchein, theils durch Fragen, die Sie an ihre Tochter ſtellen konnten und ſollten?

Fr. v. Morell. Sie begreifen wohl, Herr Präſident .... ſechszehn Jahre; die Erziehung, die ſie erhalten hat .... Alles legte mir Vorſicht auf .... Ich mußte ihre Jugend ſchonen ....

Der Präſident. Aber ſagte Ihnen Ihre Tochter nicht, welche Gewalthat man eigentlich an ihr verübt hatte?

Fr. v. Morell. Sie ſprach davon, daß man ſie geſchlagen, gebiſſen und verwundet hatte.

Der Präſident. Unterſuchten Sie dieſe Wunden?

Fr. v. Morell. Nur an einem Theile, am Arm.

Der Präſident. Und was fanden Sie dort?

Fr. v. Morell. Eine Quetſchung, und einen Biß.

Der Präſident. Erfuhren Sie nicht auch, daß ihre Tochter an einem andern Theile ihres Körpers verwundet war.

Fr. v. Morell. Dies erſt vierzehn Tage oder drei Wochen ſpäter. Sie geſtand mir, daß ſie mir nicht Alles geſagt habe, um meinen Schmerz nicht zu vergrößern. Sie ſagte mir .... ſie ſagte mir, daß ſie zwei Wunden an einem gewiſſen Theile ihres Körpers habe.

Der Präſident. Da riefen Sie ſogleich einen Arzt hinzu, nicht wahr? um die Wunden beſichtigen und heilen zu laſſen?

Fr. v. Morell. Ich ſagte es dem Doctor Becoeur, aber er hat ſie nicht unterſucht.

Der Präſident. So werden Sie es wohl ſelbſt gethan haben?

Fr. v. Morell. Nein, Herr Präſident.

Der Präſident. War Ihre Tochter nicht drei oder vier Tage ſpäter auf einem Ball und Carouſſel?

Fr. v. Morell. Ja, ich forderte dies von ihr, und das arme Kind ſuchte Kraft dazu zu gewinnen.

Der Präſident. Hat ſie getanzt?

Fr. v. Morell. Ja!

Der Präſident. Iſt ſie früher als gewöhnlich fortgegangen?

Fr. v. Morell. Ja, ſie gieng mit mir um eilf Uhr nach Hauſe.

Nach einigen minder wichtigen Fragen ſcheinen die Frau von Morell die Kräfte zu verlaſſen, und ſie muß ſich neben ihren Gemahl niederſetzen. Miß Allen, die Erzieherin des Fräuleins, wird gerufen. Sie will weder den Einbruch der Scheibe in der Nacht des 24. Sept., noch ſonſt ein Geräuſch gehört haben. Erſt ſpäter habe ſie Stimmen vernommen, wie wenn Leute leiſe mit einander ſprechen. Sie rüttelt an der Thür, die erſt nach einigen Minuten aufging. Sie habe Niemand entfliehen ſehen. Das Fräulein lag auf dem Boden, aus der Naſe blutend, von Wunden entdeckte ſie nichts, als die Spuren eines Biſſes am Handgelenk. Der Präſident fragt, ob ſie Licht hatte, ſie aber ſagt es habe der Mond geſchienen; der Präſident will wiſſen, ob der Mond ſo hell geſchienen habe, daß man dieſen Biß wahrnehmen konnte; ſie ſagt hierauf, daß ſie ihn erſt andern Tages bemerkt. Das Fräulein habe ihr gleich de la Roncière als Thäter genannt, den ſie erkannt haben will. Der Präſident fragt, warum ſie, deren Obhut das Fräulein übergeben war, nicht um Hilfe gerufen habe. Sie hätte nicht daran gedacht, ſagte ſie mit engliſcher Gleichgültigkeit. Allgemeine Verwunderung.

Es iſt ein Viertel auf Mitternacht. Man macht eine Pauſe. Ein großer Lehnſeſſel à la Voltaire wird indeß hereingebracht, auf den ſich das Fräulein Morel ſetzen ſoll. Es ſchlägt zwölf. Der Präſident ermahnt das Publikum, ſich bei dem Erſcheinen der Kranken ruhig zu verhalten, und eine tiefe Stille herrſcht alsbald. Das Fräulein wird von einer ältlichen Dame hereingeführt. Zwei andere Damen folgen. Sie ſchreitet langſam, aber mit ſicherem Schritte vor, ſetzt ſich ungezwungen in den Lehnſtuhl, und wendet ſich ſogleich nach den Geſchwornenen. Ihre ſchwache Stimme zittert nicht. Ihre Worte verrathen keine innere Bewegung. Sie ſcheint bei vollkommenem Verſtande zu ſeyn. Das größte Stillſchweigen herrſcht im weiten Raume, trotz

der ungeheuren Menſchenmenge, die ſich auf allen Plätzen drängt. Man hört mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, obgleich die meiſten nicht ein Wort von der ganzen Verhandlung verſtehen können. Das Fräulein berichtet den nächtlichen Ueberfall, wie wir ihn bereits kennen. Der Präſident erkundigt ſich nach allen nähern Umſtänden, die das Fräulein mit großer Beſtimmtheit anzugeben weiß. Blos auf die Frage: wie weit der Fremde gegangen ſey, ſchweigt ſie. — Als ſie ſpäter nach Paris gekommen ſey, habe ſie einen Schlag mit einem Stock auf den Arm erhalten, der aber keine Spur zurückgelaſſen habe. Der Präſident befragt ſie wegen des Balls, den ſie beſucht. Sie geſteht, getanzt zu haben.

Der Präſident (ſehr ernſt). Mademoiſelle, ſind Sie ganz gewiß, daß das Individuum, welches bei Ihnen war, de la Roncière iſt?

Das Fräulein (ohne zu zögern). Ich bin es gewiß: er war es.

Der Präſident. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, welche fürchterliche Verantwortlichkeit Sie auf den Angeklagten mit dieſer Erklärung ſchleudern. Sie kennen die ganze Wichtigkeit Ihrer Ausſage. Erkannten Sie ihn wohl?

Das Fräulein. Er iſt es.

Der Präſident. Zweimal haben Sie Ihrer Mutter das Vertrauen entzogen. Erſtens als Sie ſie nicht gleich in der Nacht holen ließen, zweitens als Sie ihr nichts von den Wunden ſagten, die Sie erhielten. Wann ſprachen Sie mit ihr davon?

Das Fräulein. Als ſie geheilt waren.

Der Präſident. Da Sie beſichtigt wurden, waren Sie ſchon geheilt?

Das Fräulein. Ja.

Der Präſident (bittet de la Roncière aufzuſtehen). Sehen Sie de la Roncière an, und ſagen Sie, ob Sie ihn erkennen?

Das Fräulein (ſieht ſich ſchnell um, blickt ihn an, und ſagt mit Feſtigkeit) Ja, ich erkenne ihn!

(Heftige Bewegung.)

Der Präſident. Beklagter, was haben Sie zu erwidern?

De la Roncière. Ich proteſtire vor Gott und Menſchen, und erkläre dieſe Ausſage für falſch.

Der Präſident. Und welchen Beweggrund legen Sie der Erklärung unter, um ſie als Lüge zu bezeichnen?

Der Beklagte. Ich weiß es nicht, was Fräulein Morell beſtimmt, mich eines ſchändlichen Verbrechens anzuklagen, das ich nicht begangen habe.

Der Präſident. Setzen Sie etwa Haß voraus?

Der Beklagte. Ich habe nie der Familie Morell etwas zu Leide gethan, und kann mir nicht erklären, was ſie bewegt, mich verderben zu wollen.

Der Vertheidiger des Beklagten. Fräulein Morell kennt die Wichtigkeit ihrer Ausſage.

Der Präſident. Sie haben gehört, daß ich ihr dieſen Punkt zu Herzen geführt habe. Bedenken Sie ſich Fräulein. Könnte nicht ein Anderer, als de la Roncière zu Ihnen eingedrungen ſeyn?

Das Fräulein. Nein, er war es.

Der Präſident. Sie beſtehen darauf?

Das Fräulein (feſt). Ja!

Hier ſchließt das Verhör, und das Fräulein wird unter heftiger Bewegung der Menge abgeführt. Der Präſident gebietet Ruhe, die ſogleich wieder hergeſtellt wird. Man betrachtet ſie jetzt genauer. Sie iſt groß, gut gebaut, und man findet ſie hübſcher, als man aus einigen Umſtänden der Debatten hätte glauben ſollen. Sie grüßt mehre Perſonen im Vorbeigehen. Die erſte Sitzung ſchließt um ein Uhr des Morgens.

Am andern Tage um eilf Uhr iſt der Zugang noch größer, beſonders ſind die Damen zahlreich. Madame Dorval, die berühmte Schauſpielerin, hatte den Präſidenten um ein Billet erſuchen laſſen, im Intereſſe der dramatiſchen Kunſt. Die Anweſenheit Victor Hugo's darf nicht erſt beſtätigt werden; ſie verſteht ſich von ſelbſt.

Der Beklagte vergießt Thränen, als ihm ſein Vater im Vorbeigehen die Hand drückt. Aller Blicke ſind auf ihn gerichtet. Er iſt bemüht, ſeiner Bewegung Meiſter zu werden. Der General Morell ſcheint krank zu ſeyn. Seine Gattin ſitzt neben ihm. Der Schleier, welcher geſtern ihr Geſicht bedeckte, iſt heute zurückgeſchlagen, und läßt ſchöne Züge erkennen, mit dem Ausdrucke einer ſchmerzhaften Melancholie.

Man ſchreitet zum Zeugen-Verhör. Der erſte Zeuge iſt Robert von Morell, ein Kind von dreizehn Jahren. Hierauf folgt Guichet, Bedienter bei dem Doctor Becoeur: er hatte am 23. September Abends die Gattin ſeines Herrn zum Fräulein Morell begleitet, und wartete an der Hausthür auf ſie, als er einen großen Mann im grauen Ueberrock und einer ſchlechten Mütze kommen ſah. Er ſchien auf der Lauer zu ſtehen; er näherte ſich den Fenſtern der Frau von Morell, und erhob ſich auf den Zehen, um beſſer in das Zimmer ſehen zu können. Da gingen zwei Mädchen vorbei. Die Eine ſagte: Sieh, das iſt Herr de la Roncière; worauf die Andere erwiederte: Wahrhaftig, er iſt es. Darauf näherte ſich Samuel, und ſagte ihm,

daß er es hören konnte: Frau von Morell fährt heute in's Theater, es iſt ſchon angeſpannt; trauen Sie heute nicht! Der Wagen fuhr vorbei, und Samuel kam dann wieder auf ihn zu, und ſprach: Was werden wir nun machen? Worauf ihm de la Roncière erwiederte: Ich weiß wohl ein Mittel uns zu arrangiren. — Er ſagt, er habe de la Roncière nur einmal geſehen, und ihn an jenem Abend nicht erkannt, aber die Mädchen hätten es geſagt, die kannte er aber auch nicht. Samuel ſagt aus, er habe an jenem Abende krank zu Bette gelegen; ein anderer Bedienter, Philibert, bezeugt es ihm; und der General Morell ſelbſt will de la Roncière in Uniform im Theater geſehen haben. Widerſprüche von allen Seiten, die nicht enträthſelt werden.

Man ruft Herrn d'Eſtouilly auf. Eine lebhafte Bewegung wird bemerkbar. Er iſt ſieben und zwanzig Jahre alt, und von einem angenehmen Aeußern. Seine Haltung iſt feſt, und ſeine Ausſage ſcheint aus voller Ueberzeugung hervorzugehen. Es ergibt ſich, daß d'Eſtouilly ernſte Abſichten auf das Fräulein hatte, die ein anderer zu hintertreiben ſuchte. Sein Verdacht fällt auf de la Roncière, und das Fräulein beſtätigt ihn darin. Später will er Saumur verlaſſen, weil er ſich in der Geſchichte mit den anonymen Briefen verwickelt ſieht, aber der General bittet ihn zu bleiben.

Er beſchließt hierauf de la Roncière zu fordern. Wie dieſer die Ausforderung erhalten hatte, ſuchte er ihn bei dem Reſtaurateur auf, mit dem Billet in der Hand, und ſagt, halb weinend, halb knieend: er ſey unſchuldig an den anonymen Briefen. Man habe ſeine Handſchrift nachgeahmt. Nichts ſey leichter, er wolle jede Handſchrift nachmachen. Das Duell wurde nun beſchloſſen und angenommen. Der Secundant de la Roncière's, Berail, wollte nicht acceptiren, aber d'Eſtouilly bat ihn, mit den Worten: Thu' mir's zu gefallen, denn Du kennſt ihn ja, und man müßte ihm ſonſt einen Secundanten ex officio geben. Hierauf nahm Berail es an. Nach dem Duell, am 1. December, als de la Roncière, d'Eſtouilly Alles geſtand, ſagte er unter Anderem: Obgleich ich das Fräulein ſchlug und marterte, wollte ſie nicht ſagen, daß ſie Sie nicht liebe. — Ueber alle dieſe Ausſagen erheben ſich Debatten, die jedoch zu keinem Reſultate führen.

Man ruft den Dragoner-Officier, Ambert, auf, d'Eſtouilly's Secundanten, der, in Bezug auf das Duell, nur Bekanntes wiederholt, und in die kleinſten Umſtändlichkeiten dabei eingeht.

Nun folgt der Dragoner-Officier Berail, de la Roncière's Secundant. Er beſtätigt alles ſchon Bekannte.

Man hört hierauf Herrn Jacquemin, Kapitän des Unterrichts in

der Schule von Saumur, der es war, welcher de la Roncière aus dem Salon des Generals hinausweiſen mußte. Er erwähnt alle nähern Umſtände hiebei, und es entſpinnt ſich ein kleiner Zwiſt zwiſchen ihm und dem Advokaten des Beklagten, deſſen Einwendungen die Wahrheit der Ausſagen des Kapitäns in Zweifel zu ziehen ſcheinen. Der Präſident bringt Beide zur Ruhe.

Odilon-Barrot: Welches iſt Ihre Meinung über die Moralität des Angeklagten?

Jacquemin (lächelnd). Ich geſtehe Ihnen freimüthig, daß ich viele Nachſicht für Schulden und Maitreſſen habe.

(Man lacht.)

Odilon-Barrot: Ich habe noch eine Frage an dieſen Zeugen zu richten, aber ſie bezieht ſich auf etwas ſo Confidentielles, daß, wenn er die geringſte Schwierigkeit macht, darauf zu antworten, ich nicht darauf beſtehen will. Ich frage nämlich: ob er nicht von einem der Freunde de la Roncière's gehört, daß dieſer ihm eine Strickleiter geliehen oder verſchafft habe?

(Geräuſch und Gemurmel.)

Jacquemin erklärt nun in einem weitläufigen Verhör, zu dem auch der Lieutenant Ambert gezogen wird, daß dieſer letztere eine Leiter von la Roncière erhalten habe, die dieſer ſelbſt zu verfertigen verſtand. Der Präſident fragt: Zu welchem Zwecke. Statt der Antwort lacht der Officier unter ſeinem dicken Schnurrbart. Das Verhör wird ſehr umſtändlich über dieſen Gegenſtand, und nimmt einen heitern Charakter an, der dieſen Sitzungen fremd bleiben ſollte. Das Publikum lacht laut in Einem fort, wie in der Comödie. Der Präſident ſieht ſich genöthigt, alles Ernſtes zur Ruhe zu ermahnen, weil die Sache, die hier verhandelt wird, zu wichtig ſey. La Roncière ſagt aus, nachdem er gefragt wird, daß er ſolche Leitern nach einem Muſter im Hauſe ſeines Vaters gemacht habe, auch habe er ſie am Bord des Schiffes geſehen, das ihn nach Cayenne geführt. Nach einer Pauſe wird in dem Zeugenverhör fortgefahren.

Nagelſchmiede werden verhört, welche die Haken zu der Strickleiter gemacht haben, welche de la Roncière für Ambert verfertigte. Man will aber eine ähnliche Leiter auch bei ihm geſehen haben.

Die Nätherin Eliſa Rouaut, die in dem Anklage-Act als Vertraute des Beklagten bezeichnet iſt, erklärt, er wohne bei ihr in Saumur, und ſie könnte es beweiſen, daß er in der Nacht vom 23ſten zum 24ſten, als das Attentat verübt wurde, nicht das Haus verlaſſen habe. Sie iſt ſechs und zwanzig Jahre alt, beſcheiden gekleidet, und nichts weniger als hübſch. Sie ſagt aus, ſie habe ihre Thür verſchloſſen

gehalten, und er könne in jener Nacht nicht ausgegangen ſeyn. Dieß Alibi wird ſtark in Zweifel gezogen.

Die zweite Sitzung wird um ſechs Uhr geſchloſſen. Am andern Tage iſt es eben ſo voll. Man verhört den Glaſer und den Architecten von Saumur über die zerbrochene Scheibe und die Möglichkeit des Einſteigens. Der Maire von Saumur wird vernommen über die Moralität der Schweſtern Ronant. Es wird von ihnen geſagt, ſie ſeyen Mädchen, die von ſich reden machen .... ſie ſeyen aber nicht ſo außer Credit, daß man ihren Ausſagen nicht Glauben ſchenken könnte.

Nach einer kurzen Pauſe werden die Handſchriften unterſucht; es ergibt ſich, daß alle vierzehn Briefe von derſelben Hand geſchrieben ſind. Eine leichte, geübte und ſchöne Handſchrift. Einer dieſer Briefe, der kleinſte, an Herrn d'Eſtonilly, „Marie von Morell“ unterzeichnet, iſt leicht und frei geſchrieben, und zeigt eine unverſtellte Handſchrift, ohne alle Nachahmung, die andern Briefe ſind ein lächerliches Falſum. Auch die Schrift des Herrn de la Roncière wird unterſucht, und man findet ſie natürlich und frei, ſtets in gleicher Manier, ohne alle Nachahmung. Gegen die Briefe gehalten, findet man Unähnlichkeit, nicht bloß in der Geſtalt der Buchſtaben, ſondern auch im Charakter der Schrift, in ihrer Zuſammenſetzung, und in der Art ſie zu bilden, nach der Ausſage der Unterſucher bleibt es erwieſen, daß dieſe anonymen Briefe nicht von de la Roncière herrühren können. —

Daſſelbe ſagen Alle aus. Es entſpinnen ſich Debatten über die Bildung einzelner Buchſtaben, die ziemlich unfruchtbar für die Unterſuchung bleiben. Hierauf werden verſchiedene Aerzte über den Krankheitszuſtand des Fräuleins Morell befragt. Auch die Hebamme, Madame Dutrobert, erklärt, daß ſie eine Narbe, drei Linien lang und eine Linie breit, am Schenkel bemerkt habe, und daß dieſe Narbe nur von einer mit einem ſpitzigen Inſtrument beigebrachten Wunde herrühren könne. Andere Narben ſeyen nicht vorhanden. Hierin ſtimmen die Aerzte überein. Sie finden überdieß bei dem Fräulein weder Somnambulismus noch hyſteriſche Starrſucht; ihr ganzes Uebel beſteht in einem nervöſen Zuſtande, der ſich periodiſch wiederholt. Ferner behaupten ſie, daß das Fräulein durchaus bei vollem Verſtande ſey, und daß nur ihr äußeres Leben leide. Sind die Anfälle vorüber, ſo iſt ſie in einem Zuſtande vollkommener Geſundheit. Hiemit wurde die Sitzung geſchloſſen. Bei der nächſten, die um halb eilf Vormittags anfängt, iſt das Publikum daſſelbe. Viele Damen ſind wieder gegenwärtig. Man vernimmt die Zeugen für den Angeklagten, die kein beſonderes Reſultat liefern.

Digitized by Google

Der Präſident: „Das Wort hat Odilon-Barrot, Advokat der klagenden Partei“. Große Bewegung entſteht im Auditorium, worauf bald eine eben ſo große Stille folgt. Die Gerichtsdiener erhalten Befehl, Niemanden herein zu laſſen. Der berühmte Redner wendet ſich im Anfange an die Geſchworenen, und ſagt unter Anderem: „Ich, deſſen ganzes Leben dem heiligen Geſchäfte der Vertheidigung gewidmet war, ſehe mich heute — eine ſchreckliche Ausnahme, und ich hoffe, daß es die einzige ſeyn werde — dazu berufen, meine Stimme gegen einen Angeklagten zu erheben. So ſehr ich auch das Verbrechen verabſcheue, und die tiefe Ueberzeugung gegen den Angeklagten hege, ſo werde ich doch nie vergeſſen, daß ich gegen einen Schwerbeſchuldigten ſpreche, und daß deſſen Verurtheilung nur das Reſultat einer wahren und unabhängigen Ueberzeugung, aber nicht einer leidenſchaftlichen Hinreißung, ſeyn darf“. Hierauf macht der Redner eine Schilderung von der Familie Morell, von dem ehrenvollen Charakter des Vaters, von der trefflichen Mutter, von der guten Erziehung der Kinder. Von de la Roncière's Charakter und Aufführung theilt er die Kehrſeite mit. Er war kein Spieler, er ging nicht in's Caffeehaus, er führte ein zurückgezogenes Leben, und doch hatte er einen ſchlechten Ruf wegen ſeiner Neigungen und wegen ſeines Charakters. Mit neun und zwanzig Jahren hatte er ſchon bei fünf oder ſechs Regimentern gedient. Er war nach Cayenne geſchickt worden, und von dort nicht gebeſſert zurückgekehrt. Er hat viele Leiden auf das Haupt ſeines Vaters gehäuft. Der Redner hat in der Regimentsliſte nachgeſehen, um der Quelle des ſchlechten Rufs des jungen Menſchen nachzuſpüren. Bald hatte er einen armen Stallknecht grauſam geprügelt, bald ſprengte er im Gallopp mitten unter Weiber und Kinder. Er verging ſich an armen Landleuten, er beleidigte die Obrigkeit. Geſchah irgend etwas Böſes, ſo hieß es: Es iſt La Roncière! Und ſo war es auch bei den anonymen Briefen der Fall. Der Redner ruft jetzt die früheren Ereigniſſe zurück, die wir alle ſchon kennen, und legt ſie, von beſondern Bemerkungen begleitet, den Geſchworenen an das Herz. Nachdem er dieſe Thatſachen mitgetheilt hat, geht er zur Frage über: Welches das Vertheidigungsſyſtem des Angeklagten ſeyn werde? Es iſt ein ſtörriſches Mädchen, ſagte er, die ein Kind unter dem Herzen trägt, die ein Vergehen zu verbergen hat. Vielleicht will man ſie mir zur Frau geben. Die Mutter komme, werfe ſich mir zu Füßen, und wir wollen ſehen. Dieß war der Plan, den man ſich zuerſt vorgezeichnet hatte. Man geht zu Samuel ins Gefängniß, um ihn zu fragen, ob das Fräulein von Morell nicht ſchwanger ſey. So ſagt dieſer in der Inſtruction aus. Heißt das nicht ein Verbrechen mit

andern Verbrechen gut machen? Als man den Beklagten fragt, worauf er dieſe Behauptung gründe, erwiederte er kalt: Es könnte wohl ſeyn, denn man hat mir geſagt, daß das Mädchen oft in Zwiſt über ihre Aufführung mit ihren Eltern lebe. Der Redner zeigt die Schlechtigkeit eines ſolchen Verfahrens. Er erkennt darin einen Mann, der in ſeinem ganzen Leben die Schamhaftigkeit herausforderte, und in dem Heiligthum der Juſtiz das vollendet, was er an dem Heerde der Häuslichkeit begonnen hatte. „Nun wohlan“, fährt er fort, zu dem Beklagten gewendet, „Sie können Ihre Unſchuld nicht behaupten, ohne Ihr Schlachtopfer anzuklagen, aber wir müſſen es Ihnen in's Gewiſſen rufen, daß ein Kind Sie angeklagt hat, daß dieſe Anklage ſich mit Ihren Geſtändniſſen verbindet, und die Ausſage Ihrer Kameraden beſtätigt. Hat dieſes Kind nicht die fürchterliche Anklage gegen Sie erfunden, hat dieſe ſechszehnjährige Fantaſie jene hölliſchen Machinationen nicht erzeugt, waltet hier nicht die verabſcheuungswürdigſte Intrigue; hat ſie in dieſen Mauern, im Angeſicht des Gerichts, die Wahrheit geſagt, hat ſie ſich bei ihrer Jugend nicht mit einem ungeheuren Meineid belaſtet, iſt ſie ganz wahrhaftig, kurz — iſt ſie kein Ungeheuer, ſo müſſen Sie ſchuldig ſeyn.“

Der Redner geht nun zu einer Schilderung des Mädchens über, und ſchließt dieſe mit den Worten: „Sie ſagte, ich hab' ihn erkannt, ich erkenne ihn, und Sie müſſen ihren Worten glauben, aber dennoch will man ſie beſchuldigen, ſie ſelbſt habe die anonymen Briefe geſchrieben, ſie ſelbſt habe dieſe hölliſche Combination geleitet; ſie ſoll ihrer Mutter, unter dem Namen eines Officiers, jene Rendezvous angetragen haben; ſie hat jene leichtfertigen Declarationen einem andern Officier gemacht; ſie ſah die Verwirrung, welche jene Briefe im Hauſe anrichteten; ſie ſah den Kummer in ihrer Familie, und ſoll bei dem Allen gelächelt haben. Sie hat zwei Officiere zum Duell getrieben, ſie hat den Brief in einer Sprache verfaßt, nicht eines Soldaten, ſondern eines Trunkenbolds, der die Ausdrücke der Tavernen und gemeinen Orte kennt. Sie, ein junges Mädchen von ſechszehn Jahren, ſoll alle Geſetze der Schicklichkeit mit Füßen getreten haben. Sie hat Alles errathen, Alles gewußt oder Alles erfunden; ſie hat überall Verzweiflung geſäet, Trauer verbreitet, und endlich, auf dem Gipfel dieſer Schändlichkeiten, erhebt ſie ſich triumphirend, und in wahnwitziger Freude ſtimmt ſie einen ſataniſchen Lobgeſang an. Dieß, ſo ſagt die Vertheidigung, that die reinſte, die unſchuldigſte Jungfrau; dieß, ſo ſagt die Vertheidigung, ſagt die, die man in ihrer Familie nur einen Engel von Sanftmuth und Reinheit nannte.

Aber worauf gründet ſich dieſe Gewißheit? Auf die koſtbare Unterſuchung der Handſchriften“.

(Bewegung unter den Zuſchauern. Leiſes Lächeln.)

„Ein energiſcher Widerſpruch“, fährt der Redner fort, „lebt in allen Gemüthern gegen eine ſolche Abſurdität. Bei Gott, ich liebe keine Sarkasmen in ſo ernſten Dingen, die ſo große Intereſſen berühren, aber die Untrüglichkeit, die ſich jene Herren Unterſucher von Handſchriften anmaßen, iſt ſeit lange in Zweifel gezogen. Die Geſchichte ſolcher Schriftkundigen iſt reich an Fällen, wo ſie ſich betrogen haben“.

Der Redner führt hier viele ſolcher Fälle an, und ergeht ſich in dieſem Bereiche mit großer Umſtändlichkeit. Er kommt auf die Briefe ſelbſt, und beweist aus ihrem Inhalte, daß keine Tochter ihren liebenden Eltern dergleichen geſchrieben haben könne.

„Ich frage Sie nun, meine Herren Geſchworenen“, fährt der Redner fort, „denn Sie ſind Väter: wenn nun hundert ſolcher Schriftkundigen daher kämen, um Ihnen zu ſagen, daß einer dieſer Briefe, die alle den Cynismus des Laſters athmen, die den gefallenen und entwürdigten Menſchen bezeichnen, daß dieſe Worte, welche der geſchickteſte Dramaturg, wenn er die Entartung und Verwilderung des menſchlichen Herzens auf die Scene bringen will, nur mit Mühe zuſammenſuchen müßte, ich ſage, wenn alle Schriftkundigen der Welt behaupteten, daß dieſes Ihre Tochter geſchrieben habe, Ihre Tochter von ſechszehn Jahren, an Ihrer Seite erzogen, in den ſtrengſten Prinzipien der Moral und Religion, würden Sie nicht zu ihnen ſagen: nein, es iſt unmöglich, nein, ihr habt gelogen! Sie würden es mit einem Gefühle väterlichen Unwillens ſagen, und Sie würden und müßten Recht behalten.

(Bravo! im Auditorium. Einige von den Geſchworenen vergießen Thränen. Der Präſident gebietet Ruhe und Ordnung.)

Der Redner liest nun mehre dieſer Briefe vor. Wir wollen den letzten im Auszuge hier mittheilen, um eine Probe des Styls zu geben:

„Gut, Sie ſpotten meiner, und verlachen meine Briefe. Die Kataſtrophe wird Ihnen zeigen, daß ich furchtbarer bin, als Sie glauben. Ich muß meinen ganzen Haß zuſammennehmen, um Ihnen zurufen zu können: Unglücklicher Vater, ich bin in das Zimmer Deiner Tochter eingedrungen, ohne den Beiſtand eines Andern. Das Geräuſch der zerbrochenen Scheibe hat ſie aufgeweckt; ſie ſprang aus dem Bette; ich warf mich auf ſie, und habe ſie mit dem Schnupftuch faſt erwürgt. Der Schmerz warf ſie beſinnungslos zur Erde, und ich ſtillte meinen Durſt mit ihrem Blut und ihrer Ehre. Ich habe Alles erhalten. Nachdem ich ihr das Letzte geraubt hatte, nachdem ſie durch mich ein

Gegenſtand der Verachtung geworden war, ging ich fort, ohne von Jemand geſehen zu werden. Ha, welche Nacht! In drei Tagen bin ich nicht mehr in Saumur. In Paris ſollen ſie die Schande dieſer Dirne erfahren. Hier kennt ſie Niemand. Ich fürchte den Anhang und den Reſpect, den dieſe Saumurſchen Schweine für ſie hegen, und meine Kameraden, die ſtets ſo ſchändlich gegen mich geſinnt waren". —

Der Redner findet bereitwilliges Gehör bei der Verſammlung für ſeine Behauptung, daß dieſen Brief das Mädchen nicht geſchrieben habe.

„Aber nicht allein", fährt der Redner fort, „iſt das die Unmöglichkeit, daß ein Kind dieß ſchreiben konnte. Es kommen die Thatſachen hinzu, um die der Beklagte allein nur wiſſen konnte. So wird in den Briefen angekündigt, daß er ſich für die Beleidigungen des Vaters rächen wolle, ebenſo kündigt er das Duell vorher an. Wußte Marie davon? Kannte ſie den Zuſammenhang? Wußte ſie, daß la Roncière Saumur verlaſſen mußte, daß ſeine Rolle dort zu Ende geſpielt war? Wird man behaupten wollen, daß das Mädchen ſich an den zarteſten und geheimſten Theilen ſelbſt verwundet habe, um die Anklage beſſer begründen zu können! War ſie nicht vor dem 24. September beim vollſten Wohlſeyn, und iſt ſie jetzt nicht niedergebeugt unter der Laſt einer ſchrecklichen Krankheit? Aber dieß Alles, ſelbſt die Krankheit, ſollte ja geläugnet werden. Dieſer Zweifel wurde wenigſtens in der Inſtruction erhoben, aber heute wird ſie nicht mehr geläugnet werden können, und kein Zweifel kann ſich mehr erheben. In dieſer höchſt verwerflichen Vertheidigung wollte man dem Kinde ſeine eigenen Eltern als Gehilfen geben. Seht jenen unglücklichen Vater, gebeugt unter der Laſt ſeines Unglücks, der Kraft und Muth verloren hat. Er ſoll Alles eingeleitet, und ſeiner Tochter geholfen haben. Ihr Vater, der ſich geopfert haben würde, für die Ehre und Liebe ſeines Kindes, und jene unglückliche Mutter, deren Verzweiflung, deren Thränen die Zuhörer ſo erſchüttert haben. Eine ſolche Vertheidigung war wohl überdacht, wohl überlegt worden, aber jetzt muß man ihr entſagen. Solch ein Plan wird angelegt, wenn man allein iſt. Man ſpricht zu ſich ſelbſt: Wir wollen die Eltern anklagen, und ſagen, daß das Mädchen ſchwanger ſey; aber vor Gericht erſcheint die Wahrheit, und beleuchtet die Schande, zu ſolchen Mitteln die Zuflucht genommen zu haben. Das Gefühl der Schaam iſt dann ſtärker, als der Inſtinkt zur Erhaltung. Zu welchen Verläumdungen wollt Ihr nun ſchreiten? Welchen Argwohn wollt Ihr nun ausſäen? Alſo Marie hat keine Mitgenoſſen. Sie allein erfand und leitete dieſe Intrigue bis zum Ende. Es war aber noch nicht genug damit, das

Verbrechen muß auch einen Grund, das Mädchen muß einen Zweck gehabt haben, dieß mußte man erfinden. Darum klagte man ſie der Schwangerſchaft an, und ſetzte hinzu, ſie wolle ſuchen, ſich auf jeden Fall einen Mann zu ſchaffen. La Roncière ſoll ſie heirathen, aber ſie verhindert nicht ihren Vater, ihn zum Hauſe hinaus zu jagen, und hält ihre Familie nun nicht zurück von der Schwelle der Gerichte. Ueberliefert ſie ſich vielleicht dem Tribunal, um ſich dann gebrandmarkt als Gattin ihm in die Arme zu werfen? Nur der Wahnſinn blieb nun noch übrig, aber auch dieſe Quelle verſiegte bald; in ihren lichten Augenblicken iſt das Mädchen vollkommen vernünſtig. Ja, noch mehr, durch eine ſeltſame Ausgleichung genießt ſie dann eines Uebermaßes von Vernunft und Kraft. Man ſah ſie hier gegenwärtig, und war erſtaunt über ihre Feſtigkeit, über ihre Sicherheit und die Entſchiedenheit ihrer Reden. — Blickt man nun hingegen auf den Angeklagten, ſo ſieht man ihn ſchwebend zwiſchen zwei Schändlichkeiten. Um der Gerechtigkeit zu entfliehen, gibt er ſich an, er ſpricht davon, ſeinen alten Vater zu ſchonen, und geſteht eine verabſcheuungswürdige Handlung, einzig und allein um den Folgen zu entgehen, die einige Briefe haben könnten, welche ſich in den Händen des Herrn Generalprocurators befinden. — Odilon Barrot ſchlägt nun mit ſiegreichen Worten alle Verſuche der Vertheidigung aus dem Felde, und endet, nachdem er anführt, daß de la Roncière von einem Zeugen an jenem Abend des 23. Septembers geſehen wurde, als er ſich, wegen einer Erkältung, vom Dienſte diſpenſiren ließ. „Das Alibi iſt eine gefährliche Waffe; glückt es, ſo rettet es; ſchlägt es aber fehl, ſo tödtet es“! —

„Meine Herren“, ſo ſchließt der Redner, „der unglücklichſte Tag meines Lebens wird der ſeyn, wo meine Stimme dazu beiträgt, einen Unſchuldigen zu verdammen. Aber hier, ich erkläre es, iſt meine Ueberzeugung vollkommen. Ich bin in der Alternative, entweder Marien von Morell oder den Angeklagten zu verdammen. Als Menſch, als Familienvater, dem Gewiſſen und der Vernunft Gehör gebend, ſchwanke ich nicht. Mein Geſchäft iſt zu Ende. Sie, meine Herren Geſchwornen, haben zu entſcheiden. Ganz Frankreich, vielleicht die Welt, erwartet mit Angſt Ihr Urtheil. Es handelt ſich hier nicht um eine Familie, um ein Privatunglück; es handelt ſich um eine hohe Lehre der Moral; es handelt ſich, die Sicherheit der Familie, die ſo heftig erſchüttert iſt, einigermaßen zu befeſtigen. Jeder Zeitraum hat ſeinen eigenen Charakter. Wir kennen die Ausſchweifungen der Zeiten Ludwig XV., der Regentſchaft, des Kaiſerreichs. Die erſteren verbargen ihre Laſter unter einem glänzenden Firniß, unter einem verführeriſchen

Aeußern; die letzteren ließen ihre Leidenſchaften durch die Sucht nach Ruhm beherrſchen. In unſerer jetzigen Epoche bildet man ſich ein, daß es eine Art Poeſie des Verbrechens gebe. (Laute Bewegung.) Da arbeiteten die müßigen Hirne. Man ſuchte Erſchütterungen um jeden Preis hervorzubringen. Das moraliſche Gefühl wurde verderbt, und die Namen jener ſchmutzigen Laſter, welche Entſetzen einflößen, wurden geſchaffen, die in nichts den früheren Verbrechen gleichen, und allen Ueberlieferungen und Erfahrungen menſchlicher Weisheit ſpotten. In einer ſolchen Stellung gebührt es der Gerechtigkeit des Landes, welche Sie vorſtellen, einem Wiederſtrahle der göttlichen Gerechtigkeit, der Geſellſchaft eine hohe Belehrung zu ertheilen, ſie aufzuhalten in der allgemeinen Ueberſchwemmung, und ein Unterpfand der Sicherheit den Familien zu geben. Dieſes unglückliche Kind, dieſe unglückliche Familie, wir ſprechen nicht mehr von ihrer Macht und ihrem Reichthum, denn für die Aermſten und Verlaſſenſten ſelbſt iſt ſie ein Gegenſtand des Mitleids, ſoll nicht aus dieſen Mauern gehen, wohin das Gefühl der Ehre ſie führte. Sie darf nicht von hier gehen, durch ein Urtheil beſchimpft, denn von jetzt an ſoll man es wiſſen, daß es Verbrechen gibt, die unmöglich wieder gut gemacht werden können. Meine Herren Geſchworenen, Sie werden Ihre Pflicht zu erfüllen wiſſen.“

Der Redner ſetzt ſich, aber das Auditorium ſteht auf, und ein langes Gemurmel bethätigt ſeinen lebhaften und tiefen Beifall. Die ergreifende Rede hatte vier und eine halbe Stunde gedauert. Der Präſident ſuſpendirt die Sitzung. Kaum begeben ſich die Geſchworenen und Richter aus dem Saal, als die anweſenden Collegen ſich um Herrn Odilon-Barrot drängen, um ihm ihre aufrichtigen Glückwünſche darzubringen. Im ganzen Saal wird eine lebhafte Converſation geführt. Auch die Familie Morell umgibt Herrn Odilon-Barrot und dankt ihm mit Thränen in den Augen. Bei der Wiedereröffnung der Sitzung wird ein Papierfabrikant vernommen, welcher ausſagt, daß das Papier der anonymen Briefe und des Briefes der Fräulein Morell ein und daſſelbe ſey. Hierauf wird die Sitzung vertagt.

Der Zudrang am andern Morgen iſt noch größer, als bisher. Der Präſident befiehlt, daß man alle die Perſonen aus dem Saale weiſe, welche keinen Platz zum Sitzen erhalten konnten. Man bemerkt mehre Damen, welche, um dieſem Befehle zu entgehen, ohne Mitleid für ihre ſchönen Modekleider ſich auf die Knie werfen. Herr Chair-d'Eſt-Ange, Vertheidiger des Angeklagten, hat das Wort. Es herrſcht die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.

(Fortſetzung folgt.)

E n g l a n d.

Die kleine weiſse Dame.

(Letztes Fragment aus Irwings Newſtead Abbey.)

Bei einem Morgen-Spazierritte mit Oberſt Wildman, dem jetzigen Beſitzer der Abtei, gelangten wir in ein reizendes kleines Gehölz. Der Weg hatte uns an überwachſenen Felsabhängen hingeführt und wand ſich nun durch Birken und Gruppen ſchöner Ulmen und Buchen. Ein klarer, ſchimmernder Bach, labyrinthartig ſich hinſchlängelnd, durchkreuzte wiederholt unſern Pfad, als wäre das Gehölze von zahlreichen Flüßchen bewäſſert. Der einſame und romantiſche Anblick des Waldſtückes und die häufige Rückkehr des Waſſers erinnerten an die kleine deutſche Sage von Undine und den Abenteuern des Ritters, der mit einer Waſſernymphe ſich vermählt hatte. Als er mit der Braut durch ihre Wälder ritt, ſprach ſie jeder Fluß als ein Verwandter an: der Eine war ihr Oheim, der Andere ihr Bruder, der Dritte ihr Vetter. Wir ergötzten uns mit Anwendung dieſer phantaſtiſchen Sage auf die reizende Scenerie umher, bis wir zu einem alten, grauen, einſam im Thalgrunde gelegenen Pachthauſe an Baches Rand, überſchattet von ehrwürdigen Bäumen, gelangten. Man nannte es Weir Mill Pachthaus. Mit dem ländlichen Gebäude und dem anliegenden Gehölze ſtand eine kleine Begebenheit in Verbindung, deren einzelne Umſtände ich theilweiſe an Ort und Stelle vernahm, theilweiſe im Verlaufe meines Aufenthaltes in der Abtei ſammelte.

Oberſt Wildman hatte Newſtead noch nicht lange an ſich gebracht, als er eines Abends, in der Dämmerung durch das Gehölze ſchweifend, eine kleine weibliche Geſtalt in weißem Gewande an ſich vorüberſchweben ſah, ohne daß dieſe ſprach oder ihn nur zu gewahren ſchien. Ihre Form verſchwamm im Zwielicht und ihr Tritt war bei'm Vorübergehen kaum zu vernehmen.

„Welche Zauberin, welches Geſpenſt!“ rief der Oberſt aus. „Was könnte ein Dichter oder Romanſchreiber aus ſolch einer Erſcheinung zu dieſer Stunde und an dieſem Orte machen!“

Er wollte ſich eben Glück wünſchen, daß ſein Wald von Elfen bewohnt ſey, als er einige Schritte entfernter ein weißes Tuch auf dem Wege liegen ſah, das offenbar jener Geſtalt entfallen war.

„Wohl denn!“ ſprach er, „nach Allem iſt es weder ein Geiſt, noch eine Zauberin, ſondern ein Weſen von Fleiſch und Blut, und — Neſſeltuch.“

Fortſchreitend gelangte der Oberſt auf die Straße, welche an der alten Mühle der Abtei gegenüber hinführt. Die Mühlbewohner ſtanden vor der Thüre. Hier fragte er, ob ein Beſuch in der Abtei geweſen ſey? Man antwortete verneinend.

„Iſt Niemand hier vorübergegangen?“

„Nein, Herr!“

„Sonderbar. Ich traf doch ein weibliches Weſen, weiß gekleidet, das hier vorübergegangen ſeyn muß.“

„Oh, Herr! Sie meinen die kleine weiße Dame — die ging ſo eben vorbei.“

„Die kleine weiße Dame! Wer iſt das, um des Himmels willen?“

„Keine Seele weiß es. Sie lebt im Weir-Mill Pachthauſe, da unten am Saume des Waldes. Jeden Morgen geht ſie nach der Abtei, hält ſich in der Umgegend bis zum Abend auf, und begibt ſich dann wieder nach Hauſe. Sie ſpricht mit Niemand und wir — wir fürchten ſie, weil wir nicht wiſſen, was wir aus ihr machen ſollen.“

Oberſt Wildman ſchloß, es müſſe eine Schriftſtellerin ſeyn, die in der Abtei nach Stoffen forſche und dachte nicht mehr über die Sache nach. Er ging nach London und weilte dort lange. In der Zwiſchenzeit war ſeine neuvermählte Schweſter nach Newſtead gekommen, um die Flitterwochen mit ihrem Manne hier zuzubringen. Die kleine weiße Dame wohnte noch in jenem Pachthauſe am Rande des Geiſterwaldes, und machte noch täglich ihre Beſuche in der Abtei. Ihr Anzug war ſtets derſelbe — ein weißer Rock, ſchwarzer Spencer und ein weißer Hut mit einem kurzen Schleier, der den oberen Theil ihres Geſichtes verhüllte. Scheu und ſtille ging ſie umher, ſprach mit Niemand, ſuchte keine Geſellſchaft als die der Neufundland-Dogge, welche Lord Byron gehört hatte. Durch Liebkoſen und Füttern ſicherte ſie ſich des Thieres Freundſchaft, das der Genoſſe ihrer einſamen Spaziergänge wurde. Sie vermied alle Fremden und wandelte in den entfernteſten Theilen des Gartens. Zuweilen ſaß ſie ſtundenlang vor dem Baume, in welchen Byron ſeinen Namen gegraben hatte, zuweilen lagerte ſie ſich am Fuße des Monumentes, das er unter den Ruinen der Kapelle errichtet hatte. Manchmal las ſie, dann ſchrieb ſie wohl auch mit Bleiſtift auf eine Tafel, welche ſie bei ſich trug, doch die meiſte Zeit brachte ſie in Träumereien hin. Das Landvolk umher gewöhnte ſich nach und nach an ſie, und ließ ſie ungeſtört ihren Weg gehen. Das Mißtrauen gegen ſie mußte wegfallen bei der Entdeckung, daß ihre ſeltſamen Gewohnheiten davon herrührten, daß die Arme taubſtumm war. Deſſen ungeachtet betrachtete man ſie mit einer Art von Beſorgniß, denn allgemein hieß es, es ſehe in ihrem Kopfe nicht richtig aus.

Von all dieſen Umſtänden wurde Oberſt Wildmans Schweſter durch die Diener der Abtei unterrichtet, welche die kleine weiße Dame oft zum Gegenſtande ihres Geſpräches machten. Die Abtei und ihre klöſterliche Umgebung war der Sage nach von Erſcheinungen heimgeſucht; was war natürlicher, als daß ein geheimnißvoller Beſuch dieſer Art, zumal unter der Vorausſetzung, daß er unter dem Einfluſſe geiſtigen Irſinnes leide, einer an dieſen Ort nicht gewöhnten Perſon Schrecken einjagen mußte. Als ſich des Oberſten Schweſter eines Tages auf einer breiten Terraſſe im Garten erging, ſah ſie plötzlich die kleine weiße Dame auf ſich zukommen, und nahm, im Augenblicke überraſcht und erſchrocken, die Flucht nach dem Hauſe. Tag für Tag verging und man erblickte das ſeltſame Geſchöpf nicht wieder. Endlich kam der Oberſt zurück, und hörte von ſeiner Schweſter die Geſchichte ihres Begegnens und Schreckens im Garten. Da erinnerte er ſich ſeines Abenteuers mit der kleinen weißen Dame im Undinen-Walde wieder. Bald löste ſich das Räthſel. Sogleich nach ſeiner Ankunft empfing der Oberſt einen Brief, geſchrieben von zarter Hand, in blühendem, beredtem Style. Die kleine weiße Dame, des Briefes Verfaſſerin, hatte zu ihrem Leidweſen der Schweſter raſche Flucht wahrgenommen; ſie fühlte ſich unglücklich, ein Glied der Familie beunruhigt zu haben. Die Motive ihrer häufigen und langen Beſuche in der Abtei waren enthuſiaſtiſche Verehrung für Lord Byron's Genius und leidenſchaftliche Luſt am Schauplatze, den er einſt bewohnt. Sie berührte den bedauerlichen Zuſtand, der ſie von jeder menſchlichen Gemeinſchaft ausſchloß, beklagte ihre verlaſſene, jeder Freude beraubte Lebenslage, und ſchloß mit der Hoffnung, daß man ihr den letzten Troſt, die Erlaubniß, die Abtei zu beſuchen und ihre Gärten und Spaziergänge zu benützen, nicht entreißen werde.

Der Oberſt erkundigte ſich nun weiter nach ihr, und fand, daß ſie bei den Bewohnern des Pachthauſes, in welchem ſie ſich aufhielt, wegen ihrer edeln, ruhigen, einfachen Weiſe ſehr in Gunſt ſtand. Bei einem Beſuche, den er ihr nun abſtattete, empfing ſie den Oberſt anfangs mit einiger Bewegung und Verlegenheit, aber ſein ungezwungenes freundliches Weſen brachte die kleine weiße Dame bald wieder in's Gleichgewicht. Sie war ein blaſſes, nervenſchwaches Weſen, und ſtand nicht mehr in der Blüthenzeit der Jugend; ihre meiſten Organe litten an einem Mangel, denn ſie war nicht allein taubſtumm, ſondern auch kurzſichtig. Man führte das Geſpräch mittelſt einer kleinen Tafel, worauf Fragen und Antworten geſchrieben wurden. Die gebrechliche Organiſation hatte eine beinahe zur Krankheit geſteigerte Reizbarkeit im Gefolge. Nicht von Geburt an taubſtumm, verlor ſie das Gehör erſt bei einem körperlichen Unfall und zugleich auch die Fähigkeit, deutlich zu artikuliren. Ohne Verwandte, ohne Freunde, verlaſſen und durch ihr Uebel von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen, hatte die Arme augenſcheinlich ein düſteres, unglückliches Leben geführt.

„Ich lebe gleichſam unter Fremden“, waren ihre Worte, „und zwar in meinem Geburtslande in einem Grade, wie es nur in den entfernteſten Theilen der Welt der Fall ſeyn könnte. Von Allen werde ich als Fremde betrachtet; Niemand will eine Verbindung mit mir

anerkennen; man betrachtet mich als ein Ding, das nicht zum Menſchengeſchlechte gehört.“

Alles, was der Oberſt von der armen Enthuſiaſtin vernahm, erhöhte ſein Intereſſe für ſie. Er war ſelbſt ein zu eifriger Bewunderer des Lord Byron, um nicht den außerordentlichen Eifer mitzufühlen, mit welchem ein Menſch an dem Dichter hing; er lud darum die kleine weiße Dame ein, ihre Beſuche in der Abtei zu erneuern; Haus und Garten ſollten ſtets für ſie offen ſeyn.

Schüchtern und mißtrauiſch, und offenbar in Furcht, aufdringlich zu erſcheinen, begann ſie wieder, im Mönchsgarten umherzuſpazieren, und ihren alten Sitz am Fuße des Monumentes aufzuſuchen. Kamen Perſonen in den Garten, ſo ſuchte ſie dieſe ängſtlich zu vermeiden und zog ſich in die entlegenſten Theile zurück. Man ſah ſie nur wie einen Geiſt durch das Gebüſche hingleiten. Manche Phantaſie, manches Gefühl drückte ſie während ihrer Wanderung in Verſen aus, die ſie auf ihre Tafel aufzeichnete und dann bei ihrer Rückkehr zum Pachthauſe auf Papier brachte. Was ich zu Geſicht bekommen, iſt mit ungemeiner Harmonie im Aufbau geſchrieben. Ueberall ſchimmert die enthuſiaſtiſche Verehrung durch, mit welcher ſie Byrons Genius, oder vielmehr das romantiſche Bild, das ihre Einbildungskraft von ihm geſchaffen, anbetete.

Der ſonderbare, romantiſche Irrſinn — ſo muß man es wohl nennen — war rein geiſtiger, idealer Natur; denn ſie hatte, wie ſie ſelbſt in einer Rhapſodie geſteht, Lord Byron nie geſehen. Er war für ſie ein bloßes Phantom ihres Gehirnes.

Ihre poetiſchen Wanderungen und Forſchungen beſchränkten ſich nicht auf die Gründe der Abtei, ſie erſtreckten ſich auf alle Theile der Umgebung, welche mit dem Andenken an Lord Byron in Verbindung ſtanden, bis nach den Gehölzen und Gärten von Annesley-Hall, dem Schauplatze ſeiner jugendlichen Leidenſchaft für Miß Chaworth. Sie erzählt in einem ihrer poetiſchen Ergüſſe, ſie habe von Howets-Hügel im Annesley-Parke eine „ſylphenartige Geſtalt“ in einem Wagen, gezogen von milchweißen Roſſen, erblickt, wie ſie unten am Fuße des Berges vorüberzog; das ſey das Lieblingskind geweſen, welches Lord Byron bei ſeiner merkwürdigen Zuſammenkunft mit Miß Chaworth geſehen, nachdem dieſe vermählt geweſen. Das Lieblingskind war jetzt zur blühenden, ſchönen Jungfrau geworden, und ſcheint den Charakter und die Geſchichte ihres ſeltſamen Beſuches hinreichend gekannt zu haben, um ihn mit edelm Mitgefühle zu behandeln. In rührenden Worten drückt die kleine weiße Dame in einer Note zu ihren Verſen ihre Empfänglichkeit für das freundliche Benehmen aus. „Die wohlwollende Herablaſſung der liebenswürdigen, intereſſanten jungen Dame,“ ſagt ſie, „gegen die unglückliche Schreiberin dieſer einfachen Zeilen werden einem dankbaren Gedächtniſſe eingeprägt bleiben, bis der Lebensfunke für immer erloſchen iſt, der jetzt ein Herz durchglüht, welches ſolche Güte zu innig empfindet und zu ſelten erfährt.“

Der Oberſt hatte zur ſelben Zeit einzelne Umſtände aus der Geſchichte der Fremden vernommen und dabei erſehen, daß ſich Armuth zu den übrigen Leiden der kleinen weißen Dame geſelle. Sie nannte

ſich Sophie Hyatt und war die Tochter eines Buchhändlers auf dem Lande; ihre Eltern waren längſt todt. Sie hing ſpäter einzig von ihrem Bruder ab, der ihr eine geringe Rente von ihrem väterlichen Erbe ausgeſetzt hatte, das in ſeinen Händen geblieben war. Dieſer Bruder, Kapitän eines Kauffahrtei-Schiffes, war mit ſeiner Familie nach Amerika gezogen und hatte die Unglückliche allein in der Welt gelaſſen, denn ſie beſaß keinen andern Verwandten in England, als einen Vetter, von dem ſie ſo viel als Nichts wußte. Eine Zeit lang empfing ſie die Rente regelmäßig, aber zum Unſtern ſtarb ihr Bruder in Weſtindien und hinterließ ſeine Angelegenheiten in höchſter Verwirrung; es ſchwebten gegen ſein Vermögen verſchiedene Handelsklagen ob, welche ſeine ganze Habe zu verſchlingen drohten. Unter dieſen mißlichen Umſtänden blieb ihre Rente plötzlich aus; vergebens ſuchte ſie Erneuerung von der Wittwe oder wenigſtens Kunde vom Stande der Angelegenheiten ihres Bruders. Drei Jahre lang blieben ihre Briefe unbeantwortet, und ſie wäre dem bitterſten Mangel ausgeſetzt geweſen, hätte ihr der Vetter in England nicht von Zeit zu Zeit eine Gabe gereicht.

Mit wohlwollendem Sinne ging der Oberſt in die Geſchichte ihrer Leiden ein. Er ſah, daß es ein hülfloſes Geſchöpf ſey, das ohne Schutz, bei körperlicher Schwäche und Weltunkenntniß ihre gerechte Sache nicht zu verfolgen vermöge. Er ließ ſich die Adreſſe ihrer Verwandten in Amerika geben, erkundigte ſich nach den Handels-Verbindungen ihres Bruders, verſprach durch Vermittelung ſeiner eigenen Agenten in Liverpool Nachforſchung nach den Verhältniſſen des Verſtorbenen halten zu laſſen und jeden Brief, den ſie ſchreiben würde, auf eine Weiſe zu beſorgen, daß er unfehlbar den Ort der Beſtimmung erreichen müſſe.

Von ſchwankenden Hoffnungen belebt, ſetzte die kleine weiße Dame ihre Wanderungen nach der Abtei und der Umgebung fort. Ihr zartes ſchüchternes Benehmen erhöhte den Antheil, welchen ſie bereits in Miſtreß Wildman erregt. Mit gewohnter Güte ſuchte ſich die Lady der Verlaſſenen zu nähern und ihr Vertrauen einzuflößen. Sie erbot ſich, ihr die Bücher zu leihen, welche ſie beſaß, da ſie ihre Leidenſchaft zum Leſen gewahr wurde. Die kleine Dame entlehnte nur wenige, darunter beſonders die Werke von Walter Scott, gab ſie aber bald wieder zurück; ſie ſchien einzig und allein am Studium der Schriften des Lord Byron Freude zu haben, und war ſie nicht mit dem Leſen ſeiner Dichtungen beſchäftigt, ſo brachte ſie ihre Zeit mit leidenſchaftlichem Nachſinnen über ſeinen Genius hin. Ihre Begeiſterung ſchuf eine ideale Welt um ſie her, in der ſie lebte und webte wie in einem Traume, für Zeiten das wirkliche Elend vergeſſend, von dem ſie in ihrem ſterblichen Stande heimgeſucht war.

Eine ihrer Rhapſodien iſt von Schwermuth erfüllt; ſie ſah den nahen Tod vorher, der bei ihrer gebrechlichen Körper-Beſchaffenheit und zunehmenden Schwäche immer wahrſcheinlicher wurde. Ueber den Verſen ſtehen die Worte:

„Geſchrieben unter dem Baume am Crowholt-Berge, wo ich „begraben zu werden wünſche (ſollte ich in Newſtead ſterben).“

Inmitten ihrer Träumereien langte in Newſtead die Nachricht vom frühen Tode des Lord Byron an. Wie dieſe von der ehrfurchtsvollen, aber leidenſchaftlichen Verehrerin aufgenommen wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; ihr Leben war zu einſam und lichtlos, um viel perſönliche Anekdoten zu liefern, aber unter ihren poetiſchen Ergüſſen findet man mehrere unter großer Aufregung, in ungeregelter, abgebrochener Weiſe geſchrieben.

Unter dieſen Verhältniſſen mußte man befürchten, daß bei dem krankhaft reizbaren Zuſtande jene Art geiſtiger Störung entſtehen möchte, die man Monomanie nennt. Das arme kleine Weſen kannte die Gefahr, die ihm drohte, und ſpielte ſelbſt darauf an in folgender Stelle eines Briefes an den Oberſt, der uns ein unendlich trauriges Gemälde von einem vorgefühlten, durch den menſchlichen Geiſt heraufbeſchworenen Uebel zeigt.

„Lange ſchon,“ ſchreibt ſie, „gewahre ich den Verfall meiner geiſtigen Fähigkeiten und betrachte ihn als unfehlbare Anzeige des ſchauervollen Leidens, das mich im Vorgefühle mit ſolchem Schrecken erfüllt. Seit geraumer Zeit hat meinen Geiſt der ſonderbare Gedanke erfaßt, daß Swifts düſteres Geſchick auch das meinige ſeyn werde; es iſt nicht ein gewöhnlicher Wahnſinn, was ich ſo ſehr fürchte, nein, es iſt etwas Schrecklicheres — gänzlicher Stumpfſinn. Bedenken Sie, mein Herr, wie mich dieſe Idee quälen muß, mich, die ich jedes irdiſchen Freundes entbehre, den ich in ſolch elendem Zuſtande um ſeinen Schutz anrufen könnte, um nicht den ſchmählichen Beleidigungen ausgeſetzt zu ſeyn, welche dergleichen Scenen ſtets hervorzurufen pflegen. Aber ich darf bei dem Gedanken nicht weilen, er könnte das Uebel, dem ich mit Schrecken und Angſt entgegenſehe, beſchleunigen. Und dennoch muß ich zu gewiſſen Zeiten nach der Leute Benehmen und den Betrachtungen, die ich nachher anſtellte, denken, daß ſich bereits Symptome des Wahnſinns gezeigt haben.“

Fünf Monate gingen vorüber, aus Amerika langte keine Antwort an, und des Oberſts Nachforſchungen blieben ebenfalls fruchtlos. — Tiefere Schwermuth und Hoffnungsloſigkeit ſchienen den Geiſt der Unglücklichen zu umſtricken. Sie ſprach davon, daß ſie Newſtead verlaſſen und nach London reiſen wolle, in der Hoffnung, dort einen geſetzlichen Prozeß einleiten zu können, um ſich der Verlaſſenſchaft ihres verſtorbenen Bruders zu verſichern. Es ſchwanden Wochen hin, ehe ſich der Entſchluß, den Schauplatz ihrer poetiſchen Schwärmerei zu verlaſſen, in ihr befeſtigte. Endlich ſetzte ſie ihre Abreiſe feſt. Tags zuvor beſuchte ſie die Abtei noch einmal zum Lebewohl. Da durchwanderte ſie alle Gründe und Gärten, und weilte an allen Stellen, die eine Beziehung auf das Andenken an Lord Byron hatten, und ſaß lange am Fuße des Monumentes, das ſie „ihren Altar“ zu nennen pflegte. Endlich ſuchte ſie Miſtreß Wildman auf und legte ein verſiegeltes Päckchen in ihre Hände, mit der ernſtlichen Bitte, es nicht vor ihrer Abreiſe aus der Nachbarſchaft zu eröffnen. Traurig nahm ſie dann Abſchied und verließ die Abtei unter bittern Thränen.

Als ſich Miſtreß Wildman Abends in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, konnte ſie ſich nicht enthalten, das Legat des ſeltſamen Weſens

Digitized by Google

zu durchſehen. Sie öffnete und fand zuerſt eine Anzahl jener flüchtigen, bereits berührten Gedichte, dann aber einen weitläufigen Brief, voll Pathos und Beredtſamkeit, worin ſie den Zuſtand ihres Geiſtes in dunkeln, aber kräftigen Farben malte.

„Als ich Sie zum letzten Male im Garten zu ſehen das Vergnügen hatte“, ſchrieb ſie, „fragten Sie mich, warum ich Newſtead verlaſſe. Da ſagte ich Ihnen, daß mich meine Umſtände dazu nöthigen. Der Antheil, den ich hiebei in Ihrem Blicke zu leſen glaubte, würde mich zu ausführlicher Erklärung ermuthigt haben, aber die Unfähigkeit, mich mündlich auszudrücken, legte mir ein Hinderniß in den Weg.“

Dann geht ſie in Einzelnheiten über ihre pecuniären Umſtände ein, wonach ſie ihr Leben einzig und allein von dreizehn Pfund friſtete, die ihr jener Vetter aus einem gewiſſen Stolze, daß ſie nicht dem Gemeinde-Almoſen heimfalle, jährlich ausgeſetzt hatte; aber ſie empfing das Geld begleitet von ſo unwilligen Bemerkungen, daß ſie der Fortſetzung von einem Vierteljahre zum andern nicht ſicher war. Mehr als einmal wurde der Beitrag unter nichtigen Gründen zurückbehalten, und ſtets mußte ſie befürchten, er werde ihr ganz entzogen.

„Mit tiefem Schmerze“, fährt ſie fort, „habe ich meine unglückliche Lage ſo weitläufig auseinandergeſetzt; doch ich dachte, Sie wünſchten Näheres von meinen Verhältniſſen zu erfahren, und fürchtete, Oberſt Wildman könnte, vom Scheine getäuſcht, der Anſicht leben, ich leide keinen wirklichen Mangel, und ein Aufſchub von ein Paar Wochen oder Monaten bei der Nachforſchung ziehe keine weſentliche Nachtheile nach ſich. Soll der Erfolg des Unternehmens ein günſtiger ſeyn, ſo muß der Oberſt von meinen Umſtänden durchaus genau unterrichtet werden, um ſie jedem Manne treu ſchildern zu können, den er für mich zu intereſſiren beabſichtigt, mag er ſich in Amerika ſelbſt befinden oder dort Verbindungen haben, wodurch meine Freunde von der Wahrheit meiner traurigen Lage überzeugt werden mögen, wenn ſie daran zweifeln, wie ich vorausſetze. Ausführlicher zu werden, iſt mir unmöglich; es müßte mich unendlich demüthigen, ſollte ich alle die Verlegenheiten ſchildern, in welche mich äußerſte Noth verſetzt hat. Alles rein herauszuſagen, möchte mich einer Schlußfolgerung ausſetzen, die mein Zartgefühl, mein angeborener Stolz nicht zu ertragen vermöchten. Verzeihen Sie, Madame, daß ich diejenigen beunruhige, deren Ruhe mir heilig ſeyn ſollte — ich bin genöthigt, mich und meine Sache des Oberſten Menſchenfreundlichkeit anheimzuſtellen und ſeine ernſtliche Unterſtützung anzurufen, denn in ihm ſuche ich jetzt allein Troſt und Hülfe. Verachten Sie mich nicht, weil ich mich der gebietenden Nothwendigkeit unterziehe — es iſt nicht Liebe zum Leben, ich bin nicht ängſtlich auf ſeine Erhaltung bedacht. Ich kann nicht ſagen: „„es gibt Dinge, die mir die Welt theuer machen,““ denn für mich gibt es keinen Gegenſtand, der mir die Fortſetzung meines Daſeyns wünſchenswerth erſcheinen ließe, könnte ich nur jene Ruhe, jenen Frieden im Grabe finden, den ich auf Erden nie gefunden habe, nie finden werde.“

Ein anderer Theil ihres Briefes verräth düſtere Verzweiflung, und ſchildert den ſchauerlichen Stand eines zerrütteten Geiſtes, der

unter Sorgen und Kummer vergebens den ſanften Troſt religiöſen Glaubens ſuchte.

„Es wundert mich ſelbſt,“ ſagt ſie, „daß ſich mein Daſeyn oft über das Ziel hinaus verlängerte, welches ich ihm geſteckt glaubte. Wenn ich mir meine Lage hoffnungslos, verzweiflungsvoll, ja noch gräßlicher dachte, als ſie gegenwärtig iſt, rettete mich ein plötzliches Dazwiſchentreten der Vorſicht von meinem Geſchicke, das mir unvermeidlich ſchien. Ich ſpiele nicht auf Ereigniſſe der letzten Periode an, denn ſeit meinen früheren Jahren bin ich ein Kind der Vorſehung geweſen, warum ſollte ich jetzt an ihrer Sorge für mich verzweifeln? Ich mißtraue ihr nicht, ich vertraue aber auch nicht auf ſie, die Zukunft ängſtigt mich nicht, ſie läßt mich gleichgültig; doch das iſt nicht Glauben an die Vorſicht, nicht der Glaube, der allein ihren Schutz in Anſpruch nimmt. Ich weiß, dieſe Gleichgültigkeit iſt ſtrafbar; ſie wendet unſern Blick von der glänzenden Ausſicht ab, welche die Religion zum Troſte der Unglücklichen bietet, und doch hat mich eine geliebte Mutter frühe gelehrt, daß ich dahin mit Freude und Liebe ſchauen ſoll. Der religiöſe Glaube iſt in mir nicht verloren gegangen, obgleich ich zuweilen zu zweifeln verſucht war, weil ich die uns zugeſicherte Unſterblichkeit nicht mehr wünſche. Mein einziger Wunſch iſt jetzt Ruhe und Friede, endloſe Ruhe, „„Ruhe aber nicht Gefühl der Ruhe.““ Doch ich kann nicht der täuſchenden Hoffnung leben, daß mir ſolche Ruhe zu Theil werden wird. Ich fühle eine innere Nothwendigkeit, ſtärker, als die Beweiſe, welche Vernunft und Religion uns zu bieten vermögen, daß ich Etwas in mir trage, was unſterblich iſt und ſeinen Urſprung nicht vom Erdenkloß empfangen hat. Mit dieſer Ueberzeugung, doch ohne Hoffnung, daß ein ſchöner Licht auf die trübe Zukunft fallen werde, darf ich den Blick nicht nach dem Jenſeits richten, und doch wird mir das Dieſſeits nie den Frieden bringen.“

„Dieſe unſelige Gemüthsverfaſſung muß Ihr Mitleid erregen. Sie iſt vielleicht aus der Einſamkeit entſtanden, in der ich gelebt habe, ſogar mitten in der Geſellſchaft gelebt habe, weil mich meine Gebrechen von der erquickenden Gemeinſchaft befreundeter Geiſter, vom ſüßen Troſte veredelter Unterhaltung ausſchloſſen; der zeitenweiſe geringe Zuſammenhang mit meiner Umgebung kann nicht Unterhaltung genannt werden — um mich her fand ich keine befreundete Geiſter — und wenn mich die Umſtände zuweilen einmal mit höheren und gebildeteren Menſchen zuſammenführten, die meine Geſellſchaft nicht zurückſtießen, ſo konnten ſie ſelbſt in früheren Jahren die düſtern Gedanken nicht aus der Seele bannen, die hier ihren Aufenthalt gewählt hatten, noch mir den Muth zu kräftigem Kampfe verleihen; und doch gibt es unter allen Freuden des verfeinerten Lebens, die mir die Phantaſie ſo oft mit lebhaften Farben vorgemalt hat, nicht eine, nach der ich ein ſo inbrünſtiges Verlangen fühlte, als nach dem zarten Austauſch der Gedanken, der höchſten Glückſeligkeit erleuchteter Geiſter in der Stunde geſelliger Unterhaltung.“

„Als Sie mich zum erſten Male ſahen, entdeckten Sie das Gebrechen, das mich von aller Unterhaltung ausſchließt — ſonſt möchten Sie mich wohl zuweilen Ihres Umganges gewürdigt haben. Wenn ich

Sie dann auf dem Spaziergange erblickte, ſo bildete ich mir wohl ein, Sie wollen mich ermuthigen, Ihnen entgegenzutreten. Verzeihen Sie, wenn meine Einbildungskraft, allzu geſchäftig, mir ſolch' verführeriſche Täuſchungen vorzuſpiegeln, mich zu einer falſchen Vorausſetzung verlockte. Sie mögen bemerkt haben, daß ich in der Regel Sie und den Oberſt zu meiden bemüht war. Ich wollte Ihren edeln Herzen die Pein erſparen, Zeugen eines Unglücks zu ſeyn, das Sie nicht erleichtern konnten. So von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen, war ich in meine eigene Welt gebannt, und wahrlich der Umgang mit den Geſchöpfen, mit denen ich dieſe Welt bevölkert hatte, brachte mich nicht in Verlegenheit. Obgleich ich die Einſamkeit liebe und zur Unterhaltung für meine Phantaſie der Menſchen nicht bedarf, ſo muß doch ein allzu einſames Leben eine unglückliche Wirkung auf den Geiſt hervorbringen, der, auf ſeine eigenen Quellen beſchränkt, unfehlbar in den Stunden der Schwermuth über verzehrenden Gedanken brüten wird, die am Ende Menſchenhaß namentlich bei denen herbeiführen müſſen, die durch körperliche Beſchaffenheit oder frühes Mißgeſchick geneigt ſind, melancholiſch zu werden und die menſchliche Natur im dunkelſten Schatten zu betrachten. Habe ich nicht Urſache zu düſtern Gedanken? Meine Verlaſſenheit allein müßte das Daſeyn einem Weſen in Fluch verwandelt haben, deſſen Natur von aller geſelligen Liebe durchglüht iſt, ohne einen Gegenſtand für dieſe Liebe zu beſitzen, ohne natürliche Verbindung, ohne einen Freund auf dieſer Erde, der mich vor Verachtung und einer unwürdigen Behandlung zu ſchützen vermöchte, welcher ich durch meine Lage fortwährend ausgeſetzt bin."

Ich kann die Auszüge aus dieſem Briefe nicht ſchließen, ohne noch einen zu geben, der ihre Gefühle in Beziehung auf Newſtead zeichnet.

„Wohl weiß ich, daß ich von Ihrer außerordentlichen Güte nicht ſo oft hätte Gebrauch machen ſollen, als ich es gethan habe. Ich hätte mich von Ihrem Garten entfernen ſollen, ſo lange ſich Geſellſchaft in der Abtei befand, — aber da ich mich längſt entfernt haben mußte, wenn die Geſellſchaft die Abtei verlaſſen haben würde, ſo konnte ich mir das Vergnügen, meine Spaziergänge fortzuſetzen, nicht verſagen — jetzt bin ich zu Ende damit. Ich habe von all den theuern Stellen Abſchied genommen, die ich nie mehr zu ſehen hoffen darf, bis meinem entkörperten Geiſte ſie wieder zu beſuchen geſtattet ſeyn wird. Sollte mich aber die Vorſicht auf eine Weiſe unterſtützen, daß ich mich anſtändig zu ernähren im Stande wäre, und Sie wollten mir nur eine niedrige Hütte zuſichern — oh! mit welcher Freude wollte ich dann zurückkehren und meine theuern Wanderungen auf's Neue beginnen. So theuer mir aber auch Newſtead iſt, ſo will ich doch unter den unſeligen Verhältniſſen, wie ich ſie in letzter Zeit erfahren habe, nie zurückkehren, nie ohne die Mittel, die mich vor Verachtung ſchützen ſollen. Indem ich Sie die beifolgenden werthloſen Kleinigkeiten anzunehmen bitte, hoffe ich, daß Sie glauben werden, ich hege nicht die Abſicht, Ihnen ein Vergnügen damit zu bereiten. Es ſind die Produkte Ihres eigenen Gartens, meiſtens geſchrieben am Fuße meines Altars. Ich kann dem Wunſche nicht widerſteh-

armſelige Andenken an die glücklichen Stunden, die ich dort verlebt, zu hinterlaſſen. Verwerfen Sie die kleine Gabe nicht, Madame, vergönnen Sie ihr eine Stätte bei Ihnen, und ſollten Sie meine Erzeugniſſe mit einer Durchſicht beehren, ſo unterdrücken Sie das Lächeln, das ſich natürlich einfinden wird, wenn Sie ſich der Erſcheinung des unglücklichen Geſchöpfes erinnern, das ſeine ganze Seele der Betrachtung ſolch mehr als menſchlicher Vortrefflichkeit zu weihen ſich erkühnte. So lächerlich es erſcheinen mag, ſo muß ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß wenn die Gefühle, die ich gepflegt, genau ergründet werden könnten, ich glauben darf, daß man ſie von einer Natur finden würde, welche ſelbſt dem keine Schande machte, der ſie mir eingeflößt.

* * *

„Ich werfe jetzt einen letzten Blick auf die Scenen, die ſich meinem Innern zu tief eingeprägt haben, als daß ſie ſelbſt der Wahnſinn verwiſchen könnte. Oh! Madame, möchten Sie nie den Schmerz begreifen lernen, der mich zur Stunde erfaßt, da ich mich von Allem entfernen muß, was die Welt für mich Theures und Heiliges umſchließt, da ich fort muß von dem Winkel der Erde, wo ich allein Troſt und Frieden zu finden hoffen darf! Möge alle Segnung, die die Welt zu bieten hat, Ihnen werden, oder beſſer, mögen Sie lange leben im Genuſſe der Freuden Ihres eigenen Paradieſes, abgeſchieden von einer Welt, die keinen wahren Segen zu verleihen vermag. Jetzt gehe ich, doch ach! dürfte ich zu hoffen wagen, daß im Genuſſe der beſeligenden Scenen zuweilen der Gedanke an die unglückliche Wanderin ihren Sinn durchkreuzen werde. Könnten Sie in dieſem Augenblicke in mein Herz ſchauen, wie überflüſſig möchte die Verſicherung der dankbarſten Hochachtung, der tiefſten Verehrung erſcheinen, die ich nie aufhören werde, für Sie zu empfinden.“

Die Wirkung dieſes Briefes auf das gefühlvolle Gemüth der Leſerin mag eher begriffen, als beſchrieben werden. Ihr erſter Gedanke war, dem armen heimathloſen Weſen eine Heimath zu geben, und die Unglückliche an den Schauplatz ihres irdiſchen Paradieſes zu feſſeln. Ihre Wünſche fanden augenblicklich in des Oberſten edlem Herzen Anklang. Man beſchloß, ein Zimmer in einem der neuen Pachthäuſer auszuſtatten, und jede Anordnung für einen bequemen, bleibenden Aufenthalt zu treffen. Mit der Frauen geſchäftigem Wohlwollen ſchrieb Miſtreß Wildman nachfolgenden Brief an die verlaſſene Fremde, noch ehe ſie ihr Haupt niederlegte:

Newſtead Abbey. Donnerſtag Nacht.
Den 20. Sept. 1825.

„Meine Theuere! Ich habe Ihren Brief geöffnet, als ich mich in mein Schlafgemach zurückgezogen, und kann keinen Augenblick verlieren, Ihnen das herzliche Intereſſe zu ſchildern, welches der zarte t Ihres Schreibens und die Einzelnheiten Ihrer Lage in mir

erweckt haben. Ich bin ängſtlich beſorgt, daß dieſe Zeilen Sie noch vor Ihrer Abreiſe aus der Gegend treffen mögen, und es würde mich außerordentlich freuen, wenn meine Anordnung zu Ihrer Bequemlichkeit Sie der Nothwendigkeit, die Reiſe zu unternehmen, entreißen könnte. Der Oberſt wird Alles zu Ergründung der Angelegenheiten anwenden, die Sie ihm übergeben haben. Sollten Sie hier bleiben oder nach kurzer Abweſenheit zurückkehren, ſo hoffe ich unfehlbar Mittel zu näherer Bekanntſchaft zu finden, und Sie von meinem Antheile an Ihnen und von der Freude zu überzeugen, die es mir gewähren würde, auf irgend eine Art zu Ihrem Glücke und Troſte beizutragen. Jetzt nur meinen Dank für das Päckchen und den Brief, der meine Aufmerkſamkeit dermaßen auf ſich zog, daß ich bis jetzt zur Durchſicht ſeines Begleiters noch keine Zeit gewinnen konnte. Vertrauen Sie den aufrichtigen Wünſchen

Ihrer

wahrhaft ergebenen

L o u i ſ e W i l d m a n.“

Am nächſten Morgen wurde ein Diener nach dem Weir-Mill Pachthauſe abgeſandt, aber er kehrte mit dem Briefe zurück, und brachte die Nachricht, die kleine weiße Dame ſey vor ſeiner Ankunft mit des Pächters Weib auf einem Karren nach Nottingham abgereiſt, wo ſie einen Platz in der Landkutſche nach London nehmen wolle. Der Oberſt hieß den Diener ſogleich zu Pferde nacheilen, und ihr den Brief vor Abgang der Kutſche einhändigen.

Der Ueberbringer guter Zeitung ging nicht ſparſam mit Sporn und Peitſche um, und langte in vollem Gallop in Nottingham an. Als er in die Stadt hineinritt, hielt ihn ein Volkshaufe in der Hauptſtraße auf. Er zog ſein Pferd an, um ruhig durchzukommen. Wie ſich der Haufe öffnete, ſah er einen menſchlichen Körper auf der Straße liegen. Es war der Leichnam der kleinen weißen Dame.

Es ſcheint, daß nach der Ankunft in der Stadt, nachdem man vom Karren geſtiegen war, des Pächters Weib die Unglückliche verlaſſen hatte, um einem Geſchäfte nachzugehen. Die kleine weiße Dame ſetzte dann ihren Weg nach dem Bureau der Landkutſche fort; als ſie über die Straße ſchritt, wurde ein Wagen eilig herangetrieben. Der Fuhrmann rief ihr zu, aber ſie war zu taub, um ſeine Stimme oder das Raſſeln des Wagens zu vernehmen. In einem Augenblicke war ſie von den Pferden niedergeworfen, die Räder gingen über ihren Leib, und ſie ſtarb ohne einen Todesſeufzer.

Genrebilder aus Holland.

Phyſiognomie der Hauptſtädte.

(Schluß.)

Die Promenade auf der Plantage iſt nicht heiterer. Im September herrſcht kaum in dem, was man dort „Kermeſſe“ nennt, eine Spur eines ſtark belebten Jahrmarktes. Wir durchfuhren einige Straßen, ehe wir das Judenviertel erreichten. Die Kaiſer-, Prinzeß- und Herren-Gracht ſind drei mit ſchönen Ulmen und ſtillen Häuſern beſetzte Quais; ein Bewohner des Pariſer Boulevards müßte hier verzweifeln. Alles iſt öde; Niemand an den Fenſtern; einige Slee-Fäſſer oder ein Begräbniß hemmen allein die Schritte. Alle Häuſer auf dieſen Quais zeigen die äußere und innere Vollkommenheit der ſchönen holländiſchen Wohngebäude. Bäume und Kanäle ſchimmern in den Spiegelfenſtern und das glänzende, vergoldete Kupfer an den Thüren erinnert an den weißen Handſchuh des Gentlemans. Ueber den Thüren ſind große Reverberen angebracht, in denen Abends Gas brennt, das den polirten Thüren ein Anſehen gibt, als ob ſie lakirt wären. Gegen vier Uhr erblickt man auf dieſen Quais Menſchen, nach Art der alten Komödie gekleidet: in runden Perücken, Röcken mit Stahlknöpfen und einem Stock von Elfenbein in der Hand. Dieß ſind Kaufleute und Mäkler im Coſtüm von 1660. Einen noch ſeltſameren Eindruck macht der Leichenbitter (Aansprefer), ein ſchwarzer Mann, mit einem langen Flore am Hut. In der Hand trägt er ein langes weißes Papier, ſeine Liſte, worauf er die Reichſten wie die Aermſten einzeichnet. Den Aansprefer trifft man überall; im Sommer ängſtigt ſein ſchwarzer Schatten die hübſchen Mädchen, wenn ſie zwiſchen Schilf und Blumen am See ſpazieren gehen; im Winter läuft er über den Y- und den Zuyderſee ſelbſt, mit Schlittſchuhen, die ihm Belzebub ſchmieden ließ! —

Noch trauriger als dieſer Begräbnißmann ſehen die Findelkinder in Amſterdam aus. Sie tragen eine ſchwarze Jacke, woran eine Nummer auf weißer Leinwand geheftet iſt. Die Waiſenkinder ſind halb ſchwarz und roth. Alle ſind ernſt und trübe; man muß ſie an

Digitized by Google

ſchönen Sonntagen auf der Prinzengracht ſpazieren gehen ſehen, reinlich gebürſtet, die Hände in den Taſchen, mit den roth, weiß und ſchwarzen Achſelſchnüren, die ihnen das Anſehen von kleinen holländiſchen Prinzen aus den Zeiten Ludwigs XIV. geben würden, wenn nicht die fatalen Nummern wären. Die Mädchen tragen weiße Mützchen, lange gelbe Fauſthandſchuhe und leinene Schürzen; ſie ſehen einfältig und glücklich dabei, zum bezaubern aus; man zeigte mir eine, die ſo ſchöne lateiniſche Verſe wie Johannes Secundus machte. Wenn ſie das Haus verlaſſen, ſo erhalten ſie eine kleine Ausſteuer; die meiſten treten in Dienſte, welches in Holland für die armen Geſchöpfe ſehr läſtig iſt, da dort die weiblichen Dienſtboten die ſchwerſte und härteſte Arbeit verrichten müſſen. Manchmal gehen die Waiſenkinder zu zwei und zwei längs der Amſtel ſpazieren, um die Yachten bei der Brücke der Verliebten zu beſehen. Dies iſt eine anmuthige Promenade. Wenn die Nacht kommt, dehnen ſich die beiden Ufer der Amſtel wie zwei Dämme aus, die mit glänzenden Sternen beſäet ſind. Die erleuchteten Fenſter ſpiegeln ihre langen Reihen in den Kanälen; Maſte und Thauwerk zeichnet ſich ſcharf am Horizont ab; dies iſt der einzige Ort, wohin Abends ein ſchwermüthiger, grämlicher Alter hingehen ſollte, in einem abgetragenen Kleide, mit einer Nichte als Stab und einem alten Buche als Geſellſchafter.

Die Menge der Hoſpitäler kommt jener der Kirchen gleich. Man findet nirgend mehr fromme und ſchöne Stiftungen. Die Häuſer von Amſterdam dienten den Katholiken als Zuflucht wie einſt die römiſchen Katakomben. Seit der Reformation waren die Katholiken genöthigt, die Meſſe auf dem eigenen Zimmer zu leſen. Daher haben ihre Kirchen oder Bethäuſer noch jetzt ſonderbare Namen, wie z. B. das Poſthorn, der Papagei, die Kirche zum Hirſch Nro. 125, der Buſch, die Taube, der Pole. Der Biſchof von Haarlem lieſt oft die Meſſe im Storchen, einer armſeligen Kirche. Hatte die Einfachheit des proteſtantiſchen Gottesdienſtes ſchon unſer Erſtaunen erregt, ſo war dies bei dieſer Vernachläſſigung und Armuth des Katholiſchen noch mehr der Fall. Die Armeniſche Kirche zeigt einige Spur von Reichthum. Ueber einem **Agnus dei** von weißem Marmor, lieſt man folgendes in armeniſcher Sprache: „Ich, Arachiel, gebürtig aus der Stadt Amaſia, Sohn des Paul Aracheleuz, aus Iſpahan, habe dieſe Thür ausbeſſern laſſen, dieſen Vorſaal vergrößern, den Fußboden und den Sims mit Marmor belegen und das Gewölbe mit Stuck bekleiden, Alles zum Andenken meines ſeligen Vaters und meiner noch lebenden Mutter. Im Jahr der Gnade 1749.“

Die große Synagoge in Amſterdam iſt, nächſt der in Livorno, das merkwürdigſte dieſer Art, was ein Künſtler ſehen kann. Die erſte Niederlaſſung der Juden in dieſer Stadt datirt vom Jahre 1595. Jetzt ſind ſie faſt die Könige dieſer Handelsſtadt geworden. Erinnert Ihr Euch wohl, werthe Leſer, jemals an die kleine Thür der **Strada Balbiana** in Livorno angeklopft zu haben? Und als Ihr eintratet in dieſen Tempel, wo die Andächtigen den Hut auf dem Kopfe hatten, und wo man glaubte, in das Parket der Pariſer oder einer andern Börſe zu treten? Der Saal iſt viereckig, weit und hoch, und hebräiſche

Schriftzüge bedecken ſeine Wände; Italiens glänzendſter Tag ſtrömt herein, und läßt ſich von den rothſeidenen Vorhängen an den Fenſtern nicht zurückhalten. Welch' ein Gemurmel befremdlicher und verworrener Stimmen, Kinder, Juden, türkiſche Gewande, Greiſe in Lumpen und junge Armenier ſitzen auf rothen Teppichen. Was will dieſer bleiche und alternde Cultus mitten in dem marmornen Italien, voll von bunten Heiligen, gemalten Kirchen, beflügelten Erzengeln mit Panieren! Was will dieſe Religion der Bank und des Elends, die ſo laut ſpricht, und wuchert und ſingt ſeit Shylok? Sollen dieſe Leute einem Orgagna oder Murillo zu ihren Schilderungen ſitzen, ſo alt und verhungert und mit Schmutz bedeckt? Ein ſchwarzgekleideter Rabbi ſammelt in einem großen Sammtbeutel! Wie ergreifend iſt dies ganze Schauſpiel in Italien. Ein Cultus, der zwiſchen dem Fluche Gottes und dem ewigen Leben ſich erhält, ein fremder Tempel auf dem mit Kirchen bedeckten Boden, Menſchen, die gleich einer moraliſchen Ausnahme unter dem Himmel von Florenz wohnen, verachtet von den Italienern, und genöthigt die milde Luft zu bezahlen, die ihnen von Neapels Küſten entgegenweht. Alle dieſe Menſchen hatten ein finſtres und leidendes Ausſehen.

Und nun eben dieſes Volk, das in Italien ſo fremd und elend daſteht, ſieht man reich und ſtark in Amſterdam, wo es ſeine Zugbrücken, ſeinen Handel, ſeine Rechte und ſeine Häuſer hat, die gleich Feſtungen geachtet werden. In Amſterdam iſt ein Jude nicht weniger als ein Katholik; dieſe Stadt iſt unempfänglich für alle Streitigkeiten über Glauben und Anſichten. Auch iſt der holländiſche Jude reich, während der italieniſche nichts beſitzt als ſeine alten Stoffe, womit er handelt, ſeine hebräiſchen Bücher und ſein Elend. Ich habe in Amſterdam der Verſammlung der Parnaſſim beigewohnt, und glaubte in einen Senat zu treten. Ihr Schmutz war mindeſtens reich zu nennen, ihre Petſchafte groß und ſchön, viele hatten Onyxe im Jabot ſtecken, das mit Tabak geſprenkelt war. Neben dem Eingange der großen Synagoge iſt eine Tribune, wo der Groß-Rabbiner oder Chacham ſitzt; die Parnaſſim ſitzen etwas niedriger. Unter den Bänken ſind Schränke angebracht, wo ſie ihre Bücher und Gebet-Decken aufbewahren. An der Decke hängt die ewige Lampe. Der Theil nach Morgen, wo das Gebet gehalten wird, iſt von dem Uebrigen durch eine Baluſtrade von Mahagonyholz geſchieden; in einem prächtigen Schranke wird der Pentateuch aufbewahrt. An beiden Seiten des Saals ſind vergitterte Tribunen für die Frauen. Zwiſchen dieſen Gittern erblickt man die weißen Schleier ſchöner Jüdinnen. Aber nur ſelten entführt ein holländiſcher Baron eine ſolche Jeſſica aus der Muiderſtraat. — Es gibt noch immer gute Seelen und kluge Hofräthe im Haag, welche glauben, daß die Juden ihre Todten mit Weineſſig waſchen. Warum ſoll man nicht noch hinzufügen, wie eine alte Reiſebeſchreibung in Italien erzählt, daß ſie dieſen Eſſig nachher gebrauchen, um Gurken für die Chriſten einzumachen! —

Wir haben jetzt Amſterdam geſehen, die finſtere theologiſche Stadt, wir wollen jetzt an die gemalten Thüren des Haags klopfen, die Stadt der Etikette. Der Haag, die Reſidenz des Königs, hat ganz de-

Anſehen einer engliſchen großen Stadt. Hat man Delft paſſirt, eine zierliche, reinliche, mit Kieſeln gepflaſterte Stadt, von einer Unzahl Kanäle und Diligencen durchzogen, ſo erblickt man einen Haufen ſchöner Häuſer mit hohen Lindenwipfeln dazwiſchen und hier iſt es, wo die Equipagen ſich drängen, die Kammerherren, mit Kreuzen bedeckt, ſich umhertreiben. Der Haag iſt eine ehrwürdige Stiftsdame, welche die Gebräuche und Gewohnheiten alle kennt. Hier war das Theater jener Streitigkeiten über den Vortritt, welche die Geſandten von Frankreich und Spanien trennten. Der Graf von d'Eſtrades, Geſandter Ludwig XIV., ging dem Stathouder ſelbſt voraus. Man ſehe einmal den großen Saal, wo alle Porträts der Naſſauer figuriren, jene bataviſchen Kraft- und Liebesgötter, mit den Wappen der ſieben Provinzen geſchmückt, mit Flügeln oder mit der Keule verſehen. Alle Räthe, die man heute noch im Haag erblickt, kommen uns vor wie Hoffmann'ſche Figuren. Sie kennen alle die Schöffen und Bürgermeiſter von ehemals auswendig. Beſitzt man Empfehlungsbriefe nach dem Haag, ſo thut man beſſer, ſie in den Kanal zu werfen, denn die Unterſuchung eines Empfehlungsbriefes iſt Sache eines großen Familienraths, wo Jeder um ſeine Meinung befragt wird. Nachdem vier Tage verfloſſen ſind, bekommt man eine Karte, und nach ſieben Tagen wird man eingeladen, was gewöhnlich mit der Stunde der Abreiſe zuſammenzufallen pflegt. So viel Zeit brauchen die Holländer, um einen Entſchluß zu faſſen. Das Gehölz des Haags iſt eine bezaubernde Promenade. Wenn die Häuſer dieſer Stadt von bemalten Backſteinen und elegant möblirt nach dem Modell der Londner Häuſer gemacht zu ſeyn ſcheinen, ſo erinnert dieſer Spaziergang lebhaft an Hydepark. Hirſche und Rehe ruhen dort im Grünen und werfen darauf den Schatten ihrer Geweihe. Ohne den Strohhut mit breiten Rändern, den die Frauen von Scheveningen tragen, würde man glauben, in Picadilly zu ſeyn. Der berühmte Saal in dem Hauſe des Gehölzes (la maison du bois) im japaniſchen Geſchmack iſt ein prächtiges Geſchenk des letzten Kaiſers von China an den letzten Stathouder. Seine Verhältniſſe ſind wahrhaft königlich; die Vögel der Tapeten ſind von natürlichen Federn, und die Landſchaft von Moos und Gräſern. Der Saal von Oranien, mit herrlichen Gemälden von Jordaens, ſieht einem Saale im Vatikan gleich. Ein bizarrer, obgleich ſehr philoſophiſcher Geſchmack vermochte die Wittwe des Prinzen Friedrich Heinrich, ſich in ſchwarzen Trauerkleidern, einen Todtenkopf in der Hand, in dieſem glänzenden Saale malen zu laſſen. Heutzutage ſind die Klubbs und die Kaffeehäuſer die Seele dieſer Stadt. Ein Kaffeehaus im Haag würde jedoch einen Fremden mehr noch, als die tollen Nachthäuſer in Amſterdam in den Augen des holländiſchen Puritanismus compromittiren. Alles geht jedoch ruhig und traurig dort zu. An den Mauern ſind große Armleuchter befeſtigt; ein ſtarker Tabaks- und Wachholdergeruch macht ſich bemerkbar. Ungeheure Pfeifen ſtehen überall, das Porträt des Prinzen von Oranien zu Pferd iſt aufgehängt, und ein mürriſcher Papagei ſchreit in einem großen Käfig. Der arme Vogel, ganz unwürdig von ſchlechtem Tabak eingeräuchert, ſieht aus, als dächte er mit Bedauern an Vertvert's myſtiſcher Knackmandel. Ungeachtet des Anſcheins von Reich-

Digitized by Google

thum und Eleganz hat der Haag Vieles von einer kleinen Stadt: Jeder weiß, was ſein Nachbar zu Mittag ißt. Das Leben des Holländers, der ſich hinter Riegel und Schlöſſer verbirgt, kennt nur eine Freude, die Zuſtände ſeiner Gäſte zu erſpähen. Die kleinen Spiegel, welche man an den Fenſtern der Häuſer ſieht, hinterbringen ihrem Herrn getreulich jeden gegebenen und geſtohlenen Kuß, Verſöhnung und Streitigkeiten im Nachbarhauſe. Das gibt die tägliche Unterhaltung an Anekdoten und Klatſchereien. Die bataviſche Ehrlichkeit, die man in den Geſchäften ſchätzt, die glückliche Einfachheit und große Oekonomie arten häufig in vollkommenen Geiz aus. Der Marquis von Ros..... hatte viertauſend Morgen Grundbeſitz, und hielt ſich keinen Bedienten, nicht einmal auf Reiſen, wo er gezwungen war, ſein Ränzel ſelbſt zu ſchnüren. Man zeigte ſich auf der Straße einen Gentleman aus Leyden, der ein Pferd für fünfzehnhundert Franken ritt. Die Verbindung mit Rußland gab dem Hofe einiges Relief, der ſonſt wie eine gute und ſchwerfällige Präfektur ſich ausnahm. Täglich eſſen zwölf Offiziere bei'm König, darunter zwei höhere Militärperſonen. Die Tafel iſt ſehr gut beſetzt und der König ein freundlicher Wirth, ſo daß er im Haag zum Sprichwort geworden iſt. Ein junger ruſſiſcher Graf, der ſchon zwei Jahre im Haag wohnt, erzählte uns in den Zirkeln, einem kleinen ſchwarzgekleideten Manne mit weißem Jabot und eben ſo weißen Händen begegnet zu ſeyn, der ein vortrefflicher Pianoforteſpieler war. Die Damen nannten ihn mit zarter Stimme: Monſignor. Es war der Internuntius des Papſtes; ſonſt nichts. Man riß ſich um ihn, wie um eine japaniſche Porcellainpuppe. Was die Engländer betrifft, gibt es deren wenige in dieſer Stadt. Der Geſchäftsträger und ſein einziger Sekretär repräſentiren dieſe Nation. Dieſes frappirt um ſo mehr, als der Haag eine ganz engliſche Stadt genannt werden darf. Die Hotels ſind alle in dem Style von Clarendon. Ich haſſe aus vollem Herzen das Sauerkraut und die Promenaden von Scheveningen; aber die Bewohner vom Haag werden gewiß behaupten, daß Scheveningen ſehr ſchön ſey. Von dieſem nackten Plateau kann man die Nordſee recht genießen. Das Bade-Etabliſſement, das den Stolz Scheveningens macht, iſt viel zu groß für den Ort. Zu warmen Bädern iſt nur eine Vorrichtung im Hotel des Marſchall Turenne. Dort muß man ſich für ein jedes vorher einſchreiben laſſen. Nach drei Tagen führt ein Livreebedienter den Badeluſtigen durch die Küche nach einem breiten runden Keſſel, welcher der Maccabäer würdig iſt. Hier kocht man nun in einem grünen ſchmutzigen Waſſer ſo lange als man will, und ſteigt aus dieſem Bade, um ſich zu waſchen, wie der Spötter Diogenes ſchon geſagt hat. Die angränzende Literatur beſchäftigt die Holländer nicht ſehr. Im April 1835 ſtanden ſie noch bei dem erſten Brief der Marquiſe von Crequy, bei den Soireen von Walter Scott und Bugjargal. Franzöſiſche Journale ſind außer den Klubbs eine große Seltenheit. Nachdem die Gräfin Roſſi ſich entſchloſſen hatte, bei dem Prinzen von Oranien zu ſingen, und ihren Verehrern in's Gedächtniß zurückzurufen, daß ſie noch Mademoiſelle Sonntag ſey, entſchloß ſich ein Herr Bor, ein Sekretär des Miniſters des Innern, ein Feuilleton über ſie herauszu-

geben. Eine glückliche Stadt, welche noch ohne Journale beſtehen kann. Uebrigens iſt der Bürger im Haag oftmals am Abend an ein niedriges Fenſter gelehnt, das auf den Kanal ſieht. Erblickt man einen ſolchen ehrlichen Batavier, gekrümmt wie Jean Jacques, zwiſchen den Fingern ein Sträußchen Wintergrün drehend, und Pfeife und Feuerzeug neben ſich, — ſeine Naſe wie ein Vogelſchnabel wird von der klaſſiſchen Rundbrille zuſammengedrückt — ſo liest er gewiß die Geſchichte des Fiſchfangs, von den Holländern entdeckt und begründet in den Nordſeen, durch Herrn Bernhard von Reſte beſchrieben. Man hat ſich viel über die leichten Sitten der Holländerinnen luſtig gemacht. Sie zeigen ſich nur durch die Sommerläden und die Gitter in den Kirchen, ſie werden faſt wie die Türkinnen bewacht, doch brechen ſie zuweilen ihren Haremszwang. Dieß macht aber hier keinen lauten Lärm und relazione, wie in Italien. Das arrangirt ſich piano, wie der Anfang des Barbiers von Sevilla.

Um in das Innere der Familien zu dringen, muß man zuvor die Antipathien und Beſorgniſſe der Holländer mit Sturm einnehmen. Kaum ſteht man auf der Schwelle, und der Wirth hat in ſeinem Doppelſpiegel das Geſicht ſeines Gaſtes bemerkt, ſo muß die alte Tante die Mädchen wegbringen. Die Mädchen in Holland ſind wie die Blumen in Haarlem immer unter Glas bis zum Tage der Ausſtellung, das heißt der Hochzeit. Die engliſche Excentricität kommt in ihrer Strenge dieſer nicht gleich. Iſt es Abend, und man hat den Gaſt zu einem Thee ſich erkoren, ſo findet er folgendes Bild. In einem Saale von mittler Höhe, mit chineſiſchen Geräthſchaften überladen, figurirt ein glänzender Tiſch, auf dem ganze Obelisken aus zuſammengeſtellten Taſſen ſich befinden, und eine trojaniſche Säule von anderem Porcellain. Die Frau vom Hauſe bewegt ſich hier mit einer ungeheuren Regſamkeit. Sie ſpühlt die Taſſen aus, trocknet ſie, und füllt ſie dann ſelbſt. Nichts von Dienerſchaft iſt ſichtbar. Die Livree ſchläft und gähnt in der Zeit in der Glasgallerie. Während daß der Thee fließt, unterhält man ſich damit, von den großen und kleinen Orgeln in Haarlem zu ſprechen. Der Sohn vom Hauſe, ein junger unſchuldiger Menſch, der den Heinſius überſetzt, ſpielt mit zwei engliſchen Greifen, welche in zwei großen Körben von Rohr eingeſchachtelt ſind. Manchmal kommt ein Profeſſor dazwiſchen, und erzählt, als eine Neuigkeit, die Geſchichte von Hugo Grotius. Der große Katalog der ſchönſten holländiſchen Zwiebeln und Blumen, gedruckt bei Arie Corneille auf dem Wageweg, wurde eines Tages von ſo wüthenden Hyacinthen-Liebhabern durchgegangen, daß Mitternacht ſchlug, ohne daß man aufhören konnte, von der porcellainblauen Herzogin von Raguſa zu ſprechen, welche auf zweihundert Franken geſchätzt ward. Die Tulipomanie iſt der Haupttypus der holländiſchen Converſation. Spricht ein Fremder von Sculptur, Malerei, Dichtkunſt oder ſelbſt von Politik, ſo antwortet man von Hyacinthen und Amarillen. Die Stadt Haarlem iſt der Mittelpunkt dieſer Sucht. Am Tage der Blumenausſtellung in Haarlem hat die Orgel der Kathedrale ihre eigenthümlichen Klänge, jedes Gewächshaus, jede Thüre ihren eigenthümlichen Wohlgeruch. Vor den holländiſchen Villen, welche die

Straße einfaſſen, wird Tages zuvor ſchon Sand geſtreut, und die Statue von Laurent Coſter, dieſem falſchen oder wahren Erfinder der Buchdruckerkunſt, ſtrahlt wieder von Anemonen, Roſen und andern Blumen. Unſchuldiges Volk, unſchuldige Stadt! Es gibt Bürger, die fünfzehn Stunden zu Fuß gehen, um in ihre gerührten Naſenflügel den Duft einzuziehen „eines Erbprinzen von Oranien“, „der Marquiſe von Anſpach“, „der Stadt Amſterdam“ oder „des Herrn Pitt.“ Man weiß, daß ein „Ludwig XVI.“ bis ſechshundert Franken koſtete.

Die Eigenheiten dieſes Volkes, das für das Kleine geſchaffen ſcheint, laſſen ſich nicht beſſer zuſammenſtellen, als bei dem extravaganten Anblick des berühmten Dorfes Broek. Nordholland iſt in der That das ſeltſamſte Arſenal aller alten Gebräuche, der Reinlichkeit und des ernſthafteſten Chineſenthums. In kleiner Entfernung von Buikslovt findet man viele Bauern, und Oefen von Erde auf den Feldern. Dieß ſind die Einwohner von Broek, welche ihre Mahlzeiten kochen, um ihre Häuſer nicht ſchmutzig zu machen. Der zarte weiße Sand, auf dem mit einem Beſen Landſchaften und Figuren künſtlich gezeichnet ſind, darf nicht betreten werden. Das ſind die Zeichnungen der Einwohner von Broek. Preußens großer Friedrich, der dieß Alles einſt vor uns ſah, als er Incognito durch Weſtfriesland reiste, ärgerte ſich ernſtlich darüber. — „Wißt Ihr nicht,“ ſagte Lamettrie, „daß dieſes Friedrich von Preußen iſt?“ — „Und wär es der Bürgermeiſter von Amſterdam, uns gleich,“ antworteten die Bürger von Broek. — Wahr iſt es, daß das Dorf einſt eine große Summe einem preußiſchen Oberſten überſandte, deſſen Regiment durch die größte Straße ziehen ſollte. Man hatte ſchnell eine Auflage ausgeſchrieben, damit die Frauen von Broek nicht nöthig hatten, ihre ſchwierigen Zeichnungen wieder in den Sand zu graben. Iſt das nicht Alles der Chineſen würdig? Wenn man weiß, daß der Kaiſer Joſeph II. die größte Schwierigkeit hatte, um in ein Haus von Broek einzutreten, ſoll man ſich nicht glücklich ſchätzen, einen Stall dort geſehen zu haben? Und das iſt gewiß das Merkwürdigſte, was es in Broek zu ſehen gibt. Sie ſind nicht zufrieden damit, die Schwänze an die Kühe zu binden, damit dieſen keine Unreinigkeit entfällt, ſondern ſie hängen deren Geſchirr, das mit kleinen guyneiſchen Muſcheln geziert iſt, in Mahagonyſchränke unter Glas auf, worauf runde Vaſen ſtehen, aus denen von beiden Seiten Guirlanden von vergoldeten Blumen herabhängen. In der Mitte hängt ein Luſtre; Alles iſt ausgedielt und gebohnt. Die Fenſterläden ſind ebenſo vergoldet, wie die Säulen im Proſcenium eines Theaters. Und was ſoll ich nach dieſem Allem noch ſagen von Saardam, oder vielmehr Saandam? Dieſelbe ländliche Ironie begegnet uns hier. Das Grün der Häuſer correſpondirt mit dem Grün der Wieſen. Die Gärten ſind von Morgens ſieben Uhr in großer Toilette. Die Gaslaternen hängen an den Linden; die Frauen ſind gebiegelt und geſchniegelt, und ſehen ganz lieblich in ihren kleinen ſchwarzſeidenen Mänteln aus. Man glaube mir übrigens, daß alle frommen Waller einen wichtigen Beſuch in Saardam abzulegen haben, von dem kein Reiſebuch Meldung thut, und der tauſendmal intereſſanter iſt, als nach der Hütte des Czar Peter's zu gehen, dieſes ſeltſamen

Wilden, von dem Saint-Simon ſo viel ſpricht. Er erzählt von ihm in ſeinen Memoiren, daß er in zwei regelmäßigen Mahlzeiten, die er täglich hielt, ungewöhnlich viel trank und aß. Am Ende einer jeden nahm er Branntwein, oftmals eine Pinte, zu ſich. Der Unterhalt dieſes Prinzen koſtete täglich ſechshundert Thaler. Es iſt jedenfalls intereſſanter, dieſe Memoiren zu leſen, als nach Peter's Barake zu gehen. Sie beſteht aus vier Bretterwänden, worauf alle Narren der Welt Verſe und Namen geſchrieben haben. .... Ich wollte aber von einem andern Beſuche ſprechen, den man dem Bürgermeiſter von Saardam abzuſtatten hat. Seitdem das drollige Luſtſpiel bekannt iſt, wird Niemand ohne Lachen an ihn denken können, und wir hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als uns in unſerer heiteren Laune zu dieſer würdigen Magiſtratsperſon hinführen zu laſſen. Es trieb uns mächtig an, ihn mit ſeinem Doppelgänger zu vergleichen, ihn zu ſtudiren, und in Bezug auf England zu ſondiren. Obgleich unſer Ernſt bedeutend in Gefahr kam, ſo zogen wir uns doch mit Glück aus dem Handel. Wir gingen längs der Barrieren und Mühlen dieſes Dorfes, welches nicht weniger als **10,000** Einwohner zählt, und erreichten endlich die Wohnung des Herrn van der Staat. Dieſer Name, den wir nicht erfunden haben, war mit ſchönen kupfernen Lettern an eine Thür geheftet, die von zwei Roſengeſträuchen beſchattet wurde. Das kleine Haus war ſchwarz angeſtrichen, und mit gefirnißten Ziegeln gedeckt. Die Mauer die es umgab, war von gelben Ziegeln. Wir waren auf dem Punkte, einen dummen Streich zu machen; aber das Herz ſchlug uns, bald einem Mann gegenüber zu ſtehen, der größer und unſterblicher in unſern Augen war, als er es ſelbſt wiſſen mochte. Ein Bürgermeiſter von Fleiſch und Bein! Bei dem offiziellen Geklingel der kleinen Glocke an der Gartenpforte mußte der Mann denken, daß wir in Geſchäftsſachen kämen. „Fertiget die Herren ſchnell ab,“ ſagte der würdige Herr von der Staat auf franzöſiſch. Er hielt die Servlette vor den Mund, und ein Mützchen mit grünem Schirm in der rechten Hand. Wie wir hinter unſerem Führer ſo hergingen, konnte man uns für zwei Kläger halten, oder vielmehr für zwei Vagabunden, die ein Feldwächter eingefangen. Der Bügermeiſter ließ uns in ein Zimmer treten, das neben ſeinem Speiſeſaal war, ſtellte ſich hier hinter ein Gitter von Kupferdrath, das er ſchnell ſchloß, und begann von hier aus ſeine Fragen mit größerer Sicherheit. Er ſprach ſehr gutes Franzöſiſch, und verſicherte uns, einen Herrn Potier *) gar nicht zu kennen, wenn es nicht etwa der Rechtsgelehrte wäre. Während der eine nun mit ihm ſprach, erlaubte ſich der andere ſehr unehrerbietig ſeine Perſon abzuzeichnen. Eine gewiſſe Grazie fehlte ihr nicht: er war ſehr gerad, ſtark gefärbt, und trug eine braune runde Perücke. Was mir am ſeltſamſten vorkam, war ein ſilbernes Fünfguldenſtück, das er ſich mitten auf die Stirn geheftet hatte. Der Führer erklärte uns, daß er ſich deſſen gegen immerwährendes heftiges Kopfweh bediene, das ihm der Mühlenlärm verurſache. In der That machen die

*) Der Darſteller des Bürgermeiſters von Saardam, in dem Luſtſpiele gleichen Namens.

Mühlen von Saardam einen unaufhörlichen, ganz unerträglichen Spektakel. Da wir das Mittagseſſen des armen Bürgermeiſters nicht kälter werden laſſen wollten, beurlaubten wir uns von ihm mit vielen Complimenten. Er konnte es gar nicht begreifen, wie man einen lächerlichen Bürgermeiſter auf das Theater hatte bringen können. Beim Weggehen ſahen wir durch die großen Fenſterſcheiben ſeine Familie am Tiſche ſitzend und über ſein Ausbleiben beſorgt, wie es ſchien. Seine beiden Töchter waren ſehr hübſche Mädchen. Sie trugen den Kopfputz der Frauen von Alkmaar und Hooren, deſſen Zirkel, von maſſivem Gold flach aufgeſetzt, wie ein Heiligenſchein ihre blonden Haare umgab. Den Tag darauf zogen wir durch Rotterdam und Leyden. Ich habe nur zweierlei darüber zu ſagen, daß die erſte Stadt, ohne die ſchwarze Statue des Erasmus und ihre Börſe, wie irgend eines der bevölkerteren Quatiere von Amſterdam ausſehen würde, und die zweite eher Lukas von Leyden heißen ſollte, zum dankbaren Gedächtniſſe ihres großen Malers. Auch von Utrecht könnte ich ſprechen, das vorzugsweiſe die Stadt der Patricier heißen könnte. Utrecht iſt ſo alt und ſtaubig, wie der Sammt ſeiner Fabriken. Der Mittelpunkt des Adels, der Faubourg St. Germain von ganz Holland. Die Gemäldegallerie des Profeſſors Blumland iſt merkwürdiger als die hiſtoriſche Feder im Schloſſe Loo, womit der Friede unterzeichnet wurde.

Die Landſchaft zwiſchen Utrecht und Ouden-Aard, die man auf der Jacht durchfährt, iſt friſch und lieblich. Man vergißt darüber die mähriſchen Brüder mit ihren weißen Röcken und Jagdhörnern.

Wir maßen uns nicht an, in dieſen Skizzen eine vollkommene phyſiognomiſche Zeichnung von Holland geliefert zu haben. Es bliebe noch ein ſchönes Buch über dieſes Volk zu ſchreiben, das ſich ſelbſt geſchaffen hat, und ſich reich erhält, ohne die unbeſcheidene Laune der Emporkömmlinge zu haben. Es iſt arbeitſam, als wäre es noch immer arm, oberflächlich in ſeinen Künſteleien und Spielzeugen, aber reicher an wahrhaft unterrichteten Männern, wie viele andere Nationen. Es iſt deſpotiſch in ſeinem Handel; ein ſeltſames Volk, deſſen Hang, Vermögen zu erwerben, ſo groß iſt, daß ſeine Waarenballen ihm mehr gelten, als ſeine Geſchichte, und wir vorüberziehende Reiſende müſſen ſeine alte Aſche mühſam umwühlen, um Daten und das Leben ſeiner großen von ihm vergeſſenen Männer aufzufriſchen oder gewiſſermaßen herzuſtellen.

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Dieppe, 8. Juli.

— Herr von Chateaubriand iſt hier angekommen, um das Seebad zu gebrauchen. Man hat ihm am Abend ſeiner Ankunft eine Serenade gebracht.

Toulon, 5. Juli.

— Die Cholera iſt im Zunehmen. Die Autoritäten haben aus Furcht davor die Flucht ergriffen.

Riga, 20. Juni.

— Das Waſſer der Dwina iſt ſo geſunken, daß die Schifffarth dadurch gehemmt wird. Die Fahrzeuge müſſen die Hälfte ihrer Ladung ausſchiffen, um ſtromaufwärts zur Stadt zu fahren.

Berlin, 11. Juli.

— Der Kammermuſikus Wieprecht und der Hof-Inſtrumentenmacher Moritz haben ein neues Inſtrument: chromatiſche Baß-Tuba, erfunden, und ſind dieſerhalb zu akademiſchen Künſtlern ernannt worden.

— (Pferderennen.) Zum Schluß des Berliner Pferderennens fanden noch Privatwetten ſtatt, zum Theil um beträchtliche Summen. In einer derſelben handelte es ſich darum, den Weg von Potsdam nach Berlin mit einem leichten Fuhrwerke in 75 Minuten zu machen. Ein Herr von Klitzing gewann dieſe Wette, indem er auf die vorgeſchriebene Weiſe dieſe Strecke von 4 preußiſchen Poſtmeilen in 69 Minuten zurücklegte. Dieſer Tage fand eine ähnliche Wette ſtatt, wo es ſich darum handelte, ob man zu Wagen oder zu Pferde den gleichen Weg eher zurücklegen kann. Eine ähnliche Wette eines zu Schlitten fahrenden Herrn und eines Reiters fand vor einigen Jahren auf dieſer Tour ſtatt, und fiel zu Gunſten des Fahrenden aus.

Königsberg, 6. Juli.

Nach nunmehr eingegangenen amtlichen Mittheilungen wird das bei Danzig auszuſchiffende Detaſchement Kaiſerl. Ruſſ. Gardetruppen am 27. Juli c., neueren Styls, bei Kronſtadt eingeſchifft werden, und bei günſtigem Wetter die Ueberfahrt nach Danzig wahrſcheinlich in 4 bis 5 Tagen bewerkſtelligen können. Es wird dieſes Detaſchement aus folgenden Truppentheilen beſtehen: Kombinirtes Garde-Grenadier-Bataillon, zuſammengeſetzt aus den acht Garde-Grenadier-Regimentern; kombinirtes Garde-Jäger-Bataill., zuſammengeſetzt aus den 3 Garde-Jäger-Regimentern und dem Finnländiſchen Schützen-Bataill.; ein Bataill. des Grenadier-Regts. Kronprinz von Preußen;

Digitized by Google

dem vollſtändigen Grenadier-Regt. König von Preußen. Ein Detaſchement Garde-Sapeurs; ein Detaſchement Garde-Artillerie; eine halbe Comp. Garde-Equipage. Dieſe Truppen, in der Stärke von circa 6000 Mann, ſtehen unter dem Befehl des General-Adjutanten, General-Lieutenant Jßlenieff. Das Regiment König von Preußen wird von dem General Obradowicz befehligt. Die ſämmtlichen Truppen werden nach der Ausſchiffung in Danzig und in der Umgegend einen Ruhetag halten, alsdann ihren Marſch über Marienburg auf dem rechten Weichſelufer nach Thorn machen und nach 12 bis 13 Tagen die Grenze überſchreiten. Der Rückmarſch wird von Kaliſch wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte Septembers auf derſelben Straße gemacht und die Truppen bei Danzig in den erſten Tagen Oktobers eingeſchifft werden. Zum Transport dieſer Truppen von Petersburg nach Danzig und wieder zurück über See iſt eine Kaiſerl. Ruſſ. Flotte von 10 Linienſchiffen und 5 bis 6 Fregatten und Corvetten, unter dem Befehl des Admirals Ricord beſtimmt.

Marienbad, Anfangs Juli.

S. K. H. der Großfürſt Michael iſt hier angekommen, und beſuchte, auf der Herreiſe von Carlsbad, die bekannte Serpentinſteinfabrik zu Einſiedeln, wo ihm eine künſtlich gearbeitete Vaſe mit Blumen als Geſchenk überbracht wurde.

Paris, 13. Juli.

Nach ſichern Nachrichten wird Herr v. Talleyrand folgende Reiſeroute befolgen. Er geht zuerſt nach Bourbonne-les-Bains, in Begleitung der Tochter der Frau von Dino, die er unbeſchreiblich liebt. Dort wird er das Bad gebrauchen, welches er ſelbſt ſeine Jugendquelle nennt. Von hier geht er über Baſel nach Genf, wo er einige Zeit verweilen will, wenn er nicht noch Deutſchland einen Abſtecher machen ſollte. In Genf wird Frau v. Dino ihre Tochter abholen, um mit ihr nach dem Comerſee zu reiſen, wo ſie ihre alte Tante aus Deutſchland findet, mit welcher Familien-Angelegenheiten zu berichtigen ſind. Dann kehrt Frau v. Dino nach Genf zurück, um ſich mit ihrem Oheim nach Valençay zu begeben und den Reſt des Sommers dort zu bleiben. Herr v. Talleyrand will ſich auf dieſer Erholungsreiſe von jeder Art von Geſchäften entfernt halten, wenn dieſes für einen Mann von ſeiner Wichtigkeit möglich ſeyn dürfte. Uebrigens ſind Negociationen auch nicht ſo gar unvereinbarlich mit der Einſamkeit der Bäder und den Meditationen auf dem Lande.

Literariſche Ueberſichten.

ENGLISCHE LITERATUR.

—* Wie breitſchulterig und rauh iſt doch das deutſche Wiſſen, wie unbequem und langweilig unſere Vertrautheit mit den Erſcheinungen des Auslandes. Läßt ſich einmal ein Deutſcher einfallen, der älteſten italieniſchen Novelle eine Idee zu entlehnen, und fügt nicht ehrlich bei: nach dem Italieniſchen, ſo gähnt der Leſer ein: »Unverſchämt!« Das ſteht in N. N. Werken, 3ter Band, S. 94, und der Kritiker faßt ihn hintennach tüchtig bei den Ohren. Viel bequemer geht das in England; da ſtehlen die Schriftſteller wie die Raben, und werden weder von der Kritik gehängt, noch vom Publikum Galgen-Phyſiognomien geſchalten. Jetzt beuten die guten Herren unſern Muſäus aus; dabei machen ſie aus der deutſchen Bratwurſt einen Weſtmoreland-Schinken, aus Rübezahl einen alten Bergſchotten und aus dem Rieſengebirge das ſchottiſche Hochland. Von Muſäus ſprechen aber die brittiſchen Adepten unſerer Poeſie nirgends. Wie die Naivetät unſerer Volksmährchen breit und lahm geſchlagen wird, wie man unſere Dichter mißverſteht, davon hat man keinen Begriff. Eines der Werke, von denen hier die Rede, iſt Rookwood, ſo zu ſagen, ein romantiſcher Roman, von allen Reviews in den Himmel gehoben, vom Publikum verſchlungen. Der unbekannte Verfaſſer lebt ganz gemüthlich in ſeiner Diebshöh e und träumt nicht von den Schmerzen der Geplünderten; er hat ſeine Schätze glücklich vom Continent weggeſchleppt, und iſt ſicher vor Entdeckung. Denn ſeine Landsleute haben es noch nicht bis zur Ahnung des Diebſtahls gebracht. Hebels Erzählung vom trägen Pilger und der Kieſelſteinſuppe iſt unter Anderem wortgetreu übertragen und als Eigenthum des Schriftſtellers dem Romane einverleibt. Und doch muß man immer von den erſtaunlichen Fortſchritten der Engländer in der deutſchen Literatur leſen!

DER KETTENSCHMIED.

Ein Mährchentraum von Henriette Ottenheimer.

Stuttgart, Brodhag'sche Buchhandlung.

—* Die Dichterin, ſonſt nur mit lyriſchen Stoffen beſchäftigt, wollte ihr Talent in einem Mährchen zur Emancipation ihrer Stammsgenoſſen, der Iſraeliten geltend machen. Die Fluthen rauchen auf an Sonneblüthes Schloß und bieten ihr Geſchenke zum Abſchied. ſie wählt eine Perle. Nach Deutſchland trägt das Auge Sonneblüthes Geiſt, und ſie erblickt in ihrer Perle das Loos der Iſraeliten. — Judeneid, Judenzoll und Poeſie — wie reimt ſich das zuſammen, und doch hat es Henriette Ottenheimer zu reimen gewußt. Sie ſieht das Leben nur aus der Zelle an, die ihr vom Geſchicke zugewieſen, ſie hat nichts mit dem Schmutze der Judengaſſe zu thun gehabt und Spindlers Zodik iſt für ſie nur eine Geburt der Phantaſie, keine Charakterſchilderung auf

die Wirklichkeit gebaut. Für ſie duldet Iſrael nur

— weil Ueberzeugung
Kein verkäuflich Gut der Erde.

Ihr Jude ſchachert nur, um der alten Mutter die letzten Tage erquicklich zu machen. Er findet eine goldene Spange und verlangt nicht blanken Dank —

»Reichthum für Judenſöhne nur ein
vergaldet Gitter«

ſpricht er — ein Satz, den Rothſchild's Sohn gewiß nicht über ſein Comptoir als Motto heften wird. Der Jude wird Chriſt, nicht aus Ueberzeugung, ſondern durch das Gefühl des Drucks bewogen. D'rum flucht ſein Vater nicht ihm, ſondern

— — den Verſuchern,
Die in der Kirche Schooß
Das heil'ge Recht verwuchern
Scham- nnd erbarmungslos.

Henriette Ottenheimer ſchwärmt in der Unſchuld ihres Gemüthes und erſchaut die Welt nur im ſelbſtgeſchaffenen Spiegel. Hätte das Gedicht nicht der Worte bedurft, ſo möchte man williger ihrem Traume folgen, aber das Wort führt ſie und uns auf den praktiſchen, auf den palitiſchen Standpunkt zurück, da wird ihr Traum unſicher, ihre Erſcheinungen verlieren ihr Licht und ihre Begriffe verlangen den Beweis, nach dem ſie vergebens ſucht. Ihre Poeſie ſinkt mit ermatteten Flügeln zu Boden und vermag ſich nur langſam wieder zu erheben. Ein Traum muß ſich nicht an ſo proſaiſche Worte, wie Judenamt und dergl. binden. Die Dichterin hätte uns die ſchmachvolle Kette in der Perle zeigen ſollen, aber die einzelnen Glieder müßten für uns ohne Namen geblieben ſeyn. Ein paar Worte franzöſiſch eingemiſcht tödten den gemüthlichſten Theil des Mährchens. Denn bei dem: »c'est un juif« müßte Sonnenblüthe ebenſa var Schrecken erwacht ſein, als träumte ſie ſich auf dem Königsthrone und gewahrte plätzlich, daß ſie die Nachthaube noch auf dem Kopfe ſitzen habe.

WILHELM und ROSINA.
Ein ländliches Gedicht von M. Meyr.
München, bei Georg Franz. 1835.

—* Die Idylle hat ihren Tod im Räderwerke der Geſchichte, in den Ereigniſſen der letzten Decennien gefunden. Die Poeſie durchpflügt mit ſchärferen Schaaren den Baden des Lebens. Das Leben des Gefühls iſt nicht mehr ſo breit, es gebricht ihm an Zeit zu der Häufung von Epitheten. Es ſpinnt ſich der Gedanke nicht mehr mit jener Geſchwätzigkeit des Alters aus. Ein blank geſcheuert Salzfaß und die Ereigniſſe des Hühnerhofes boten Voß einen mächtigen Stoff — für uns haben dieſe Dinge nur die Bedeutung gemeiner Bedürfniſſe. Meyr konnte die Idylle nicht zum raſcheren Umſchwunge der Zeit hinanfheben. Sein Gedicht ſtreckt ſich und dehnt ſich langſam hin. Die vollen Halmen am weiten Saatfelde, von keinem Winde bewegt, von keiner Wolke bedroht, haben etwas Tröſtliches für den phyſiſchen Menſchen, der Blick des poetiſchen muß ſich hingegen mehr am aufthürmenden Gewitter, am Sturme ergätzen, der die Halmen zu Wogen peiſcht. Meyrs Idylle bleibt ganz in den Schranken heiterer Ruhe, des Dichters Geiſt harrt, durch acht Geſänge friedlich gelagert, auf dem ländlichen Eichſtamme aus. Seine Bilder ſind weich und ohne Prätenſion im Colorit gehalten. Die Hexameter ſind ſchön und genau gebildet; ſie leiden nicht am Zwange der Nachbildung.

THÉATRE EUROPÉEN.

Bereits iſt die 19te Lieferung von dieſem Theater aller Nationen, in franzöſiſcher Ueberſetzung erſchienen. Das 17te Heft enthält: »den Faulen«, eine Komödie von P. Porée, einem Jeſuiten, der Voltaires Erzieher war. Jules Janin hat ſie aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit einer geiſtreichen Notiz begleitet. Die nächſten Hefte werden »die Nebenbuhler« von Sheridan, mit einer Notiz von Löwe-Weimars enthalten, und Ines de Caſtro, aus dem Portugieſiſchen von Ferdinand Denis überſetzt. Das Unternehmen ſcheint gut zu gedeihen, und nimmt einen bedeutenden Rang unter den neuen Erſcheinungen Frankreichs ein.

Theater.

— Der Berliner Geſellſchafter und Profeſſor der Holzſchneidekunſt, Herr Gubitz läßt ſich von einem E. B. aus Stuttgart ſchreiben, daß Niemand in Stuttgart die Geſinnungen Lewald's für Seydelmann theile. Der gute E. B. muß nicht bei dem Empfange im Theater zugegen geweſen ſeyn, der von dem verſammelten Publikum Seydelmann bei ſeinem Wiederauftreten bereitet wurde, und in welchem ſich Liebe und Achtung gleich ſtark ausſprachen. — Werden denn dieſe gemeinen Komödiantenumtriebe niemals aufhören und gibt ſich ſelbſt ein ſo alter und ſolider Mann, wie Herr Gubitz dazu her, ihnen Vorſchub zu leiſten? —

— Man gab in Paris zur Wiedereröffnung des Théâtre du Luxembourg einen Prolog, unter dem Titel: Die dramatiſche Hölle. Herr Bobino, der Schauſpieldirector, weiß nicht, wie er zwiſchen dem klaſſiſchen Strick und dem romantiſchen Dolch gut wählen ſolle, und ſteigt daher in die Hölle, um ſich Raths zu erholen und ſeine Truppe zu bilden. Dort findet er die Subjecte des alten und neuen Theaters, die ſich darum ſtreiten, wer von ihnen auf die Erde gehen ſoll, um die Sterblichen zu amüſiren. Endlich wird das alte Genre beſiegt und als Rococo erklärt; die neue Truppe kommt auf die Erde und debutirt, unter Bravos und Klatſchen der Zuſchauer, auf dem Theater des Luxemburg. Dieſe Scene iſt mit Geiſt geſchrieben; und die Ausſtattung war ſo ſchön, daß dieſe Hölle für die Zuſchauer zum Paradieſe wurde.

— In Berlin wurde am 15. dieſes zum erſten Male die neue Oper: das eherne Pferd (le Cheval de Bronze) von Auber gegeben.

— G. Harrys hat Victor Hugo's Angelo überſetzt. Das iſt der rechte Mann für dieſe Tragödie voll Energie und Leben! Wie wird er die gewaltige Fülle ſeines Vorbildes zerquetſchen und platt drücken. Ein ſolches Werk Hugo's, von einem Meiſter wieder gegeben, müßte das Kolorit der Räuber oder eines Klinger'ſchen Stückes an ſich tragen. Nur Külb iſt dem bis jetzt in ſeinen Ueberſetzungen nahe gekommen. Wahrlich es thut mir leid, gegen ſolch' einen alten, gutmüthigen Schwätzer, wie Harrys, aufzutreten, aber man darf im Intereſſe der Kunſt nicht ſchweigen, wenn er ſeine Schranken verläßt, und ſich zum Verdeutſcher Hugo's aufwerfen will, und wenn Theater-Directionen ohne Einſicht ſolche ſchmachvolle Arbeit aufführen laſſen. Harrys ſtoße in ſeine Poſaune, bekrittle ſein Theater und mache den Hannoveranern ſo viel Spaß, als ihm beliebt, und wir werden ihn ruhig ſeine Straße ziehen laſſen. —

— Der Tenoriſt des Münchener Hoftheaters, Herr Bayer, gefiel bei ſeinem erſten Auftreten in Berlin, als Almaviva, ungemein. Selbſt die kleinen dortigen Blätter berichten dies einſtimmig.

— Veron legt nun beſtimmt die Führung der Geſchäfte der großen Oper nieder. Sein Nachfolger ſoll bereits beſtimmt ſeyn, und man erwartet die Ordonnanz ſeiner Ernennung.

— Folgende Werke werden ſich auf dem Theater der komiſchen Oper der Reihe nach folgen: la Vassale von Adam, les deux Reines von Mopou, und Adda von Thys.

— Die Proben von Meyerbeer's neuer Oper „die Bartholomäusnacht" haben ſchon in Paris begonnen.

— Meine Frau und mein Regenſchirm, im Variétéstheater, hat den vollkommenſten Succeß gehabt. Vernets Spiel wird meiſterhaft genannt. Er giebt darin einen Unglücklichen zum Todlachen.

— Raupach's neueſte Tragödie: Friedrich und Alexander, hat in Berlin gefallen. Herr Lemm ſpielte Friedrich, Herr Devrient Alexander. Der Erſtere wurde nach einem Fußfall vor Heinrich dem Löwen herausgerufen, und am Schluſſe noch einmal mit den Herren Devrient und Beſchort, welcher einen frommen,

ſanftmüthigen Mönch darſtellte. Man rühmt die Ausſtattung, das Innere der Peterskirche und eine Schlachtſcene.

— Die franzöſiſchen Autoren haben dem Director der komiſchen Oper auferlegt, nicht ſo oft den Freiſchützen aufzuführen, weil dadurch ihre Werke von dem Repertoir verdrängt würden. Sie droheten, ihn ganz zu verlaſſen, wenn er ihnen nicht willfahren würde. Die Revue de Paris fügte bei dieſer Gelegenheit hinzu: „Wenn der Nationalgeiſt die Geſellſchaft der Pariſer Autoren auffordern ſollte, noch andere fremde Werke zu verſchlingen, ſo wollen wir ihm einen andern deutſchen Komponiſten bezeichnen; der die Schranken durchbrochen und ſeine Kontrebande auf eine unſerer lyriſchen Scenen eingeſchwärzt hat. Weiß die Kommiſſion etwa nicht, daß die Muſik des Ballets Brezilia, dem ergrauenden Genie des Herrn Grafen von Gallenberg gehört, der ſeine alten Inſpirationen Wieneriſcher Entrechats und Pirouetten für unſere große Oper aufputzt, ſchminkt und friſirt? Die Ungeſtraftheit dieſes hektiſchen Verſuchs muß uns einen neuen loſen Streich der zahnloſen Muſe des Herrn Grafen beſorgen laſſen. Der Komponiſt beſucht nehmlich die Tanzſäle, die Foyers, die Proben, lorgnettirt die Fußſpitzen unſerer erſten Künſtlerin, und brummt dabei kalte Creſcendos ohne Kraft in den Bart. Die Kommiſſion der Schriftſteller würde wohl daran thun, die Muſe des Herrn Grafen nach ihren Papieren zu fragen, und wenn ſie nicht in Ordnung befunden werden, ſie nach Wien in Oeſterreich zurückzuſchicken.“ Wie edel, dem Künſtler ſein Vaterland zum Vorwurf zu machen! Man ſcheint das Deutſche in Paris doch nicht ſo zu lieben, wie man uns oft Glauben machen will.

Induſtrie.

— Die Gegenſtände, welche zur Induſtrie-Ausſtellung nach Moskau eingeſandt wurden, belaufen ſich im Werth auf 1,032,527 Rubel, alſo 336,488 Rubel mehr, als im vorigen Jahre. Viele Gegenſtände ſind aber dabei, deren Werth gar nicht angegeben war.

Aus der Geſellſchaft.

— Das meiſte Aufſehen macht jetzt in Paris die Geſchichte einer jungen, ſehr ſchönen Frau, die einen Laden hält auf dem Boulevart-Montmartre. Ein ſehr gut gekleideter Herr tritt zu ihr ein, um ihr entehrende Anträge zu machen. Sie ſchlägt ſie aus, und nun wird ſie der Gegenſtand der ſträflichſten Gewaltthätigkeiten, da ſie eines Tages ſich allein im Laden befindet. Sie will ſich die Züge des reichen Wollüſtlings nicht gehörig gemerkt haben, aber unermeßlich reich muß er ſeyn, denn ſie ſagt aus, er habe ihr 50 Bankbillets und einen Rentenvertrag auf den Tiſch gelegt. Sie glaubt, er ſey derſelbe, der noch täglich bei ihrem Laden vorüberfährt, und ihr aus ſeinem mit vier Pferden beſpannten Landau Küſſe zuwirft. Die Polizei forſcht bereits nach und man bezeichnet öffentlich denjenigen, auf dem ihr Verdacht ruht. Man kann denken, daß die kleinen Journale aus dieſem willkommenen Gegenſtand den gehörigen Nutzen ziehen, ihre Spalten zu füllen.

Vermiſchtes.

— Man fordert in norddeutſchen Blättern zu Beiträgen zur Errichtung

eines Denkmals für Langbein auf, den man seit vielen Jahren ganz vergeſſen zu haben ſcheint. Die ſchöne Ausgabe ſeiner ausgewählten Dichtungen, die hier bei Scheible erſcheint, iſt auch als ein heiteres Denkmal des anſpruchloſen, freundlichen Sängers zu betrachten.

— Urſprung der Servietten. Der Gebrauch der Servietten iſt bei den engliſchen Diners noch nicht allgemein eingeführt. In London, dem Centrum der Civiliſation und Reinlichkeit, behilft man ſich noch an vielen Orten ohne dieſe traditionelle Wäſche, die bei uns zum erſten Bedürfniß geworden iſt. Es ſcheint, daß für John Bull das Rindfleiſch die Hauptſache ſey, und alles Uebrige nur überflüſſiges Beiwerk der Tafel. Die Alten, die es in der Gaſtronomie noch nicht ſo weit, als wir, gebracht hatten, könnten hierin ein ſchönes Beiſpiel den Engländern geben. Die Spartaner liebten, trotz ihrer ſchwarzen Suppe, doch die weißen Hände, und legten neben jeden Gaſt ein Stück Brodkrume, um die Hände abzutrocknen. Die Celten bedienten ſich hierzu der Strohbünde, auf welchen ſie ſaßen. In Frankreich verfertigte man zu Rheims die erſten Servietten, und machte ſie Carl VII. zum Geſchenk. Montesquieu bemerkt, daß ſie zu ſeiner Zeit erſt bei den Privatperſonen allgemein zu werden anfingen. Die Servietten, ſagt Winkelmann, waren in Rom nicht gekannt; erſt ſehr ſpät kamen ſie dort in Aufnahme, und anfänglich war es Sitte, daß jeder die ſeinige mitbrachte. Ehe in Rheims die leinenen Servietten fabrizirt wurden, hatte man grobe Stücke wollenen Zeuges zu dieſem Behuf. Die Samoyeden ſogar, die nur geringe Begriffe von Reinlichkeit haben, bedienen ſich eines Bündels dünn geſchabter Birkenfaſern zum Abtrocknen der Haut, wenn ſie ſchwitzen oder eſſen. Und ſo verſchmähen denn die bis zur Albernheit gezierten Engländer, eine Gewohnheit anzunehmen, die ſelbſt für ungebildete Völker unentbehrlich iſt. Es lobe John Bull in ſeiner Lebensweiſe wer will, ich ſtimme nicht ein. Ich haſſe ein Volk ohne Treue, ich bemitleide ein Volk ohne Ruhm, aber ich werde einem Volke ohne Serviette nie die Hand reichen können.

— In St. Germain hat ſich ein romantiſcher Fall zugetragen. Ein junges Mädchen hat auf einen jungen Advokaten ein Piſtol abgeſchoſſen, ohne ihn zu treffen. Eiferſucht ſoll die Urſache dieſer That geweſen ſeyn. Die Gensd'armerie nahm ſie gefangen, nach dem Verhör wurde ſie jedoch wieder in Freiheit geſetzt.

— Ein Kunſtgärtner in Amſterdam hat eine Tulpe für 16,000 Frcs. verkauft, die er: „die Citadelle von Antwerpen“ benannt hatte.

— In St. Petersburg iſt eine Schule der Rechtsgelehrſamkeit errichtet, und der Prinz Peter von Oldenburg zu ihrem Curator vom Kaiſer ernannt worden.

— In Valenciennes wird das Theater reſtaurirt. Bei den Arbeiten im Proſcenium findet man eine Kanonenkugel, welche die Kaiſerlichen Anno 1793 hereinſchoſſen, und die hier zuerſt von einer Eiſenſtange aufgehalten wurde, nunmehr auf die dünne Decke von Leinwand hinabgeglittet war, wo ſie auf zwei wurmſtichigen Latten

ruhte. Seit zwei und vierzig Jahren ſchwebte dieſer ſchwere Körper dergeſtalt über den Häuptern der Künſtler, wie das Schwert des Damocles. Wie leicht hätte nicht die Erſchütterung beim Applaudiren oder beim Tanzen dieſen Vierundzwanzigpfünder, zum großen Entſetzen der Zuſchauer, auf die armen, heiteren Menſchen, die hier ihre Kunſt zum Vergnügen Anderer übten, herabſchleudern können?

— Man meldet aus Taurien: Der Weinbau macht beträchtliche Fortſchritte. Der General-Gouverneur Graf Woronzow hat während des letzten Winters große Strecken Landes dazu urbar machen laſſen. In der Gegend von Mukhalatka, wo nicht ein einziger Weinſtock zu finden war, ſieht man jetzt Pflanzungen, die ſich auf 3 Werſt (eine halbe Meile) erſtrecken.

— Achttauſend zweihundert Menſchen, die in Diviſionen abgetheilt ſind, ſollen in dieſem Augenblick, nach Berichten aus Riga, an einer Chauſſee von dieſer Stadt nach Mitau arbeiten. In dieſem Jahre werden jedoch nur die Vorarbeiten vollendet werden, da die Straße durch Sümpfe führen wird; im nächſten wird man die Grundpfähle einrammen, und die eigentliche Chauſſee wird dann erſt im Jahre 1837 begonnen werden.

— In der Gallerie des linken Flügels der Tuilerien, werden in dieſem Augenblicke zwei neue Statuen aufgeſtellt: Der Regent und der Cardinal Dubois!

— Rußland während der Kriegsjahre 1805—1815, heißt ein neues merkwürdiges Buch. Es enthält hiſtoriſche Erinnerungen von Armand Comerque, Ex-Regiſſeur des Kaiſ. Theaters in Moskau, mit einer Vorrede von Capefique.

— Der Buchhändler Glaſounow in Moskau theilt armen Kindern gratis Schulbücher aus. Welch' ein Ehrenmann! —

— Der Barbier von Sevilla iſt in ſpaniſcher Sprache in Sevilla aufgeführt worden. Die Zuſchauer glaubten, es ſey das Werk eines ihrer Mitbürger, und riefen Roſſini heraus.

— Der 81 jährige Doctor Hahnemann iſt in Paris angekommen und erfreut ſich guter Geſundheit.

— Der deutſche Zollverband hat jetzt von Polangen bis Eupen etwa 210 Meilen in der Länge, und von Stettin bis Lindau 120 Meilen in der Breite, und iſt bewohnt von 26 Millionen Einwohnern, wovon auf Preußen mehr als die Hälfte kommt.

— Der Kaiſer von Rußland hat eine Ukaſe zur Verbeſſerung der Verhältniſſe der Hebräer in Rußland erlaſſen.

— Den 28. Mai gab man im théatre-français wieder einmal Voltaire's Nanine. Der unerbittliche Kritiker Fréron hatte einſt den bekannten übelklingenden Vers darin:

Non, il n'est rien que Nanine n'honore,

alſo parodirt:

Non, il n'est rien que Nanine n'ennuie.

Als man auf dem Schloſſe Sirey die Nanine gab, ſpielte ein Herr d'Aigrefeuille, den ſpäter die Freundſchaft von Cambacerès bekannt machte, den Grafen im Stücke, welcher den obigen Vers zu ſprechen hatte. Er glaubte eine wohlklingendere Variante anbringen zu müſſen, und ſagte:

Non, il n'est rien que sa vertu n'honore;

Aber kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, als Voltaire, mit aufgehobenem Stocke, plötzlich aus einem Winkel hervorſprang, und ihn ſo handgreiflich corrigirte, daß er bis an ſeinen Tod einen tiefen Reſpekt vor der urſprünglichen Reinheit des Textes behielt.

Biographiſches.

— Zumala-Carreguy (Don Thomas) wurde 1789 in einem kleinen Dorfe Ormaiſtegui, in der Provinz Guipuzcoa, geboren. Seine Familie iſt eine der angeſehenſten des Landes. Zur Zeit, als die Franzoſen nach Spanien kamen, ſtudirte er die Rechte zu Pampeluna. Die Liebe zur Unabhängigkeit ergriff auch ihn mächtig, und er ließ ſich anwerben. Er diente mit Auszeichnung unter Mina, und Niemand konnte es vorausſehen, daß dieſer Held damals ſeinen ſpätern Nebenbuhler in ſeinen Reihen hatte. 1822 war Thomas wieder in Pampeluna. Nun kamen die Ereigniſſe, die Spanien umwälzten, und er ſchloß ſich an die Truppen Queſada's an, welche dieſer unter dem Namen der Glaubens-Armee ſammelte. Bald ward er hier, ſeiner Tapferkeit und Talente wegen, zum Oberſtlieutenant ernannt. Er diente noch in ſeinem Regimente, als Ferdinand VII. ihn zum Oberſten des Regiments von Eſtremadura erhob. Er verdankte dieß nicht ſeinen Dienſtjahren, ſondern bloß den Verdienſten, welche der König belohnen wollte. — Zur Zeit der Vorfälle in la Granja wurde er verdächtigt, und Queſada ſelbſt ſandte ihm den Abſchied. Er zog ſich nach Pampeluna zurück und lebte hier in Ruhe, bis Ferdinands Tod ihm neue Gelegenheit gab, ſich auszuzeichnen. Er verband ſich mit Santos Ladron, der damals die königliche Armee von Navarra organiſirte. Auf Santos Ladron folgte der Oberſt Eraſo, und auf dieſen Zumala-Carreguy. Alle Welt weiß, wie er nun mit wenigen diſciplinirten Banden den Krieg gegen ein reguläres Heer führte, und wie er Waffen und Arſenäle erſchuf, und ſich mit mehr als 30,000 Bewaffneten umgab. In der letzten Zeit empfing er von Don Carlos das Patent als General-Major, dann als General-Lieutenant, und zuletzt als Oberbefehlshaber der Armee von Navarra. Sein Tod iſt jetzt allgemein bekannt; von ſeinem Leben mehr zu ſagen, wäre überflüſſig, es iſt nur zu beklagen, daß ſo viele glänzende Eigenſchaften dazu angewandt wurden, das ſchrecklichſte aller Uebel zu nähren und auszubilden — den Bürgerkrieg.

Die artiſtiſchen Beilagen.

— Wir übergeben unſern Leſen hiebei das Porträt des Emil de la Roncière, der durch ſeinen Proceß und deſſen unglücklichen Ausgang die Aufmerkſamkeit des Publikums in ſo hohem Grade in Anſpruch nimmt. Die Zeichnung iſt während der Sitzungen des Gerichtshofes treu nach dem Leben gemacht worden. Wir wiſſen noch nicht, ob es eben ſo gelungen iſt, das Profil des Fräuleins von Morell aufzufaſſen. Sollte es der Fall ſeyn, ſo werden wir es in einem unſerer nächſten Hefte folgen laſſen.

— Ferner liegt dieſem Hefte bei: Der Grindelwaldgletſcher in Stahlſtich und die Verlaſſene, franzöſiſche Romanze.

Herausgegeben von Auguſt Lewald.

Deutſchland.

Niedernau.

Ille mihi praeter omnes angulus ridet.

— * Warum durchfliegen die Engländer Italien und die Schweiz mit Poſtpferden, warum jagen ſie um den Genfer See, und verwundern ſich über die Herrlichkeit der mächtigen Gebirge, nicht wie ſie vor ihrem Blicke, ſondern wie ſie in ihren Guides des voyageurs beſchrieben ſtehen, warum ſchlafen ſie ſo behaglich an den reizenden Rheinufern hinab, und es fällt ihnen nicht ein, in das benachbarte Schwabenland hinüber zu jagen oder zu ſchlafen? Konnte der Rhein mit der Schweiz ein ſchöneres Kind zeugen, als Schwaben? Trägt Schwaben an ſeinem Leibe nicht alle ſüße Anmuth, alle klare Schönheit des Rheins, wiegen ſich auf ſeinen Schultern nicht die ſtarken Burgen der Schweiz, drohen von ſeinem Scheitel, vom Schwarzwalde herab nicht auch gigantiſche Urgebirgsmaſſen? Unſern Wirthen geſchieht recht! Warum laſſen ſie nicht in London auf Soho Square einen prachtvollen Strangers Gulde through the charmes of Swabia verkaufen? Warum laſſen ſie unſere Schönheiten nicht in Stahl ſtechen und bei Ackermann am Strand aushängen! Und wie würden die engliſchen Herren ſich von Anfang an in unſern Thälern wohl befinden, wenn ſie ſich gleichſam for a farthing, für eine Bagatelle ihr Taſchenbuch mit Schönheit vollpfropfen könnten! Wie wenige Zehenten bedürfte da ein Pfründner für ſeines Leibes Nahrung, wie bequem könnte ſich ein überſchuldeter Lord von den Streichen treuloſer, verſchwenderiſcher Mätreſſen und unglückſeliger Wetten auf Pferderennen erholen? Auch ein Zweitgeborner könnte trotz ſeiner mageren Rente bei unſern billigen Speiſekarten ein wohlgenährtes Anſehen gewinnen — verſteht ſich, nur in den erſten Jahren des engliſchen Vögelzuges, denn ich glaube, daß man in unſern und

den maleriſchen baieriſchen Gebirgen nur darum ſo wohlfeil reist, weil die hochherzige brittiſche Nation in den Gaſthöfen noch nicht ihren großen Handelsunterricht ertheilt hat, und unſere Wirthe — in ihrer Unbeleſenheit — noch nicht mit dem Zufall einer prachtvollen Gegend ſchmählichen Wucher zu treiben gelernt haben.

Niedernau iſt einer der reizendſten Winkel Schwabenlands, einer der Winkel, welche wir allein bewundern müſſen, nicht gekannt, nicht beſucht, nicht bewundert von den Fürſten und Völkern des Auslandes, ein ſtilles Weib mit wenigen treuen Anbetern, die ſich nicht zum Zweikampfe fordern, weil Allen das wohlwollende Auge Frieden in die Bruſt lächelt. Niedernau iſt ein ſchwäbiſches Bad ohne fremde Zuthat, ſeine Quelle iſt nicht gemiſcht mit erotiſchen Pflanzenſtoffen, ſein Salon iſt das getreue, geräuſchloſe Bild unſeres Familienlebens. Niedernau hat mit den großen Bädern Deutſchlands nichts gemein, als die Eſelspartieen.

Studiosa juventus, die ſtudirende, beziehungsweiſe nicht ſtudirende Jugend ragt in die Familienwelt von Niedernau hinein, und wirft die häusliche Ruhe einigermaßen durcheinander; das gibt dem Bilde aber nicht mehr Veränderung, als der Burſche, der zu den Oſterferien nach Hauſe kehrt, ſich mit ſeinen Schweſtern ſtreitet und ſeinen Couſinen den Hof macht, denn die akademiſche Würde übt ihre Herrſchaft nur an den Sonntag Nachmittagen aus, und das Familien-Stillleben tritt mit der untergehenden Sonne wieder in den vollen Genuß ſeiner Rechte ein.

Tübingen liegt nur drei Stunden entfernt. Heißa! Wie rutſchen, wenn kaum die zwölfte Stunde vorüber, die Wagen mit Donnergepolter über die Neckarbrücke hin! Wie peitſchen die Kutſcher ſo munter in die Pferde, denn ſie wiſſen, wen ſie führen: Herren. Das weiß der liebe Leſer wohl, daß der Studioſus zu Tübingen bei der Inſcription einen Theil der Gebühren für den Herrentitel zu entrichten hat, das weiß der Kutſcher auch wohl, und nennt nur die Studenten Herren und die andern ſchlechtweg Juſtizräthe oder Profeſſoren. Wie miſchen ſich mit dem Staube der Mähren ſo gewaltige Tabakswolken, als ſollten ſie das geheimnißvolle Geſpräch über längſt vorgefallene Zweikämpfe bedecken! Wie ſpotten doch die jugendlichen Geſichter mit den griechiſchen Mützchen der krückebeinigen leder-, farb- und federloſen Gefährte, die ſich nur durch Reminiſcenzen an die einſt erlebten Comitate aufrecht halten! Wie ſchnaufen doch die Gäule unter den ungeduldigen Reitern mit den ſtattlichen Schnürröcken und den glänzenden Reiterſtiefeln, und möchten ſo gerne und können doch nicht, weil ſie der Senior einer vor zehn Jahren aufgehobenen Landsmannſchaft zu

Schanden geritten. Das Alles eilt von Tübingen nach Niedernau, träumt von Morgenroth der Liebe, hebt ſich mit ſtolzer Ruhe, vor dem Bade angelangt, aus dem Wagen, denn in jenen Jahren treibt nichts ſo gewaltig die Unruhe des Wiederſehens, als die ſtolze Hoffnung auf den Eindruck des Wiedergeſehenwerdens.

Wer auf dem Balkon ſteht, welcher vom Hauptgebäude des Bades hinüberführt zum Saale und hinabſchaut in das Thal, und ſieht die bunte Schaar der Tübinger Herren herbeieilen, und wirft einen Blick durch das Fenſter, und hört das Zeichen zum Beginnen der Tanzmuſik, und gewahrt nur wenige leichtfüßige Geſtalten, wie ſie im Saale auf- und abwandern und hold lächeln im Vorgefühle, raſtlos bis in das Dunkel der Nacht hineinwalzen zu dürfen, dem mag bei dem friſchen Farbenglanze unſerer Schönen zwar nicht vor dem ſchwarzen Tode, dem wüthenden Parforcejäger auf dem Revier der Tanzluſt, grauen, wohl aber vor den ſtreitſüchtigen Klingen der eiferſüchtigen Studenten.

Aber es gibt keine Kämpfe — mit Staunen erregender Gelaſſenheit werden die Körbe hingenommen; der Vorrath eines ganzen Nachmittags wird mit einem Paar Flaſchen Wein hinuntergeſchluckt. Die Liebe des Studenten iſt eine ſtille Achtung, eine Anbetung der Schönheit in der Schöpfung, ſie facht keine Eiferſuchtsflammen an; ein ſchönes Fräulein auf einer Akademie iſt kein Ei, das der Teufel in die Wirthſchaft gelegt hat. Das Fräulein iſt wie die Gattin des Odyſſeus, die Freier kommen von nah und fern und werben vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, aber ihre Anbetung iſt Gemeingut, wozu Jeder ſo viel Recht hat, als die Herrin im Augenblick einräumen will, indeß ſich die Andern bei wohlbeſetzten Tafeln und ſchweren Gelagen gütlich thun. Kehrt der Begünſtigte zu den Mitwerbern wieder, ſo hat er das Glück des Tages nicht mit einer klaffenden Geſichtswunde zu bezahlen. Ein froher Kreis empfängt ihn, und die Schöne kann ſich ohne Gefährde einer neuen Huldigung hingeben. Sie trete nur auf den Balkon hinaus, da wird ſie hören, wie der Glückliche eben mit allen Unglücklichen auf ihre Geſundheit anſtößt, und aus keinem Auge Blicke der Eiferſucht blitzen. Es könnte ſie ſchmerzen, daß ihre Reize ſo wenig Ruheſtörendes mit ſich führen; aber ſie wird ſich über die Wirkung ihrer Schönheit tröſten, wenn ſie die Stammſchönen der Univerſität vernimmt und hört, wie einer ihrer Namen ſo friedlich in hundert Stammbüchern mitten unter Schlägern und Duellen eingezeichnet iſt unter der Rubrik: Memoranda, wo dann nicht von einem großen Liebesabenteuer, ſondern nur von einem großen Cotillon mit ihr die Rede iſt. Man möchte ſich darüber wundern,

Google

daß in dem Aſyl von Niedernau die ſtürmiſche Jugend der Univerſität noch keine Revolutionen und keine Stürme hervorgebracht hat. Aber nicht hat bis jetzt das Gleichgewicht des Bades, viel weniger ein größeres durch dieſe heitern Sonntags-Geſellſchaften geſtört werden können.

Man glaube indeſſen nicht, daß ſich im anmuthreichen Thale nur einfindet, was in Niedernau phyſiſch oder in Tübingen intellectuell, gelegentlich auch moraliſch gebadet wird. Aus Rottenburg und Herrenberg, aus Reutlingen und Hechingen, aus Haigerloch und dem nicht entfernt gelegenen Bade Imnau führt der Sonntag luſtige Geſellſchaft hieher. Die Städte Horb und Nagold liegen nur drei Stunden entfernt und die Herren der benachbarten Edelſitze hielten es für eine Sünde, nicht zuweilen eine Weinkaltſchale mit duftigen Erdbeeren hier zu verzehren. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen belohnen die Verdienſte und Tugenden ihrer Frauen und Kinder, die katholiſchen bedanken ſich für die Aufmerkſamkeiten ihrer Meßner und Haushälterinnen durch eine Sonntagsfahrt nach Niedernau. Da iſt denn das Gebäude mit einer Wagenburg umgeben; junge Artilleriſten könnten das Verſchanzen daran probiren, und alte Geſchichtsforſcher hätten Gelegenheit, neue Entdeckungen für die Archäologie des Fuhrweſens zu machen. Die Ställe haben nicht Raum genug für die vielen Pferde; manche ſind im Freien angebunden, und um ſie her erblickt man das vielgeſtaltete Weſen der Gefährte und die gaffenden Bauernmädchen und die fluchenden Kutſcherſeelen, den Durcheinander der Ab- und Zufahrenden und das grämliche Wegſchleichen der kränklichen Badegäſte. Oben hört man die jubelnde Tanzmuſik, vermiſcht mit den Toaſten und dem Gläſergeklirre auf dem Balkon, — hier erſchaut man eine abgehungerte Mähre mit einem bröckligen Stricke an die Krippe gebunden, dort einen ſtattlichen Zelter eines begüterten Barons, der vom gallonirten Bedienten am reichen Zaumwerke mit Gewalt auf der Stelle gehalten werden muß; hier ein Paar fröhliche Burſche, die mit dem Erdbeermädchen ſchäkern und ein kleines Tellerchen mit einem blanken Käſperchen bezahlen, dort ein wohlgenährter, füllreicher Rentbeamter, welcher — ſeinen Wohlthätigkeitsſinn mit Gewalt zurückhaltend — aus Achtung vor den Geſetzen einem alten kranken Bettelmanne das Almoſen verweigert. Hier führt ein altes Pfarrmütterchen das Töchterlein auf den erſten gefährlichen Lebensweg, zum erſten Tanze; das gute Kind durchzittert noch einmal der Gedanke an all das Unheil, welches den wenig Geübten auf dem Ballſaale widerfahren könnte; die gute Mutter denkt an die Leinwandſchränke, welche ſie der Tochter öffnen könnte, wenn ſich hier ſchon der Beſtimmte fände, indeß an

dem Speiſetiſch die Tödtung des Fleiſches durch unverrückte Aufmerkſamkeit auf kalte Hühner und fette Wachteln exercirt wird. Während ſich hier zwei junge Doctoren über Homöopathie und Allopathie ſtreiten, bekämpft dort ein Dritter alle Leiden — zum Hohne für die Oertel'ſche Waſſerkur — mit einer tüchtigen Quantität Wein, ſchwört den Philiſtern den Untergang, und prophezeit den vier Facultäten ihr nahes Ende. Hier ſetzt ein ernſter Profeſſor ſein exegetiſches Collegium mit all der pedantiſchen Genauigkeit fort, die er ſich durch dreißigjährigen Vortrag zu eigen gemacht, nicht ferne davon hüpft eine ſchalkhafte Hechingerin zum Flügel, präludirt ein wenig mit ihren niedlichen Fingerchen und trällert dann: „Du, du liegſt mir im Herzen" — darob erſtaunt ein nahe ſtehender, ſonnverbrannter Jägersmann, denn er meint, der Sang gelte ihm und hat doch geglaubt, er könne Niemand im Herzen liegen, als den Bauern, die ihm das Wild beim Jagen in der Frohn treiben müſſen. Zwiſchen durch drängen ſich Kellnerinnen mit Augen ſo ſchwarz, als ſie die Guſtel von Blaſewitz gehabt haben mag, und einem Wuchſe, noch verführeriſcher, als der des Bäschens aus dem Reiche.

Der Sonntag iſt das Zelt- und Lagerleben von Niedernau, dabei braucht man übrigens die Gänſe nicht halb gerupft, die Lämmer nicht halb gebraten zu verzehren, den Wein nicht halb mit Branntwein verſetzt zu trinken; dabei braucht man ſich weder mit habſüchtigen Proviantmeiſtern zu zanken, noch, wenn man keine Charge bekleidet, von derben Wachtmeiſtern das Fett von der Suppe ſchöpfen zu laſſen. Der Inhaber des Bades, der ehrenwerthe Dr. Raidt, wahrt die Würde ſeines Hauſes in leiblicher Beziehung auf das Vollkommenſte. Frohen Sinnes zieht man am Abend aus dem Lager heim. Die Pferde an den Wagen der Studenten laſſen ſich nicht mehr anhalten, zum ſchnellſten Laufe getrieben von dem vielen Weine, welchen die Kutſcher zu ſich genommen; nur an den bekannten Schenkwirthſchaften ſtehen ſie unwillkürlich ſtille, und fragen mit leichtem Schnauben, ob es den Herren gefällig ſey, auszuſteigen, um zu Heilighaltung eines unverbrüchlichen Herkommens und zu Beruhigung des äußerſt ſubtilen Gewiſſens den Prälatentrunk zu nehmen. Sonſt pflegten die Roſſe in den Hof vor einem hohen, alten Schloſſe zu Bühl einzubiegen; der thurmartige Vorſprung außen am Gebäude, die ausgetretene ſteinerne Wendeltreppe mit ſchlechter Beleuchtung, die dunkeln Gänge durch ein Gemäuer hin, das ſich längſt ſeiner Bekleidung entledigt hatte, bildeten zuſammt ein Paar geiſterbleichen weiblichen Geſtalten, wie man ſie ohne Gruß und Wort an ſich vorüberſchleichen ſah, einen gar unheimlichen Eindruck. War man aus der modernen Sonntagswelt zu

Niedernau herausgetreten und in den Wagen geſtiegen, und hatte ſich dem ſüßen Schlummer hingegeben, ſo fühlte man ſich beim Erwachen im geſpenſtiſchen Schloſſe zu Bühl doppelt kalt durchrieſelt. Im getäfelten Trinkſaale vermochte man die freundliche Lebenswärme eben ſo wenig zu finden, als auf der Tenne, die ſich beſonders zur Kegelbahn für eine Poltergeſellſchaft zu eignen und um die Mitternachtsſtunde nicht ſelten von den grauen und ſchwarzen Geſpenſtern zur Motion für ihre dunſtgewobenen Geſtalten gebraucht ſchien. Manch verwegener Wildſchütze wohnt in den benachbarten Dörfern; er holt ſeine Beute in den weiten Forſten des Schönbuch und ſtreift wohl auch hinüber zum düſtern Schwarzwald. Bei Tag verbirgt er die Büchſe in hohlen Bäumen vor den auflauernden Forſtbedienten, bei Nacht lauert er ſelbſt auf hohes Wechſelwild; ſeine Kugel führt zum ſichern Ziele, und trifft ſie das Herz eines Waidmanns, der des Herren Recht zu ſchützen auftritt, ſo hält der Wildſchütz es für überflüſſig, ſein Gewiſſen auf die Folterbank zu ſchrauben. Solche Figuren, mit ſtechenden Blicken die Ankömmlinge betrachtend, fürchtete man oft in den Gäſten um die Schenktiſche zu erkennen; ihre Erſcheinung möchte eine willkommene für Salvator Roſa geweſen ſeyn, wer aber einen luſtigen Tag luſtig beſchließen wollte, der hätte gerne fröhliche, offene Geſichter um ſich geſehen. Nun fing vollends im obern Stock ein Baß zu brummen an und ein Paar Violinen ſchnarrten drein, und eine Clarinette ſchämte ſich gar nicht der Falſchheit ihres Weſens; die Geiſter begannen zu poltern und zu pochen und ſich im Walzer zu drehen. Man entſchloß ſich, den Spuk in der Nähe zu ſehen, und wurde da freilich aus Träumereien und Geſpenſter-Ahnungen geweckt, denn, wenn der Tanz ſich endigte, war an kein Zerrinnen der Erſcheinungen zu denken, und der Anblick materieller Freuden zerſtörte die Hirngeſpinſte, welche das grauenhafte Schloßgebäude geſchaffen hatte. Die Erinnerung an blutige Fehden tauchte allein noch auf, die in dieſem Saale ausgefochten werden, nicht von den Rittern, welche dieſes Schloß bewohnen, ſondern von der kitzlichen, ſtatutenmäßigen Ehre der Tübinger Burſche. Nun iſt ein neuer Firniß über das Schloß von Bühl gezogen, in ſeinen Hallen fände jetzt nur ein friedlicher Niederländer Stoff zu einem Genrebilde. Die Herren von Tübingen haben wohl die Art des Prälatentrunks, aber nicht die Sitte gewechſelt.

Wer von Nervenübeln gezwungen iſt, ſich rauſchenden Freuden zu entziehen, wer, von Bleichſucht befallen, den Tanz meiden muß und ſich von der Luſt nicht will ergreifen laſſen, wer an Hypochondrie oder Melancholie leidet, wer für kranke Leber Heilung ſucht und was ſonſt

zum wirklichen Hoſpital des Hauſes gehört, der verbirgt ſich am Sonntag im nahen Walde oder beſucht in Geſellſchaft Gleichgeſtimmter die Orte der Umgegend. Am Mittag ſehen die Hoſpitaliten aus, als ob der Feind käme und ſie ihre Leiber retten müßten, am Abend kehren ſie zurück zu ihrer häuslichen Bequemlichkeit mit all jener Ermattung nach langer, unfreiwilliger Wanderſchaft und jener gemüthlichen Heiterkeit, welche ein wiedergefundener Schlafrock in jedem frommen Gemüthe erweckt.

Zu Niedernau hatte wohl ſchon vor mehreren Jahrhunderten ein Badehaus beſtanden, doch die Brunnen waren wiederholt verſchüttet worden, und erſt dem jetzigen Beſitzer, Dr. Raidt, verdankt die Anſtalt ihre Blüthe. Fünf mineraliſche Quellen führen alkaliniſches Stahlwaſſer zu den Bädern im Erdgeſchoſſe des Gebäudes und in die Brunnen, aus welchen zum Trinken und Ausführen geſchöpft wird. Ich könnte aber nicht gerade behaupten, daß Geruch und Geſchmack des Niedernauer Waſſers gar zu große Reize in ſich führten. Das in Waſſer enthaltene Erdharzöl verbreitet ſeine widrigen Dünſte durch alle Räume der Anſtalt *).

Ein ſchmales Flüßchen durchfließt das Thal, in deſſen Mitte das Bad liegt. Im Vorgrunde ſchließt ſich an grüne Matten das Dorf Niedernau an, den Hintergrund bildet ein Berg von mäßiger Höhe. Zu beiden Seiten ziehen ſich Berge bis auf wenige Schritte zum Badehaus herab; ſie ſteigen ſanft in die Höhe, und ſind bis zum Fuße mit Fichten und Tannen bewachſen. Mit einem Sprunge gelangt man von ſeinem Zimmer in die Waldungen, und erreicht dann auf bequemen Pfaden die Höhe. Der Beſitzer war bemüht, nach allen Richtungen in reizendem Wechſel Wege anlegen, und Ruheſitze bereiten zu laſſen. Das Harz der Tannen ſtärkt die Bruſt, und gibt dem Athem die volle Freiheit. Es iſt in der That eine wollüſtige Empfindung, dieſe herrliche Luft zu ſchlürfen, gelagert auf weicher Raſenbank, nur umſchwirrt von der nimmer raſtenden Thätigkeit des Käferlebens. Was iſt das Paradies eines künſtlichen Parkes, in dem man vielleicht auch von ſeinem Schlafgemache hinaustreten kann, gegen dieſe wundervolle Gottesnatur, welche ſich freiwillig zum ſchönſten Genuſſe zu unſern Füßen geſchmiegt hat! Was ſind die Täuſchungen und Ueberraſchungen, dem Geiſte eines Gartenbauers entſtiegen, gegen das natürliche Amphitheater, welches man von der hinteren Seite des Bades gegen Norden

*) Das neue Niedernauer Karlswaſſer hingegen iſt einer der angenehmſten Säuerlinge, und fängt jetzt an, Ruf zu erlangen, und weit und breit verſandt zu werden. D. R.

erblickt, mit hellen Wieſen im Grunde, und dunkeln Tannenwäldern an den Wandungen, und hier dann die ſieben Thäler, von denen ſich jedes nach dem Ausgange ſo verengt, daß man am Ende zu ſeyn glaubt, während ſich plötzlich ein neues öffnet, bis zum ſiebenten. Man iſt hier Gott und ſeinem Frieden ſo nahe, — ein ſchlimm' Gewiſſen könnte in dieſem Tempel keine Ruheſtätte finden.

Schon ſehr früh verſammelt ſich die Geſellſchaft um den Brunnen. Die Einen verlieren ſich dann auf den nahen Spatziergängen, um da und dort in einzelnen Gruppen ſich wieder zu finden. Man frühſtückt dann in kleineren Partieen im Freien unter einem Kiosk oder im freundlichen Speiſeſaale. Der Vormittag geht mit Baden oder ſüßem Nichtsthun hin. Muſikfreunde finden Muſikalien und Inſtrumente, und bei der Nachbarſchaft von Rottenburg, dem Biſchofsſitze, läßt ſich wohl denken, daß es nie an kunſtgeübten Gäſten mangelt. Das iſt eben eine Annehmlichkeit von Niedernau, daß man zwanzigmal in einem Morgen kleine Geſchäfte in ſeinem Zimmer abmachen, und eben ſo oft zum Vollgenuß der Natur zurückkehren kann, daß man von der häuslichen Bequemlichkeit, von den Comforts of life in die friſche Bergluft ſo hinaustritt, wie daheim von ſeinem Alkoven in das Wohnzimmer. Der Vormittag bietet noch Spielraum für die kleinen Intriguen, welche auch in jeder Familie ihre beſtimmte Zeit brauchen; die Herzen werden erforſcht, etwaige Geburts- und Namens-Tage zu Vorbereitung von Ueberraſchungen erkundet; Feſtons und Kränze werden gewunden, mit denen man die Wagen der abgehenden Freunde überreich bekränzt. Indeſſen macht der Badekönig, ein durch eigene Machtvollkommenheit oder durch Uebereinſtimmung der Gäſte beſtimmter Feſtordner der Geſellſchaft, die Runde, und bringt eine Partie für den Nachmittag zum Vorſchlag. Man müßte kein Herz im Leibe, oder das Zipperlein in den Beinen haben, um ſich da auszuſchließen. Eine wohlbeſtellte Table d'hote verſammelt das ganze Haus. Nach Tiſche, wenn es auf die Berge geht, beſteigen die Damen die Eſel aus der Mühle des Dorfes, die Herren folgen dem Zuge, und treiben die trägen Thiere zu raſcherem Gange an. Geht die Partie im Thale, ſo wandert die Geſellſchaft in ungeſtörter Harmonie zu Fuße, oder wenn der Ort der Beſtimmung entfernter liegt, in Geſellſchaftswagen. Die Taſchen werden mit kalter Küche und Wein aus Raidt's Speiſekammer und Keller gefüllt, wenn die Fahrt auf Berge geht, die man ihrer Ausſicht wegen beſucht, ohne ein Wirthshaus zu finden. Am Abend ſammeln ſich die Gäſte wieder zu gemeinſchaftlichem Male, und vertreiben ſich die Zeit bis zum Schlafengehen mit Spielen aller Art, beſonders mit Lotterien, wozu ein in der Hausflur

über die Saiſon Quincaillerie feilhabender Italiener die Gewinnſte liefert. So geht es von Montag bis Sonnabend im Familienkreiſe zu Niedernau. Die Koſten des Aufenthalts ſind von keiner Bedeutung. Eine Muſikbaude, zu Erheiterung bei Frühſtück und Mittagsmahl und beim Tanze, wird von kleinen Gaben der Gäſte erhalten. Der freundliche Inhaber des Bades ſteht nicht allein mit Küche und Keller, Bädern und Brunnen, ſondern auch mit tüchtigem mediciniſchem Rathe zu Dienſte.

Unferne von dem Badeorte, den wir mit Niedernau bezeichnet haben, liegt ein Gaſthaus, das ſeit kurzer Zeit dem Raidt'ſchen Bade mit Rivalität droht: Hiezu gehört gleichſam eine, etwa eine Viertelſtunde entfernt liegende, neuentdeckte Quelle. Die junge Anſtalt ſteht an Waldesſaum, erfreut ſich aber nicht jener maleriſchen Lage, wie die alte, und der junge Brunnen nicht der gefälligen Außenſeite, wie der alte. Man ſagt, daß die junge Quelle kräftigere Heilmittel in ſich führe. **Experientia docebit.** Wir wollen zuſehen, damit es Niemand einfalle, das Sprichwort von den friſchen Beſen auf uns anzuwenden. Wir wiſſen nicht, ob in der neuen Anſtalt im verfloſſenen Sommer Tonkünſtler gewohnt haben, — nur ſo viel iſt uns bekannt, daß ſich die Gäſte beider Häuſer nie zu einer Harmonie-Muſik zuſammengefunden haben.

Nun wollen wir denn in Gottes Namen auch ein wenig umherſchweifen. Schlagen wir uns durch das Dorf durch, und treten mit wenigen Schritten an das Ufer des Neckars vor, den wir vor Kurzem, in einer Entfernung von ſechs Meilen, ſtromabwärts bei Eßlingen verlaſſen haben. Noch vor wenigen Jahren mußte man über eine jäh anſteigende Höhe paſſiren, um nach Rottenburg zu gelangen. Jetzt verdankt man Raidt's Thätigkeit eine bequeme Straße dicht am Geſtade des Neckars hin. Im engen Thalwege mußte der Strom ſein Bett tief graben, ſein ſtilles Waſſer treibt langſam abwärts, und bildet den düſtern Anblick einer Gräbertiefe; rechts erheben ſich am ſteilen Abhange, bis zur Straße herab, dunkle Föhrenwälder, aus denen üppig ſprudelnde Quellen hervorſtürzen; überall ſind Ruhebänke angebracht, und an manchen Stellen hat die fromme Andacht Bilder zum Gebete errichtet; am linken Ufer thürmen ſich Felſen, die, wo ſie dem Fuße Raum zum Auftreten bieten, mit Weinreben überzogen ſind — da wächst dann der Neckarausbruch, nicht ganz ſo feurig wie der Tokayer, aber doch ſtark genug, um in der Gährung dem Chauſſée-Graben manchen unfreiwilligen Beſuch zu verſchaffen. — Nach einer halben Stunde öffnet ſich das Thal, und die Stadt Rottenburg liegt vor uns, ehedem eine öſtreichiſche Beſitzung, jetzt der Sitz des Landesbiſchofs.

Da wird noch viel gefiedelt und gelebt. Die Masken tollen im Faſching, und in den kühlen Refectorien der ehemaligen Klöſter wird munter gezapft. Von der Brücke ſchauen wir in das offene Neckarthal hinab, und erfreuen uns links am Anblicke des ſtattlichen Karmeliter-Kloſters, in deſſen weiten Hallen der Biſchof ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, und ein Prieſter-Seminar eingerichtet iſt, das ſeine Zwecke leicht beſſer erfüllen möchte, als die karmelitiſche Lehrmethode. Durch die Vorſtadt Ehingen führt uns der Weg zur Klauſe hinüber. Im Jahre 1783 wurden die Franziskaner-Nonnen aus dieſem himmliſchen Sitze vertrieben, und eine Gaſtwirthſchaft belebt nun die ſtillen Zellen. Hoch von des Berges Spitze ſchaut die Wurmlinger Kapelle herüber, und ſegnet die Dörfer zu ihren Füßen im breiten, üppigen Neckarthale, und im grünen, züchtigen Ammerthale. Blicken wir aus der Klauſe weiter hinab, ſo trägt uns das Auge bis zum mächtigen Schloſſe von Tübingen, wo einſt die fünfzig ſchwäbiſchen Ritter an ihrem Fürſten, dem nachmaligen Herzog Chriſtoph, ſchmachvollen Verrath geübt. Senken wir uns von der Klauſe herab, ſo führt uns der Weg an fünf Dörfer hin in einer Poſtmeile bis zum Kreuzwege vor der Stadt Tübingen.

Soll ich Sie hier in einen dumpfen Hörſaal führen, wo eben jetzt der Beweis des Beweiſes bewieſen wird, oder belieben Sie, nach einem leichten Frühſtück, im Gaſthaus zur Krone, nahe am Kreuzwege, mit mir die Landſtraße nach Reutlingen einzuſchlagen. Sie ſehen hier immer noch die alte Thätigkeit, wenn auch die Zeiten vorüber ſind, da Uhland von der Schlacht bei Reutlingen ſingt:

Wie haben da die Gerber ſo meiſterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber ſo purpurroth gefärbt.

Sie wollen weder in der Stadt Spitzen klöppeln, noch auf der hohen Achalm die ſpaniſchen Schafe füttern ſehen. Sind mehre Herren in der Geſellſchaft, ſo muß ich Sie freilich den vierten Weg einſchlagen laſſen — nach dem Steinlachthale, nicht als ob es das anmuthreichſte der ſchwäbiſchen Thäler wäre, ſondern weil in ſeinen Gründen die ſchmuckſten Schwaben-Mädchen wohnen, mit blonden Flechten, und blauen Augen, und niedlichen Geſtalten bis zur Fußſpitze herab, breite Spitzen an der Haube, unter welchen die Augen mit der halben Verſchleierung taubenunſchuldig hervorblicken, mit rothen, ſilbergeſchnürten Miedern, kurzen, faltenreichen Röcken, und ſchneeblanken, bauſchigen Aermeln von zartem Linnen.

Da wir Badegäſte zu Niedernau ſind, ſo müſſen wir nothwendig auf jenes andere Bad mit einer gewiſſen Verachtung herabſehen. Was

Digitized by Google

kümmern wir uns alſo um die Schwefelquelle von Sebaſtiansweiler, an welcher uns die Landſtraße vorüberführt; wir ziehen weiter gen Hechingen an der Starzl, vom Volke Stahl genannt. Sie hören hier viel hebräiſch ſprechen, aber laſſen Sie uns nur ein Paar Stunden ruhen, ſo wird Ihnen wohl werden. Es wohnt ein gaſtfreundlich Volk am Fuße des Hohenzollern, ein Volk mit all' den Eigenſchaften, welche dem Fremden das Leben in kleinen Städten würzen mögen. Der fürſtliche Hof unterhält eine treffliche Kapelle, zu eigener und ſeiner Unterthanen Luſt und Freude, in den Leſezimmern eines Muſeums werden die politiſchen zur Geiſtesübung, und in dem dazu gehörigen Garten die hölzernen Kugeln zur Körperübung gewogen. Schauen Sie hinauf zu den Ruinen auf Hohenzollern — wie die alte Bergfeſte niederblickt auf die zwei Fürſtenthümer ihres Stammes, und weit, weit hinaus in das Würtembergerland, und hinüber an der Alpkette, die ſich hinzieht zum Hardtfelde, wo das Plattland nach Nürnberg führt, zum Sitze der mächtigen Burggrafen. Die Feſte iſt gebrochen, aber der Stamm blüht in dem großen nordiſchen Reiche der Könige von Preußen mächtig fort. Man hat Sorge getragen, die maleriſchen Ueberreſte der Burg in ihrem gegenwärtigen Stande zu erhalten. Wollen Sie mit mir die Höhe beſteigen? Sie finden da auch ein Fremdenbuch mit ſo ſchlechten Verſen, ſo ſentimentalen Exclamationen, als eines in Deutſchland nur aufzufinden iſt. Z. B.:

1. Die alte hohe Feſte
   Gleicht jetzt einer zerriſſenen Weſte,
   Doch war ſie einſtens groß.
   Schneidermeiſter Roos.

2. Die vielen Dörfer mit den vielen rothen Dächern, mahnen mich an die vielen rothgeweinten Augen in meinem Jammer, da ich verlaſſen war, wie dieſe alte Schloßburg, und Er hart war, wie dieſe verfallenen Steine, da mein Herz doch offen lag, wie das große Land zu meinen Schuhen.
   Mit wahrem Schmerz den Hohenzollern geſehen,
   Viola.

3. Wer dieß geſchrieben in ſeinem Schmerze,
   Findet ein treu und tröſtliches Herze,
   Wo nicht in Hechingen an der Stahl,
   Doch in München am Plahl.
   Muſikus Zwirl.

4. Mögen deutſche Burgen fallen,
Deutſche Treue ſinket nicht,
Deutſcher Kinder deutſches Lallen,
Deutſcher Treu ein Lobgedicht.

Geſchrieben bei der Turnfahrt an Oſtern von
Gymnaſiaſt Anton Kittel.

5. Alles Schnack, ich zieh hinab zum Brühlhof da unten, und erhebe mich vollends über die Beſchwerden dieſes Lebens. Alles Schnack! Wie heiß ich! Thut nichts, braucht meinen Namen nicht zu wiſſen.

Nun aber laſſen Sie uns heimkehren zum ſtillen Winkel von Niedernau. Ein ander Mal führe ich Sie weiter im ſchönen Schwabenlande.

Frankreich.

Merkwürdiger Kriminalfall.

(Schluß.)

„Als ein verzweifelnder Vater zu mir kam,“ ſpricht der Redner, „um mir die Vertheidigung ſeines Sohnes anzuvertrauen, ließ ich mich zu Worten hinreißen, die ich bitter bereue, und die er mir hoffentlich vergeben wird. Wie, ſagte ich, ich ſollte ihren Sohn vertheidigen? Nein, denn ich fühle, wie abſcheulich er gehandelt hat. Mein heißeſter Wunſch, ſprach ich zürnend, wäre es geweſen, von den Klägern gewählt zu werden. Es wäre der ſchönſte Tag meines Lebens geweſen, Ihren Sohn der Strafe zu überliefern. Das ſagte ich leider. Ein unüberlegtes grauſames Wort! Aber nach einer Stunde der Erklärung begriff ich wohl, daß mein Recht nicht ſo weit ginge, einen Beklagten zu verſtoßen, ohne ihn zu hören; daß die Pflicht eines Advokaten mir geböte, das Letztere zu thun. Ich habe dieſe Pflicht erfüllt, meine Herren, und nachdem ich Alles gehört, Alles unterſucht, Alles erwogen hatte, will ich jetzt eine andere vor Ihnen erfüllen. Ich will einen Menſchen vertheidigen, der von einer mächtigen Familie ungerecht verfolgt wird, der ungerecht verdammt wird auf blinde Vorurtheile hin. Darum, meine Herren, möge das ſcheußliche Verbrechen Sie nicht fortreißen, möge die Länge der Debatten Ihre Aufmerkſamkeit nicht ermüden, mögen die Vorurtheile der Welt Sie nicht bis hieher begleiten. Beurtheilen Sie ohne Gunſt und ohne Haß; das iſt es, was ich fordere, oder vielmehr ſicher von Ihrer Gerechtigkeit erwarten darf.“

Der Redner geht auf den Charakter des Vaters, Clement Graf de la Roncière, über, und ſchildert ihn als einen alten Militär von den ſtrengſten Sitten, der dem heftigen Charakter ſeines Sohnes mit Härte entgegen kam. Hierdurch wurde die Erziehung dieſes Sohnes

verfehlt. Der Vater war unbeugſam, der Sohn in ſich zurückgeſcheucht. Dadurch entſtanden deſſen erſte Verirrungen. Die Anmerkungen in den Regimentsliſten über ihn lauten: „Wenn dieſer junge Offieier wollte, könnte er der Erſte von allen ſeyn, aber er iſt händelſüchtig und leicht.“ Das waren alſo ſeine Fehler, das ſchuf ihm ſeine Feinde, die ſich heute an ihm rächen, und dieſe Hauptzüge ſeines Charakters geben ſich in dem ganzen Proceſſe kund. Der Redner ſpricht von ſeiner Geliebten, und entſchuldigt auch dieſe Seite ſeines Herzens. Jetzt geht Herr Chaix zur Sache ſelbſt über, und ſpricht von dem Diner bei dem General Morell, wozu de la Roncière eingeladen wurde. Dieſer unwürdige, abſcheuliche, ſo verrufene Menſch wird deſſen ungeachtet eingeladen, aber das iſt noch nicht Alles, an der Tafel wird er an die Seite des Fräuleins geſetzt, der Teufel an die Seite eines Engels. Man ſagt, es ſey Zufall geweſen. Wenn aber bei einem ſolchen Diner der Zufall die Plätze vertheilt, ſo ſollte er es nicht mit dem Platze eines jungen Mädchens von ſechszehn Jahren thun können, und noch dazu in einer Garniſon. Der Redner berichtet über die Aufführung des Angeklagten während der Mahlzeit; dann die befremdliche Unterredung, welche nach Ausſage der Kläger vor dem Bilde der Frau von Morell ſtatt gefunden haben ſoll. Er zeigt, wie unglaublich dies von einem Menſchen iſt, der der guten Geſellſchaft angehörte. Er erwähnt ferner, daß die anonymen Briefe nichts Seltenes in dem Hauſe des Herrn von Morell waren. Solche unſichtbare Korreſpondenten verfolgten es ſchon damit ſeit vielen Jahren. Im November 1833, im April 1834, in Paris waren ſolche Schreiben in der Familie angelangt. Sie hatten wenig Intereſſe, und bezogen ſich größtentheils auf Miß Allen, die Erzieherin, dabei ſprachen ſie von der Geſellſchaft des bras nus, von deren Daſeyn dem Redner nichts bekannt iſt, welche aber anonyme politiſche Drohungen herumſende, wie es hier der Fall war. Herr Chaix zeigt jetzt, daß kein perſönliches Intereſſe Herrn de la Roncière dieſe Briefe hätten dictiren können, und daß es für ihn, als Offieier aus einem guten Hauſe, wohl andere Mittel gegeben hätte, die ihn gefahrloſer zu ſeinem Ziele geführt haben würden.

„Meine Herren,“ ſagte der Vertheidiger, „als de la Roncière während der langen Inſtruction ſich durch acht Monate den Kopf zerbrach, woher das Complott rühren könne, das ihn zermalmte, ſo kann er vielleicht unter tauſend Ideen auch auf die gekommen ſeyn: „„vielleicht will man mich zwingen, das Mädchen zu heirathen.““ Das war eine Thorheit. Die Familie hätte dazu keines Complotts bedurft.“

Der Redner erörtert dieſen Gegenſtand weitläufig, und erklärt

zum Beiſpiel, wie unmöglich es ſey, daß de la Roncière Theilnehmer gehabt habe, weil ihm alle Mittel zur Beſtechung fehlten, wie ſich aus ſeinen Papieren deutlich ergibt. Man will ſeinen Genoſſen Samuel entdeckt haben, und jagt ihn aus dem Hauſe. Er ſelbſt iſt fortgereist, und Samuel ihm nach. Samuel wird in einem Briefe, den Tag nach dieſer Abreiſe, als Genoſſe bezeichnet, der jedesmal fünf Franken für den Dienſt erhalten haben ſoll. Er hätte es ſelbſt verrathen, heißt es. Wo wird er nun aber neue Genoſſen finden? De la Roncière, der keinen Heller in der Taſche hat, und noch dazu ſeine Freunde verräth. Aber er findet dennoch neue Vertraute, ſchändliche oder vielmehr tapfere Leute, die ſich der Strafe ausſetzen ohne Vortheil, blos um dieſes extravagante und abſcheuliche Vorhaben zu begünſtigen. Auch wird gezeigt, daß alle Briefe den Stempel „Saumur“ haben, obgleich ſie von Paris geſchickt werden. Was ſoll nun de la Roncière thun? — Läugnen? es bleibt ihm nichts Anders übrig. Schande und Schaffott erwarten ihn. Aber nein! Er geſteht Alles. Ich bin der Schuldige. Ich habe gemordet, ich habe mit einem Meſſer verwundet. Er geſteht ſein Verhältniß mit der Kammerfrau und dem Bedienten, und dieſen Brief unterzeichnet er mit ſeinem ganzen Namen de la Ronsière mit einem s. Der Redner geht nun zu den mündlichen Geſtändniſſen über, die de la Roncière gemacht haben ſoll, entſchuldigt ſie aber mit ſeinem leichten Charakter. Er vergleicht ſie mit den Geſtändniſſen, welche die Tortur erpreßte.

„Wir kommen jetzt zu dem ſchrecklichen Attentat,“ ſagt Herr Chair, „welches lange vorbereitet war, und offen ausgeführt wurde. Schreckliche Drohungen hätten die Familie Morell aufmerkſam machen ſollen; und was thut ſie? Sie verdoppelt ohne Zweifel ihre Vorſicht? Nein! Das Fräulein bewohnt fortwährend das obere Stockwerk allein unter der Aufſicht ihrer Erzieherin und ihres kleinen Bruders. So überfällt ſie de la Roncière. Was leitet ihn zu dem Schritte? Gemeine Sinnlichkeit. Aber nie noch hat er ſolche Mittel angewandt, um ſie zu befriedigen. Er will ſich rächen. Rächen? Weßhalb? Weil er es war, welcher beleidigte? Er will ſich rächen wegen der Hinausweiſung am Abend des 21ſten. Aber ſchon vor dieſer Zeit waren Briefe gekommen, welche das Attentat verkündigten. Alle dieſe Annahmen zerfallen alſo in nichts, und man kann ſich keinen Beweggrund denken, der de la Roncière zu der That könnte angetrieben haben.“

Herr Chair unterſucht hier das Alibi, das die Schweſtern Rouant bewieſen haben. „Aber dieſen armen Mädchen,“ fährt er fort, „weil ſie arm und ohne Schutz ſind, hat man nicht geglaubt. Es komme nur ein Mädchen von Familie vor die Schranken, und ſie wird mit

Rückſichten aller Art überhäuft.“ Er beleuchtet von allen Seiten die Unmöglichkeit der Ausführung des Attentats und den Mangel an gültigen Beweiſen. Er erwähnt der Widerſprüche, welche über die Krankheit des Fräuleins in den Ausſagen der Frau von Morell und den drei Monate nach dem Ereigniſſe herbeigerufenen Aerzten ſich kund geben. Sie ſpricht von zwei Wunden, und die Aerzte finden nur eine Narbe; auch mußte die Mutter alsbald von den Wunden unterrichtet ſeyn, da die anonymen Briefe davon ſprachen. Und iſt wohl endlich die Krankheit eine wirkliche Krankheit, die aus dem Attentat entſprang? Das Fräulein hatte Alles mit Standhaftigkeit ertragen. Sie geht auf den Ball; die Wunden ſind geheilt. Und dann erſt überfällt ſie dieſe Krankheit ohne Namen. Ein Arzt ſelbſt ſagt: ſie kann die Folge des Attentats, ſo wie jeder andern Urſache ſeyn. Wer ſoll nun Alles dieſes, wenn es geſchehen iſt, gethan haben? Dies zu ermitteln iſt ſchwer. Die Anklage iſt unerbittlich und zeigt kein Mitleid. Es gibt nur ein Mittel zur Vertheidigung, als wiederum anzuklagen. Es iſt ein Zweikampf auf Tod und Leben. Entweder wird der junge Mann verurtheilt, oder die Familie unterliegt.

Der Redner beruft ſich jetzt auf die Unterſuchung der Handſchrift. Er widerlegt die Einwendungen, die man gegen den Styl machte. Ein junges Mädchen, die anonyme Briefe ſchmiedet, kann auch ihren Styl verändern. Wer in der Leidenſchaft iſt, läßt oftmals unziemliche Worte entſchlüpfen. Das Fräulein hat ferner Romane geleſen; ſie war überſpannt, ihr jetziger Zuſtand iſt eine Folge davon. Man werfe einen Blick auf den Charakter dieſes Mädchens. Wie feſt und entſchloſſen trat ſie in's Verhör! Wie ruhig erzählte ſie Alles, was auf ihrem Zimmer vorgegangen war! Sie iſt ſtarker Eindrücke fähig; ſie liebt das Romantiſche und das Wunderbare. Der Redner führt hier eine Thatſache von Wichtigkeit an. Eines Abends gegen eilf Uhr geht vor längerer Zeit Herr Bryère, Unter-Intendant in Saumur, ein Mann, der das Vertrauen der Familie beſitzt, am Hauſe des Generals vorüber; Frau von Morell gibt ihm ein Zeichen herauf zu kommen. Er findet ſie unruhig. „Ich machte ſo eben Muſik,“ ſagte ſie, „als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, dort unter meinem Fenſter mir Zeichen des Beifalls gab. Hierauf geht meine Tochter in ihr Zimmer hinauf, und ſieht, wie der Menſch ſeinen Mantel abwirft und ſich in den Fluß ſtürzt. Schiffer zogen ihn heraus und legten ihn auf das Ufer nieder.“ Herr Bryère beruhigt Frau von Morell darüber. Am andern Tage läßt ſie ihren Freund wieder zu ſich bitten. Dieſer findet ſie abermals in größter Unruhe. „Mein Gott,“ ſagte ſie, „ſo eben bekomme ich einen anonymen Brief von dem Menſchen, welcher ſich

geſtern in's Waſſer ſtürzte. Er ſagt mir, daß es für mich geſchehen ſey, daß er aus Liebe zu mir ſterbe.“ Und war Alles dieſes wahr? Hatte ſich wirklich ein Menſch in's Waſſer geſtürzt? Man hat überall nachgefragt, Niemand in der kleinen Stadt Saumur wollte etwas davon wiſſen. Man hat Niemand aus dem Waſſer gezogen. Die Geſchichte war von dem jungen Fräulein Marie erfunden, und wurde von allen Seiten widerlegt. Dies geſchah zu Saumur. So hat Herr Bryère ausgeſagt. Wer hatte nun damals die Ruhe der Frau von Morell geſtört? Niemand als das Fräulein. Dies waren die Vorboten einer Krankheit, die immer mehr und mehr zum Ausbruch kam. Die Kranke, die einen Menſchen in's Waſſer ſpringen ſah durch die Kraft ihrer Einbildungskraft, wird auch andere Wirkungen derſelben ebenſo leicht erklärlich finden laſſen.

Dieſe Rede, die wir hier im Auszuge gaben, dauerte fünf und eine halbe Stunde.

Es wird noch ausgeſagt, daß de la Roncière ſeine Uhr für dreihundert Franken verſpielt habe und einen kleinen Hund verkaufte, wodurch erwieſen wird, daß er nicht ſo arm war. Er vertheidigt ſich über dieſe unbedeutenden Gegenſtände.

Herr Berryer nimmt nun das Wort. Er entwirft eine neue Schilderung der Erziehung, die Marien von Morell zu Theil wurde, als Gegenſtück zu der von Herrn Chaix gegebenen Schilderung von de la Roncière's Erziehung. Dieſe Parallele zwiſchen Beiden führt er eine Weile fort. Er begreift nicht den Weg der Vertheidigung, den Herr Chaix eingeſchlagen hat. Iſt das Verbrechen nicht erwieſen? Lebt es nicht noch ſichtbar, fühlbar vor unſern Augen? Fließt es nicht in den Adern Marien von Morells? Und dieſe ganze Krankheit ſollte Folge einer überreizten Einbildungskraft ſeyn, einer Verblendung? und die Wunden, die Narben, die Quetſchungen auf Bruſt und Arm? Die Krankheit iſt Thatſache. Was aber war ihre Urſache? Bald wird das Fräulein, bald d'Estouilly, bald Vater und Mutter angeklagt. Aus einem einleuchtenden Grunde ſuchte die Familie nur ihr Unglück zu verbergen. Endlich mußte man jedoch der Frage weichen: warum verbergen Sie Ihre Tochter? Darum geht ſie auf den Ball, um der Mutter zu gehorchen. Aber ſie wurde ohnmächtig, und mußte ohne Beſinnung nach Hauſe getragen werden. Von jetzt an wird ſie ernſtlich krank, und viele Aerzte behandeln ſie. Das Verbrechen iſt erwieſen; aber wo iſt der Verbrecher? Den Zweifel über ſein Daſeyn erhält nur noch die Vermuthung, daß ein Einziger nicht alle dieſe Schändlichkeiten verübt haben kann.

Er geht nun noch einmal alle einzelnen Punkte der Anklage durch, verwirft die Ausſagen der Schriftkundigen, das Alibi und alles Andere, was zu Gunſten des Angeklagten ſpricht. Er ſchließt ſeine Rede mit den Worten: „Ich ſuche nicht, meine Herren, Sie durch meine Worte hinzureißen in einer Sache, die alle Gefühle unſerer Seele aufregt. Für ſie iſt kein Zweifel mehr vorhanden. La Roncière in Cayenne, la Roncière nach Frankreich zurück gekehrt, wird verurtheilt werden. Aber erlauben Sie mir eine Bemerkung. Wenn Marie von Morell in dieſem Kampfe unterläge, wenn Sie das Mädchen von ſechszehn Jahren verurtheilten, wenn la Roncière frei geſprochen würde, dann zweifeln Sie nicht, daß er mit einer triumphirenden Frechheit, und alle rechtlichen Leute mit Verzweiflung, ſich jene Worte aus einem der anonymen Briefe in's Gedächtniß rufen werden: „Wozu nützt es, das Gute zu lieben?“

Allgemeiner Beifall folgte dieſen Worten. Die Stimmung, welche die Verſammlung hier ergriff, iſt ſchwer zu ſchildern, ſo wie man die Energie und Macht dieſer Rede, die Action, die Stimme und innere Bewegung des Redners nicht wieder zu geben im Stande wäre. Lange nachdem die Richter den Saal verlaſſen haben, bleibt die Verſammlung in eifriger Unterhaltung begriffen noch zurück, und Berryer kann nur mit Mühe durch die ihn umgebende Menge hindurchſchreiten. Das Urtheil wird in der nächſten Sitzung erwartet. —

Das Publikum ſtellte ſich noch zahlreicher ein, als in den früheren Sitzungen. Man bemerkt eine große Anzahl von Künſtlern und Schriftſtellerinnen, Frau von Mirbel, eine bekannte Malerin, und Madame Camilla Botin, Verfaſſerin des Aſſiſenhofs und anderer Romane. Die Sitzung eröffnen wieder Zeugenverhöre, die ihrer Weitläufigkeit wegen, und weil ſie ſich um ſchon bekannte Sachen drehen, hier nicht wieder gegeben werden können. Dann ſpricht Samuels Vertheidiger, ein junger Advokat, der mit vieler Gewandtheit und Beſcheidenheit ſeinen großen Vorgängern in dieſer Sache nachſtrebt. Auch der Vertheidiger der Julie Genier nimmt das Wort, und ſpricht zu Gunſten ſeiner Clientin. Herr Chair replicirt, er unterſtützt mit neuen Gründen ſeinen geſtrigen Antrag, und bringt alles Geſagte in neuen Formen und mit neuer Kraft wieder vor. Er lieſt mehre Briefe vor, die de la Roncière ſeiner Geliebten geſchrieben hat.

„Es iſt erhebend,“ ſpricht er, „wenn ein unſchuldiger Menſch, den die ganze Welt verlaſſen hat, ſich auf ſeinen Vertheidiger ſtützt, wie der Patient auf den Geiſtlichen. Ich ſende ihn geſühnt zu Gott, ſagt der Prieſter, und ich ſende ihn geſühnt zu den Menſchen, der Advokat.“

Hier bricht ein lebhafter Beifall aus, und der Präſident iſt ſelbſt ſo gerührt, daß er nicht daran denkt, ihn zu unterbrechen.

„Und darum habe ich mir geſagt, ich will mich gern dem Murren vorurtheilsvoller Verblendeter ausſetzen, aber man wird meine Stimme hören, und die Unſchuld wird anerkannt werden. Nun, meine Herren, die das Urtheil über uns ſprechen werden, trotz dieſes undurchdringlichen Geheimniſſes, legen Sie die Hand auf ihr Gewiſſen, und wenn Sie Alles geſehen haben, wie ich es geſehen habe, und wie es wirklich der Fall iſt, wenn Sie Fräulein von Morell geſehen haben in den unbegreiflichen Kriſen ihrer Krankheit, wie ſie den Mann in's Waſſer ſpringen ſieht, jenen anonymen Brief, der am Morgen nach der unglaublichen Viſion zu der Mutter gelangt; wenn Sie dieſes Alles erwogen haben, dann ſprechen Sie, ſprechen Sie nach Recht und Gewiſſen, wie die Pflicht Sie leitet. Ich bin ruhig, wir erwarten Leben oder Tod von Ihnen. Sie werden uns das Leben ſchenken.“

Neuer Beifall. Herr Chaix d'Eſt-Ange wird von ſeinen Collegen umringt, die ihn beglückwünſchen, und es iſt nur Eine Stimme über das bewundernswerthe Talent des Vertheidigers.

Es entſpinnt ſich über einzelne Punkte der Vertheidigung eine kleine Debatte, nach deren Beendigung der Präſident ſein Resumé an die Geſchworenen ſtellt. Es iſt mit der gewiſſenhafteſten Unparteilichkeit abgefaßt, und ſowohl das Auditorium, als auch die Advokaten beider Parteien geben laut ihren Beifall zu erkennen. Um drei Viertel auf fünf ziehen ſich die Geſchworenen in ihr Berathungszimmer zurück. Seit ſieben Uhr ſind alle Zugänge des Juſtizpalaſtes mit einer Menge Leute angefüllt, welche den Ausſpruch erwarten. In dem Saale herrſcht ein lebhaftes Geſpräch auf allen Punkten. Man räth hin und wieder, und eine ängſtliche Erwartung lebt in den Herzen. Um eilf Uhr fünf Minuten hört man endlich die Glocke, und eine elektriſche Spannung theilt ſich der ganzen Verſammlung mit. Tiefe Stille folgt plötzlich dem lauteſten Geräuſche. Die Geſchworenen treten in den Saal, und Jeder ſucht in ihren Zügen das Urtheil zu leſen. Einige von ihnen zeigen große innere Bewegung. Herr Malher, Chef der Geſchworenen, liest mit ſtarker und tiefer Stimme die nachfolgende Erklärung.

„Erſte Frage. Iſt Emil Franz Wilhelm Clement de la Roncière ſchuldig, im Jahre 1834 einen Schändungsverſuch auf die Perſon der Marie von Morell verübt zu haben?

Antwort. Ja! der Angeklagte iſt ſchuldig durch Mehrheit von mehr als ſieben Stimmen.

(Große Bewegung im Auditorium.)

Zweite Frage. Dieſer durch eine anfängliche Ausübung feſtgeſtellte Verſuch, wurde er bloß durch Umſtände verhindert, die von dem Willen des beſagten la Roncière unabhängig waren?

Antwort. Ja! durch Mehrheit von mehr als ſieben Stimmen.

Dritte Frage. Iſt der beſagte la Roncière ſchuldig, zu derſelben Zeit der beſagten Marie von Morell Wunden beigebracht zu haben?

Antwort. Ja! durch Mehrheit von mehr als ſieben Stimmen.

(Neue Bewegung im Auditorium.)

Frage. Iſt aus dieſem Allen eine Krankheit von mehr als zwanzig Tagen entſtanden?

Antwort. Nein.“

Ja, durch Mehrheit von mehr als ſieben Stimmen: es ſind mildernde Umſtände vorhanden zu Gunſten des Angeklagten.

(Geräuſch in der Verſammlung.)

Herr Chaix d'Eſt-Ange ſcheint hier von einer Schwäche befallen, und da er zu ſich kommt, ſteht er auf und verläßt den Saal.

Samuel Gilleron und Julie Genier werden von der Theilnahme an dem Verbrechen losgeſprochen und ſogleich in Freiheit geſetzt. Gleich nach der Vorleſung obiger Erklärung verlaſſen die anweſenden Glieder der Familie Morell den Saal. Der General de la Roncière iſt nicht zugegen. Der Beklagte wird eingeführt. Er iſt bleich und ſcheint vernichtet. Die Erklärung wird ihm vorgeleſen.

Es wird darauf angetragen, daß der Beklagte auch in die Koſten verurtheilt werde. De la Roncière ſagt kein Wort, und wird wieder hinausgeführt. Er läßt das Haupt ſinken. Nach einer Viertelſtunde ſpricht der Präſident das Urtheil, wonach de la Roncière zu zehnjähriger Gefangenſchaft ohne Ausſtellung verurtheilt wird, und zugleich zur Tragung aller Koſten. Die Municipalgardiſten nehmen ihn in ihre Mitte, um ihn fortzuführen. Er ſcheint leblos; keine Bewegung, kein Wort entfährt ihm.

(Es ſchlägt Mitternacht.)

* *
*

Wir geben hier einige Artikel, die am Tage nach dieſer merkwürdigen Verurtheilung in verſchiedenen franzöſiſchen Blättern circulirten.

— „Ein beklagenswerther junger Mann von dreißig Jahren,“ läßt ſich eines derſelben vernehmen, „der thörigt, leichtſinnig, unbe-

ſonnen war, gegen deſſen Rechtlichkeit aber Niemand etwas vorbringen konnte, wird eines Verbrechens bezüchtigt, ohne daß materielle Beweiſe vorhanden wären, wobei Alles geheimnißvoll, zweifelhaft und ungewiß iſt; dieſer junge Mann wird von der Gewiſſenhaftigkeit der Jury verdammt und aus der Geſellſchaft entfernt. Er beneßt nun mit Thränen ſeinen moderigen Kerker, und brütet über finſtere Gedanken. Ein Vater, von der Achtung Aller umgeben, ſieht ſein Alter, ſeine weißen Haare, ein ganzes Leben voll Ruhm vernichtet! Was geht das die Welt an? Die Welt liebt nur Thränen, über die ſie lachen kann, Verzweiflung, die ſie verſpotten kann, auf die ſich ein Epigramm machen läßt oder ein Bonmot; ſonſt kehrt ſich die Welt ab davon, und ſpricht: „zu etwas Anderem!“ Mit demſelben Eifer, als ſie heute ſich zu den Sitzungen des Aſſiſenhofes drängte, wird ſie morgen dahin laufen, wo ein neues Schauſpiel ſie anlockt.“

In einem andern Blatte leſen wir: Alles iſt voll von dem berühmten Proceſſe. In den Schauſpielhäuſern war von nichts als davon die Rede. Ein Schauſpieler, der wahrſcheinlich in den Couliſſen von nichts, als von dieſem Kriminalfall geſprochen hatte, ſagte lakoniſch zum Publikum, als dieſes den Namen des Verfaſſers eines neuen Stückes wiſſen wollte, „das Stück iſt von Herrn Rouchemont!“ und ſtotterte dabei. Wenig fehlte, ſo hätte er geſagt: „das Stück iſt von Herrn la Roncière.“ Die Leſekabinete und die Vermiether von Zeitungen haben ungeheure Summen verdient. Zweitauſend Liebhaber haben ſich mit ihren Damen entzweit, und dreitauſend Ehemänner wurden tüchtig von ihren Frauen ausgeſcholten. Wenn man ſich begegnete, ſo begrüßte man ſich mit den Worten: „Glauben Sie, daß er verurtheilt werden wird?“ Viele Leute konnten nicht ſchlafen. An Witzen fehlte es auch nicht, die zum Theil ſo fade waren, daß wir ſie hier nicht wiederholen wollen.

Paris, Paris! Du wirſt ſtets die Stadt der Chimären und der Miſeren, der Gevattern und Baſen ſeyn. Die Stadt war in zwei Parteien getheilt, die Roncièriſten und die Morelliſten. Ueberall fanden Wetten über den Ausgang des Proceſſes ſtatt. Zwölf Diners bei den frères provençeaux, und fünfzehn Dejeuners im Caffee de Paris fanden geſtern in deren Folge ſtatt. Morgen ſind acht Soupers bei Quiney angeſagt. Und nun erſt die Dejeuners und Diners in Privathäuſern. Dieſe zehn Strafjahre des armen Menſchen führen zehntauſend Indigeſtionen in ihrem Gefolge. Das Drama des Aſſiſenhofes hat in letzter Woche mehr als achthundert Bouillotes-Partien zu nichte gemacht, die bereits in dem großen Topic der Converſation eingetragen waren, wie die Engländer zu ſagen pflegen. Dreihundert Duelle ſind

bei dieſer Gelegenheit ausgemacht worden. Zu zehn davon wurden Kugeln gewechſelt. Vierhundert Bowlen wurden geleert, fünfhundert Bälle wurden geſtört, dreitauſend Gallen wurden vermehrt.

So iſt Paris. Vorhang zu; das Stück iſt geſpielt! Aber der wahre Autor hat ſich noch immer nicht genannt.

Ein Blatt theilt die ſtatiſtiſche Ueberſicht der Neugierde mit, welche dieſe Debatten im Publikum erregt haben. Mit dem Anfange bis zum Ende des Proceſſes wurden von einem jeden Blatte, das darüber Nachricht ertheilte, täglich fünftauſend Exemplare mehr verkauft. Die beſondere Relation, die publicirt wurde, wurde zu fünfzigtauſend Exemplaren abgezogen. Die Leſer in den literariſchen Kabineten und den Leihanſtalten für Zeitungen auf öffentlichen Plätzen waren um das dreifache vermehrt. Die Zahl der Frauen zu den Männern verhielt ſich dabei, wie 4 zu 1. Die Geſellſchaft in Paris hatte ſich in zwei Parteien gebildet; die Discuſſionen über den fraglichen Punkt wurden mit großer Erbitterung verhandelt. Niemand billigte die Aufführung de la Roncière's, und Alles zeigte tiefes Mitleid für die Leiden der Familie Morell. Die Meinungen theilten ſich nur über den Ausgang dieſes Drama's, und über die Enthüllung der Geheimniſſe, wovon es erfüllt iſt. Während einer Woche war die Politik ganz bei Seite geſchoben worden.

Das gefällte Urtheil hat Niemand befriedigt. Nicht etwa, daß das Publikum eine ſchrecklichere Strafe gewünſcht hätte, ſondern weil dieſe Entſcheidung nicht einem einzigen Raiſonnement entſprechen konnte. Was wollte man mit den mildernden Umſtänden ſagen? Kann la Roncière halb ſchuldig ſeyn? Eins vor Allem ſpringt in die Augen, daß er nichts ohne Gehülfen kann vollbracht haben. Aber wer iſt dieſer Gehülfe? Der, deſſen Stellung es möglich machte, wurde losgeſprochen, und zwar nach dem Rechte, denn es iſt unmöglich, ihn auf vernünftige Weiſe ſchuldig zu finden. Liegt aber nun hierin nicht ein Widerſpruch? Wir ſind treue Berichterſtatter, und ſo äußerte ſich die Meinung des Publikums, als es am andern Morgen ſich mit Eifer hinzudrängte, um das Urtheil zu leſen.

Der Gegenſtand dieſer ſo feierlichen Unterſuchung, worin zwei Familien betheiligt waren, deren Patriciat ſich an den Ruhm der großen Armee knüpft, ſcheint nichts anders zu ſeyn, als ein bloßer Garniſonsſchwank. Der General von Morell, ehemals Oberſt des ſchönen Dragoner=Regiments der Kaiſergarde, ſtolz auf ſeine Dienſtjahre, ſo wie auf ſeinen anerkannten Charakter und die Eigenſchaften, die ihn auszeichneten, wurde in allen ſeinen Handlungen von einer ſehr ſtrengen Rechtlichkeit geleitet, die man wie Härte anſehen konnte.

Einige junge Officiere fühlten ſich dadurch beleidigt. Man beſchloß, den General durch falſche und boshafte Inſinuationen zu beunruhigen; ſo entſtand der erſte anonyme Brief. Aus der Bosheit wurde nach und nach Grauſamkeit, endlich Schändlichkeit. Man wußte, durch eine hölliſche Eingebung, daß der General nur in einem Punkte verwundet werden konnte, in der Liebe zu ſeiner Tochter. Ueberall ſtieß die Verläumdung auf den dreifachen Panzer der Redlichkeit, Standhaftigkeit und des reinen Gewiſſens; aber man hatte die Schwäche des Vaterherzens entdeckt, und hierauf wurde der Bogen angelegt. Der Schuß traf nur zu gut. Der General war niedergebeugt und mußte die verlorene Ruhe in Italien wieder ſuchen. Der grauſame Proceß rief ihn wieder nach Paris. Der Greis wußte nicht mehr, was man von ihm wollte. Sein Gedächtniß hatte gelitten.

Dieſem Vater ſtand ein anderer Vater gegenüber, der General de la Roncière. Er trat in die Reihen der Krieger als gemeiner Soldat, und wurde nach Verlauf von fünf Jahren Oberſt ſeines Regiments. Dieſes ſchnelle Avancement verdankte er ſeinem außerordentlichen Muthe und ſeiner religiöſen Ehrfurcht vor der Disciplin. Als Brigadegeneral bleibt er einſt auf dem Schlachtfelde liegen, und feindliche Soldaten, die vorüberſprengten, ſtachen mit dem Säbel, wie zur Uebung nach ihm, da ſie ihn für eine Leiche hielten. Der General wurde von ſeinen unzähligen Wunden hergeſtellt, behielt aber nur einen Arm, einen von Narben durchfurchten Kopf und eine Uniform, die das ſeltſamſte Schauſpiel bietet — ſie ſieht aus wie eine à jour gearbeitete Brüſſler Spitze. Nach dieſer Affaire ließ ihn der Kaiſer zum Frühſtück einladen. „General,“ ſprach Napoleon, „verlangen Sie etwas von mir.“ — „Sire, den Grad eines Diviſionsgenerals.“ — „Das iſt ſchon geſchehen; etwas Anderes.“ — „Sire, ein Commando an der Gränze.“ — „Ich habe etwas Beſſeres für ſie. Ich ernenne Sie zum Commandanten der Cavalleriеſchule zu St. Germain.“

Er war nicht lange auf dieſem Poſten, als er hörte, daß zwei Zöglinge von fünfzehn Jahren einen Streit miteinander gehabt und Einer von ihnen dem Andern eine Ohrfeige gegeben hatte. Er ließ ſie vor ſich kommen. „Meine Herren,“ ſagte er, „ich weiß von dem Vorfall. Sie werden einſt Officiere ſeyn, aber Sie werden nicht würdig ſeyn, die Epaulettes zu tragen, wenn Sie dieſe Sache nicht mit den Waffen in der Hand ausmachen. Sie nehmen hier Beide dieſe Piſtolen, ſtellen ſich auf fünfzehn Schritte, und bei jedem Schuß, den Sie fehlen, gehen Sie einen Schritt vor.“ Beim achten Schuß hatte Jeder von den jungen Leuten eine Kugel im Leibe.

Im Jahr 1813 wurde der General von dem Kaiſer beauftragt, das vierzehnte Huſaren-Regiment zu bilden. Zwei Monate nach dem Ausmarſche dieſes prächtigen Regiments, das aus ſo ſchönen Menſchen beſtanden hatte, bekam man nichts mehr davon zu hören; es lag ganz und gar auf dem Schlachtfelde von Bautzen.

Nun begreift man wohl, welche Erziehung ein ſolcher Mann ſeinem Sohne geben mußte. Ein Kind, das in ſeinem Vater keinen Freund ſieht, wird immer leichtſinnige Streiche begehen und oft noch weiter geführt werden. Emil de la Roncière hat ein trauriges Beiſpiel hiezu geliefert. Seine verfehlte Erziehung hat zu den ärgerlichen Jugendverirrungen Veranlaſſung gegeben, welche bis auf einen gewiſſen Punkt die Entſcheidung der Geſchworenen hervorgerufen haben. Und dieſe verfehlte Erziehung war die Folge von der übermäßigen Strenge des Vaters.

Bei der Nachricht von dem ſchrecklichen Ereigniß erhob ſich die ganze Familie Morell, wie ein einziger Menſch, Mariens Ehre war für Alle der koſtbarſte Schatz. Man mußte ihn retten, koſte es, was es wolle. Als Herr Berryer ſich der Klage anfänglich widerſetzte, weil er die ungeheuren Koſten fürchtete, rief der Chef der Familie, Mariens Großvater: „Wir haben zwei Millionen, denn ich habe meine Güter alle zu Geld gemacht, um den Schimpf meines Enkels zu rächen.“ Die ganze Familie klatſchte Beifall dieſen Worten des Patriarchen. Während des Proceſſes dachten die Morell nur an eine Sache, an Mariens Ehre. Nie bekümmerten ſie ſich, wie die Welt über la Roncière urtheilte, aber ſie ſchauderten bei dem Gedanken, daß die öffentliche Meinung ungerecht gegen Marie ſeyn könnte. Und als der Vater des Mädchens vernahm, daß man einſtimmig ſie gegen alle Verdächtigung in Schutz nahm, da weinte er vor Freude und wollte allen Einwohnern von Paris danken.

La Roncière's Schickſal mußte immer traurig ausfallen, denn als ein Verwandter des Fräuleins von Morell ihm ſagen ließ, daß, im Fall er losgeſprochen würde, er ſich mit ihm auf Tod und Leben duelliren müſſe, antwortete la Roncière: „Ich kann Ihnen nur die vierte Stelle einräumen, weil ich ſchon drei Gegner angenommen habe.“ Das Publikum mißbilligte laut die Heftigkeit, die hie und da in den Verhandlungen Statt gefunden hatten; dem Vertheidiger Chaix d'Eſt-Ange wurde anfänglich Kälte vorgeworfen, aber ſeine Replike machte Alles wieder gut; auch glaubt man, daß die Herren Berryer und Odilon-Barrot zu viel Gewicht auf ihren perſönlichen Einfluß gelegt haben, um die Debatten zu Ende zu bringen, daß aber das Myſterium dieſer Angelegenheit dennoch nicht aufgeklärt worden iſt.

In der kleinen Stadt Saumur, wo ſich der Vorfall ereignete, wird man das Urtheil gut aufnehmen. Dort drängen ſich ſtets dergleichen ſeltſame martialiſche Schrecken. Die Ehemänner freuen ſich gewiß über Alles, was die militäriſche Galanterie ein wenig niederzuhalten im Stande iſt, und die Strickleitern und das nächtliche Einſteigen von der Tagesordnung verbannt.

Nach der allgemein vorgefaßten Meinung während der Audienz wußte man im Voraus, daß der Verurtheilte ein Caſſationsgeſuch einreichen würde. Dieſes iſt am 8. Juli wirklich geſchehen.

Englische Literatur.

Abenteuer des Kapitäns John Lochy

von ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſter Auszug.

(Aus den Hogg's tales.)

Ich John Lochy wurde geboren, ich weiß nicht wo, und bin der Sohn, ich weiß nicht weſſen; aber ich erblickte den Tag in dem Jahre, als König Wilhelm den Thron beſtieg, Dritter des Namens, und ich verdanke mein Leben erlauchten Eltern, wie folgender Umſtand außer Zweifel ſetzt.

Folgendes nämlich trug ſich zu. Drei mächtige Lords reisten mit ihrem Gefolge am 17. Aug. des beſagten Jahres, um den Damhirſch zu jagen in dem Walde von Glenorchy, als in einer Bergſchlucht ſie das Geſchrei eines Kindes hörten. Sie hielten ihre Pferde an und horchten; ſehen konnten ſie nichts: es war Tagesanbruch. Sie folgten daher der Stimme, und kamen zu einem kleinen Koffer, der an's Ufer des Fluſſes geſtellt war. Da war ich ſorglos hineingelegt, in eine ſchöne Windel gewickelt; neben mir ſtand ein Juwelenkäſtchen und auf meiner Bruſt befand ſich ein Zettel mit folgender Schrift: „Dieſes Kind iſt von edler Geburt; ſein Name iſt John. Um ihn der Wuth ſeiner blutdürſtigen Verwandten zu entreißen, ſah ſich ſeine Mutter genöthigt, es auf den Weg des edeln Häuptlings auszuſetzen, dem ſie es anvertraut. Gott wolle meinen Sohn ſchützen und ſegnen.“

„Hier in der Nähe müſſen Leute lauern,“ ſagte der Häuptling Mac Nab, „wir wollen die Gegend durchſuchen und bis zum Aufgang der Sonne hier verweilen. Sie werden uns nicht entkommen.“

Der Trupp zerſtreute ſich, und da es nun Tag geworden war, bemerkte man zwei Menſchen zu Pferde, die längs einer Höhe, die man Bowain nennt, nach Weſten jagten. Viele Ritter machten Jagd

auf ſie, aber nicht lange, ſo verloren ſie ihre Spur. Bald nachher entdeckte man die Hufſchläge ihrer Pferde in der Richtung des Loch Tay, an deſſen Ufern dieſe Hufſpur plötzlich aufhörte. Am andern Ende des Thals fing man einen Menſchen, der ein Bauer zu ſeyn ſchien, aber keine Auskunft zu geben wußte. Er behauptete hartnäckig, von dem Kinde nichts zu wiſſen, wußte aber keine andere Rechenſchaft über ſeine Anweſenheit in dieſer Gegend zu geben, als daß er einmal eine Jagd ſehen wollte.

Die drei vornehmen Herren, welche zugegen waren, looſten nun um die Ehre, das edle Kind zu erziehen. Das Loos fiel auf den Lord von Breadalbane. Ich wurde daher zu einer armen Wittwe gegeben und John Lochy genannt, nach dem Namen des Fluſſes, an deſſen Ufern ich gefunden worden war. Dieß Abenteuer erregte damals große Neugierde, nicht nur bei den Häuptlingen, die auf ihren Gütern lebten, ſondern bei dem ganzen Adel des Königreichs. Man wollte allerlei daraus folgern, um einen Zuſammenhang hineinzubringen, aber alle Nachforſchungen hörten auf, als der Graf einen anonymen Brief erhielt, da er in einer großen Verſammlung der Herrn zu Perth ſich befand. Niemand weiß, was dieſer Brief enthalten hat, aber ich wurde gleich darauf nach den Mühlen von Glenorchy gebracht, wo ich mehre Jahre ſtill verborgen lebte. Ich erinnere mich aus dieſer Zeit nur noch eines großen ſchwarzen Hundes, den ich ſehr liebte, und einer armen Frau, die oft in's Haus kam und der Pächterin immer kleine Geſchenke von geringem Werthe brachte, die ihr jedoch eine gute Aufnahme bereiteten. Ganz beſonders gut wurde ſie von mir aufgenommen, dem ſie immer Spielzeug und Näſchereien gab, wenn es Niemand ſah; ach! ihre Stimme klang ſo ſüß! Man nannte ſie Mora.

Ich erinnere mich beſonders einer Zeit, wo ſie wie ein Geſpenſt im Hauſe herumirrte. Man konnte ſie vom Aufgang der Sonne bis in die ſpäte Nacht ſehen. Endlich kam ſie zum Pächter und ſeiner Frau mit thränenden Augen. Sie ſagte, daß ich von einem großen Unglück bedroht ſey, daß ſie der Gefahr zuvorkommen ſollten, wenn ich ihr eigener Sohn wäre. Wär' ich dieſes aber nicht, ſo wußte ſie, daß die Gefahr noch größer wäre, und daß das Beſte ſey, wenn ſie den Beſitzer des Kindes ein wenig achteten, mich heimlich zu ihm zurückzuſchicken oder mich ſonſt auf einige Zeit zu verbergen.

Der Pächter lachte über Mora's Weiſſagungen, aber ſeine Frau ſchien ängſtlich darüber zu ſeyn. Da nun nichts unternommen wurde zu meiner Sicherheit, ſo wurde ich in der That noch in derſelben Nacht geraubt. Die Pächterwohnung gehörte ehemals zwei Beſitzern

an und war deßhalb in zwei Hälften getheilt; in der einen ſchlief der Mann mit ſeiner Frau, in der andern eine Magd mit mir. Der Sohn des Pächters und das Geſinde wohnten in dem gegenüberliegenden Hauſe. Um Mitternacht ſchlich ein Unbekannter herein und nahm mich ſo leiſe aus den Armen der Magd, daß ſie nicht einmal davon erwachte. Zwei andere warteten an der Thüre. Alle drei beſtiegen ihre Pferde und jagten mit mir davon. Mein Liebling, der große Hund, Cowlan, der mich niemals verließ, lief hinterher. Kaum waren wir aus dem Hofe, ſo ſetzte man mich auf das Pferd des wildeſten der drei Bergbewohner. Aber Mora, die in dieſer Nacht die Runde um das Haus machte, eilte zu dem Pächter hin, um ihn zu wecken. Er erwiederte ihr in übler Laune, ſie ſey toll, und ſolle ſich um ihre eigenen Sachen bekümmern. Aber ſie ließ nicht nach, ihn zu verſichern, daß man mich geraubt habe, um mich umzubringen. Und wenn es nicht gelänge, mich zu retten, ſo würden alle Bewohner des Hauſes aufgehängt werden. Dieſe ernſthafte Bemerkung gab den Ausſchlag. Der alte Donald lief zur Magd und fand Mora's Ausſage beſtätigt. Dieſe hatte nun ſchon alle Bewohner auch des andern Hauſes aufgeweckt, und in Kurzem war Alles bereit, die Räuber zu verfolgen. Mora wußte die Richtung, welche man genommen hatte; es war ein Hohlweg, der zu keiner Wohnung führte, aber ein Glück war es, daß Cowlan nicht aufhörte zu bellen und zu heulen, und uns ſo unſern Verfolgern verrieth. Mora führte dieſe an, und da die Wüſte von Seen, Felſen und andern Hinderniſſen durchſchnitten war, ſo holten die Fußgänger ſehr bald die Reiter ein. Plötzlich hielten dieſe an, und ein Streit entſpann ſich, während die Verfolgenden, beſtehend aus dem Pächter, ſeinem achtzehnjährigen Sohne, zwei Hirten und der armen Mora, unter dem Schutze eines belaubten Grundes ſich den Räubern ſo genähert hatten, daß ihnen nicht ein Wort ihrer Berathung entging. Zwei von den dreien waren der Meinung, meines Lebens zu ſchonen und dennoch die Belohnung zu gewinnen, indem ſie mich aus dem Lande verſchwinden ließen. Der Dritte aber, der große Kerl, der mich auf dem ganzen Wege vor ſich gehalten hatte, that, als ob er einwilligte, und ſtieg ab, indem er mich mit ſich nahm. Ich hatte ein Nachtkleid von Mouſſelin an und war in eine Decke gewickelt. Ich erinnere mich aber wohl, daß der Räuber nach meinen nackten Füßen griff, und indem er mich beim rechten packte, den er ſtark bei der Ferſe zuſammendrückte, drehte er mich wie einen Stein in der Schleuder, und warf mich von der Höhe in den See. Bei dem lauten Schrei, den ich ausſtieß, indem ich ſo die Luft durchſchnitt, antwortete die arme Mora mit einem zehnmal durchdringenderen. Zu

Digitized by Google

demſelben Augenblicke warf ſie ſich aus ihrer Verborgenheit auf den Räuber und ſtürzte ihn mir nach in den See, aus dem er nie mehr zum Vorſchein kam, da ſein Hirn ſich im Fall zerſchellte. Einer der Hirten überfiel den andern Räuber, dem aber ſein Gefährte beiſprang, ſie überwältigten den Hirten und flohen davon, während die Aufmerkſamkeit der Uebrigen nach einem andern Gegenſtand gerichtet war. Der alte Cowlan ſchwamm bellend herbei. Um den nachſtürzenden Räuber kümmerte er ſich nicht, aber mich ſuchte er unter kräftigem Bellen. Es war ein geſprächiges Thier, das weder Gutes noch Böſes ſtillſchweigend verüben konnte. Alle ſeine Anſtrengungen waren von einem unaufhörlichen Geſchrei begleitet. Er ergriff mein Kleid mit den Zähnen und zog mich an's Ufer, und obgleich ihn dieſes am Bellen verhinderte, ſo verſuchte er wenigſtens mit geſchloſſener Schnauze zu brummen.

Ich lag lange auf Mora's Schoos, ehe ich zu mir ſelbſt kam. Man führte mich in die Pächterwohnung zurück auf dem Pferde des getödteten Räubers.

Der Bergſee, wo man mich hineingeworfen hatte, heißt Loch-Dochart; dieß iſt nicht der Loch-Dochart, nächſt Breadalbane, der ſich am Fuße des Ben-More erſtreckt, ſondern ein See der wildeſten Haide von Glenorchy, zwei oder drei Meilen weſtlich von Inverouran. Ich habe dieſe Orte ſpäter oft beſucht, und auf dem Gipfel des Felſens verweilt, von dem man mich hinabſchleuderte. Der Körper des Räubers wurde als dem Alaſter Campbell von Screegan gehörig erkannt, der ſich in der Grafſchaft Lorn aufhielt. Es war ein Taugenichts und Schmuggler.

Die deßhalb angeſtellten Unterſuchungen verurſachten großes Erſtaunen; mich aber brachte man nach Inverneß, und mein Name wurde auf einige Zeit verändert. Ein finſteres und geheimnißvolles Complott herrſchte gegen mich, dem man eine außerordentliche Wachſamkeit entgegenſtellen mußte. Mein armer Schutzengel Mora hatte meinen Aufenthalt bald entdeckt. Sie drückte mich weinend an ihr Herz und ſagte, daß die Verwandten meiner Eltern mich tödten laſſen wollten, und daß ihre Söldlinge um mich wären, um den günſtigen Augenblick zu erſpähen, ihr Vorhaben auszuführen. Sie verſicherte mich, daß, wenn ich mich ihr nicht überließe, ich das Ende der Woche nicht überleben würde.

Andern Tages, anſtatt in die Schule zu gehen, lief ich mit Mora davon, und lebte die folgenden drei Jahre unter ihrem zärtlichen Schutze, von einem Orte zum andern herumirrend. Sie lebte in ſteter Angſt um mich. Ich empfand nichts von ihren Beſorgniſſen, und da ich ein ſtarker Knabe war, und die Pferde ſehr liebte, ſo nahm ich Dienſte

bei Sir James Innes als Stallbube. Hier blieb ich bis in meinem ſiebenzehnten Jahr, und erlangte den Ruf eines ſtarken, aber reizbaren und zänkiſchen Burſchen. Ich wurde aber von Neuem entdeckt, und hätte wiederum das Leben verlieren können. Sir James ließ bauen; eine große Anzahl von Arbeitern gingen und kamen in das Haus, auch unter Andern eine Art von ehrlichem Vagabunden, der eine Zeit dort als Glaſer arbeitete. Da er keck und ungezwungen war, ſo knüpfte er manchmal eine Unterredung mit Sir James an, und fragte ihn eines Tages:

„Wo habt Ihr denn dieſen luſtigen Jokey her, Sir James?“

„Alles, was ich von ihm weiß,“ erwiederte dieſer, „iſt, daß der junge Burſche ſtark iſt, meine Pferde gut in Acht nimmt, und ſich bei ſeinen Kameraden in Reſpect zu ſetzen weiß.“

„Und wie heißt er, Sir James?“

„Man nennt ihn John. Ich habe nie mehr zu wiſſen verlangt, obgleich er ſich bereits mehre Jahre in meinen Dienſten befindet.“

„Ich wollte wohl ſeinen Familien-Namen wiſſen, und wo er her iſt, denn die Wahrheit zu geſtehen, hege ich einen Verdacht gegen ihn. Hält ihn Eure Herrlichkeit für ehrlich?“

„Für ehrlich? das iſt eine kitzliche Frage, Herr Glaſer. Weiß ich doch nicht, ob Ihr und ich auf dieſem Probierſtein die Probe beſtehen. Was mich jedoch betrifft, ſo habe ich nie eine Erfahrung gemacht, die mich an der Ehrlichkeit dieſes jungen Menſchen zweifeln ließe.“

„Es iſt auch nur ſo ein Mißtrauen obenhin, Sir James, und ich wollte einen ſo rechtſchaffenen und vertrauensvollen Herrn nur ein wenig aufmerkſam machen. Ich glaube nehmlich in den Händen des jungen Spitzbuben eine Uhr erblickt zu haben, die mir für ſeine Lage nicht paſſend ſchien, denn ich muß mich ſehr getäuſcht haben, oder es war eine goldene Uhr von hohem Werthe.“

„Unmöglich, John iſt ſo arm wie ein Damhirſch im April,“ erwiederte Sir James, und ging lachend weiter, indem er den Glaſer ſtehen ließ.

„O ich kann mich auch getäuſcht haben, Sir James,“ fügte der Glaſer ihm folgend hinzu, indem er die Stimme ſenkte. „Ich bitte Euch, laßt nicht mehr die Rede davon ſeyn, denn ich wollte Niemand Unrecht thun. Nein, nein, Sir James, fern bleibe mir der Gedanke, einem Menſchen zu ſchaden, der ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts, gleich mir, verdienen muß. Ich habe nicht recht geſehen. Es wird wohl ſo eine Koſtbarkeit von vergoldetem Kupfer geweſen ſeyn, und mit falſchen Steinen geziert. Ich bitte Euch, denkt nicht mehr daran.“

Als Sir James nach Hauſe gekommen war, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſeiner Frau zu erzählen, wie der Glaſer den armen John beſchuldigt hatte. Die Erzählung ſchien ſie zu beunruhigen, und ohne ein Wort zu ſagen, lief ſie zu ihrem Schranke, und fand weder ihre Uhr, noch ihren Halsſchmuck, noch ſonſt ein Stück von ihren Kleinodien. Da war keine Zeit zu verlieren. Sir James ſprengte nach Inverneß, um ſich einen Verhaftsbefehl ausfertigen zu laſſen. Ich warf gerade nach der Scheibe mit den andern Arbeitern, als der Conſtabel erſchien, um mich zu arretiren. Ich war zu entfernt, mich eines Verbrechens bewußt zu ſeyn, um das Ganze nicht für einen loſen Streich zu halten, den man mir ſpielte. Deßhalb hatte ich das Unglück die Defenſive zu ergreifen, und den Conſtabel mit Schlägen gut zuzudecken. Endlich wurde ich überwältigt. Man durchſuchte mich, und da man nichts Verdächtiges bei mir fand, ſo forderte man den Schlüſſel meines Koffers von mir. Ohne Zaudern antwortete ich ihnen, daß ich ihn in dem Futter meiner Beinkleider eingenäht habe, und daß man meine Beinkleider auf dem Deckel meines Koffers finden würde. Man fand Alles, ſo wie ich ſagte, und das Erſte, was man erblickte, als man den Koffer öffnete, waren die geſtohlenen Gegenſtände und die Goldſtücke. Ich ſagte, daß die Schuldigen ſelbſt mir Alles dies hineinpracticirt hätten; aber man lachte darüber, führte mich nach Inverneß, und warf mich in den Kerker. Durch einen ſeltſamen Zufall, ehe der Sherif ſeine Verhöre begonnen hatte, war der Glaſer verſchwunden und konnte kein Zeugniß ablegen. Man hatte ihn Strath-Naire mit ſeinem Ränzel auf dem Rücken hinanſſteigen ſehen, dann aber verlor man ſeine Spur. Da jedoch meine Sträflichkeit erwieſen war, ſo erging der Befehl, daß ich im Gefängniß die Eröffnung der Aſſiſen abwarten ſollte.

Das war eine ſehr trübe Zeit für mich, aber dennoch fiel ich nicht in Verzweiflung, denn wußte ich gleich wenig von der Religion und der göttlichen Vorſehung, ſo hatte ich doch das Gefühl einer ewigen Gerechtigkeit, welche die Welt regierte, und begriff daher leicht, daß ich unmöglich gehangen werden konnte für ein Verbrechen, an das ich nicht gedacht, noch viel weniger es begangen hatte.

Da der Gerichtstag erſchienen war, ermahnte mich mein Advokat, mich ſchuldig zu bekennen, und der Milde der Jury zu empfehlen.

Ich verwarf dieſen Vorſchlag mit Verachtung und ſagte: wenn meine Hände nicht gefeſſelt wären, ſo würde ich ihn für dieſe abſcheuliche Zumuthung niederſchlagen. Er ſagte mir, wenn ich geſtehen würde, ſo wollte er mein Urtheil in ewige Verbannung verwandeln laſſen; wenn ich aber läugnete, ſo wäre ich verloren. Wie wenig

kannte er meinen Charakter. Lieber in Stücken zerriſſen werden, als geſtehen. Ich behauptete alſo ſtandhaſt meine Unſchuld. Mein Advokat war mir unnütz. Da er keine Hoffnung hatte, ſo gab er ſich auch keine Mühe. Der Advokat der Krone mißhandelte mich in ſeiner Rede, und forderte zu meiner Verurtheilung auf, aber der Richter Lord Erskine Alles wohl überlegend, gab zu verſtehen, daß er den Glaſer im Verdacht habe. „Wir ſehen von der einen Seite, meine Herren,“ bemerkte Seine Herrlichkeit, „einen Menſchen, den Niemand kennt, und deſſen Handwerk ihm freien Zutritt in alle Zimmer des Hauſes geſtattet, und auf der andern Seite einen Burſchen ohne Falſch, der ſeinen Schlüſſel nicht einmal bei ſich trägt. Hätte der junge Menſch die Sachen geſtohlen, ſo würde er ſie beſſer verborgen haben, oder er hätte ſeinen Schlüſſel beſſer verſteckt. Und ich bin um ſo gewiſſer meiner Sache, da ich weiß, daß ein großes politiſches oder perſönliches Intereſſe ſchon vor Jahren den Verſuch wagen ließ, dem Beklagten das Leben zu rauben. Ich ermahne Sie alſo, in Ihrer Berathung dieſe verdächtigen Umſtände wohl zu erwägen.“

Und was thaten die Jury? Ein neues Beiſpiel, wie wenig Vertrauen ſie verdienen. Sie erklärten mich ſchuldig mit einer Mehrheit von einer Stimme. Die Schändlichen! Der ehrwürdige Richter, ein wohlverdientes Glied der Familie Marr, wurde wie vom Blitze getroffen. Er fragte ſie nochmals, ob ſie bei ihrem Ausſpruche beharren wollten? Und als ſie dies bejahten, ſagte er, ihm bliebe jetzt nichts übrig, als das geſetzliche Urtheil zu ſprechen. So ſah ich mich denn verurtheilt, ich, der ſo unſchuldig wie das Kind im Mutterleibe war, nach dem Geſetze „am Halſe gehangen zu werden, bis daß der Tod erfolgte.“

Nun urtheile man, wie ich mich bei den Ermahnungen benahm, daß ich bereuen und beichten ſollte. Als man mich fragte, ob ich einen proteſtantiſchen oder katholiſchen Geiſtlichen wollte, erwiederte ich: weder den einen noch den andern. Ein Geiſtlicher, Namens Mac Coll, hatte ſich erlaubt, ohnerachtet meinen Dazwiſchenreden, ſeine Bußpredigt anzufangen. Ich ſchickte ihn aber zum Teufel, und ſtimmte ein Gebirgslied an, wodurch ich ihn bald zum Schweigen brachte. Schon hatte ich alle Schrecken eines unnatürlichen Todes erduldet, als im letzten Augenblick ein Befehl der Königin ankam, daß die Hinrichtung John Campbells, der unter dem Namen John Lochy bekannt war, aufgeſchoben werden ſollte. Wer bewerkſtelligte dieſen Aufſchub? Ich habe es nie erfahren. Wahrſcheinlich verdankte ich ihn Lord Erskine, meinem aufgeklärten Richter. Meine Freiſprechung erfolgte bald.

Der Name John Campbell erregte lebhaft meine Neugierde, und

ich dachte, daß ich mindeſtens der Familie der Argyle oder der Breadalbane angehörte. Während ich mich mit dieſem großen Gedanken trug, erhielt ich den Beſuch der armen Mora, welche mich bat, nie dergleichen Unterſuchungen zu machen; wenn ich aber das Leben etwas werth hielte, ſo ſollte ich mich tummeln, gleich nach meiner Losſprechung das Land zu verlaſſen, da mein Leben von einer gegen mich verſchworenen Macht bedroht ſey, der ich nicht entrinnen könne, wovon ich heute die ſchreckliche Gewißheit erlangt habe. Da ich dieſe arme Frau nur lieben und ſchätzen konnte, ſo entſchloß ich mich, ihrer Warnung Gehör zu geben, und verſprach ihr feierlich, mich von ihr leiten zu laſſen. An dem Tage, wo der Befehl zu meiner Befreiung kam, erwartete mich ein Wagen mit dem Wappen der Mac Kenzie an der Thüre, und ein Livreebediente flüſterte mir in's Ohr, daß Mora ihn ſchicke, mich weit von meinen Feinden in Sicherheit zu bringen. Dieß verſtand ich ſehr wohl. Ich ſtieg in den Wagen, wo eine elegante und prächtig geſchmückte Dame ſaß, die in den Dreißigen zu ſeyn ſchien. Sie trug einen ſchneeweißen Schleier, der bis auf ihre Kniee reichte, und worein ſie ſich ſorgfältig hüllte. Sprach ſie, ſo hallte ihr Ton in meiner Seele, denn ich wurde von der Idee befallen, daß dieſe Stimme mir nicht fremd ſey. Sollte es Mora ſeyn, dachte ich bei mir ſelbſt, ſollte dieſes himmliſche Weſen meine Mutter ſeyn, da es ſich meiner ſo annahm. Dieſes ſanfte Gefühl beförderte eine Zeitlang das Schlagen meines Herzens, aber der Rauſch entfloh, und die Vernunft ſagte mir, daß ich weder Mora noch meine Mutter vor mir ſah im vollen Glanze der Schönheit und Jugend. Wir beſtiegen eine Brigg, die uns in einer Bucht der Meerenge erwartete. In der Kajüte fand ich eine Officiers-Uniform, welche ich auf den Wunſch derjenigen, die mein Schutzengel zu ſeyn ſchien, anprobiren mußte. Während der Zeit zog ſie ſich zurück. Nichts fehlte an meiner Equipage: der Degen hatte eine ſilberne Klinge, worauf ein J. und ein L. gegraben waren; von einem E. war nichts darauf zu ſehen. Und von dieſem Augenblicke an war John Lochy für immer mein Name.

Als die ſchöne Dame wieder zu mir eintrat, nahm ich meinen Helm vom Kopfe und grüßte ſie ehrerbietig, denn ich hatte gute Manieren unter Sir James erlangt, da ich eine natürliche Dispoſition dazu hätte. Ich wollte alſo meiner Dame einen ehrerbietigen Gruß machen; aber ohne es zu wollen, legte ich etwas von Schelmerei hinein. Der Gruß wurde faſt komiſch, als wenn ich ihr hätte ſagen wollen: Hier bin ich, Madame, was halten Sie von Ihrem Diener? Aber ſtatt dieß zu erwiedern, floſſen Thränen aus ihren Augen, und ſie ſchlang ihre Arme um meinen Hals und drückte mich an ſich.

Dieſe bezaubernde und himmliſche Geſtalt küßte mich, und obgleich es durch einen Florſchleier war, ſo habe ich doch nie im Leben himmliſchere Küſſe genoſſen. Ich wollte ihr dieſen zärtlichen Gruß eben wieder geben, als ſie mich ſanft von ſich ſtieß, und über das, was ſie gethan hatte, Reue zu empfinden ſchien. Ich glaubte nach allem Dem, daß es gewiß meine Mutter war.

Wir reisten ſo die ganze Nacht, und dennoch verſtummte die Unterhaltung nicht einen Augenblick. Ich bat ſie, mich über das Geheimniß meiner Geburt zu belehren, und nach heftigen Bitten entſchleierte ſie mir einen Theil davon, und dieſes iſt Alles, was ich jemals darüber erfahren habe. Ich erinnere mich ihrer Mittheilung Wort für Wort: „Ihr dürfet Eure Eltern nicht kennen. Dieſes Geheimniß würde Euch Eure Zukunft und Euer Glück in dieſer Welt koſten. Der Tag, wo Ihr es erführet, würde wahrſcheinlich Euer letzter und der letzte anderer Perſonen ſeyn. Ein tapferer Herr iſt ſchon für Euch geſtorben, und wenn das Geheimniß Eurer Geburt jemals verrathen würde, ſo weiß der Himmel allein, was daraus entſtehen könnte. Was Ihr aber mit Beſtimmtheit annehmen könnt, iſt, daß das edelſte Blut in Euern Adern fließt.“

„Welche Tyrannei!“ rief ich aus. „Es wäre beſſer, nicht geboren ſeyn. Ich bin alſo ein Baſtard.“

„Nein,“ ſagte ſie. „Euer Vater und Eure Mutter waren verheirathet. Aber ihre beiden Familien haben durch Unklugheit, und ohne es zu wollen, Euch mit dem Baſtardnamen belegt. Kaum hattet Ihr das Licht der Welt erblickt, als eine Parlamentsakte, die durch Gunſt in einem Augenblicke ſträflichen Jähzorns erhalten wurde, aus Euch einen Verbannten und Flüchtling machte. Obgleich ein Einziger aus beiden Familien von Eurem Leben unterrichtet iſt, ſo werdet Ihr dennoch bis zu Eurem Tode verfolgt werden. Suchet daher nicht mehr zu erfahren bei Allem, was uns Beiden heilig iſt. In drei Tagen erhaltet Ihr durch mich das Patent eines Cornets bei den Wharton-Dragonern. Lord Wharton ſelbſt, der Vater des Oberſten, hat es Euch verſchafft. Betrachtet ihn als Euern Beſchützer, und bahnt Euch den Weg zu Ehren und Glück im Dienſte Eures Vaterlandes.“

Wie hätte ich dieſem Weſen Gehorſam und Ehrfurcht verſagen können! Ich verſprach, nie den guten Degen zu entehren, der an meiner Seite hing, und nie wieder den Schleier aufheben zu wollen, der meine Geburt bedeckte. Ich bat um die Erlaubniß, ihr ſchreiben zu dürfen, und ſchwur hoch und theuer, daß ſie zu gleicher Zeit mir Vater und Mutter, Bruder und Schweſter ſeyn ſollte, der irdiſche Gegenſtand meiner Anbetung. Sie wollte mir nicht ihren Wohnort

ſagen. „Es wäre mir unnütz, ihn zu kennen; ſie hätte kein anderes Geſchäft, als mich auf den Weg des Ruhmes und der Ehre zu geleiten. Vielleicht ſtünde es nicht mehr in ihrer Macht, mir zu Hülfe zu eilen; vielleicht dürfe ſie mich ſelbſt nicht mehr wieder ſehen.“ Ich mußte mich mit dieſer Antwort begnügen, obgleich mir das Herz dabei brechen wollte.

Andern Tages kam der Burſche aus dem Gaſthofe auf mich zugelaufen:

„Kapitän,“ ſagte er, „Euer Pferd iſt geſattelt.“ Ich lief nach dem Stalle, wo ich einen Rappen wie Ebenholz fand, ein ſchönes edles Thier, und prächtig aufgezäumt. Von allen Geſchenken, die ich in meinem Leben bekommen habe, erinnere ich mich keines einzigen, das ſo viel Werth in meinen Augen gehabt hätte. Ich war leidenſchaftlich für ſchöne Pferde, und ich kann mein Entzücken nicht beſchreiben, als ich auf dieſem edeln Thiere ſaß, und es unter mir gar zierlich ſprang und ſich bäumte. Ich fühlte mich leicht wie der Wind, und war ganz berauſcht von Enthuſiasmus. Man wird mich entſchuldigen, wenn man bedenkt, daß ich noch am vorigen Abende im Kerker lag, mit Ketten belaſtet, und ſo nahe dem Galgen, daß nur noch eine kurze Leiter mich von der Ewigkeit trennte. Und nun war ich frei, und ließ mein edles Roß Sätze machen; die Vorübergehenden zogen den Hut vor mir und nannten mich Kapitän.

Mein Patent kam bald an. Es war unterzeichnet und beſiegelt vom Miniſter; eine ſchriftliche Inſtruction lag dabei. Wer hatte es überbracht? Von wem kam mein Pferd? Ueber Beides blieb ich in vollkommener Unwiſſenheit. Da ich gar kein Geld beſaß, um meine Reiſe anzutreten, ſo wußte ich nicht, was ich anfangen und an wen ich mich wenden ſollte. Ein Tag war mir beſtimmt worden, zum Regimente zu ſtoßen, und meine Beſorgniſſe wuchſen, daß Alles übel ausgehen würde, als am letzten Morgen vor dem beſtimmten Tage eine ſanfte geliebte Stimme ſich nach dem jungen Kapitän erkundigte. Ich erkannte ſie ſogleich. Es war die Stimme meines geliebten Schutzengels, und alle meine Beſorgniſſe waren zerſtreut. Großer Gott, aber wie ſehr war ich erſtaunt, als ich hinauslief, und nur die arme alte Mora die Treppe mühſam heraufſteigen ſah. Ich war ſo überraſcht, daß ich eine Minute ganz ſtumm blieb, was nicht recht von mir war, denn keinem Weſen auf der Welt hatte ich mehr zu verdanken, als der armen Mora. Endlich ſtammelte ich verlegen: „Arme Mora, ſeyd Ihr's?“

„Ja, ich bin's, Kapitän. Ich komme, um Euch ein letztes Lebewohl zu ſagen,“ ſprach ſie mit gedämpfter Stimme, weil die Leute im

Hauſe zuhörten. „Gebt mir, bevor Ihr abreiſet, ein kleines Andenken.“

„Ja, Mora, das will ich.“

Ich ließ ſie in mein Zimmer treten. Der Ton ihrer Stimme hatte eine ſeltſame Aengſtlichkeit in mir hervorgerufen. Ich führte ſie an's Fenſter und betrachtete ihre Züge aufmerkſam. Ich ſtudirte ſie, als wollte ich ihr den Horoskop ſtellen. Ihr Geſicht zeigte keine Runzeln, ihre Augen glänzten im ſanften Feuer der Jugend. Sie hatte ſchöne Zähne, aber es war doch nicht jene Unbekannte, die mir das Gefängniß geöffnet hatte, um mich dem Leben und Glücke wieder entgegen zu führen. Aber der Ton ihrer Stimme drang mir dennoch wunderbar zum Herzen, und ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Sie lächelte über meine Verwirrung und ſagte zu mir: „Ich darf nicht unter vier Augen mit einem jungen lebhaften Officier bleiben. Ihr bedenkt wohl nicht, wie ſehr dieß Eurem und meinem Rufe ſchaden könnte. Vernehmet, was mich herführt. Mögen die Segnungen des Himmels Euch begleiten, gleich den Wünſchen derjenigen, die Euch nie vergeſſen und verlaſſen wollen.“

Ich eilte ſogleich, den Inhalt eines kleinen Päckchens zu unterſuchen, das ſie mir eingehändigt hatte, und fand darin eine Börſe mit Goldſtücken. Andern Tages trat ich meine Reiſe an. Ich paſſirte Perth und Stirling, um mich nach Glasgow zu begeben, wie ich den Befehl erhalten hatte. Dort fand ich den Lieutenant Drummond mit **36** Rekruten, lauter jungen ſtarken Burſchen aus dem Gebirge, aber wahren Klötzen und ſchlechten Reitern. Wir marſchirten nun gegen Weſten, und unſer Hauſe wuchs immerfort, bis wir Blackheath erreicht hatten. Dort verſammelte ſich ein Feldlager bis zur Einſchiffung nach dem Feſtlande zu Marlborough in Flandern. Das Lager gewährte mir ein großes Schauſpiel; es war aber nichts gegen das, was ich noch zu ſehen bekommen ſollte.

Drummond war ſo alt wie ich, und wir wurden bald Freunde. Er gehörte der Sache der verbannten Stuarts. Obgleich die Politik mich nie beſchäftigt hatte, ſo würde ich mich doch zur andern Seite hingeneigt haben, zufolge der Meinungen, die ich bei Sir James eingeſogen hatte. Es lag aber etwas ſo Begeiſtertes und Ritterliches in dieſem jungen Officier, welcher dem unglücklichen Königthum und dem Abkömmlinge unſerer alten Könige ergeben war, daß meine Liebe ſich zu ihm wandte, wenn gleich meine Zunge ihm widerſprach.

Ich betrat eine neue Laufbahn voll Mühen und Sclaverei, welche eine Unterwerfung erheiſchte, der mein ſtolzer Charakter ſich ſchwer fügen würde, wie ich vorausſah. Unſere Ueberfahrt geſchah in ſo

großer Verwirrung und in ſolchem Tumulte, daß wir Leute und Pferde dabei verloren. Der Herzog von Marlborough und ſein Generalſtab kamen einen Tag ſpäter an als wir, und erſt in Maeſtricht ſah ich zum erſtenmal dieſen großen Feldherrn in Geſellſchaft ſeines Bruders und des Grafen von Orkney. Ich wurde von ſeinem Ausſehen lebhaft überraſcht. Ruhe und Güte prägten ſich in ſeinen Zügen aus. Aber ſein Bruder, der General, ſchien mir noch beſſer auszuſehen, wie er.

Wir blieben ungefähr einen Monat in Maeſtricht, wo täglich neue Regimenter aus den Provinzen und Fürſtenthümern zu uns ſtießen. Dieſe Truppen zeichneten ſich durch ihre ſchöne Haltung aus. Die Leute waren luſtig und guter Dinge, und beſchäftigten ſich nur mit der Gegenwart.

Die Officiere hatten eine Wuth, ſich im Fechten auszuzeichnen, und ich hatte nie geglaubt, daß man dieſen Grad der Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt erlangen könne. Jedes Regiment hatte ſeine Fechtmeiſter, und dieſe Herren ſchlugen ſich, um zu wiſſen, wer der Geſchickteſte ſey, und tödteten ſich ohne Gewiſſensbiß, aber in der That auf die eleganteſte Manier. Für dieſe Uebungen war keine Strafe feſtgeſetzt. Ich ſchlug mich ſelbſt vom Morgen bis zum Abend, und forderte am Ende meinen Lehrer ſelbſt, den Corporal Renwick, meinen Landsmann, deſſen Heldenthaten ich verſpottete. Ich wurde aber entwaffnet und verwundet, und mein Gegner machte dabei eine Bemerkung, die mir zu Herzen ging. Von dieſem Augenblicke an ward ich noch hitziger auf das Fechten, und übte mich unter dem berühmten Donald Bawn, ſpäter unter dem Sachſen von Malloch. Als ich endlich meiner Ueberlegenheit verſichert war, ſuchte ich einen günſtigen Augenblick, und da ich eines Abends Renwick betrunken fand und großſprechend mitten unter ſeinen Schülern, ſo forderte ich ihn von Neuem, und nach einigen Stößen ſtreckte ich ihn maustodt zur Erde.

Das hatte ich nun ſchwer zu bereuen. Das Leben eines Fechtmeiſters wurde freilich für nichts gerechnet, aber das Officiercorps tadelte meine Aufführung. Ich konnte nichts darauf erwidern, denn ich warf mir dieſen Tod wie einen Mord vor. Ich hatte ihn vorher überlegt, ich hatte meinen Gegner in einem ungünſtigen Augenblicke belauert, und ich fühlte mich einer That ſchuldig, die mich mein ganzes Leben hindurch mit unaufhörlichen Gewiſſensbiſſen verfolgen wird. Dieſes trug ſich zu, nachdem wir von Flandern nach dem Oberrhein marſchirten. Ich wurde dem Prinzen Eugen vorgeſtellt, und hatte auch das Glück, den Prinzen von Baden zu ſehen, die zwei berühmteſten Krieger ihrer Zeit. Ich liebte jedoch nicht den Letztern; alle engliſche Officiere

haßten ihn. Prinz Eugen war im Gegentheil bei Allen beliebt. Ich ſtand zum erſtenmal am 2. Juni den Franzoſen gegenüber. Sie hatten eine feſte Stellung inne, die wir angriffen. Ich hatte dieſen Tag ein peinliches und ſonderbares Gefühl. Man liebte die Franzoſen in Schottland, wie alte Bundesgenoſſen, indeß man die Engländer verwünſchte. So waren wir mit unſern verjährten Feinden verbunden, um alte Freunde zu bekriegen. Doch wollte ich mich auf jeden Fall auszeichnen. Wir attakirten den Feind mit Verluſt. Der Hügel, den wir zu erklimmen hatten, ſtrozte von Redouten, und die Linien der Franzoſen dehnten ſich in's Unendliche aus. Die holländiſche Infanterie begann die Action auf dem linken Flügel, und die Engländer folgten bald nach; aber ſie wurden ſo tüchtig empfangen, daß in weniger als einer Viertelſtunde die Holländer geworfen wurden und genöthigt waren, ſich wieder zu ſammeln. Unſer Regiment erhielt Ordre, ſie zu unterſtützen. Wir erſtiegen den Hügel im Sturmſchritt und feuerten die Holländer an; wir drängten die baieriſche Infanterie zurück, und befeſtigten auf dieſem Punkt unſer wankendes Waffenglück. Wir kamen nun zu den Linien bei einem Halbwinkel, welcher unſern Fortſchritten verderblich wurde, indem wir Feuer im Rücken erhielten. Ich ſah ganze Reihen fallen, und unter anderm Mißgeſchick ſtürzte unſer junger Oberſt vom Pferde. Im Augenblicke war ich bei ihm, machte ihn los und ſetzte ihn auf meinen Sattel, indem ich hinter ihm aufſprang, denn ohne Pferd konnte ich in dem Getümmel nicht bleiben. „Lochy,“ ſagte er, „ich bin ein wenig zerbrochen. Nimm den Zügel und vorwärts! Wir müſſen durch die zweite Linie.“ Zu dieſem Augenblicke klomm die Compagnie, die unſern linken Flügel bildete, der zweiten Linie zu. Aber unſere Compagnie konnte nicht zu ihr ſtoßen, denn wir waren nichts, als ein Häufchen in Verwirrung. „Oberſt, was ſollen wir machen?“ fragte ich. „Hm, hm!“ ſagte er. „Wir müſſen nun alſo umkehren und dem Rückzuge folgen.“ Die Engländer waren auf allen Punkten geworfen bis auf 12 Escadronen, welche der Herzog von Marlborough ermuthigte, Stand zu halten. Ich hatte nie zuvor eine Idee von einer ſolchen Verwirrung gehabt. Die Befehle, welche ſich kreuzten, der Donner des Geſchützes, Wolken von Rauch, Flüche und Geſchrei der Verwundeten, über die wir hinwegſchritten, alles dieſes zeigte ein furchtbares Bild der prachtvollen Schreckniſſe des Krieges. In dieſem Augenblicke gallopirte eine große Anzahl von Pferden, die ihre Reiter verloren hatten, an uns vorüber. Einige vom Fußvolk griffen ſie auf. Ich rief ihnen zu: „Ein Pferd für den Oberſten! Spitzbuben, wollt ihr wohl dieſen Falben dem Oberſten geben!“ Einer von ihnen gehorchte, und ich entſetzte mich

über die ſeltſame Miene, mit welcher er ſich dem Oberſten näherte und ihn feſt anſah. „Unſer Oberſt wird nicht mehr einhauen,“ ſagte er.

„Was willſt Du damit ſagen?“ fragte ich ihn.

„Was ich damit ſagen will? Zum Henker! Nehme Gott ſich Eurer an, Herr Officier, aber er iſt todt, der Oberſt. Er wird kein Pferd mehr brauchen; glaubt es mir. Und ſagte er Euch, daß er noch lebte, ſo hat er Euch arg zum Beſten gehabt.“ So ſprach der grobe Soldat mit einem Ausdruck vollkommener Naivität in ſeinem bleichen Geſichte. Eine Menge Officiere verſammelte ſich um uns, und auch dem General Gower, der zu gleicher Zeit auf den Tod verwundet herbeigebracht wurde, folgten noch mehre. Sie nahmen den Leichnam des Oberſten aus meinen Armen, nicht ohne Verwunderung. Wir legten ihn auf's blutige Gras und ließen ihn dort ſchlafen. Der tapfere Prinz Eugen hatte in dieſem Augenblick das Glück des Tages gewendet. Er hatte mit ſeinen Kaiſerlichen den Feind in den Flanken gepackt, ſo daß die Trancheen der Franzoſen ihnen mehr Schaden als Vortheil gewährten. Da wurden alle engliſchen und flamändiſchen Streitkräfte noch einmal zum Angriff geführt, und wir erfochten nun einen vollkommenen, aber theuren Sieg. Ein reiches Lager ward unſere Beute, und Tags darauf plünderten wir die Stadt Donauwörth. Ich wurde vor den Thoren dieſer Stadt zum Lieutenant erhoben. Wir zogen, den Feind immer mehr verfolgend, über die Donau, und nahmen alle Plätze ein, die wir auf unſerem Wege fanden.

Hierauf hatten wir ein entſetzliches Geſchäft, das ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen werde. Der Herzog war aufgebracht gegen den Kurfürſten, und befahl uns, die Pfalz zu verwüſten. Dieſer Befehl wurde genau vollzogen. Das fruchtbare Land wurde alſo verödet, geplündert, eingeäſchert, zerſtört; Grauſamkeit und Frechheit kannten keinen Zügel; jeden Tag wurden zwanzig bis dreißig Städte von uns in Aſche gelegt und ich hörte ſagen, daß mehr als dreihundert Städte auf dieſe Art untergingen. Unſer Reichthum beſtand hauptſächlich aus Waaren von großem Werthe, ſo daß die Soldaten das Meiſte verloren, ehe ſie es zu Gelde machen konnten. Ich mochte von der Gelegenheit nicht profitiren, bis auf die Pferde, die ich ſo ſehr liebte. Ich hatte aber einen kleinen Kerl bei mir, Namens Finlayſon, die Waiſe eines ſchottiſchen Soldaten, der ſich in Brüſſel zu mir gefunden hatte, und mir dann als Bedienter gefolgt war. Dieſer Burſche war Meiſter im Plündern. Er konnte durch ein Nadelöhr kriechen, und war ſicher der Erſte in allen reichen Häuſern und in ſtrotzenden Boutiken. Da er kein anderes Mittel kannte, ſeinen Raub den Spitzbuben, die ſtärker waren, als er, zu entziehen, ſo ſchleppte er ſeine Beute

in mein Zelt, und gab mir ſo Alles, um ſich einen Theil zu ſichern.

Ich beging aber dazumal einen fatalen dummen Streich. Als ich anfangs Auguſt über einen Theil meiner baieriſchen Pferde verfügte, wollte es mein Unglück, daß der General Churchill Luſt zu meinem eigenen ſchwarzen Pferde bekam, und mir den Vorſchlag machte, es mir abzukaufen. Ich ſagte, daß es mir um keinen Preis feil wäre. Er aber gab mir zu verſtehen, daß er dieſes Pferd brauchen könne, und daß ich nichts anders zu thun hätte, als es ihm billig abzulaſſen.

Ich nahm dieſen Vorſchlag ziemlich wegwerfend auf, und ſagte ihm ganz einfach, daß das Pferd mein ſey und ſo lange mein bleiben würde, als es mich tragen könnte im Dienſte meines Landes. „Ei, ei,“ ſagte der General mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „iſt das Euer letztes Wort?“ Und hierauf kehrte er mir den Rücken.

Am andern Morgen ließ mich der Herzog rufen und erbat ſich als eine Freundſchaft von mir mein Pferd, ſelbſt zum doppelten Werthe. Ich antwortete ihm unbefangen, daß ich aus beſonderen Gründen mich nicht von meinem Pferde trennen könnte, und daß, ehe ich mich dazu entſchlöſſe, ich lieber meine Officiersſtelle aufgeben wollte. — O, ſehr gut, nichts iſt billiger, ſagte der Herzog.

Mein Freund Drummond, der die erſte Scene mit angeſehen hatte, erfuhr ſogleich, was mir begegnet war. Sobald der Herzog ſich entfernt hatte, ſagte er: „Mein Gott, Lochy, ſeyd Ihr närriſch, Ihr habt Euch um Alles gebracht. Dieſes Pferd hätte Euch ein Regiment eingetragen, und jetzt iſt Euer Verdammungs-Urtheil unterzeichnet. Hättet Ihr ein Körnchen Menſchenverſtand gehabt, ſo würdet Ihr geſagt haben: „„Mylord Herzog, obgleich ich mein Pferd ſehr werth halte, als ein Geſchenk der Freundſchaft, ſo ſtelle ich es mit großem Vergnügen zu Euren Dienſten, ohne Preis noch Entſchädigung dafür zu verlangen. Nur wenn Ihr es beſitzet, kann es für England, wie für die Freiheit Europa's von größtem Belange ſeyn.““ Welche Dummheit! Ich wollte, daß ich zehn Pferde hätte, und daß man ſie ſo von mir begehrte!“

(Fortſetzung folgt.)

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Madrid, 14. Juli.

— Durch ein Dekret der Königin Chriſtine iſt die Congregation der Jeſuiten in Spanien aufgehoben worden.

Antwerpen, 15. Juli.

— Seit geſtern beſitzen wir den König und die Königin von Belgien in unſern Mauern. Bei dieſer Gelegenheit und in wenigen Minuten werden wir Zeugen einer eben ſo merkwürdigen als ſeltenen Ceremonie ſeyn, nämlich der Promenade des Rieſen von Antwerpen, Druon Antigoon, durch die vornehmſten Stadtviertel zur Erinnerung der Gründung der Stadt. Der Rieſe wird von einem Schiff, einem Wallfiſch, einem Felſen, woranf Vulkan und Pallas, begleitet werden. Das Ganze iſt in ſo koloſſalem Maßſtabe, daß man die Laternen-Ketten in den Straßen, wodurch der Zug gehen wird, abnehmen mußte. Dieſe Gegenſtände, welche man nur beim Einzuge der regierenden Herzoge oder Könige dem Publikum zeigt, wurden zum letzten Mal zu Ehren des Königs Wilhelm und ſeiner Familie herum geführt. Der Rieſe Druon war, ſo geht die Sage, Antwerpens Begründer. Ein Feldherr Julius Cäſars, Namens Braba, wovon der Name Brabant, beſiegte und tödtete ihn. Allen Schifffahrttreibenden, welche ihm nicht den Zoll auf der Schelde entrichten wollten, wurden die Hände abgehauen; dann warf man ſie in den Fluß. Hievon ſtammen die beiden Hände in dem Wappen von Antwerpen. Die Puppe, die heute herum geführt wird, wurde 1567 verfertigt von einem Einwohner der Stadt, Namens van Aetſt. 1549 exiſtirte noch ein anderer alter Rieſe, der beim Einzug Philipp II. gebraucht wurde. Die heutige Ceremonie hat die ganze Stadt aufgeregt. — Es iſt kein Fenſter mehr zu haben in den Straßen, durch welche der Zug gehen wird.

Paris, 18. Juli.

— Der Proceß la Roncière's gehört hier ſchon zu den alten Geſchichten. Man ſpricht hier nur noch bei den Modehändlerinnen davon, welche noch immer für ihre Tugend zittern, und ſtets bei doppelt verſchloſſenen Fenſtern ſchlafen, der großen Hitze wegen aber lieber die Thüre offen laſſen. Der Ausfall, den Odilon-Barrot gegen das moderne Drama machte, hat großes Aufſehen erregt. Er wollte damit nichts anders ſagen, als daß la Roncière ohne Lucrecia Borgia und andere Stücke der neuen Schule noch immer ein Muſter eines Huſaren und Carabiniers wäre. So ſehen wir

Digitized by Google

Victor Hugo und Alexander Dumas anch in dem merkwürdigen Proceſſe compramittirt. Wie thöricht doch dieſe Menſchen ſind! Hat denn das maderne Drama die Verbrechen erfunden? Welches Trauerſpiel van Victor Hugo hatte Kain geſehen, als er ſeinen Bruder Abel umbrachte? Das war doch noch eine ſcandalöſere Geſchichte, als die räthſelhafte Obſcönität la Roncière's. Am Ende wird man nns noch beweiſen, daß unſer Zeitalter ein Erfindungspatent auf alle möglichen Schändlichkeiten verdiene. Es wundert mich nur, daß la Roncière's Verbrechen nicht viel eher dem Einfluſſe Roberts des Teufels zugeſchrieben wurde; denn man gab dieſe Oper am Abende vor dem Attentat. Glelchviel! Das neue Drama iſt es allein, was die Geſellſchaft verpeſtet, Strickleitern aufhängt, Nachtjacken herunterreißt, und Kavallerie-Officiere vor die Aſſiſen bringt. Es thut weh, gelehrte und aufgeklärte Männer ſolche Unüberlegtheit mit einer feierlichen Wichtigkeit in ſo ernſten Angelegenheiten auskramen zu ſehen.

Paris, 18. Juli.

— Hente liest man in verſchiedenen der großen Jaurnale:

»Herr Lionel Rathſchild iſt von Madrid nach Liſſaban abgegangen, um ſich dort nach Portugal einzuſchiffen.«

Die Herren ſind ſtark in der Geographie. —

Chur in Graubündten, 9. Jnli.

— Der Herzog von Orleans befindet ſich ſeit Kurzem in unſerer Stadt.

Prag, 10. Juli.

— (*) Herr Moritz vom Stnttgarter Haftheater trat vor wenigen Tagen hier wieder als Klingsberg anf. Dieſer Abend gab mir einen ſchlagenden Beitrag zu meiner projectirten Abhandlung über die Verſöhnlichkeit. Er iſt dem Publlkum untren geworden, nach ſa vielen Liebeszeichen; daſſelbe Publikum iſt ſeit einlger Zeit ſehr ziſchlnſtig, und dach war bei dem ſtürmiſchen Empfang nicht ein Schlangenlaut zu hören. Ein einmüthiger Freudenjubel hallte dem wiedergefundenen Liebling entgegen, und ließ ihn mehre Mlnuten nicht zu Worte kammen; aber kaum hatte er ein paar Worte geſprachen, ſo ging der Spectakel auf's Neue an, ſo daß nicht allein er, ſondern viele ſeiner Freunde und — Freundinnen (denn beſanders Damen hatten alle Sperrſitze genommen) bis zu Thränen gerührt wurden. — Heute gibt er den Carlos, die Rettich-Gley die Eboli, ihr Mann den Poſa. — Der Triumph des Abends der Klingsberge war wirklich vallkommen, erſtens ſeit mehren Wochen das erſte hübſch beſetzte Haus, trotz des alten und 100 Mal geſehenen Stückes, dann der Empfang. Moritz wurde nach dem erſten Acte zweimal, im dritten Acte einmal, und am Schluſſe wieder zweimal gerufen. Alles iſt froh, ihn wieder zu ſehen.

A. . . . .

Frankfurt, 11. Juli.

— (**) Die günſtige Witterung führt viele Reiſende hieher und es ſcheint, daß dieſer Sommer dem vergangenen an Frequenz nicht nachſtehen werde. Die erſten Gaſthäfe ſind meiſt ſo gefüllt, daß ſpät Abends Ankammende ſchwer Unterkunft finden. Van allen Seiten fliegen Eilwagen mit mehren Beichaiſen und Extrapoſten der Stadt zu, ſo daß man keine Viertelſtunde weit auf der Landſtraße gehen kann, ohne ihnen zu begegnen. Weniger glücklich ſind die benachbarten Taunnsbäder, welche ſich nicht recht füllen wollen, obgleich in letzter Zeit groſe Summen für deren Verſchönerung nnd Annehmlichkeit ausgegeben worden ſind. Ich führe nur den Kurſaal in Wiesbaden an, auf deſſen Ausſchmückung im vergangenen Jahre 80,000 fl. verwendet wurden; die herrlichen Spiegel, die reichen Vergoldungen, die eleganten Luſtres laſſen nichts zu wünſchen übrig. Weniger gut nehmen ſich die Gallerieen des Saales aus, welche dem Ganzen einen ſteifen Anſtrich geben und ſehr an Emporkirchen erinnern. Die anſtoßenden Reſtanrations- und Spielzimmer entſprechen in ihrer Ausſtattung dem Glanze des Saales. — Die Theatergeſellſchaft von Mainz gibt Vorſtellungen in Wiesbaden. Ueber ihre Leiſtungen kann ich nicht berichten. Herr Rosner ans Stuttgart wird, wie ich höre, dieſer Tage als Zampa auftreten. Demoiſelle Henriette Carl iſt noch immer in Frankfurt, und erfrent ſich fortwährenden Belfalls. Sie trat als Desdemona und Alaide auf. Die Direction hat ſie auf einen neuen Cyklus engagirt, ein Umſtand der mehr als jedes Lob dafür ſpricht, daß ſie ihr Publikum und zwar ihr großes hier gefunden hat.

Hrn. Dobler hat man vergeblich zn Gaſtrollen erwartet. Zum großen Bedauern ſowohl derer, die den Künſtler wieder hären, als auch jener, die ihn wohl hören, aber auch zngleich Scandal machen wollten; es kam jedach kein Kontrakt mit ihm zu Stande, ohne Zweifel um der Letztern willen. Vielleicht kömmt er einmal, wenn die Gemüther ruhiger geworden ſind. Wer indeſſen der Verlierende iſt, laſſe ich dahin geſtellt; jedenfalls liegt viel Schmeicheihaftes für Herrn Dobler darin, daß man ihm vor allen andern nicht vergeben will, daß er Frankfurt verlaſſen hat.

Bad Kiſſingen, 11. Juli.

— 0 Alle Gaſthöfe und Privatwohnungen ſind bis unter's Dach angefüllt; die Gäſte, welche noch ankammen, müſſen oft mehre Stunden auf der Straße bleiben, bis ſie ein Unterkommen finden. Der Beſnch iſt in dieſem

Jahre ſo ouſserordentlich, daſs troz oller getroffenen Maſsregeln, dem Bedürfniſſe nicht genügt werden konnte. Viele Häuſer ſind noch im Baueu begriffen; ocht ber ſchöuſten werden bald wieder fertig doſtehen. Die Ludwigsſtraſse und die Kurſtraſse ſind ſehr anſehnlich zu nennen, und beſtehen faſt nur ous neuen Gebäuden. Auch der Kurgarten iſt ſeit meinem letzten Beſuche vor zwel Jahren bedeutend vergröſsert worden; er hot mit der neuen Auloge eine Lönge von 350 Schritteu, ſoll aber noch weiter ausgedehnt werden. Ein Grundplatz der noch vor 6 Jahren faſt umſonſt weggegeben worden wäre, wird jezt mit 12,000 fl. bezahlt. Das neue Tivoli iſt eiu allerliedſtes Etabliſſement; man ſpeiſt dort um 3 Uhr. Neulich wurde Preziofa lm Freien ouſgeführt. Man war ſehr zufrieden mit dieſer Vorſtellung. Beſonders gut wor die Darſtelleriu der Prezioſo, ein junges, hübſches Mädchen. Das Theoter iſt übrigens einfach eingerichtet; der Raſen iſt das Bodium, der Himmel liefert die Soffiten, Tonnen ſind die Decoration und der Souffleur ſteckt in einem Loche in der Erde. Am Schluſſe wurdeu buute Ballons an die Bäume gehöngt, welche das Theater lieblich beleuchteten, uud eiu Feuerwerk obgebrannt. Gewöhulich ſpielt die Geſellſchaft in dem Schauſpielhauſe, welches in der Nöhe des Kurgortens liegt.

Die Gegend um Kiſſingen iſt an manchen Orten maleriſch ſchön, freundlich überall. Die beideu Quellen Ragozzi und Pandur liegen dicht neben einonder. Sechs Kellner ſchöpſen des Morgens von 6 bis 8 Uhr unoufhörlich und bedienen jederzeit 36 Perſonen auf einmal, denen ſie die Gläſer ouf eiuer langen Maſchiue, überreichen. Der Androng iſt jedoch ſo oroſs, daſs man oft lange warten muſs, da 100 Perſonen und mehr zugleich bedient ſeyn wollen. Die Muſik zieht jeden Morgen um 6 Uhr durch das gonze Städtchen zum Kurgarten, wo ſie bis 8 Uhr ſpielt.

Ich füge einen kleinen Auszug der bedeutendſten Nomen ous der Bodeliſte hinzu:

Die Königin vou Bayern, der reg. Fürſt von Hohenzollern, der Prinz von Altenburg nebſt Gemahlin, der Fürſt von Thurn und Taris uebſt Frau und Töchtern, Graf Schaumburg uebſt Gemahlin, der Generallieutenant von Witzleben aus Berliu, die Grafeu Hohn, Schlippenbach, Bernſtorſ aus Berlin, die Groſen Kielmonnsegge, Reigersberg, Rotenhan, Tauſkirch, Platen aus München, Freiherr vou Zedlitz aus Wien, Freiherr von Rothſchild aus Frankfurt, u. ſ. w. Aus Ruſsland: Grof Tſchernitſcheff nebſt Gemahlin, Generol Sumorokoff, nebſt Familie, Fürſtin Wolkonsky, Fürſt und Fürſtin Repnin, von Paſchkoff. Adjudant des Kaiſers, Graf Kuſcheloff-Besborodko nebſt Familie u. ſ. w. Eine bildſchöne ruſſiſche Amme, im Natlonolkoſtüm, mit ber rothſammtenen, reichgeſtickten Mütze macht Aufſehen. Unter den Engländern führe ich on: Sommerville, Generolkriegskommiſſär aus Londou, Kapitain Honbury und Frau, Arthur Kenney und Frau, Mad. Mitchell nebſt Tochter, Herr Karl Knight, ſämmtlich aus London und Lord und Lady Lascelley.

Literariſche Ueberſichten.

LE PANTHÉON LITTÉRAIRE,

eine Sommlung ſömmtlicher Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes, wird ln Paris ongekündigt. Damit verbunden ſind eine ökonomlſche und periodiſche Bibliothek der beſten Romane von Scarron bis auf die jetzige Zeit, und eine periodiſche Bibliothek für Handwerker und Haushaltungen. Die erſten zwölf Bönde, die ſich unter der Preſſe befinden, werden enthalten: Religions-Philoſophie: Chriſtliche Marimen: Bekenntniſſe des heiligen Auguſtiu, Meditotionen deſſelben, Troſt der Philoſophie von Boetius, über die Betrachtung vom heiligen Bernhard, von ber Nachahmung Chriſti, die Grundſatze des chriſtlichen Wanbels, der Weg zum Himmel; Geſchichte: J. Frolſſart, Gibbon, Commines, Chaſtelain; Beredſamkeit: engliſche und fronzöſiſche politiſche Redner; Philoſophie: Baco, Macchlavell, Beccoria, Filangieri, Vico; aſiotiſche Philoſophie: Menou, Zorooſter, Confucius, Meug-Tſius, der Koran.

HISTOIRE DE DEUX SOEURS.

— Dieſes iſt eine Geſchichte, die ſchon oft erzählt wurde, oder deshalb nicht minder wohr iſt. Der Verfoſſer, Herr Chabot de Bouin, hat die Fobel von der Heuſchrecke uud Ameiſe in einen Roman verwandelt, um ſie den jungen Weltkindern als einen Sittenſpiegel vorzuhalten. Eine dieſer Schweſtern, die Heuſchrecke, heiſst Claro, ſie ſingt Romanzen von Panſeron, lieſt Romaue von Balzoc, und ſpielt Sonaten von Kolkbrenuer. Alle neuen Schouſpiele kennt ſie; ſie trägt die eleganteſten Moden, geht in die Concerte und Ranelagh, lebt in der Welt und liebt Künſte, Eleganz und Vergnügen, wie ſie iu der Geſellſchaft zu finden ſind. Fauny, die Ameiſe, kennt das Alles nicht, und geht in der eiufochen Hoube mit niedergeſchlagenen Augen und verſtopften Ohren, um die Verführungen der Welt weder zu ſehen, noch zu hören. Fonny wurde mit groſser Strenge erzogen, mit ochtzehn Jahren verſteht ſie nur Hinterſtiche zu machen: ſie iſt eine Nätherin. Die Moral dieſes Romons iſt: daſs junge Perſonen, die Muſik können und in der Welt leben, nothwendiger Weiſe zu Grunde gehen müſſen, und das Heil nur für die hienieden zu finden iſt, die nichts gelernt

Digitized by Google

haben und zu Nätherinnen erzogen werden. Fanny bleibt in der That tugendhaft, und heirathet einen ehrlichen Handwerker, während Clara ſich einem Verführer in die Arme wirft und zur Selbſtmörderin wird. Das Laſter aber, ſa wie die Tugend, wird mehr durch die Umgebung, als durch die Erziehung bedingt. Die Grundidee dieſes Buches iſt ſophiſtiſch und paradar; als Roman, der blos unterhalten ſall, verdient es, geleſen zu werden.

HISTOIRE DE PARIS.

— Dulaure, der berühmte Verfaſſer der Histoire de Paris, hat nun dieſem Werke eine Fartſetzung gegeben, die vam Jahre 1821 bis jetzt reicht. Alle 14 Tage erſcheint ein halber Band; das Ganze wird 18 Franken kaſten und mit 20 Abbildungen geziert ſeyn.

VICTOR HUGO.

(Frankfurt. Sauerländer. 1836.)

— Der zweite Theil dieſer Ueberſetzung in zierlicher Ausgabe iſt ſo eben erſchienen. Er enthält den erſten Theil von Han van Island durch Adrian überſetzt. Das Unternehmen ſchreitet raſch vorwärts und verdient, daß jeder Freund der franzöſiſchen Literatur ſich dafür intereſſire.

MARIE von MEDICIS.

Nach Lottin von Laval, von A. Schäfee.

(Heidelberg, Groos. 1835.)

— Eine fließende Ueberſetzung des bekannten franzöſiſchen Ramans aus den Zeiten Ludwigs XIII., der aus ungedruckten Handſchriften des Cardinals Richelieu und eines Benediktinermönchs zuſammengetragen ſeyn ſoll. Er iſt der Leſewelt zu empfehlen.

STUDENTENBILDER,

oder Deutschlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830—33 von H. Forsch.

(Hamborg. Hoffmann und Campe 1835.)

— * Man ſuche in dieſem Werke keine Enthüllung der politiſchen Tendenz der Burſchenſchaft, welche als Arminia und Germania ohne einen feſten Vereinigungspunkt agirte. Man ſuche nicht die Enthüllung burſchenſchaftlicher Geheimniſſe, ihrer Grade und Symbale, ihrer verborgenen Mitwirkung bei den Umwälzungen der Zeit. Der Verfaſſer iſt nicht zum Sykophanten an der akademiſchen Freiheit, wahl aber an der Glorie der ſtudirenden Jugend geworden. Die palitiſchen Beziehungen dieſer Studentenbilder ſind längſt bekannt. Wir erfahren nicht mehr, als wir van Straßburg aus vernammen. Die Zuſammenſtellung allein iſt von beſanderem Intereſſe. Ueber das Ganze iſt ein jugendlicher Spott ergaſſen, der die heterogenſten Erſcheinungen in ſeinen Kreis zieht. »Der geniale Heine theilt den Mangel und Schmutz der Zeit.« »Bei Börne ſchwimmt eine gewiſſe Hohlheit durch.« Man ſieht, auf welche Höhe ſich Forſch ſtellt; man weiß aber auch, wie bei den Gelagen jeder Student nicht nur die 50 Prafeſſoren ſeiner Univerſität mit dem ganzen Krame ihrer Gelehrſamkeit, ſondern auch das Wiſſen und Vermögen der geſammten Mitwelt mit dem ſtolzen Herabſchauen überwiegender Kraft in die Taſche ſteckt. In ſafern der Verfaſſer ſeine Welt van der Bierbank aus philaſophiren läßt, ſo mag das Geſagte als Beitrag zur Charakteriſtik und nicht einzig und allein als unmotivirtes Abſprechen erſcheinen. Die Mittel der Revolutians-Agenten ſind in ein klares Licht geſtellt; ſyſtematiſch herbeigeführte Verzweiflung und darauf die Nathwendigkeit eines Durchbruchs gebaut, war die einzige Berechnung der Agenten, ab Lügen, ab lange Unthätigkeit und ihr Gefalge helfen mußten. Das Ganze iſt mit einem Romane durchwoben, den der Verfaſſer über dem Frankfurter Attentate zu ſchließen vergeſſen hat. Die Anſichten über die moraliſche Seite der Burſchenſchaft concentriren ſich in den Worten: »Alles Unmoraliſche wurde in den tiefſten Schleier der Verſchwiegenheit gehüllt. Die größere Anzahl der Germanen war nicht mit ſich und der Welt zerfallen, ſondern ſie liebten ſie, ſie ſtrebten nicht für ſich, ſandern nur für das Wohl der Menſchheit, aber es fehlte ihnen die Grundanſicht, daß nur von unten herauf durch eigene Ehrenhaftigkeit und Beſſerung, varzüglich durch Veredlung des Familienlebens, wahre Gemeinde-Freiheit errungen werden könne.«

STUTTGART von BÜHRLEN.

(Stuttgart. Carl Hoffmann. 1835.)

— Ein treffliches Buch über Stuttgart, aus der Feder des rühmlich bekannten Dichters des Enthuſiaſten und anderer Werke. Sawahl Einheimiſche wie Fremde werden Belehrung und Unterhaltung daraus ſchöpfen. Die Ausſtattung iſt elegant und mit einer Anſicht und Karte geziert.

— Bei Aug. Schulz in Breslau iſt ſa eben erſchienen: Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie, ein Beitrag zur Lit.-Geſchichte von Auguſt Kahlert.

Kunſt.

Rumohr's jüngſter Winteraufenthalt in Kopenhagen hat ein neues bedeutendes Werk zu Tage gefördert: „Die königliche Kupferſtichſammlung zu Kopenhagen.“

Digitized by Google

Ein Beitrag zu Bartſch und Bronillot, von C. F. v. Rumohr und J. M. Thiele.

— In dem Muſeum von Middelburg ſieht man in dieſem Augenblicke ein ſchönes Gemälde des zeeländiſchen Malers J. du Burck, welches eine Scene aus dem Drama: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers“ darſtellt. Es ſoll alle Fibern der Seele erſchüttern, ganz Leben und Gefühl ſeyn; Alles daran iſt ſchön, von Meiſterhand ausgeführt, und zeugt für das große Talent des niederländiſchen Malers.

Theater.

Das Tribunal erſter Inſtanz in Paris hat das Urtheil des Handelstribunals widerrufen, welches dem Theater français eine Geldbuße von 10,000 Franken an den Dichter Vanderburck auferlegt hatte, indem es die Anfführung ſeines Schauſpiels Jakob II. ungebührlich von einer Zeit zur andern verſchob. Jetzt iſt Herr Vauderburck in die Koſten vernrtheilt worden.

— Madame Malibran iſt von London ab nach Italien gereist.

— Vernet, der große Schauſpieler des Variété-Theaters, macht eine Reiſe durch die Provinz. Bei ſeiner Rückkehr wird man ein Stück in mehren Tableau's auf die Scene bringen unter dem Titel: „Liebe und Tiſchlerarbeit,“ worin er die Hauptrolle ſpielt.

— Die hannöverſche Poſaune bringt einen umſtändlichen, ſehr lobenden Bericht über Seydelmann's Gaſtſpiel in Berlin in ihren letzten Blättern.

— Das eherne Pferd (le cheval de bronze), die Oper von Auber, die in Paris ſo großes Glück machte und noch fortwährend macht, iſt in Berlin vor wenigen Tagen zum erſten Mal gegeben worden. Der erſte Act wurde kühl, der zweite mit regerem Beifall, und die erſte Hälfe des dritten recht lebhaft aufgenommen. Man tadelt den Dichter; die Muſik gehört zu den wohlgefälligſten, die der berühmte Componiſt bis jetzt geliefert hat. Obgleich das Ganze komiſch iſt, und viel gelacht wurde, ſo hat es mitunter langweilige Stellen gegeben. Unter den Rollen zeichnet ſich keine aus; ſie ſind alle von gleicher Bedeutung. Die Oper war vorzüglich fleißig einſtudirt; und Ausführung, wie Ausſtattung, waren gleich zu loben.

(Aus L. Rellſtab's Bericht in Berl. Blättern.)

— Schauſpieler-Lobhudelei. Im „Planeten“ iſt einem Ref. in ſeiner Leidenſchaft entfahren: „Herr Bertholdt iſt von Mannheim ruhmgekrönt zu uns zurückgekehrt, und mit ehrenvollem Applaus beim erſten Wiederauftreten empfangen worden. Mögen ihn, den Allbeliebten und Allbeliebtheit Verdienenden, alle Theaterheiligen bei uns zurückhalten.“ — Herr Bertholdt iſt nehmlich ein recht routinirter Schauſpieler und mittelmäßiger Sänger.

— Theater-Kritik. Der „Eremit“ bezüchtigt einen Ref. aus Leipzig, in ſeinem Bericht über „Capricciosa“ nach Federici von Blum, faſt wörtlich den Artikel „Federici“ aus dem Brockhaus'ſchen Conv.-Lex. abgeſchrieben zu haben. Verrathen ſolche Leute einen Beruf zur Kritik?

Mode.

Die weißen Toiletten ſind jetzt die geſuchteſten. Keine elegante Frau kann weniger als ein Dutzend Peignoirs oder weite Ueberröcke haben,

die von Mouſſelin, Battiſt, Organdy, geſticktem Jaconas u. ſ. w. gemacht werden. Dieſe friſchen und durchſichtigen Geſpinnſte liefern herrliche Coſtume, die mit einem breiten Gürtel von ſchottiſchem Bande um den Leib befeſtigt werden. Ein gleiches Band wird als Echarpe auf der Bruſt getragen, oder um den Hals geknüpft. Hiezu trägt man Stiefelchen von gelblichem Gros de Naples und einen Capot-Hut von Reiß- oder feingenähtem Stroh, mit einem Zweige Feldblumen geziert. Dieß iſt die anmuthigſte Toilette für das Land.

Die Herren tragen Pantalons von ſchottiſchem Zeuge, vorzüglich grünlich mit ſchwarz. Dieß ſind die eleganteſten für die Morgenpromenaden. Von Gilets werden die farbigen Piquets am meiſten geliebt. Muſter und Farben ſind ſehr mannigfaltig; ſie werden kurz getragen. Schottiſche Halsbinden ſieht man häufig zum Negligée; die ſchönſten beſtehen aus grün und weißen, oder amaranth und grünen Würfeln. Weiden- und Stroh-Hüte ſieht man auch; dazu aber muß der übrige Theil der Toilette ſehr ausgeſucht ſeyn. Stiefel mit hohen Hacken ſind beliebt; zu den Schuhen trägt man Strümpfe von ſchottiſchem Zwirn und außerordentlicher Feinheit. Die Gehröcke ſind kurz, mit Crotillon gefüttert, und einem Kragen von ſchwarzem Sammt. Die Farbe iſt ein unbeſtimmtes Schwarz; ſie haben nur eine Reihe Knöpfe. Der Schnitt der Fracks hat ſich nicht verändert; die Knöpfe ſind von ciſelirtem Metall.

Aus der Geſellſchaft.

Welchem Leſer des Journal des Débats wären nicht die glänzenden Artikel des Feuilletons mit der Chiffre R. unterzeichnet, lieb und werth geworden, die ſich neben den muntern und witzigen Janin's vortrefflich ausnahmen? Ihr Verfaſſer, Herr Etienne Becquet, der nun reich geworden iſt, hängt die Literatur an den Nagel und zieht ſich auf ſein Landgut zurück. Herr Loeve-Weimars iſt von dem Feuilleton des Temps abgetreten und wird Herrn Becquet's Platz bei den Débats einnehmen. Der Temps hat ſeit einiger Zeit ſein Feuilleton beſchränkt, die Débats, die ſich hauptſächlich durch das ihrige in der Gunſt erhalten, ſuchen hingegen es immer mehr und mehr zu bereichern.

— Der preußiſche Geſandte in Paris, Herr v. Werther, hat eine Urlaubsreiſe in ein deutſches Bad unternommen.

— 151 Verbrecher wurden den 17. Juli von Paris an der Kette in das Bagno von Breſt transportirt. Unter den Zuſchauern, die ſich dießmal nur in geringer Anzahl eingeſtellt hatten, bemerkte man den bekannten Romantiker G. Sand (Madame du Devant) in Männerkleidern.

Vermiſchtes.

Der Berliner Figaro hatte ſeit dem erſten Juli zu erſcheinen aufgehört. Vom 17. an erſcheint er wieder, nachdem die Hinderniſſe beſeitigt ſind. Die verſäumten Blätter werden nachgeliefert.

— Der Baron Rothſchild hat die Domäne Eceling bei Acton angekauft. Das Schloß iſt ungeheuer groß und von ſiebzig Acres Land umgeben, welche einen geſchmackvollen Park bilden. Er hat 20,000 Pfund Sterling dafür bezahlt.

— Das Journal des Miniſteriums des Volksunterrichts in St. Petersburg publicirt ein detaillirtes Tableau der unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Bibliotheken in den Jahren 1833 — 34. Wir geben hier eine Ueberſicht:

		Anzahl der Bände. 1833.	1834.
Kaiſerliche Bibliothek	in St. Petersburg	287,652	412,150
Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften	in St. Petersburg	89,104	89,704
„ der ruſſiſchen Akademie	in St. Petersburg	3,588	4,195
„ des Rumiänzoff'ſchen Muſeums	in St. Petersburg	32,202	32,202
„ der Univerſität zu Dorpat		57,828	58,936
„ „ „ „ Moskau		44,039	44,881
„ „ „ „ St. Wladimir		—	34,751
„ „ „ „ Caſan		26,134	28,502
„ „ „ „ Charkow		24,129	24,210
„ „ „ „ St. Petersburg		21,356	21,751
„ des pädagogiſchen Inſtituts		2,844	5,128
„ des Lyceums Richelieu		4,160	4,245
„ „ „ Demidoff		3,167	3,279
„ „ „ Bezborodko		5,830	5,420
„ des Inſtituts der Adeligen in Moskau		2,910	2,967
Summa		604,493	772,301

— Julifeſte. Man glaubt allgemein, daß ſie in dieſem Jahre ſehr glänzend gefeiert werden. Außer den gewöhnlichen Vergnügungen, den Theatern und Concerten im Freien, den Waſſerkünſten und dem Rieſenconcert in den Tuilerien und den Gaserleuchtungen wird man die Hauptallee der elyſäiſchen Felder durch Pilaſter erleuchten, welche farbige Flammen tragen werden. Sechzig Boutiken von verſchiedener Form und mit Geſchmack gemalt, werden vom Eingange bis zum Rondell errichtet ſeyn. Eine ungeheure Decoration im orientaliſchen Styl wird den ganzen Eintrachtsplatz vor den elyſäiſchen Feldern einnehmen; ſie wird mit Laternen aus farbigem Papier erleuchtet, die durch eine eigene Vorkehrung unverbrennbar gemacht worden ſind. Auf dem Scheitel dieſer Decoration wird das Hauptfeuerwerk abgebrannt werden. Die Vorbereitungen hiezu beſchäftigen ſchon Tauſende von Arbeitern.

— Franzöſiſche Blätter enthalten Anpreiſungen eines neuen Mittels gegen Zahnſchmerzen, das durch zahlreiche Belege geheilter Perſonen beglaubigt erſcheint. Es heißt alumineuse-éthérée und der Erfinder iſt der Doktor Leſoulon. Es beſteht in einem Teige, womit die Zähne beklebt werden. Nach kurzer Zeit wird auf ſolche Weiſe dem heftigſten Knochenfraß Einhalt gethan.

Luſtige Gerichtshändel.

— Ein kleiner, alter Mann, ſehr weiß gepudert und mit Zierlichkeit angethan, erſchien am 27. Juni vor dem Tribunal in Paris, indem er einen Jungen von acht Jahren, als Artilleriſten gekleidet, vor die Schranken bugſirte. „Meine Herren, ich habe

die Ehre, Sie zu grüßen," ſprach er nach dreimaliger Verbeugung, „ich heiße Ambroſius Mathäus Legros, bin 63 Jahre alt, Rentier, und Ex-Tanzmeiſter." Hier verbeugte ſich der Alte wieder und ſtellte ſich dann in die dritte Poſition. „Ich habe die Ehre, Ihnen meinen Enkel, den Sohn meiner Tochter, der Madame Dureau vorzuſtellen: Conrad berichte dieſen Herrn, was Dir begegnet iſt." —

Der Artilleriſt (weinend). Hi, Hi, Hi! er hat mich gebiſſen —

Der Großpapa. Und zwar in einen Theil, den der Reſpect — genug, das arme Kind hat 14 Tage lang nicht ſitzen können —

Der Präſident. Wie? hat der Beklagte den Kleinen dergeſtalt gebiſſen?

Der Großpapa. Ich muß, der Wahrheit zu Ehren, geſtehen, daß nicht der Beklagte ihn gebiſſen hat, ſondern ſein Hund.

Der Präſident. Er wird wohl den Hund gereizt haben?

Der Artilleriſt. Er iſt auf mich losgeſprungen, um mir meinen Kirſchenkuchen zu nehmen, von dem ich noch nichts gegeſſen hatte, und ich habe ihn dann in den Schmutz fallen laſſen! — (Weint laut.)

Der Großpapa. Sollſt einen andern Kirſchkuchen haben, Conrad! Muth, Muth, mein lieber Junge!

Der Beklagte. Der Tanzmeiſter, ſo wie der Artilleriſt da, ſind loſe Spaßvögel, und nichts weiter. Mein Hund iſt nicht im Stande, einem ſeiner Mitgeſchöpfe etwas Böſes zuzufügen, wenn er nicht ſeine Gründe dazu hat. Dies iſt aber hier der Fall. Dieſer Artilleriſt ſpeiſte nämlich ſeine Galette, und ich ging mit meinem Hunde wörtlich geſagt vorüber, als der Artilleriſt ihn mit dem Säbel über den Kopf hieb. Ich behaupte, daß man nicht das Recht habe, ein Kind wie einen Artilleriſten zu kleiden, denn das kommt in die Kategorie der verbotenen Waffen. Und daher lehne ich die Klage ab und füge hinzu, daß die Ausſage des hier gegenwärtigen Alten leeres Gewäſche ſey.

Der Großpapa. Und ich verlange Unterſuchung, Entſchädigung und Schmerzengeld! Bin ich nicht im Rechte, einen Advokaten wegen dieſer Injurien anzunehmen? Und was Conrads Biß betrifft, ſo kann man ihn ſehen! He — Conrad, mein Söhnchen, zeig' doch einmal — — —

Der Gerichtsdiener trat noch zur rechten Zeit hinzu, um dieſe Beweisführung zu verhindern, und die Zeugen, welche den Angriff auf den Hund bekräftigten, gaben der Sache den Ausſchlag. Der Hund wurde von der Klage losgeſprochen.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern mit der heutigen Lieferung:

1) ein Modebild: woranf Kleider von brodirtem Muſſelin und von Gros de Naples zu ſehen ſind; ferner Schärpen von Gaze brillantine mit Seide geſtickt, fichus à entre deux; Hüte von pou de soie und von italieniſchem Stroh. Die Herrenmoden ſind nach den Muſtern des beliebteſten Pariſer Schneiders, Herrn Humann.

2) Die Lithographie ſtellt die Schlußſcene eines ſchrecklichen Ereigniſſes aus der letzten polniſchen Revolntion dar. Unſer ſechstes Heft wird es mittheilen.

Herausgegeben von Auguſt Lewald.

Durch Liebe zur Höhe.

Polniſches Novelletto.

„Hervor, Herenmeiſter, lege Deine Karten zurecht, und laſſe den Kaffeeſatz kochen! Die verſchleierte Dame, welche mich begleitet, und die ich liebe und verehre, wie rechtliche Männer ihren Gott verehren und lieben, und wie ein Pole ſein Vaterland, dieſe junge Dame will, daß Du ihr wahrſageſt.

Sie will, daß Du ihr ſageſt, ob es wahr ſey, daß ich ſie liebe, denn ſie zweifelt noch daran, die Grauſame. Sie will, daß Du ihr ſageſt, ob die Liebe, welche ſie empfindet, eine ſolche iſt, wie ſie Gott den Sterblichen ſendet, als einen Vorgeſchmack der himmliſchen Wonnen, oder eine ſolche, womit Satan das Herz der Menſchen erfüllt, als ein ſchreckliches Vorſpiel der hölliſchen Züchtigung.

Alſo hervor, hervor, alter Herenmeiſter! lege zurecht Deine Karten, und laſſe den Kaffeeſatz ſieden, auf daß Du meiner Dame gut antworten mögeſt. Spare nichts, um ſie zufrieden zu ſtellen! Du ſollſt bezahlt werden, wie ſie geliebt wird!“ —

Dieſe Worte ſprach ein junger ſchlanker Mann, der an der Seite einer verſchleierten Dame zur niedrigen Thür der ſchmutzigen Wohnung eines armen Bürgers von Warſchau hereingetreten war. Die hohen Geſtalten konnten ſich in dem niedrigen Raume kaum aufrecht erhalten, der von dem Qualme einer Thranlampe ganz erfüllt war. Die alte Geſtalt eines ſchmutzigen Polen mit weißem Barte und kleinen triefenden Augen war beſchäftigt, die Ueberbleibſel eines ärmlichen Mahles, das dem Anſcheine nach aus Fiſchen und rohen Zwiebeln beſtanden hatte, mit geſchäftiger Eile hinwegzuräumen, dann den Tiſch und ſeinen Bart abwechſelnd mit dem untern Theile ſeines Aermels abzuwiſchen, und mit großem Ernſte ein Spiel abgenutzter Tarockkarten, einige Stümpfchen Wachslicht und ein ſchwarzes Stäbchen auf den Tiſch zu legen, hierauf die Kohlen, die auf etlichen Ziegeln in einem

Winkel des Raumes glimmten, auf den Bauch gelegt, durch Blaſen anzufachen, und eine braune Maſſe in einen Keſſel zu ſchütten, der, ſobald er über dem Feuer hing, durch ein leichtes Arom andeutete, daß ſein Inhalt Kaffee ſey, der ſchon oft zu ähnlicher Gaukelei gebraucht worden war.

Während der Alte in ſeinem Winkel kauerte, blaſend und rührend, ſah der junge Mann mit leuchtenden Blicken das ſchöne Weib an, welches neben ihm ſtand. Es ſchien ſich Muth und Erwartung in dieſem Blicke zu ſpiegeln, indeß die Schöne verwirrt auf den Eſtrich blickte, der ungleich und höckerig den Fußboden des Raumes bildete.

Der Alte hatte jetzt ſeinen Kaffeeſatz ausgekocht und ſchüttete ihn in ein flaches Geſchirr, das er auf den Tiſch ſtellte. Kein Wort war geſprochen worden, und es machte einen ſchauerlichen Eindruck, als er nunmehr im tiefen, doch zitternden Baſſe gleich einer Beſchwörung die Worte vernehmen ließ:

„Höret nun, Ihr jungen Leute, was das große Spiel mich lehren wird.“

Hierauf miſchte der Wahrſager ſeine Karten und legte ſie nach gewohnter Ordnung vor ſich auf den Tiſch, dann ſah er ſeinen Beſuch mit einem finſtern Blicke lang und feſt an, indem er die Karten einzeln vom Tiſche hob.

„Für einen Zauberer iſt nichts verſchleiert. Unter dem ſchwarzen Schleier dieſer jungen Dame erkenne ich die Gemahlin des Oberſten Sarloff, des Chefs der Militärpolizei von Warſchau. Dieſe friſche und duftende Blume hat der alte Officier ſich aus Frankreich geholt, aber ſie hat unter dem kalten Einfluſſe des Nordens nichts von ihrer Friſche, nichts von ihrer Schönheit verloren.“ —

Die verſchleierte Dame ſchauderte zuſammen.

„Für einen Zauberer gibt es kein Geheimniß. Unter dieſer ruſſiſchen Uniform und unter dieſen durch Kunſt verſtellten Zügen erkenne ich den polniſchen Grafen Dewisky, das Haupt des Warſchauer Klubbs, der die letzte Verſchwörung gegen die ruſſiſche Herrſchaft leitete; deſſelben Grafen Dewisky, der zum Tode verurtheilt iſt, und auf deſſen Kopf ein Preis von 500 Rubeln geſetzt wurde, und der ſich hier verborgen hält, um nächſtens nach Frankreich zu entfliehen.“ —

Der junge Menſch ſchauderte zuſammen.

„Dieſes haben mich die Karten gelehrt. Vernehmet jetzt, was ich im Kaffeeſatz leſe. Dieſer Satz, den ich hier in das Waſſer ſchütte, bildet acht und zwanzig Buchſtaben oder myſteriöſe Charaktere, welche wiederum ſieben Worte bilden: Eure Liebe iſt eine ſolche, welche erhöht. Ihr mögt darüber nachdenken, um den Sinn zu verſtehen.“

„Iſt dieſer Sinn nicht deutlich, meine ſchöne Freundin, deutet er uns nicht an, daß unſere Liebe uns beſſert mit edler Macht und nicht erniedrigt, wie die gemeine Leidenſchaft; daß ſie vom Himmel ſtammt und nicht aus der Hölle? Du ſelbſt wollteſt ja den Zauberer fragen, und wenn er nun Deine Sorglichkeiten widerlegt, könnteſt Du noch zögern, Dich meinen Wünſchen zu fügen? Um eilf Uhr erwarte ich Dich unter der großen Fichte am Eingange des Dir bekannten Wäldchens, um von Dir Abſchied zu nehmen. Das Wetter iſt mild, aber die Nacht iſt finſter. Beides iſt meiner Flucht günſtig: Wirſt Du kommen?“

Die junge Dame war heftig bewegt. Ihr gepreßter Buſen hob ihren Schleier gewaltſam empor, ihre Hand drückte convulſiviſch die Hand ihres Begleiters. Nach einer tiefen, bangen Stille von wenigen Minuten neigte ſie ſich zu dem Ohr des jungen Polen und flüſterte: „Ich werde kommen!“

Graf Dewisky warf eine Börſe auf den Tiſch des Wahrſagers, und ſtill entfernte ſich das Paar, längs den Mauern fortſchleichend, ſich der Finſterniß vertrauend, welche ſich rings umher verbreitet hatte.

Der Alte leerte haſtig den Inhalt der Börſe, und rief, nachdem er gezählt hatte, mit teufliſchem Hohne die Worte: „Zwanzig Rubel! Beim Teufel! Ich muß dieſe Nacht noch fünfhundert haben.“

* * *

Die Dunkelheit hatte zugenommen, und ein ſtarker Wind wirbelte den Sand von der Straße in die Höhe und bewegte die alten Wipfel der Bäume, die ein Wäldchen ſeitwärts von der Straße nach Blonie bildeten. Ringsum herrſchte Stille, nur ſelten bleiben Wanderer ſo ſpät auf der Straße in jenen Gegenden. Ein junger Mann, in einen Mantel gehüllt, ſtand unter der großen Fichte am Eingange des Wäldchens, und blickte hinaus in die Nacht. Bald geſellte ſich eine dunkle Geſtalt zu ihm. Es war die Geliebte. Von dem Raſen unter dem alten mächtigen Baume, wo ſie nun Beide ſaßen, ſtrömte ein leiſes Geräuſch von Worten und Seufzern empor, das ſich in dem Zuſammenſchlagen der Aeſte verlor, die der Wind heftig bewegte.

Ein dumpfer Glockenton ließ ſich aus dem unfernen Warſchau vernehmen.

„Jetzt ſchlägt es Mitternacht in der Stadt,“ ſagte der Jüngling. „Die Pferde erwarten mich, die mich über die Grenze bringen ſollen. Lebe wohl! Später werde ich Alles wiederſehen, was ich liebe, das Vaterland und Dich —“

„Weder eins noch das andere!“ rief hier ein Menſch, der, wie aus der Erde geſtiegen, vor dem Paare ſtand.

* *
*

Es war der Gemahl Sophiens, der Chef der Militärpolizei, der ruſſiſche Oberſt Sarloff. Dewisky wollte den Degen ziehen; aber Mehre drangen auf ihn ein, entwaffneten ihn und banden ihm Füße und Hände. Sophie lag ohnmächtig zur Seite.

„Zuerſt wollen wir den Gatten rächen,“ ſchrie der wilde Sarloff, und auf ein Zeichen von ihm warfen ſich ſeine Begleiter auf das ohnmächtige Weib, ſchlangen einen Strick um ihren weißen Hals, und zogen ſie hinauf in die Zweige der Rieſenfichte, die ihrem Liebeskoſen ein ſchützender Baum ſeyn ſollte. Während ſie unter fürchterlichen Zuckungen den Geiſt aufgab, ſpielte der Nachtwind mit ihren ſchönen Haaren, wie mit den tief herabhängenden Nadeln des mächtigen Baumes.

„Nun für den Chef der Polizei. Auch ſeine Rache ſoll ihm werden!“

Auf ein zweites Zeichen Sarloff's machten die geſchickten Henker die Schlinge um Dewisky's Nacken.

„Halt!“ ſchrie der Oberſt der Polizei, und dicht vor den Unglücklichen hintretend, fragte er ihn höhniſch: „Habt Ihr noch etwas zu ſagen?“

„Fluch über Euch!“ war Dewisky's Antwort. *)

„Nur Eines noch,“ ſeufzte er, indem ſie ihn in die Höhe zogen: „wer hat mich verrathen?“

Da rief ein wilder Ton ihm in die Ohren: „Sagt' ich es Euch nicht dieſen Abend, daß Eure Liebe Euch erhöhen würde?“

Dewisky's letzte Blicke fielen auf das häßliche Antlitz des Zauberers, der mit teufliſchem Lachen den Strick um den niedrigſten Zweig des Baumes geſchlungen hatte.

*) Man ſehe die Zeichnung des vorigen Heftes.

Pariser Skizzen.

I.

Wohnungen der Schriftsteller.

Delavigne. — Janin. — Balzac. — Chateaubriand. — Victor Hugo. — Leclercq. — Löve-Weimars. — Sue. — Karr. — Berthoud. — Monnier. — Paul de Kock. — David. — Dumas. — Lamartine. — Soulié. — Gaillardet. — Deschamps. — Jouy. — Sand. — Alfred de Musset.

Particularitäten, die man über das Privatleben der Schriftſteller der Leſewelt mittheilt, haben immer für ſie ein großes Intereſſe; man gefällt ſich darin, Beziehungen zwiſchen ihrer Art zu leben und ihrer Art zu denken, zu knüpfen. Auch gibt es nur ſehr wenige Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, von welchen Paris nicht mehr oder minder genau den Geſchmack, die Verbindungen, die Eigenheiten, die Schulden und noch ſo manches Andere weiß. So behalten ſelbſt die Anecdoten der Literatoren aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. für uns noch des Anziehenden genug, um wie viel mehr iſt es aber mit dem der Fall, was ſich um uns zuträgt. Wir heben uns gern auf den Zehenſpitzen in die Höhe, um über die Mauer in das Privatleben dieſer Herren ſehen zu können.

Zu gleicher Zeit geſellt ſich zu dieſem Vergnügen die Luſt an der verbotenen Frucht, da das Privatleben nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört; wenn man aber den Vorhang auch nicht gänzlich in die Höhe ziehen darf, ſo wird es doch mindeſtens erlaubt ſeyn, ihn hie und da ein wenig zu lüften, um einen flüchtigen Blick in das Innere der Wohnungen zu werfen. Dieß wollen wir hiemit verſuchen.

Wenn irgend etwas auf den Charakter eines Künſtlers ſchließen läßt, ſo iſt es ſeine Wohnung. Ein Jeder richtet dieſe nach ſeinem

Geſchmacke ein; es würde ſchwer ſeyn, in einem Zimmer zu denken und zu ſchreiben, deſſen ganze Einrichtung nicht mit dem Geiſte des Bewohners in Harmonie wäre. Man könnte hier Buffon's bekanntes Wort: der Styl iſt der Menſch, parodiren, indem man ſagte: die Wohnung iſt der Menſch.

Caſimir Delavigne bewohnt in dem großen Gebäude, wo das Conſervatorium und die „menus plaisirs“ vereinigt ſind, ein Appartement im erſten Stocke. Man gelangt dahin auf einer ernſten und großen Treppe aus den Zeiten Ludwigs XIV., und wird oben von alten Bedienten empfangen, welches immer ein Beweis von der Güte der Herrſchaft zu ſeyn pflegt. Selten geht man durch die langen Speiſe- und Billardzimmer, ohne der bejahrten Mutter des Herrn Delavigne zu begegnen. Sie hat ſanfte, ehrwürdige Züge. Neben ihr ſpringt ein kleiner, hübſcher Knabe, ein prachtvoller Blondkopf, der, ſobald er einen Fremden erblickt, ſich zwiſchen die Beine ſeines Vaters verbirgt. Für dieſen Sohn vergißt Delavigne Alles, und ich habe ihn eine ernſte Converſation unterbrechen ſehen, um dieſem geliebten Kinde ein Spielzeug in Ordnung zu bringen. Alles iſt einfach und patriarchaliſch bei dem Dichter der Meſſeniennen. Nur ein großes Bildniß von Louis Philippe ſchmückt die Wand des Empfangzimmers; denn Delavigne iſt noch immer der Freund des Königs, wie er es einſt dem Herzoge von Orleans geweſen. Germain Delavigne iſt oft bei ſeinem Bruder und ſpeist gewöhnlich bei ihm. So oft die Brüder ſich beſuchen, drücken ſie ſich lächelnd die Hand; Germain iſt übrigens immer heiter, zuvorkommend und geſprächig; geht er fort, ſo ſieht man es ihm an, wie gern er bei ſeinem Bruder war und dieſer folgt ihm mit den Blicken.

Man verläßt dieſe Wohnung mit lebhafter Rührung, und von dem Eindrucke der heiligſten und reinſten Poeſie durchdrungen, der Poeſie der Familie.

Um zu Jules Janin zu gelangen, muß man über den Hof eines Hotels der rue de Tournon ſchreiten, wo Lakaien in Hemdsärmeln, die ihre goldbordirten Livreen für einige Augenblicke abgelegt haben, eine glänzende Kaleſche waſchen und zurecht machen. Man geht von einem glänzenden Zimmer in's andere, bis zu dem Cabinet, wo Janin in ſeinem Bette arbeitet, umgeben von einer Geſellſchaft junger Leute, die um ihn ſcherzen und lachen. Er kümmert ſich nicht im Geringſten um ſie und arbeitet fort; manchmal miſcht er einen Witz in ihre Unterredung. Eine Dame (dieſelbe, deren kleinen Glacéhandſchuh er Herrn Niſard hinwarf, als dieſer den famoſen Streit über die ſchwere und leichte Literatur entſpann,) nimmt manchmal Theil an

dieſen Unterhaltungen; oder vielmehr, ſie entreißt ihn ohne Umſtände dieſen überläſtigen Beſuchen, wenn er ſie zu lange mit dem Frühſtücke warten läßt. Manchmal auch, wenn die Flut der Neugierigen und ſeiner Freunde zu groß wird, entflieht der berühmte Kritiker durch eine geheime Thür in einen beſcheidenen Entreſol, der einen gänzlich verſteckten Eingang hat. Hier kann er ohne Störung ernſteren Arbeiten obliegen, was ihm in ſeinem Appartement nie vergönnt iſt. Janin trägt beim Arbeiten eine graue Blouſe und eine baumwollene Mütze.

Von dort wenden wir uns zur rue Cassini Nro. 1. Hier wohnt in einem Hauſe von zweideutigem Ausſehen, das an die bürgerliche Penſion des „père Goriot“ ein wenig ſtark erinnert, der Dichter deſſelben, Herr von Balzac ſelbſt. Man gelangt auf einer ſchmalen, unbequemen Treppe zu ihm, und befindet ſich nun mitten unter verſchiedenartigen Mobilien, die mit größerer Prätenſion als Geſchmack zuſammengebracht und geordnet ſcheinen. Man glaubt bei einem plötzlich reich gewordenen Spieler oder einem Börſenſpeculanten zu ſeyn, der ſich noch nicht vollkommen mit ſeiner Opulenz vertraut machen konnte. Als Beleg geben wir hier die genaue Beſchreibung, welche Balzac ſelbſt in ſeiner „fille aux yeux d'or“ von ſeinem Kabinete macht:

„Die Hälfte des Boudoirs, wo ſich Heinrich befand, beſchrieb eine anmuthige Kreislinie, als Gegenſatz zu dem andern Theile des Gemachs, die vollkommen viereckig war, und in deren Mitte ein Kamin von weißem Marmor und Gold glänzte. Man trat durch eine Seitenthür in dieß Gemach, welche mit einer reichen Tapiſſerie verhängt war und einem Fenſter gegenüber lag. Das Halbrund wurde von einem ächt türkiſchen Divan eingenommen, d. h. von einer auf dem Boden liegenden Matraze, ſo breit wie ein Bett. Dieſer Divan hatte 50 Schritte im Umfange und war mit weißem Kaſchemir überzogen, der mit ſchwarzer und hochrother Seide geziert war. Die Rückenlehne dieſes ungeheuren Bettes erhob ſich über den zahlreichen Polſtern, die ihm zur Zierde, wie zur Bequemlichkeit dienten. Die Wände waren mit einem rothen Stoffe bekleidet, worüber ein fein gefältelter Muſſelin gezogen war, und bald erhabene, bald vertiefte Säulen bildete, die oben durch ein hochrothes Band mit ſchwarzen Arabesken geſchloſſen waren. In den Falten des Muſſelins theilweiſe verſteckt, wurde das Hochrothe zum Roſenfarb, und deßhalb waren auch die reichen Fenſter-Draperien von Muſſelin mit Roſatafft gefuttert und mit hochrothen und ſchwarzen Franzen verbrämt. Sechs Arme von Vermeil mit zwölf Wachskerzen waren gleichmäßig an der Wand vertheilt, um den Divan zu erleuchten. Der Plafond, von dem ein Lüſtre von mattem Vermeil

herabhing, war glänzend weiß und die Hohlkehle vergoldet. Der Teppich glich einem orientaliſchen Shawl und zeigte Scenen aus perſiſchen Dichtungen. Die Möbel waren mit weißem Caſchemir überzogen und mit roth und ſchwarzen Zierrathen geſchmückt. Die Uhr, die Candelaber u. ſ. w. waren von weißem Marmor und Gold. Der einzige Tiſch, der hier ſtand, war mit einem ächten Shawl bedeckt. Auf den Blumentiſchen prangten Roſen von allen Arten, und Alles zeigte von der Liebe und Sorgfalt, die dieſes Gemach möblirt hatten. Nie noch hatte ſich der Reichthum ſo verläugnet, um reinſte Eleganz zu werden und Luſt und Vergnügen einzuflößen. Auch der kälteſte Menſch hätte hier wärmer empfinden müſſen. Die wellenförmigen Bewegungen der Wandbekleidung, welche bald roth, bald weiß ſchimmerte, je nachdem man den Blick auf ſie richtete, harmonirten trefflich mit den Wirkungen des Lichtes, welches in die durchſichtigen Säulen ſtrömte, und wolkenähnliche Täuſchungen hervorbrachte.“

Herr von Balzac trägt gewöhnlich einen Hausrock von weißem Flanell mit goldenem Gürtel. Im Nacken hängt eine Kapuze, die er nach Belieben über den Kopf ziehen kann. Dieß gibt dem Dichter der **Eugenie Graudet** das Anſehen eines dicken, wohlgenährten Mönchs.

Als Gegenſatz treten wir jetzt in das Kabinet Chateaubriand's. Hier empfangen uns keine verbrämten Lakaien, aber ein Luxus ſtrenger Entſagung, eine ſtille und melancholiſche Majeſtät. Das Kabinet, worin der ehemalige Miniſter wohnt, iſt mit Eichenholz getäfelt; er, dem die jetzige Literatur Frankreichs ihre ganze Richtung verdankt. Ermüdet, verdroſſen, faſt aufgelöst, verläßt er faſt nie ſeine nachläßig bequeme Stellung, und begnügt ſich nur von Zeit zu Zeit einen ſtechenden Blick auf ſeinen Beſuch zu werfen, wie der ruhige Veſuv doch immer hin und wieder eine zuckende Flamme hinausſendet, um ſein inneres Feuer zu verkünden. Hier miſchen ſich in die halb leiſe gemurmelten Worte das Rauſchen der ſchönen Bäume vor dem Hotel, das Rollen der Wagen auf der Straße, die zur barrière de l'enfer führt, und der Geſang der kleinen Vögel, die ihr Neſt unter dem Dach des Mannes gebaut haben, den Verbannung, Unglück und Ruhm die grauſamſte Prüfung auferlegt haben. —

Der Verfaſſer von Marion de Lorme mußte billig dort wohnen, wo dieſe berühmte Courtiſane wohnte; der Dichter von Notre-Dame mußte ſich mit Gegenſtänden des Mittelalters umgeben, und der Mann, den man mit dem nicht von ihm zurückgewieſenen Titel: „König der jungen Literatur“ beehrte, ſollte wohl von ſeinen huldigenden Unterthanen umgeben ſeyn. In der That, fragt man auf der place-royale nach Victor Hugo's Wohnung, ſo wird man zu einem dunkeln

Bogen in einer Ecke gewieſen. Hier führt uns die große Eingangspforte zum palier und dieſes zum erſten Stockwerke, aus dem erſten geräth man in's zweite, zu einem ungeheuern Appartement, deſſen Möbel eine etwas uncorrecte Miſchung des Mittelalters und unſerer Tage verrathen. Eine aus Holz geſchnittene Kanzel mit einem Himmel von Damaſt; gemalte Scheiben; ein Kanape aus der Zeit Ludwigs XV.; der Dichter, oft in einem grünen, groß geblümten Schlafrock, manchmal aber in einer wollenen Jacke, die wie ein Panzerhemd des vierzehnten Jahrhunderts ausſieht. Auf den Wänden des Kabinets des Dichters, das ſich im entlegenſten Theile des Hauſes befindet, ſieht man Zeichnungen von Louis Boulanger, Celeſtin Nanteuil und andern Künſtlern, welche für den Verfaſſer „des letzten Tages eines Verurtheilten“ eben ſo viel Bewunderung als Freundſchaft empfinden. Man findet ſtets Freunde und Fanatiker bei Victor Hugo, wie Granier de Caſſagnac, Louis de Maynard, Théophile Gauthier u. ſ. w. Die erſten beiden erſchnappen jedes Wort des Dichters, und ſeine Urtheile bilden die Baſis ihrer Kritik in den Debats und der Revue de Paris.

Manchmal kommt Madame Hugo mit ihren ſchönen Kindern, um ſich an die Seite ihres berühmten Gatten zu ſetzen, und die ſich um ihn bildende Gruppe zu beleben.

Bis hieher zeigte ich meinen Leſern das Aeußere der Wohnung übereinſtimmend mit dem Character ihres Bewohners, jetzt kommen wir zu den Anomalien. Welchen Schriftſteller wird man ſich wohl in einem Kabinet denken können, das mit einer an Koketterie gränzenden Sorgfalt möblirt iſt, wie man ſie nur in dem weibiſchen Boudoir einer ſchönen Frau antreffen kann? Sehen Sie jenen Mann im grünen Ueberrocke, mit dem weißen Kragen, ſo ſauber und rein, mit dem trockenen Geſichte, ſo traurig und melancholiſch; man muß glauben, er ſey krank. In dem Talente dieſes Mannes ſprudelt jedoch etwas von Moliere's Geiſt und Beobachtungsgabe. Es iſt Theodor Leclercq, Verfaſſer der dramatiſirten Sprüchwörter.

Aus der ruhigen Straße, wo er wohnt, wandern wir zu der geräuſchvollen rue de provence. Hier wohnt Löve-Weimars, in einem köſtlichen und anmuthigen Appartement, wo nichts an den Kritiker, noch an den Gelehrten erinnert, wo man weder an Hoffmann noch an die Oper denkt.

Von hier wenden wir uns zur zweiten Etage eines Hauſes der rue Caumartin wo ein Groom uns in ein Kabinet führt, in dem eine ſo complete Finſterniß herrſcht, daß die Augen einige Minuten brauchen, um die Gegenſtände zu unterſcheiden. Ein Store von gothiſchen

Fenſterſcheiben verwehrt hier dem Licht den Eingang. An den Wänden ſind kleine Geſtelle von Eichenholz angebracht, auf denen ſich Gipsabgüſſe von Schädeln hinziehen, um die Phrenologie daran zu ſtudiren. Dazwiſchen iſt eine mäßige Anzahl von Büchern placirt. Welcher Autor wohnt hier? Welche Art von Nachdenken und Arbeit ſtimmt wohl mit dieſer Stille, mit dieſer Nacht überein? Ein kleines Schiffsmodell bringt uns auf die Fährte. In dieſem Kabinet wurden Plick und Plock, Atar-Gull und die luſtige Orgie: der Salamander, empfangen und niedergeſchrieben. Wir ſind bei Eugen Sue.

Oft ſchon gingen wir durch die rue vivienne, dieſen ſchmalen, von ſechs und ſiebenſtöckigen Häuſern gebildeten Couloir, und dachten nicht daran, daß hoch oben an dem höchſten dieſer Häuſer, ſich ein Balcon befinde, von wo man einen ungeheuern Horizont habe und Montmartre mit ſeinen Bäumen und Mühlen, ſeinen Häuſern und Spaziergängern erblicken könne. Hinter dieſem Balcon öffnet ſich ein Gemach, das von oben erleuchtet wird, wie die Werkſtatt eines Malers, und das bei einer geſuchten Eleganz ſehr viel Originalität zeigt. Ein ungeheurer Neufundländer, der an den fantaſtiſchen Geſellſchafter des Zauberers Cornelius erinnert, liegt auf der Schwelle und folgt mit ſeinen Blicken unaufhörlich ſeinem Herrn, der im ſchwarzſammtnem Hausrocke mit großer Sorgfalt ſeine Blumen pflegt, womit der Balcon ganz bedeckt iſt. Im Zimmer ſelbſt hängen an der Wand Flinten; Todtenköpfe, das Bild einer Frau mit zerbrochenem Glaſe, Briefe in Rahmen und mit einem Trauerflor umhängt, Schmetterlinge, Muſcheln, chineſiſche Vaſen, gemalte Fenſterſcheiben, Alles dieß iſt mit ausgeſuchtem Geſchmacke und ohne Unordnung im Gemache vertheilt. Auch eine Medaille iſt darunter und vollendet dieſen eben ſo poetiſchen als originellen Schmuck, indem ſie von einem edeln und gerechten Stolze Zeugniß ablegt. — Wir treten näher und leſen:

»Miniſterium des Handels und der öffentlichen Arbeiten.

An Alphonſe Karr, als er mit Gefahr ſeines eigenen Lebens einen Küraſſier des zweiten Regiments aus den Wellen rettete. Châlons an der Marne, 25. Juli 1829. — Ertheilt im Jahr 1833.« —

Bei Henry Berthoud herrſchen die Ordnung und kleinliche Reinlichkeit Flandern's. Fenſter, Jalouſien und Vorhänge ſind ſo feſt verſchloſſen, daß weder Lärm noch Hitze in ſein Kabinet eindringen können. Der Dichter von „Rembrandt's Schweſter" umgibt ſich gern mit Erinnerungen an ſein Land und an ſeine Familie; das Erſte, was unſere Blicke auf ſich zieht, ſind die Bildniſſe ſeiner Mutter und Schweſter; dann die Büſte Fenelons; ferner die Zeichnungen, welche

das Haus vorſtellen, wo er geboren wurde und die vornehmſten Gebäude ſeiner Vaterſtadt Cambrai. Prachtvolle Fenſter von Gavarni gemalt, ſchmücken dieſes Zimmer, daneben hängen Gemälde des Engländers Martin, von Grenze, David und Teniers, zwiſchen Skizzen, Aquarellen und Sepien, unter denen Namen ſtehen, wie: Vernet, Monnier, Fleury, Granville, Lepaulle, Garneray, Swebach, Verberkowen u. ſ. w.

Sobald wir aus der rue St. Georges treten, klopfen wir rue de la Rochefoucauld Nro. 21 an eine Thür im zweiten Stocke. Wir ſchreiten dann durch einen kleinen, halbdunkeln Corridor und treten in ein kleines Zimmer, das mit der übrigen Wohnung nicht zuſammenhängt. Hier ſehen wir einen ungeheuern Schreibtiſch von Eichenholz, der mit großer Sorgfalt gebohnt iſt und glänzt; eine kleine Bibliothek hinter Glasthüren, in ſehr eleganten Einbänden; ein großes Studium eines weiblichen Kopfes in Oel, einen ſehr weißen Schädel wie von Elfenbein, zwei bis drei bequeme Lehnſeſſel, endlich das Bild eines berühmten engliſchen Schauſpielers. Mitten unter dieſen Gegenſtänden arbeitet ein Mann, mit beweglichen und ſarcaſtiſchen Zügen. Er ſtudirt eine Rolle, er zeichnet oder ſchreibt, denn er iſt zu gleicher Zeit Schauſpieler, Maler und Schriftſteller. Wir begrüßen in dieſem Manne Henri Monnier.

Paul de Kock ſchreibt ſeine Romane in der einfachſten Umgebung. Die Fenſter ſeines Kabinets gehen aber nach dem Boulevard St. Martin. Dort findet er unzählige Originale, die ohne es zu wiſſen und zu wollen, ihm bei ſeinen Schilderungen ſitzen müſſen. In der ſchönen Jahreszeit geht de Kock nach Romainville, neben jenem von den Griſetten ſo geliebten Wäldchen, deren heitere und pikante Schönheit er ſo ſchön wiederzugeben weiß. Man iſt überraſcht, wenn man ſieht, daß Kock's Lieblingslectüre aus den Werken Voltaire's und Jouy's beſteht.

Nicht weit von hier, in der rue Montholon, am Ende eines düſtern Hofes, in einem ſtillen Appartement, wohnt ein junger, bleicher Menſch, neben dem, während er arbeitet, eine junge Frau von ſeltener Schönheit ſitzt, welche Raphael als Modell einer Madonna dienen könnte. Dies iſt Felix Davin.

Alexander Dumas bewohnte ſonſt ein reiches Appartement in der rue bleue. Ein Tigerfell diente ihm als Fußteppich und die von einem berühmten Meiſter gemalten Fenſter, ließen auf das Lager des Dichters nur einen wolluſtigen halben Tag hindurchdringen. Jetzt wohnt Dumas, wahrſcheinlich aus Künſtlereigenſinn, in einer engen Wohnung in dem passage Saulnier, wo er kaum ſein reiches Mobiliar unterbringen kann, welches in drei kleinen Piecen auf einander gehäuft ſteht.

De Lamartine bewohnt den Faubourg St. Germain, wo er einen Luxus um ſich verbreitet, wie ihn eine pretentiöſe und ächt ariſtokratiſche Einfachheit erheiſcht. De Lamartine iſt bekanntlich ſtolzer auf ſeinen zweifelhaften Adel, als auf ſein ausgezeichnetes Talent, und gefällt ſich darin, in ſeinem Privatleben Formen und Betragen anzunehmen, die nicht mehr für unſere Zeit taugen. So z. B. beſtimmt er Rendez-vous, zu denen er ſich nur ſelten einſtellt, und macht viel zu oft Vortheile geltend, zu welchen nur ein Einkommen von hunderttauſend Franken zu berechtigen pflegen.

Bei Frederic Soulié an der Ecke der rue Vivienne bemerken wir eine anſtändige und durchaus ehrbare Einfachheit.

Scribe umgibt ſich mit »meubles mignons, disposés mignonnement, dans l'appartement mignon d'un petit hôtel tout-à-fait mignon.«

Gaillardet (Tour de Nèsle) wohnt der Morgue gegenüber, im vierten Stockwerke.

Bei Emil Deschampes finden wir alles elegant.

Jouy's Kabinet iſt ein merkwürdiges Ueberbleibſel des Luxus aus der Kaiſerzeit, und George Sand vereinigt in ſeiner Wohnung ſo viel Unzuſammenhängendes und Widerſprechendes, daß man ſich ernſtlich fragen möchte: zu welchem Geſchlechte gehört der Bewohner dieſes ſeltſam und bizarr eingerichteten Aufenthaltes?

Ich will hier nur noch hinzufügen, daß der Schreibtiſch Jouy's Säulen von Mahagony hat, deren Kapitäler aus vergoldetem Kupfer beſtehen; daß eine Statue von Voltaire darauf ſteht und gegenüber die Büſte des Generals Foy, mit einem alten Degengehänge prächtig geziert, das halb von Leder und halb geſtrickt iſt.

Das Appartement Alfreds von Muſſet gleicht der Werkſtätte eines Bildhauerlehrlings oder vielmehr dem Laden eines Gipsgießers, ſo viel Statuen und Gipsabgüſſe liegen darin umher. Hiezu kommt nun noch eine unbeſchreibliche Unordnung: offene Schränke, Kleider und Wäſche umhergeworfen, auf Tiſchen und Stühlen; dies iſt die Wohnung des Dichters, wie man ſie vor fünfzig Jahren in den Komödien zu ſchildern pflegte. Uebrigens liefern dieſe Nachläßigkeit und Nichtachtung der gewöhnlichen Lebensbedürfniſſe ein vollkommenes Bild des geiſtreichen und liederlichen Dichters der »nuit vénitienne« und dem treuen Gefährten von George Sand.

Digitized by Google

II.

Ein Heirathsbureau.

Stille und Dunkelheit! Dies iſt, wie ein jeder weiß, der Wahlſpruch der Eule, aber nicht Jeder kann wiſſen, daß dieſelbe Deviſe jeder Ritter auf ſeinem Schilde haben muß, der ſich bei einer Heirathsagentur melden will.

Bei Stille und Dunkelheit werden die Ehen geſchloſſen, oder vielmehr nicht geſchloſſen, „ohne Honorare für die Damen und ohne Vorſchüſſe von Seite der Herren,“ wie es in der Ankündigung heißt.

„Ein junger angenehmer Menſch, gegen welchen das Glück ſich nicht ſo freigebig wie die Natur bewieſen hat, wünſchte ſich mit einem Frauenzimmer zu verbinden, welches weniger mit Schönheit geſchmückt ſeyn darf, die man im Hausweſen recht gut entbehren kann, als mit einer Mitgabe von Einmalhunderttauſend Franken. Damit läßt ſich ſchon ein kleines Geſchäftchen anfangen, und wenn der liebe Gott hilft, wie man doch immer ſo gern die Hoffnung hegt, ſo kann man ſich bald in ſeinen kleinen Geburtsort zurückziehen, und iſt für ſeine übrige Lebenszeit geborgen.“ Dies ſind denn immer die gewöhnlichen Redensarten.

Ich will mich nun bemühen einen ſolchen jungen Mann zu ſchildern der auf die Jagd ausgeht, um eine convenable Ehehälfte zu erlangen.

Er klingelt an eine kleine Thür und wird hierauf in ein Salon-Bureau eingeführt. Hier findet er ein Kanape und drei Lehnſeſſel, mit königsblauem Sammt von Utrecht überzogen; an den Fenſtern ſind Vorhänge von Muſſelin, und Uhr und Vaſen von Alabaſter ſtehen auf dem Kamin. In der Mitte des Salons ſteht ein Schreibtiſch, worauf eilf Cartons liegen. Auf dem einen derſelben ſteht mit Buchſtaben von mittler Größe:

Abzuſchließende Heirathen.

Auf den andern zehn aber mit großen Characteren:

Abgeſchloſſene Heirathen.

Die Blicke des jungen Menſchen hefteten ſich beim Eintreten auf dieſe zehn Hefte, deren Aufſchriften nach der Thür gekehrt ſind, um ſie beſſer leſen zu können. Schon wähnt er ſeinen Antrag auch dort den Uebrigen zugeſellt zu ſehen und ſein Herz hüpſt vor Freude.

Madame X., die Eigenthümerin des Bureaus, iſt in dem neben anſtoßenden Zimmer, oder in der Küche. Da ſie Geräuſch vernimmt, kommt ſie herbei. Sie ſtrickt an einem grauen Wollſtrumpfe.

„Wünſcht der Herr mit mir ein Geſchäft zu machen?“

„Ja, Madame.“

„Setzen Sie ſich.“

Sie nimmt hierauf ihren Platz auf dem Kanape, ſteckt ihre Stricknadel unter ihre Haube, und ſchickt ſich an, den vor ihr ſtehenden jungen Mann anzuhören.

Da er jedoch nicht anfangen will, nimmt Madame wieder das Wort.

„Ohne Zweifel kommt der Herr aus guten Gründen hieher; er wünſcht wahrſcheinlich eine Frau.“

„Ja, Madame.“

Und nun, durch dieſe Anrede muthiger gemacht, bringt er ſeine Wünſche vor, die Blicke ſtets feſt auf die zehn Cartons richtend. Als er nun zu Ende iſt, ruft Madame X. ſehr zufrieden aus:

„In der That, mein Herr, ich kann Ihnen gerade dienen. Ich habe ſo eben ein Fräulein von 26 Jahren bei der Hand, das weder Vater noch Mutter hat, und volle hunderttauſend Franken im Vermögen beſitzt. Sie könnten ſich nur über Etwas beklagen (hier lächelt die Madame X. leicht), daß ihr Schätzchen zu ſchön wäre, denn man muß geſtehen, ihr Aeußeres iſt vollkommen. Hierüber mögen Sie jedoch ſelbſt urtheilen, denn der Zufall fügt es, daß ſie eben im Hauſe iſt, und das wird Ihnen die Mühe erſparen, noch einmal wieder zu kommen. Es kann Alles ſogleich abgemacht werden.“

Hier ſteht Madame X. auf und bittet den jungen Mann eine Minute zu warten.

Sobald er nun allein iſt, überläßt er ſich der Freude, die ihm ſein Glück einflößt. Er ſegnet ſeinen guten Einfall, der ihn in dies Haus geführt hat, wo ihn das Glück bereits erwartete.... Bald kann er eine anbetungswürdige Gattin — mit hunderttauſend Franken an's Herz drücken, ... oder nein! vielmehr hunderttauſend Franken mit einer anbetungswürdigen Gattin.

Aus dieſen holden Träumereien wird er durch das Hereintreten eines Menſchen geriſſen. Es iſt ein bebrillter Mann, im Hausrocke und in grünen Pantoffeln. Er ſetzt ſich mit ernſter Miene an den Schreibtiſch, und ſucht ein Regiſter in dem Carton mit der Ueberſchrift: „Abzuſchließende Heirathen.“ Hierauf betrachtet er den jungen Mann vom Kopf zu den Füßen und ſchreibt einige Zeilen.

„Sie heißen?“

„Eduard **.“

„Ihr Alter?“

„Zwei und zwanzig Jahre.“

„Ihr Stand?“

„Dichter.“

„Ihr Vermögen?“

„Keines.“

Alle dieſe Antworten ſind zu Protokoll genommen worden. Nachdem er geſchrieben, nimmt der Mann ſeine Brille ab, wiſcht ſie mit ſeinem Taſchentuch und ſpricht:

„Mein Herr, die Koſten unſers Etabliſſements und die Statuten der Adminiſtration erheiſchen einen kleinen Erſatz für die Mühe, welches Sie aber nicht mit den Vorausbezahlungen verwechſeln wollen, die von unſern Kollegen gewöhnlich in Anſpruch genommen werden. Sie bekommen ein Fräulein mit hunderttauſend Franken, ſomit beträgt es für Sie zehn Franken.“

Man kann denken, daß der Anblick jener zehn Cartons und die ſüßen Verheißungen der Madame X., unſern jungen Menſchen keinen Augenblick anſtehen laſſen, die Zahlung zu leiſten. Herr Eduard ** nimmt zehn Franken aus ſeiner Börſe, womit er vielleicht bis zum Monatſchluß auskommen ſollte, und gibt ſie dem Brillenherrn, welcher ſich empfiehlt und fortgeht.

Wie er wieder allein iſt, fühlt er, daß ſein Herz nicht gar ſo wonnig mehr hüpfe. Die zehn Franken haben eine ſchmerzhafte Lücke in ſeinem Beutel gelaſſen, und ihn durchrieſelt ein leiſer Schauer, den er ſich für jetzt nicht zu erklären vermag. Er bleibt jedoch nicht lange dieſen trüben Gedanken überlaſſen, denn Madame X. erſcheint wieder, ſtralend wie die Hoffnung.

Nun ſoll der Wahlſpruch der Eule in Anwendung gebracht werden, den wir dieſer Geſchichte vorangehen ließen.

„Wollen Sie mir folgen, mein Herr?“ ſpricht die Prieſterin Hymen's, mit einer ſo ſalbungsvollen Miene, als wäre ſie eine Sibylle, welche im Begriff iſt, ein Orakel von ſich zu geben, — „jedoch“, fügt ſie hinzu, „empfehle ich Ihnen das ſtrengſte Stillſchweigen.“

Eduard überläßt ſich ihrer Führung. Sie gehen einen dunkeln Gang entlang; er folgt allein dem Schalle, den die Tritte ſeiner Führerin hervorbringen. Als Dichter vergleicht er dieſen Gang dem Labyrinthe zu Creta, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ihn der Minotaurus hier nicht erwartet.

Endlich ſteht die Führerin ſtill; ſie ergreift den jungen Menſchen bei den Schultern und drückt ihn auf ein Stühlchen nieder. „Warten Sie hier;“ ſagt ſie mit leiſer Stimme.

Wir wollen es nicht geradezu behaupten, aber wir glauben, daß Herr Eduard ** ein wenig Furcht empfand.

Nach einer Viertelſtunde, die ihm ſehr lange wurde, öffnet man eine Thüre, und beim Lichte das ſich nun verbreitet, ſieht Eduard, daß er auf einem Tabouret in einem engen Kabinete ſitzt. Vor ſich erblickt er ein hell erleuchtetes Zimmer, wie ein transparentes Gemälde. Er denkt an die Frau ſeiner Wünſche, und eine innere Stimme ſagt ihm: hier wirſt du ſie finden.

Nun erſcheint am andern Ende dieſes Zimmers ein großes und ſchönes Mädchen, ſchwarz gekleidet — denn es iſt ja eine Waiſe und kann frei über Herz, Hand und Vermögen ſchalten. Es geht langſam auf und ab, in Allem wohlgezählt acht mal.

Nach dieſer Erſcheinung ſchließt ſich die erleuchtete Thüre wieder und Eduard weiß kaum, wie lange er wieder allein war, und wie er aus dem Kabinet zurückgeführt wurde. Er kommt nicht eher zu ſich ſelbſt (denn ſo ſehr hat ihm das junge Mädchen den Kopf verdreht), bis er ſich wieder im Bureau den zehn verhängnißvollen Cartons gegenüber befindet.

Nun iſt er glücklich; er hat ſie geſehen, die das Geſchick ihm beſtimmt ... die Gefährtin ſeiner Tage — die Mutter ſeiner Kinder. Es bleibt ihm nichts mehr zu thun übrig als die hunderttauſend Franken in Empfang zu nehmen. Aber mit dem Aeußern, das die Erſcheinung ihm zeigte und in ſchwarzen Kleidern, hat er nichts mehr zu befürchten.

„Nun, mein Herr, wie ſind Sie zufrieden?“ fragte Madame X.

„Madame, ich bin entzückt, bezaubert.“

„Nun wollen wir zur zweiten Prüfung ſchreiten. Die Dame gefällt Ihnen, aber es iſt die Frage, ob ſie auch der Dame gefallen.“

Eduard befürchtet nichts, denn er iſt ein hübſcher Junge, nur wünſchte er dies früher gewußt zu haben, er hätte ſeine Stiefel blanker wichſen laſſen, er hätte ſeinen ſchwarzen Frack angelegt, der ſich viel beſſer ſeinen Hüften anſchmiegte, wie ſein brauner Ueberrock; er könnte ſich auch raſirt, und ſeinen Haaren einen kleinen Druck mit dem heißen Eiſen gegönnt haben. Doch das iſt nun nicht mehr zu verbeſſern Indeſſen reibt er ſeine Stiefel an der Wade ab, zieht ſeinen Ueberrock beſſer an, ordnet ſeine Halsbinde und fährt mit den Fingern in die Haare. So folgt er zum zweiten Male Madame X., wie ein Eroberer der des Sieges gewiß iſt.

Er willigt aber nur darein, ſechsmal auf und ab zu gehen, weil die Ehre des Mannes dies von ihm erheiſcht. Seine heftige Bewegung raubt ihm jedoch die Kraft, denn er bemerkt im Hintergrunde des geöffneten Kabinets etwas Schwarzes — dies iſt ſeine Gattin — er erräth es auf der Stelle! —

Nun wird er wieder in das Bureau geführt und zum dritten Mal allein gelaſſen. Eduard wirft ſich auf das Kanapé und erwartet die Entſcheidung. Allein er iſt nun ziemlich ruhig, da er ſeiner Sache gewiß zu ſeyn glaubt. Dennoch ſchlägt ihm das Herz ein wenig, als der Herr mit der Brille zu ihm eintritt, und ſich eben ſo ernſt und ruhig zum Schreibtiſch ſetzt, wie er es früher gethan. Er nimmt das Regiſter und legt es ſorgfältig in den Carton der „abzuſchließenden Heirathen," dann ſpricht er kalt die feierlichen Worte:

„Mein Herr, wir ſind troſtlos, aber Sie convenirèn dem Fräulein ganz und gar nicht.... ein anderes Mal werden Sie glücklicher ſeyn!"

III.

Die Flucht der April-Angeklagten.

Alle Esprits der Stadt und alle erdenklichen Gedanken der Polizei ſind von dieſer Flucht erfüllt. Die Gefangenen waren nur wenig beaufſichtigt und konnten ſo ein ungeheueres Loch graben, wodurch Einer nach dem Andern aus dem Gefängniß entkam, und ſich nun den erſtaunten Bewohnern der rue Copeau darſtellte, die täglich von ſo vielen Beſuchern des Pflanzengartens und Freunden des Bären Martin belebt wird. Dieſe große Anzahl von Tilbury's, von Kabriolets, von Reitpferden, dieſe Anhäufung von Poſtillionen, Kutſchern und Bedienten hat noch nicht im Geringſten den Windhunden auf die Spur geholfen, welche nach allen Richtungen ausgeſendet wurden. Man ſagte oft, es ſey gut, ſich nicht der erſten Regung zu überlaſſen, aber noch beſſer wäre es, wenn gewiſſe Leute gegen einen erſten Gedanken auf ihrer Hut ſeyn wollten, weil er gewöhnlich dumm iſt. So hat man denn auch gedacht und drucken laſſen, daß die Polizei ſelbſt die Flucht der April-Angeklagten begünſtigt habe. Das Einzige, was vernünftigerweiſe bei dieſem Ereigniß in die Augen ſpringt, iſt, daß die Polizei für die Milde, die man immer von ihr für die Gefangenen anſprach, zum Beſten gehalten worden iſt. Dies mag als Beweis dienen, daß es keine ſo gute Polizei gibt, die nicht hinter's Licht geführt werden kann. Ein republikaniſches Journal ſagt bei dieſer Gelegenheit: obgleich die Gefangenen das Recht gehabt hätten, ihre Ketten zu zerreißen, ſo ſey es doch nicht zu billigen die öffentliche Gewalt zu verhöhnen, die nun ihre ganze Kathegorie „Paris" auf einmal ver-

loren habe. Ein anderes republikaniſches Blatt beſtreitet die Rechtlichkeit des Schrittes und lobt die Handlungsweiſe Kerſauſie's und Anderer, die nicht mit entweichen wollten. Doch eine Frage iſt noch zu erledigen: wird das Haus des Herrn Vatrin, der die Erde ſeiner ſchönſten Blumenbeete, wie den Deckel einer Paſtete aufheben ſah, im Preiſe ſteigen oder fallen? Wird es ihm vielleicht die Regierung abkaufen, um es als hiſtoriſches Monument zu bewahren? So viel iſt gewiß, daß der unglückliche Greis jetzt beſtändig nach dieſen Umgrabungen und Umwälzungen blickt, daß er zu Hauſe bleiben muß, um den Verhören, die mit ihm angeſtellt werden, Rede zu ſtehen, und jeden Augenblick ängſtlich erwarten muß, einen bärtigen Kopf aus der Erde ſteigen zu ſehen, der ihn um freien Durchzug durch ſeinen Garten anſpricht.

Glücklicher ſoll die Polizei bei der Entdeckung eines Komplotts geweſen ſeyn, das in dieſen Tagen ausbrechen ſollte. Man ſpricht von einem Anſchlag auf das Leben des Königs und ſeine Familie, von Verhaftungen, Beſchlagnahme von Waffen und ſchon vorgefallenen Verhören. Eine ſehr auffallende Vorſicht waltet in den elyſäiſchen Feldern und auf der ganzen Straße nach Neuilly. Letzten Mittwoch (15. Juli) verbreitete ſich das erſte Gerücht, aber der Herzog von Nemours (zweiter Sohn des Königs) erſchien deſſen ungeachtet in dem neuen Circus der elyſäiſchen Felder, nur von zwei Perſonen und dem Prinzen von Syracus begleitet, deſſen Heirath mit einer ſeiner Schweſtern nach Einigen noch problematiſch, nach Andern bereits gewiß ſeyn ſoll. Die Letztern behaupten, daß bereits der Baron Pasquier den Kontrakt abgefaßt habe.

IV.

Die Cholera im Süden.

In keiner Stadt der Welt hat ſich die Cholera wüthender gezeigt, als in Toulon. Faſt gar keine Geneſenen, und täglich eine Sterbeliſte, welche jede Proportion zur Einwohnerzahl bei Weitem überſteigt. Man behauptet ſogar, daß die offiziellen Berichte nicht einmal die Wahrheit angeben, und daß das wirkliche Uebel noch weit beträchtlicher ſey. Es iſt nicht möglich in dieſe Geheimniſſe einzudringen, eben ſo wenig als die Aerzte dieſe Peſt ergründen konnten.

Viele Journale behaupteten, daß die Intenſität des Uebels aus lokalen Urſachen entſtünde, die in der herrſchenden Unreinlichkeit ihren Grund fänden. Die Reiſenden haben in dieſer Hinſicht den Städten des Südens einen heilloſen Ruf gemacht. Man glaubt ſie mehr geeignet die Anſteckung zu befördern, weil ſie nicht gleich den Städten des Nordens daſſelbe Reinigungsſyſtem in Ausübung ſetzen. Dies iſt aber nichts als ein accreditirter Irrthum, den einige Zeilen leicht widerlegen können.

Die nördlichen Städte werden ſtets als Muſter der Reinlichkeit angeführt, weil man gewöhnlich hier nicht die Abfälle und den Schmutz eines jeden Tages in den Straßenbach wirft, ſondern ihn ſorgfältig in eigenen Kellern aufbewahrt, wo man ihn während eines Viertel-Jahrhunderts gleichſam vergräbt, ſo daß der Tag, an welchem man zur Ausgrabung ſchreitet, ein ganzes Stadtviertel zu erſticken droht. Auch iſt der Ort, wo dieſer furchtbare Schatz von Unflath aufbewahrt wird, nie hermetiſch genug verſchloſſen, daß er nicht Miasmen ausdünſten ſollte. Hiedurch erhält das Innere der Wohnungen eine nicht eben geſunde Luft; die äußere Luft wird auch davon verderbt, und die Brunnen bekommen einen übeln Geruch. Würde man z. B. in Paris die Oberfläche des Bodens einmal wegnehmen, der unter 25000 Häuſern ſich hinerſtreckt, ſo würde ſich die Peſt über die ganze Welt verbreiten.

In den Städten des Südens kennt man nicht dieſes Syſtem der Reinlichkeit, welches darin beſteht, den Kehricht zwiſchen Speiſeſaal und Küche ſorglich aufzubewahren; jeder Tag nimmt ſeinen Schmutz hinweg; die Häuſer kennen nicht das Kothjubiläum, welches Paris alle fünf und zwanzig Jahre feiert. Der Seewind und der periodiſche Miſtral neutraliſiren die Ausdünſtungen, die nicht gefährlich werden können. Wir wollen einmal den Geſundheitszuſtand von Paris und den der mittägigen Städte vergleichen. Zu Avignon, Arles, Toulon, Marſeille ſtralen die Geſichter des Volks von Friſche und Geſundheit. Es gibt keine ſchönere Carnation, als man bei den untern Claſſen in jener Gegend findet. Würde die Atmoſphäre durch den täglichen Contingent der Unreinlichkeiten ſo verdorben werden, wie man gern behauptet, ſo müßte die öffentliche Geſundheitspflege darunter leiden. Vor einem Monat ſind einige Tage in Marſeille vorüber gegangen, ohne daß ein einziger Todesfall ſich ereignete.

Zu Toulon herrſcht die Cholera mit einer unglaublichen Intenſität, in jenen feuchten, ſchmutzigen, engen Quartieren, die man überall in dieſer Stadt findet. Toulon iſt eine Stadt des Krieges, wo man weder einreißen, noch bauen darf. Es gibt überall Brunnen, aber

das Waſſer reinigt nicht ablaufend die Straßen, ſondern es bleibt ſtehen. Die Klaſſe der Handwerker hat von der Marine Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche gelernt; ſie iſt dort weniger mäßig, als in allen andern ſüdlichen Städten. Die meiſten Straßen riechen nach Feuchtigkeit, ſind eng und dunkel, und laſſen weder Licht noch Luft hinzu. Das Stadtviertel des Theaters iſt ganz abſcheulich und mit großen Haufen Unreinigkeiten eingeſchloſſen. Der Maire von Toulon hätte die arme Bevölkerung auf Koſten der Stadt oder vielmehr der Reichen auf den ſchönen Höhen von Lavalette, auf dem Wege von Oulioulles, am Fuße jener ſchönen Hügel, voll romantiſcher Düfte und von Seewinden beſtrichen, campiren laſſen ſollen. Nichts iſt reiner, als die Umgebung von Toulon, nichts unreiner, als das Innere der Stadt. Hieran liegt die Urſache des Uebels. Bis jetzt iſt das Bagno noch nicht ergriffen worden, weil es eben eine Art Venedig iſt; es wird von dem Meere beſpühlt und von Canälen durchſchnitten. Es iſt immer geſund und immer vollkommen gelüftet.

Es gibt in Frankreich nur eine einzige Stadt, die eben ſo eckelhafte Stadttheile, wie Toulon beſitzt; dies iſt Lyon. Der Himmel bewahre Lyon vor der Cholera.

Die letzten Nachrichten ſind noch immer betrübend. Zwar ſchöpft Toulon Hoffnung, aber Marſeille beginnt wieder ſich zu alarmiren. Am 16. dieſes Monats zählte man fünf und dreißig Sterbefälle. Zu gleicher Zeit wurde dort verbreitet, daß die Krankheit in Nizza ausgebrochen ſey, ungeachtet des Sanitäts-Cordons des Königs von Sardinien.

Englische Literatur.

Abenteuer des Kapitäns John Lochy

von ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſter Auszug.

(Aus den Hogg's tales.)

(Schluß.)

Am andern Morgen wurde ich während der Fechtübungen von einem gewiſſen Oberſten Scrivener auf die unverſchämteſte Weiſe eines vorgeblichen Betrugs wegen beleidigt. Ich forderte ihn. Er ſagte, er wolle mich durch einen ſeiner Trommelſchläger züchtigen laſſen. „Gut, Oberſt,“ ſagte ich, „ſo werde ich Euern Stellvertreter niederſchlagen, und hoffe dann, daß Ihr mir einen beſſern Champion, als Ihr ſelbſt ſeyd, entgegenſtellen werdet.“ Das Stelldichein ſollte unter vier Augen, zehn Minuten nach Sonnenuntergang, Statt finden. Ich ſtellte mich pünktlich ein und traf dort eine lange Geſtalt, mit großen Schritten auf- und abgehend, die in einen militäriſchen Mantel gehüllt war. Der Menſch war größer, als der Oberſt, und ſchien mich gar nicht zu bemerken. Ich zog vom Leder und ſprach: „He Freund, biſt Du hier, um mir Rede zu ſtehen, als bevollmächtigter und bezahlter Raufer des Oberſten Scrivener, ſo wirf dieſen prächtigen Mantel von Dir und ſtelle Dich zur Wehr!“ Er nickte bejahend, kehrte mir den Rücken, band den Mantel los, zog ſein Büffelkoller ab, hierauf ſeinen Degen, befühlte die Spitze mit der größten Kaltblütigkeit, ſchwang ſie künſtlich, kehrte ſich und ſah mir feſt in's Geſicht.

Sein erſter Blick erſtarrte das Blut in meinen Adern; es war Renwick, jener Fechtmeiſter Renwick, den ich im verrätheriſchen Zweikampfe in Elchingen getödtet hatte! Sein bleiches Geſicht zog mir eine abſcheuliche Fratze. Die eine Hand zeigte auf die Narbe ſeiner

Bruſt, die andere ſchwang den Degen, als wollte er mich damit entzwei ſpalten. Mein Kopf verwirrte ſich, und ich floh in größter Schnelligkeit. Das Geſpenſt verfolgte mich in großen Sätzen, und ich fühlte ſchon ſeine Degenſpitze in meinen Seiten, als ich im Uebermaß der Verzweiflung mich bei Frechingen in's Waſſer ſtürzte und den Fluß durchſchwamm. Das Geſpenſt hielt es nicht für rathſam, mich weiter zu verfolgen, oder wenn es ſich dazu entſchloß, ſo iſt es in Luft verweht, denn ich habe es nie wieder geſehen. Mein Verſtand kam die ganze Nacht nicht wieder, und als man anderen Tages die Vorbereitungen zur großen Schlacht bei Bleinheim machte, ſo betrug ich mich wie ein Automat. Das Einzige, deſſen ich mich erinnere, iſt, die franzöſiſche Cavallerie in der Donau ertrinken geſehen zu haben. Die Franzoſen im vollen Rückzug beeilten ſich, über den Fluß auf zwei breiten Pontons zu gehen, die von einer Redoute beſchützt wurden. Da ſchrie der General Wilkes: „Tauſend Kronen dem Kanonier, der die Kette brechen wird!“ Ein alter Heſſe, nachdem er ein- oder zweimal viſirt hatte, ſtieß einen ſchrecklichen Fluch aus, lud ſein Stück und richtete. „Himmel und Hölle!“ ſchrie er dem Kanonier zu, der die Lunte hielt, „Feuer jetzt!“ Der Schuß ging los mit einem furchtbaren Geknall, und das zurückweichende Geſchütz warf den Soldaten um. In demſelben Augenblick aber erhob ſich ein fürchterliches Geſchrei auf der Donau. Der alte Kanonier hatte gerade das eine Ende der Kette zerriſſen. Das Ponton wurde von dem Wirbel erfaßt. Menſchen und Pferde fielen in den Strom. Die Pontons gingen unter und das ganze Corps kam um. Von dreißig Schwadronen, die ſo in's Waſſer fielen, haben kaum ſechszig Feinde das Ufer erreicht. Selbſt auf dem Schlachtfelde hatte der Feind nicht ſo viel Cavallerie eingebüßt. Der alte Kanonier fluchte mit triumphirender Stimme. Er drückte ſein noch dampfendes Geſchütz an die Bruſt, bald küßte und ſegnete er es, dann fluchte er wieder. „Der heilige Chriſtoph ſegne Dich, denn Du biſt ein edles Weib,“ ſagte er. „Seit zwanzig Jahren diene ich Dir ſchon, aber ſeit zwanzig Jahren voll Lärmen und Unruhe machſt Du heute Alles gut, ich bin glücklich zum erſten Male in meinem Leben.“

Ich erinnere mich noch der ungeheuren Reichthümer, die auf dem Schlachtfeld gefunden wurden. Sechs Pferde hätten nicht das gemünzte Gold und Silber fortziehen können, welches in den Militärkaſſen allein gefunden wurde; die andere Beute nicht zu rechnen. Dreißigtauſend Franzoſen und Baiern waren getödtet worden, ſo daß es keinen glänzenderen Sieg jemals gab. Der kleine Finlayſon kam Nachts in mein Zelt. Er war mit Gold, Silber, Uhren und Juwelen beladen; auch

hatte er unter andern herrlichen Gegenſtänden einen Degen mit koſtbarem Griff, der einem öſterreichiſchen General gehört hatte. Finlayſon plünderte ſtets, ſo lange die Schlacht währte; Freund oder Feind galt ihm gleich, ebenſo, ob der eine oder der andere den Sieg erfochten hatte.

Ich glaube, daß ich mich ganz ſo gut wie meine Kameraden in dieſer Zeit aufgeführt habe. Ich erfüllte in der That die Functionen eines Automaten, indem ich den Befehlen gehorchte, die bis zu mir kamen, ohne jemals davon zu laufen, was mehrmals einem begegnete, und dennoch wurde ich zwei Tage nach der Schlacht wegen Großſprecherei meines Ranges entſetzt und als gemeiner Soldat zum Regimente geſchickt. Es war nichts, als ein lächerlicher Vorwand der Rache des Lord Churchill. Es iſt wahr, daß der Oberſt Scrivener erklärte, ich hätte ihn zum Zweikampfe herausgefordert, ihn aber nicht erwartet, ſondern ich ſey gleich nach meiner Ankunft auf dem Platz davon gelaufen, als jagte der Teufel hinter mir her. Ich konnte kein Wort zu meiner Vertheidigung ſagen, und der Degen des öſterreichiſchen Generals, der ſich in meinem Zelte fand, machte meine Sache noch ärger. Ich wurde alſo degradirt in beſter Form, und die Mehrheit der Stimmen war ſogar der Meinung, mich an die Mündung einer Kanone zu binden; hierin aber widerſetzte ſich der Herzog, indem er meinte, daß die Degradation die geeignetſte Strafe für einen ſtolzen Tollkopf meiner Gattung wäre. So mußte ich alſo wieder Gemeiner werden. Meine Equipage und alle meine Schätze wurden mir weggenommen, ſo auch mein ſchwarzes Pferd, und ich hatte den Schmerz, andern Tages den General Churchill auf dieſem edeln Pferde paradiren zu ſehen. Wie gerne hätte ich ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt! Den Tod achtete ich gering, unter jeder Geſtalt wäre er mir willkommen geweſen. Ich konnte mich nicht entſchließen, in dieſem entehrenden Zuſtande fortzuleben.

Mein einziger Troſt war der arme Finlayſon, der mich ſelbſt in dieſer ſchmachvollen Lage nicht verlaſſen hatte. Er rieth mir, Muth zu faſſen. „So lange er lebe," ſprach er, „ſollte ich doch trotz aller dieſer Geſchichten nicht ſchlechter zu Mittag eſſen." Ich ſagte ihm damals im Vertrauen, daß es mein Wille ſey, zu den Franzoſen überzulaufen, um eines Tages Gelegenheit zu finden, mich an dem Herzog von Marlborough zu rächen. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als Finlayſon mir ſagte, daß nach dem, was er gehört habe, der Herzog nicht Schuld an meinem Unglücke ſey, ſondern daß es aus einer andern Quelle herſtamme. „Habt Ihr wohl gehört," fragte er, „daß man Euch das Leben rauben wollte, als Ihr noch in Schottland

waret?“ Ich antwortete ihm, daß ich das wohl wiſſe. Er verſicherte mich, daß mein jetziges Unglück dieſelbe Urſache habe, obgleich er den Zuſammenhang nicht kenne. Ich würde niemals dieſen Verfolgungen entgehen. Er wiſſe es von dem alten Andrew Mac Vily, dem Schneider, Spione lauerten ſtets auf mich, und ſuchten mich hinterliſtiger Weiſe, wenn es anginge, um's Leben zu bringen. Wenn ich zu den Franzoſen deſertirte, ſo wäre es um mich geſchehen. „Warum wollt Ihr nicht lieber zu dem König von Schweden gehen?“ fragte er mich, „der Herzog ſelbſt erlaubt es Euch vielleicht. Hier werdet ihr nie Euer Glück machen!“

Ich dachte die ganze Nacht hierüber nach, und befand mich in einem ſeltſam aufgeregten Zuſtande. Andern Tages überreichte ich dem Herzog von Marlborough ein Schreiben, worin ich ihm die Ungerechtigkeiten vorſtellte, die man mir hatte angedeihen laſſen. Ich hatte ſtets nach meinen Kräften die Pflichten gegen mein Vaterland und meinen General erfüllt. Da meine erſte Anſtellung gekauft war, ſo hoffte ich, er werde mich anderweitig mein Glück ſuchen laſſen, denn er konnte doch nicht glauben, daß ein guter ſchottiſcher Degen in den letzten Reihen gemeiner Soldaten roſten würde. Die einzige Antwort hierauf war eine Rotte, welche den Soldaten John Lochy bis auf neue Ordre zu arretiren kam. Ich wurde in ein abſcheuliches und ungeſundes Gefängniß nach Philippsburg gebracht. Franzöſiſche Gefangene, Deſerteure und Verbrecher aller Art befanden ſich dort bunt durcheinander. Man hielt uns nicht beſſer, als die Hunde; in dem Kriegslärm wurden wir ganz vergeſſen. Hungersnoth, Verwünſchungen, Flüche, Kummer und Elend aller Art und Tod. Faſt alle Gefangene ſtarben, denn unſer Gefängniß war von einem Sumpfe umgeben, der es ſehr ungeſund machte. Hiezu geſellte ſich noch Hunger und Unreinigkeit. Die Unglücklichen wurden ſchnell in eine enge Grube gelegt, ohne daß Gebet oder frommer Wunſch ihnen folgte. Im Kriege iſt das Leben der Menſchen nicht höher geſchätzt, als das Gras auf dem Felde. Ohne den armen Finlayſon hätte ich keine Woche in dieſem Kerker leben können. Er war mein Schutzgeiſt, und kam nie mit leeren Händen. Alle Reichthümer Frankreichs und Deutſchlands ſchienen in dieſem kritiſchen Moment zu ſeiner Diſpoſition zu ſeyn. Ich glaubte manchmal, der kleine Kerl hätte Geld genug, eine Compagnie auszuheben.

Ich weiß nichts mehr von Allem, was während der Zeit ſich zutrug, die ich in dieſem verwünſchten Gefängniſſe zubrachte; aber zu meinem großen Erſtaunen ſah ich einſt nicht mehr den kleinen Finlayſon zu mir zurückkehren. Eines Tages hörte ich meinen Namen draußen in ſchlechtem Engliſch nennen. Ich ſteckte meine Naſe durch

das Gitter, und ſah ein junges Mädchen. Sie benachrichtigte mich, daß mein Diener ihr Geld gegeben habe, um meine Freiheit zu erkaufen. Sie aber wiſſe nicht, ſich anzuſtellen, und wollte mir die Börſe zuſtecken. Ich bat ſie, es nicht zu thun, weil man mir ſie gleich wegnehmen würde, indem hier Keiner etwas Eigenthümliches beſaß, ſondern Alles Gemeingut war. Ich gab ihr aber an die Hand, den Kerkermeiſter zu beſtechen; ſie lächelte und verſchwand. In der dritten Nacht nach dieſem Vorfall wurde ich mit dem Schlage Mitternacht in Freiheit geſetzt; der Kerkermeiſter empfahl mir aber, zu einer gewiſſen Stunde zurückzukommen, und übergab mich einem Führer, der mir das Uebrige mittheilen ſollte.

Dieſer Führer war ein alter Mönch von feinem Wuchs und zartem Gliederbau, deſſen Stimme ein leiſes Falſet zu ſeyn ſchien. Ich konnte ſeine Züge unter der Kapuze aber nicht erkennen. Wir waren eine Weile neben einander fortgegangen, als ich plötzlich unfähig war, meinen Weg fortzuſetzen, ſo ſchwach waren meine Gelenke. Er führte mich in eine Art Schlafzimmer in einem kleinen Kloſter, wo eine alte Frau mich mit Brod und Wein ſtärkte, ohne ein Wort zu ſagen.

Mein Führer brachte mir eine Rüſtung, einen Helm und ein Schwerdt. Bei ihrem Anblick zitterte und weinte ich vor Freuden. Nachdem ich ſie aber angelegt hatte, konnte ich keinen Schritt darin machen, und fiel um vor Schwäche.

Der gute kleine Kapuziner ſchnallte Alles wieder los, und war der Meinung, daß ich eher Nahrung, als ritterliche Waffen brauchte. Ich war mit Allem zufrieden und voll Dankbarkeit gegen die, welche mich aus meinem Gefängniß befreit hatten, wo ich mich ſchon gänzlich vergeſſen und dem ſchrecklichſten Tode geweiht glaubte. Ich ließ mich wie ein Kind leiten.

Nachdem wir unter den Thorweg zurückgekehrt waren, fanden wir zwei ſchöne Pferde, die uns erwarteten. Meine Freude war unausſprechlich, denn Pferde waren immer meine Leidenſchaft. Der kleine Mönch, der vorausritt, gab mir immer Zeichen, ſtille zu ſeyn, und mein Pferd nicht ſpringen zu laſſen. Wir hatten drei Thore zu paſſiren, alle doppelt verriegelt und bewacht; aber das Wort wurde von dem geheimnißvollen kleinen Bruder gegeben, die Thore flogen wie durch Zauberei auf, und alle Wächter wünſchten uns glückliche Reiſe.

„Nun ſind wir in Sicherheit,“ ſagte mein Führer in gutem Engliſch. „Wo wollt Ihr jetzt hingehen?“

Ueberraſcht von dem Ton dieſer Stimme, und erſtickt von der Freude, mich befreit zu ſehen, konnte ich nicht antworten. Aber ich überließ mich auf meinem Pferde den ſeltſamſten Grimaſſen, welche

glücklicher Weiſe die Dunkelheit zu ſehen verhinderte. Der Mönch wiederholte ſeine Frage. „Wohin Ihr wollt,“ antwortete ich, „nur nicht zur Armee der Alliirten.“

„Der Herzog iſt jetzt in England,“ erwiderte er, „und in einer ſchönen Verlegenheit mit ſeinem Bruder, und ſo ſeyd Ihr denn vor ihrer Verfolgung ſicher. Wäret Ihr es nur auch vor jeder anderen! Mir ſcheint es am Beſten, nach Darmſtadt zu eilen. Dieſer Diſtrict bildet einen Winkel zwiſchen den kriegführenden Ländern. Sind wir erſt glücklich und geſund dort angelangt, ſo hoffe ich auch einen Mann zu finden, der Eure Flucht ſichern wird.“

Ich willigte ſtillſchweigend ein, und ſo ſchwach ich auch war, iſt mir die Reiſe doch ſehr angenehm vorgekommen. Die Natur ſchien mir neue Reize zu haben, oder es war vielmehr ein alter Freund, den ich nach langer Abweſenheit wieder ſah. Ich glaubte nicht, daß die Welt etwas Prächtigeres enthalten könnte, als die maleriſchen Ufer des Rheins, an denen wir, ſeinem majeſtätiſchen Laufe nach, hinabritten. Wir machten kleine Tagereiſen und lebten gut bis zu unſerer Ankunft in Darmſtadt, wo wir verhaftet und in's Gefängniß geworfen wurden, indeß man weitere Aufklärungen über uns erwartete. Wir befanden uns in einer ſchwierigen Lage. Der Mönch ſprach ſchlecht franzöſiſch und verſtand nicht deutſch. Ich wußte weder das Eine noch das Andere. Wir wußten nicht einmal, von welcher Partei der Landgraf war. Eine ſolche Confuſion herrſchte damals an den Ufern des Rheins. Aber der kleine Mönch beſaß einen Talisman, der ungeachtet ſeiner ſchlechten Ausſprache und ſeines ſchwachen Falſets ihn immer zum Ziel gelangen ließ. Er wurde ſogleich in Freiheit geſetzt; ich aber blieb gefangen.

Am andern Morgen trat der Hauptgefangenwärter mit dem Hut in der Hand herein, und brachte den Baron von Kui und das Fräulein Whartoong. Dieſe Benennung meiner Beſuchenden warfen mich in großes Erſtaunen. Der Baron ſchien ein kleiner lebhafter Mann; er ſtrotzte von Gold. Er begnügte ſich damit, eine kleine Kopfverbeugung zu machen, und zog ſich zurück, die Dame vortreten zu laſſen.

Es war mein Schutzengel, das erhabene Weſen, das mir früher ſchon das Leben gerettet hatte, dem ich Anſtellung, Ausrüſtung und meine glückliche Flucht aus Schottland verdankte. Ja, ſie war es, die mir, nun prächtig gekleidet, im vollen Glanze ihrer Schönheit zulächelte. Ich weinte, wie ein Kind, ich drückte ſie an mein Herz, und ohne zu wiſſen, was ich that, bat ich ſie im Rauſche meiner Freude, mir zu ſagen, ob ich ſie Schweſter, Mutter oder Gattin nennen ſollte.

„Mutter, potz Wetter!“ rief der Baron, ſich vor Lachen ſchüt-

telnd, „ſieht Euer Herrlichkeit denn nicht, daß ſie eher Eure Tochter ſeyn kann?“

In dieſem Augenblick fiel mir der, von Gold ſtrotzende Mann zu Füßen und umarmte meine Knie. Ich erkannte in ihm meinen treuen Finlayſon. Die Scene, die dieſer Wiedererkennung folgte, läßt ſich nicht beſchreiben. Meine Geliebte war ſelbſt jener Kapuziner, der mich aus der Knechtſchaft und vom Tode erlöst und aus Philippsburg hinausgeführt hatte. Der Plan zu meiner Befreiung war mir ſeit lange ſchon durch Finlayſon als leicht vorgeſtellt worden, ſobald der Herzog von Marlborough und der General Churchill entfernt ſeyn würden. Ich verdankte meine Freiheit der zwar ſchönen, aber käuflichen Madame Vilzhoven, welche von dem Prinzen Eugen Alles erhalten konnte.

Der unermüdliche Finlayſon war gezwungen worden, die Nachbarſchaft von Philippsburg zu verlaſſen wegen ſeiner an Freunden wie Feinden verübten Veruntreuungen; aber es gelang ihm, die Kunde von meiner Lage nach England an die einzige Perſon gelangen zu laſſen, die ihr abhelfen konnte. Finlayſon führte uns nach ſeinem Hotel und ſtellte uns ſeiner Gemahlin vor, der Baronin von Kui, wie er ſagte, einer jungen, ſchönen und naiven Zigeunerin, die mit großer Pracht gekleidet war; für mich, der zu gut wußte, woher der kleine Kerl ſein Vermögen hatte, war dieſes Anſehen von Titeln und Würden, das er ſich beilegte, ſo komiſch, daß ich faſt vor Lachen erſtickte. Er merkte es, und weit entfernt, ſich bei mir in Anſehen ſetzen zu wollen, betrug er ſich ſtets wie mein Untergebener. Wollte er mit den Andern einen hohen Ton anſtimmen, was er vortrefflich konnte, ſo ſah er mich immer dabei an, als wollte er ſagen: Verſtehe ich nicht, den großen Herrn zu ſpielen! Es war ein ſeltener Charakter, einer jener Menſchen, die das ſchottiſche Hochland allein hervorbringen kann, ein Weſen ohne irgend ein anderes Moralprincip, als das unverbrüchlicher Treue gegen ſeinen Oberen.

Man rüſtete mich auf's Neue als engliſchen Kapitän aus, und wir lenkten unſere Schritte nach Sachſen. Es war beſchloſſen worden, daß ich meine Dienſte dem König von Schweden anbieten ſollte.

Induſtrie.

Moderne Gold- und Silber-Arbeit und Niellir-Kunſt.

Die Niellir-Kunſt ſteigt hinauf bis in das ſiebente Jahrhundert n. Chr. Zwar beſitzt man kein Werk, woran ſich eine ſo frühe Entſtehungszeit knüpfen ließe; man findet aber Verzeichniſſe von Kloſtergütern oder Mahlſchätzen, wo niellirte Gegenſtände aufgeführt ſind. Der Wahrſcheinlichkeit nach wurden dieſe Verzierungen aus dem Orient nach Italien gebracht. Vorzüglich wurden ſie bei heiligen Gefäßen und Waffen der Ritter angewendet. Man findet Einiges von dieſen alten Arbeiten in Sammlungen, das ſeiner Pracht und Ausführung wegen hohe Bewunderung erregt.

Mehrere Alterthumsforſcher haben gefunden, daß dieſe Kunſt in früheren Zeiten oft verloren ging, welches wohl in ihrer großen Schwierigkeit liegen mochte. Daß ſie aber immer wieder auf's Neue belebt wurde, iſt in der Schönheit ihrer Reſultate zu ſuchen.

Vor allen Dingen aber iſt es Zeit, unſern verehrten Leſern zu erklären, was unter Nielliren eigentlich verſtanden wird. Es beſteht darin, eine metalliſche Subſtanz in Pulver aufzulöſen, wodurch eine chemiſche Miſchung erhalten wird, welche die vollkommenſte Affinität mit dem Silber ergibt. Benvenuto Cellini, welcher ſich viel damit abgegeben hat, liefert in ſeinem Tractat über die Goldſchmiedekunſt ſehr deutliche Noten über die Verhältniſſe der Miſchung und die Art der Anwendung derſelben. Hier genügt es zu ſagen, das ſie aus Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax beſtehe.

Will man eine Silberplatte zur Annahme dieſer Miſchung vorbereiten, ſo macht man Einſchnitte darauf, gleich wie die Kupferſtecher thun. Hierbei erinnern wir daran, daß wir der Kunſt des Niellirens auch die des Kupferſtichs verdanken. Vaſari erzählt in ſeinem „Leben der Maler“ eine Anecdote, wonach der Zufall, dieſer Vater ſo vieler wichtigen Erfindungen, auch darauf hinleitete, daß man von einer mit

dem Grabſtichel gearbeiteten Platte Abdrücke machen könne. Maſo Finiguerra, ein Goldſchmied des fünfzehnten Jahrhunderts und Einer, der das Nielliren aus dem Fundamente verſtand, hatte eine Platte, die er ſo eben beendigt hatte, und die noch etwas ſchmutzig war, auf ſeinem Arbeitstiſche liegen. Eine Frau, welche ihn beſuchte, legte abſichtslos einen Pack feuchter Wäſche auf die Platte, und wie ſie ihn wieder fortnahm, erblickte man mit großem Erſtaunen die ganze Zeichnung darauf abgedruckt. Von dieſem Momente bis zu dem, wo durch die Preſſe Abdrücke gewonnen wurden, war nur ein Schritt für den vergleichenden Menſchengeiſt.

Wie man nun auch die Glaubwürdigkeit dieſer Anecdote bezweifeln mag, ſicher iſt es, daß Maſo Finiguerra, der um 1452 in Florenz arbeitete, als der Erfinder des Abdruckes der Zeichnungen auf Metall anerkannt werden darf. Dieſe Zeichnungen ſelbſt waren lange vor ihm und ſeit undenklichen Zeiten ſchon bekannt. Die Kunſt, Abdrücke zu verfertigen, verbreitete ſich wunderbar ſchnell, beſonders in Deutſchland und Flandern; aber dieß brachte eine andere Art des Eingrabens der Zeichnungen auf Metallplatten in Aufnahme, welche die Franzoſen taille-douce genannt haben. Das eigentliche Nielliren wurde aber dabei vernachläſſigt, bis Benvenuto Cellini es wieder in Aufnahme brachte.

Die Orientalen cultivirten dieſe Kunſt indeß fortwährend, jedoch ſtets nach hergebrachter Weiſe, wie es ſchon bei ihrem Entſtehen der Fall geweſen war. Sie begnügten ſich damit, Arabesken auf Gold zu incruſtiren, um ihre Waffen damit zu ſchmücken. Die Ruſſen, wahrſcheinlich durch die Nachbarſchaft angeſteckt, verfertigten auch einige kleinere Bijouterien mit niellirter Arbeit, die als Merkwürdigkeiten in ganz Europa ſehr geſucht wurden, obgleich ſie im höchſten Grade plump zu nennen ſind. Vor zwei Jahren aber errichteten die Herren Mention und Wagner in Paris ein Atelier, aus welchem vortreffliche Arbeiten hervorgingen, die man denen eines Benvenuto Cellini und anderer Meiſter des fünfzehnten Jahrhunderts an die Seite ſetzen konnte. Die Künſtler ſelbſt waren überraſcht von der Schönheit ihrer Werke. Es war eine wiederbelebte Kunſt, und was jene Herren bei der letzten Induſtrie-Ausſtellung dem Publikum darboten, war in Hinſicht auf Kunſt und Schönheit der Form der alten florentiniſchen Goldſchmiede würdig; in Hinſicht der materiellen Ausführung dieſen aber bei Weitem vorzuziehen. Denn die Alten, denen die Chemie noch nicht ſo große Hilfsmittel eröffnete, waren ſtets in Verlegenheit, wenn ſie große Flächen nielliren ſollten, und waren dann genöthigt, ihre Werke aus kleineren Stückchen zuſammenzuſetzen, während die Neueren ſich alle Fortſchritte in den chemiſchen Wiſſenſchaften zu Nutze machen

können, und eine Platte von einem Fuß und darüber aus einem Stücke nielliren.

Es wäre ungerecht, wollte man nicht den Herren Mention und Wagner die Ehre der Erfindung zugeſtehen, wenn man ſieht, wie weit ſie es in ihrer Kunſt gebracht haben, die nun nicht mehr das Geheimniß einiger wenigen Wiſſenden iſt, ſondern vollkommen als ein Theil der allgemeinen Induſtrie betrachtet werden kann. Viele werden dieß freilich nicht für gut halten; jedoch muß bekannt werden, daß in dieſem Augenblicke bereits viele der vortrefflichſten Stücke der Wagnerſchen Ateliers nachgeahmt wurden. Wenn nun gleich manches Unvollkommene in dieſen Nachahmungen ſich kund gibt, ſo dürfen wir uns doch Glück wünſchen, daß es Leute gibt, die auf der friſch geöffneten Bahn mit rüſtigem Eifer fortſchreiten wollen; denn dieſes neue Mittel und ſeine unendlichen Variationen laſſen hoffen, daß die moderne Goldarbeit ſich aus der Verſunkenheit, worin ſie in letzter Zeit gerathen, wieder erheben werde.

Zum Glücke ſind Mention und Wagner eben ſo liberale als intelligente Männer. Die engherzigen Ideen, welche den franzöſiſchen Handel einzwängen, ſind ihnen fremd. Sie haben ſich durchaus kein Patent erwirken wollen; ſie fürchten keine ſich bildende Concurrenz, ſondern ſie ſcheinen ſich ihrer zu freuen, und rufen ſie hervor. Als großmüthige und beſeelte Künſtler haben ſie neben ihrem Vortheil auch den Wunſch ſtets im Auge, zur Bereicherung der Kunſt beizutragen, indem ſie neue Reize ihrer ewigen Schönheit hinzuzufügen wußten. So haben ſie ihre Niellir-Arbeit faſt bei allen Gegenſtänden angebracht, die aus ihren Ateliers hervorgehen, um zu zeigen, wie groß ihre Anwendbarkeit ſey. Wir wollen nicht ſagen, daß dieß ein Mißbrauch ſey, denn es handelt ſich hier, das Publikum mit einem mächtigen Schlage zu überführen. Die nun von der neuen Kunſt Vortheil ziehen wollen, mögen ihre Anwendung nach Gutdünken beſchränken, und ihre Arbeiten mehr oder minder mit Niellirungen bereichern.

Ein Hauptübelſtand blieb es immer, wenn man, wie im Mittelalter zu Florenz, und noch jetzt in Rußland, gezwungen wäre, die Zeichnungen jedesmal mit der Hand in die Metallplatte, die man nielliren wollte, einzugraben. Dieß hätte den Preis bis zum Ungeheuern ſteigern müſſen. Die Neueren haben auch dieſem abgeholfen, indem ſie von den Fortſchritten der Mechanik einen nützlichen Gebrauch machten, und die Zeichnung auf das Silber drucken, wodurch ſie eine Verzierung oder Zeichnung, von welcher Art ſie ſey, iſt ſie einmal gemacht, unendlich vervielfältigen können. In unſeren Tagen ſoll die

Kunſt nicht nur das Privilegium einiger wenigen Bevorzugten ſeyn: ſie muß, um wahrhaft zu nützen, allen Leuten von Bildung und Geſchmack angehören, und ſich nach unſern nun einmal ſo ſeltſam vertheilten Glücksgütern bequemen. Dieß iſt zu denken, ohne ein Sinken der Kunſt überhaupt deßhalb vorauszuſetzen.

Zuerſt wurden, durch die Arbeiten der Herren Mention und Wagner, die theuern und geſchmackloſen ruſſiſchen Tabaksdoſen verdrängt, wofür ſie wahrhaft Dank verdienen. Es kann jetzt durchaus den Tulaer Fabrikanten nicht mehr einfallen, mit den Franzoſen zu wetteifern.

Unter die vorzüglichſten Werke der Letzteren gehören zwei Stücke, welche auf der letzten Pariſer Induſtrie-Ausſtellung geſehen wurden.

Das Eine war ein Becher, worauf herrliche Zeichnungen nach Triquetti niellirt waren, welche die Hauptmomente aus dem ſchönen und kummervollen Leben Bernhard Paliſſey's darſtellten. Das Andere war eine kleine Chatoulle zu einem Hochzeitsgeſchenke. In der Mitte waren zwei junge Gatten vorgeſtellt, die in demſelben Buche laſen; an beiden Seiten waren Bildniſſe berühmter Frauen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu ſehen, und der Deckel wurde von halberhabenen Caryatiden aus Gold getragen, die in dem Geſchmack von Jean Goujon ausgearbeitet waren. Wenn gleich dieſe Arbeiten nicht ganz fehlerfrei waren, ſo verdienten ſie doch hohe Bewunderung, da ſeit dem Mittelalter nichts in dieſer Art vollendet worden war, was hinſichtlich des Geſchmacks, des Reichthums und der Kunſt überhaupt, daneben geſtellt werden konnte. Wenn man die Blicke nach ſolchen Werken richtet, ſo läßt ſich wohl nicht daran zweifeln, daß dieſe Kunſt unter uns von Tag zu Tag nur immer an Ausdehnung und Vervollkommnung gewinnen kann. So hat man z. B. dieſe Werke, um ihnen das bleierne Anſehen zu nehmen, mit goldenen Damaſeirungen gehoben, und hin und wieder auch farbige Edelſteine darin angebracht, nach dem Beiſpiele der Alten. Kurz, wir müſſen geſtehen, daß wir hier einmal Kunſt in einem Laden angetroffen haben, und ein Verkaufsmagazin betrachten dürfen, als wäre es ein Muſeum von Kunſtgegenſtänden. Und ſo verdient auf alle Fälle die Niellirkunſt, daß ſich die allgemeinſte Aufmerkſamkeit darauf hinlenke.

Werden aber dieſe Reſultate eines ernſten Studiums auch von Denen gewürdigt werden, welche ſie würdigen ſollten? Wird das ſchöne Beiſpiel dieſer beiden modernen Meiſter von den Andern ſo beſolgt werden, wie ſie ſelbſt ihren Muſtern ſolgten? Wir wollen es hoffen. —

Unſere Goldſchmiedekunſt befindet ſich, wie jeder Handelszweig, in dem Etwas von der Kunſt zu finden iſt, auf der letzten Staffel der Erniedrigung. Unter der Kaiſerherrſchaft mußte ſie ſich den trockenen und rauhen Stempel aufdrücken laſſen, der Allem aufgedrückt wurde; ſie ging in der falſchen Nachahmung des Griechiſchen und Römiſchen unter. Seitdem die Malerei dieſes Joch abgeſchüttelt, bemächtigte ſich ihrer auch ein neuer Aufſchwung. Aber ſie konnte daraus nicht den wahren Nutzen ziehen, weil ihr der rechte Künſtler fehlte. Sie ſagte ſich zwar los von den kalten und unfruchtbaren Traditionen einer längſt dahingeſchwundenen Zeit, aber ſie begab ſich dafür in eine noch weit verderblichere Bahn, denn ſie copirte getreulich die bizarren und unglücklichen Formen, welche die Engländer unſern altfränkiſchen Hervorbringungen abſtahlen. Wie jedem Nachahmer, ſo ging es auch uns, wir übertrieben noch das ſchon Uebertriebene.

Es iſt ſchwer zu ſagen, wie weit noch immer die Werke unſerer Goldſchmiede vom wahrhaft Schönen entfernt ſind. Um uns an etwas Beſtimmtes zu halten, wollen wir von den Gegenſtänden der letzten Pariſer Ausſtellung ſprechen, oder noch beſtimmter von der ungeheuren Theekanne, welche auf dem Ball der großen Oper ausgeſpielt wurde, und die man ziemlich allgemein als den Ausdruck des modernen Schönen in dieſem Bereiche anſah. Aber dies Alles iſt nicht allein von einem verwerflichen Geſchmack, ſondern es beleidigt ſelbſt die Augen wie eine ganz unbegreifliche Sache, es beleidigt den geſunden Menſchenverſtand, weil die Form dem Gebrauche gerade zuwiderläuft. Wenn man ſo Befremdliches ſieht, ſo ſollte man glauben, daß der Zeichner ſich vorgenommen habe, einmal etwas ganz Ungewöhnliches zu machen, was noch nie da geweſen, gleich einem wahnſinnigen Maler, der ſeinen Geſtalten Beine ſtatt der Arme und den Kopf mitten auf die Bruſt malen würde; aber doppelt traurig wird man dabei, wenn man bedenkt, daß der Mann nur deßhalb Alles ſo entſtellte, um das Modell, welches er plünderte, unkenntlich zu machen, wie ein Dieb, der das geſtohlene Kleid umwendet. Und iſt es nicht ſchon eine ziemlich wahnſinnige Idee, einen Kunſtgegenſtand den Engländern nachzubilden? Beſtraft uns nicht unſer eigenes närriſches Ausſehen genug, daß wir ihnen den Frack, den runden Hut und die ſpitzigen Hemdkragen entlehnt haben? Wenn wir ihrem Inſtinct des Comforts, des eigentlichen Wohlſeyns, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo wird man uns wohl nicht anklagen, wenn wir behaupten, daß in Allem, was zum Kunſtbereiche gehört, und folglich auch vor Allem zur Bildung der ſchönen Form, die Engländer am wenigſten Talent beſitzen unter allen höher gebildeten Völkern. Unſere Goldſchmiede, denen wir vor-

werfen, daß ſie jene copiren, verſchanzen ſich hinter die unhaltbare Behauptung: daß das Publikum die engliſchen Muſter liebe. Iſt das jedoch ein Grund, der Achtung verdient? Wie oft ſoll man noch wiederholen, daß ſich die Kunſt nicht zu ſehr von der Geſammtmaſſe des Publikums abhängig machen ſoll? Daß ſich die Künſtler zwar an dem Geſchmacke der Käufer begeiſtern ſollen, daß es aber ihre Sache ſey, ihn zu reinigen und zu veredeln. Wie oft muß man noch hinzufügen, daß die Richtung deſto leichter einzuſchlagen ſey, da ſie ſich mehr dem Schönen, das heißt dem Einfachen und Wahren nähern, welchem ſelbſt der ungebildetſte Geſchmack nur ſelten widerſteht.

Es koſtet Mühe ſich zu erklären, warum unſere Induſtrie ſich von der Keuſchheit der Conception, die wir hiemit empfehlen, immer mehr und mehr entfernt, und warum unſere bizarre Sympathie für neue Zierereien immer ſtärker wird. Iſt es nicht befremdend, daß die Geräthſchaften zum täglichen Gebrauche und die Möbel unſerer Wohnungen täglich complizirter werden, während unſere Sitten ſich ſtets weiter von einer eiteln Etikette entfernen und immer mehr zur Einfachheit hinneigen? Um nur bei unſerm Gegenſtande zu bleiben, wollen wir anführen, daß die große Menge der Bedienten aufgehört hat, und daß kein bedeutendes Haus mehr 3 oder 4 Silberwäſcher hält, unter deren Aufſicht die Vaiſſelle ſteht, um die zahlreichen und hochgetriebenen Arbeiten mit Sorgfalt zu reinigen. Nun aber, ſtatt daß ſich unſer Silberzeug mit der geringen Anzahl unſerer Dienerſchaft in Einklang ſetzen ſollte, erheiſcht die Mode, es mit einer Menge unnöthiger Zierathen zu überladen. Wie ſoll man nun dieſe ewigen Anomalien, die ſich in allen Dingen kund geben, zu vereinbaren ſtreben? —

Nachdem man nun die ſogenannten engliſchen Formen gehörig verrenkt und verzwickt hatte, fing man an, Ludwig XIV. zu copiren, und verfehlte auch hier, wie immer, ſeinen Zweck. Sie verſtanden nicht das Weiche und zu gleicher Zeit Prächtige, das in dieſen weiten Contouren lag! ſie haben ſie im Kleinen nachgeahmt, zuſammengezogen, und man kann denken, welchen Effect dies hervorbrachte! Andere, die durch ſolche Anſtrengungen der Einbildungskraft zu ſehr erſchöpft waren, deren Hirn noch ärmer geworden war, nahmen ſich vor, ganz treu und einfach die Natur zu copiren. Ein Herr Odiot hatte zur Pariſer Ausſtellung einen Tafel-Aufſatz geliefert, beſtehend in einem großen Korb mit zitternden Weintrauben und gepreßten Blättern in der Mitte der Tafel, daneben aber Muſcheln, wilde Mohnblätter und dergleichen, zu Gefrornem, Compoten und andern Deſſertgegenſtänden. Das Ganze war von mattem Silber. Das arme koſtbare Metall mußte ſich wahrlich ſchämen, dazu verwendet worden zu ſeyn, die wohlſchmeckendſten

Produkte der Erde ſo getreulich zu copiren und ihr lebendiges Farbenſpiel hinter ſeiner Eintönigkeit zu verſtecken. — Es wird überflüſſig ſeyn, unſere Kritik noch weiter auszudehnen, denn es würde unſere Stellung verrücken; es bleibe dem Leſer überlaſſen, unſere Gedanken über dieſen Gegenſtand weiter auszuſpinnen, wir gedenken hier nur noch hervorzuheben, wie uneigentlich die Form ſolcher Gegenſtände iſt, die den Zweck haben uns Dienſte zu leiſten. Man wird hoffentlich nicht von der Vergangenheit ſprechen wollen, um dieſe kleinlichen Nachbildungen zu entſchuldigen. Unſere Voreltern haben uns zwar einige ſolche Kindereien hinterlaſſen, das kann nicht geläugnet werden; ſo finden ſich z. B. in dem Service von Steingut, welches nach Franz I. von Frankreich benannt iſt, einige Suppenſchüſſeln in Geſtalt eines Eberkopfes; aber ſoll man denn ſolche Ausgeburten als Vorbilder dienen laſſen? Und ſollte nicht ſchon ihre Seltenheit darthun, daß man ihnen in Hinſicht des Kunſtgeſchmacks keinen Werth beizulegen habe und ſie nur als Phantaſtereien, als Spiele der Laune ohne alle Conſequenz gelten laſſen könne?

Warum will man denn die Erfahrung nicht hören? Warum mit ſo großer Sorgloſigkeit die großen Muſter zu vergeſſen ſuchen? Wenn wir gleich die Kunſt der Griechen nicht bei Gelegenheit der Theekannen und Fruchtteller heraufzubeſchwören gedenken, ſo können wir es uns doch nicht verſagen, unſerer Meinung durch ihr Beiſpiel mehr Nachdruck zu geben. Weiß man es denn nicht, welche äußerſte Sorgfalt die Alten anwandten, zu ihren Arbeiten ſtets den geeignetſten Stoff zu verwenden? Die Griechen würden Weintrauben aus gefärbtem Wachs bereitet haben; als die Römer, welche in den Künſten immer den Griechen folgten, aus Silber Früchte nachbildeten, da hatten ſie ſchon den ächten Sinn verloren und ſie ſchritten unaufhaltbar ihrem Fall entgegen. Unter den letzten Cäſaren trugen die Matronen Kronen von goldenen Blumen, wie ſie jetzt von den Bijoutiers im Palais-Royal feil gehalten werden. Vor dieſer Epoche erlaubte es die Zartheit der Ideen nicht, dem Golde den rohen Werth beizulegen, wie wir es thun; noch hatte ſich keine ſolche Derbheit in den Bezirk des Geſchmacks verirrt: daß eine Sache ſchön ſeyn müſſe, weil ſie viel koſte; man liebte bei Weitem mehr die liebliche Friſche, die ſanfte Abwechslung natürlicher Blumen, als den ſchwerfälligen Reichthum einer Tulpe oder Roſe von Metall.

Wir haben nun unverholen geſagt, was uns nicht gefällt; jetzt aber wird man uns fragen, was wir für beſſer halten; gleichſam als ob die Kritik mehr nöthig hätte als ihren Tadel auszuſprechen, als wenn ſie eine größere Macht hätte, als auszurufen: das iſt nicht

gut, macht es anders! — Es iſt nicht unſers Amtes Euch zu erklären, worin das Andere beſtehe; ſucht es; wenn ich ſelbſt Künſtler wäre, ſo würde ich keine Kritiken ſchreiben; ich nähme den Pinſel, Meißel oder Grabſtichel zur Hand, und ließ meinem Genie den freien Schwung und ſchaffte ein begeiſtertes Werk, um Euere ſervilen Machwerke damit zu verdunkeln. Was ich ſagen kann, iſt, daß unſere Kunſt in Gold und Silber zu arbeiten, ſich unabhängig mache. Vor Allem kommt es darauf an, daß ein Mann von Werth fühle, daß man nicht faſelnd ſpielen darf, wenn man ſich damit abgeben will, ihr einen eigenthümlichen Charakter zu geben, wie es vor Zeiten die Finiguerra und Cellini thaten. Da waren die Goldſchmiede noch Künſtler und große Künſtler, welche ſich ſelbſt ihre Modelle entwarfen. Cellini war nur ein Goldſchmied, das hinderte aber nicht, daß er zu gleicher Zeit Zeichner, Bildhauer und Kupferſtecher war. Er machte Ringe und Spangen an Kleidungsſtücken, aber auch zugleich Medaillen und Statuen. Wenn man ſein von ihm ſelbſt geſchriebenes Leben durchlieſt, ſo findet man oft, daß er mit andern Goldſchmieden aus Eiferſucht in Zwiſt gerieth, welches deutlich zeigt, daß ſie dieſelben Talente wie er ausübten. Benvenuto Cellini iſt aber keine Ausnahme und die prächtigen Arbeiten in Gold und Silber, die wir aus jenen Tagen kennen, laſſen keine Zweifel hierüber aufkommen. Dieſe Männer hatten Niemand dazu nöthig, um ihre Kompoſitionen zu Stande zu bringen. Unſere Goldſchmiede hingegen ſind gewöhnlich nichts als Kaufleute, welche ſich ihrem Geſchäfte ohne Beruf, ohne vorhergegangene Studien widmen; ſie werden Goldſchmiede, ſo wie ſie Tabakshändler werden würden, blos um ein Geſchäft zu haben; ſie geben das edle Metall armen Handwerkern, die daſſelbe copiren, was ihre Väter ſchon copirt haben; dann berechnen ſie den Werth des Metalls, die Zeit der Arbeit, die ſie ſo gering als möglich berechnen, und verkaufen dann das Reſultat ſo theuer als ſie nur können.

Dies ſind bloße Kaufleute, denen es nicht einmal entfernt einfällt, daß ſie eine Kunſt ausüben. Bemerkt man nun aber dennoch einige Fortſchritte in dieſem Bereiche, ſo muß man geſtehen, daß ſie nur ſehr unbedeutend ſind, und ſich mehr in der unbeſtreitbaren Vollendung der materiellen Arbeit kund geben, als in irgend einer ausgezeichneten Erfindung. Die Hände ſind wunderbar geſchickt, aber Köpfe, ſie zu lenken, fehlen; ſo wie Seelen ſie zu begeiſtern. Wir wollen nur einmal jene erhobenen Pferde beiſpielweiſe anführen, die man jetzt auf den Armbändern anbringt; ſie ſind nicht größer als die Hunde, die ſie begleiten, und haben Haare, die kein Bär länger haben könnte. Nichts iſt wahrlich an dieſen Sachen zu loben, als die Intention.

Traurig genug aber iſt es, was uns auf Alles dies erwidert werden kann: „Wie ſchlecht wir es auch machen mögen, die Frauen kaufen dennoch Alles weg.“ Dieſer Einwand rechtfertigt nichts, wohl aber beweist er die ſchlechte künſtleriſche Erziehung, welche unſere Frauen erhalten. Da die jetzigen Damen, die Franzöſinnen und alle jene, welche ihnen nachahmen, in dieſer Unwiſſenheit bleiben wollen, die ihre Toilette, wie ihre häusliche Einrichtung ſo lächerlich erſcheinen läßt, ſo iſt es nöthig, daß man ſie leite. Wir haben alle Urſache nun vorauszuſetzen, daß ein Kaufmann ſich zu Grunde richten würde, wollte er nur wahrhaft ſchöne Gegenſtände verfertigen laſſen, aber wir ſind eben ſo gewiß, ſeitdem wir die Ateliers von Mention und Wagner kennen, daß man mit Geſchicklichkeit von dem Häßlichen gegen das Schöne hin ſich erheben, und doch dabei ſeinen Vortheil beabſichtigen könne.

Wenn der diesjährige Salon den Frauen nur zur geringfügigen Promenade gedient hat, anſtatt ihnen eine Gelegenheit zum Studium zu geben, wenn ſie nicht die Ehre einer Geſchmacksreform für ſich in Anſpruch nehmen wollen, ſo mögen ſich die Kaufleute derſelben befleißen. Die Gold- und Silber-Arbeiter unſerer Tage ſollen ſich bemühen, elegante und bequeme Dinge zu verfertigen, und immer Geſtalt und Zierath mit dem Gebrauche in Einklang ſetzen. Die beſten Muſter werden ihnen nie fehlen. Man findet überall Kunſtkabinete, deren häufiger Beſuch dem Talente die beſten Inſpirationen verleihen wird. Die Sammler verſchließen überdies nicht ihre Kabinete, wie der Geizhals ſeine Schätze, der Egoismus, dieſes Grab aller Tugenden, treibt ſie nicht an, Alles für ihren groben Genuß aufzuſpeichern, zu deſſen Beſitz ſie Leidenſchaft und großes Vermögen geführt hat. Es gibt noch Leute, die der Beſitz nicht ganz verdorben hat, die von der heiligen Liebe zur Kunſt ergriffen, ein vollkommenes Vergnügen darin finden würden, jene Reliquien, welche ſie ſeit langen Jahren verehren, ſich verbreitend populariſiren und beim Sonnenſchein glänzen zu ſehen und den Glauben des Schönen bis in die unterſten Klaſſen der Geſellſchaft zu befördern.

Wir müſſen aber um ſo mehr darauf beharren, daß die Goldſchmiede ſich künſtleriſchen Studien hingeben und aufhören ſollen, einfältige Handwerker zu ſeyn, die, ohne ein Urtheil zu haben, arbeiten. Wir fordern nicht bloß, daß die Kunſt ſich den Dingen zum häuslichen Gebrauch beigeſelle, ſondern wir wollen auch, daß Fabrikgegenſtände mit Verſtand verfertigt werden; darum nichts mehr von jenen langen Kaffeekannen, die auf den dünnen ſilbernen Drathfüßchen ſtehen, als wenn ſie balanciren ſollten; nichts mehr von jenen Henkeln, deren winklige Ver-

zierungen uns wie Nadeln in die Hände ſtechen; nichts mehr von dieſen matten Zierathen am Rande einer Taſſe, die man alle Tage an die Lippen bringen ſoll. Das erſte Verdienſt einer Kaffeekanne iſt, eine ſolide Baſis zu haben; das erſte Verdienſt eines Henkels iſt, daß er leicht und linde anzugreifen iſt; das erſte Verdienſt eines Trinkgeſchirrs, daß es dem Munde bequem ſey. Das zweite Verdienſt aller dieſer zum täglichen Gebrauch beſtimmten Gegenſtände iſt, daß ſie leicht zu reinigen ſeyen. Jede Verzierung, welche dieſe zwei unentbehrlichen Eigenſchaften nicht in ſich ſchließt, iſt ſchlecht. Warum iſt man nun aber genöthigt, unſeren induſtriellen Künſtlern ſolche Bemerkungen zu machen? Sie ſind ja ſo natürlich, daß es kindiſch wäre, ſie zu berühren, wenn es nicht Thatſachen zu corrigiren gäbe. Die Alten ſind auch hierin göttliche Muſter, als Studium zu empfehlen; ihr Genie im Auffinden analoger Ideen iſt wahrhaft bewundernswerth, bilden ſie den Kopf einer Haarnadel, ſo modelliren ſie darauf eine Frau, die ſich die Haare kämmt; hatten ſie eine Opferſchale zu verſchönern, ſo werfen ſie ein Venus, auf der Muſchel ſchwimmend, daran hin, ſo daß man bei jedesmaliger Libation die Göttin aus den Wellen hervorſchweben ſieht.

Ein Goldſchmied, welcher den ſchönen Titel Künſtler verdienen will, muß ſich von der kleinlichen Armuth, die unter Napoleon herrſchte, eben ſo weit entfernen, als von den Ueberladungen der letzten Jahre, beſonders muß er ſich gegen den verwirrten Geſchmack in Acht nehmen, der ohne Anfang und ohne Ziel iſt, und von dem ſich Niemand Rechenſchaft geben kann. Es handelt ſich hier nicht, die Augen durch eine ſeltſame Geſtalt zu frappiren, ſondern nur um einfache Conceptionen, deren harmoniſcher Effect auf leichte Weiſe den Geiſt beſchäftigt. Auf die Gefahr hin, etwas Paradoxes oder eine Sentenz zum Schluſſe zu geben, ſetze ich noch hinzu: irgend ein Kunſtwerk, welches alle Bedingungen des Schönen und Guten erfüllen ſoll, muß ſich ſo in ſeiner Geſammtheit darſtellen, daß auch Derjenige, der es einmal geſehen hat, es leicht beſchreiben kann.

Digitized by Google

Geſchichtliche Notiz

über die

Charivaris.

Das, was man heutzutage Charivari nennt, iſt gerade das Gegentheil von einer Serenade. Dieſe iſt ein harmoniſches Konzert von Stimmen und Inſtrumenten, und ein Beweis von ehrender Auszeichnung und Liebe; jener iſt ein unzuſammenhängender Lärm von kupfernem und eiſernem Hausgeräthe und andern ſtark klingenden Körpern, von Hörnern, und durchdringendem Geſchrei und lärmendem Gebrüll, und ſoll Verachtung und Haß ausdrücken. Der Haufe bringt gewöhnlich den Charivari ſolchen Perſonen dar, welche gegen die Moral und die geſellſchaftliche Konvenienz ſtark gefehlt haben, aber deßhalb von den Geſetzen nicht zur Rechenſchaft gezogen werden können. In unſern Tagen galten dieſe Ausbrüche des öffentlichen Unwillens, hauptſächlich in Frankreich, ſolchen Menſchen, welche ihre politiſchen Pflichten gegen ihr Vaterland nicht erfüllten.

Die Benennung dieſes Gebrauchs ſoll von dem Worte chalybarium herſtammen, welches von chalybs herkommt, das Erz, Kupfer bedeutet; vermuthlich weil das Küchengeräthe, woraus die eigentliche Inſtrumentation des Charivari beſteht, aus dieſem Metalle vorzugsweiſe verfertigt wird.

Der Urſprung des Charivari verliert ſich in die dunkelſten Zeiten. Schon die Heiden machten Gebrauch davon. In ihrer Unkenntniß von den phyſiſchen Geſetzen, nahmen ſie an, daß wenn ſich der Mond verfinſterte, dieſe Naturerſcheinung durch die magiſche Kraft gewiſſer Worte hervorgebracht würde, die von den Zauberern ausgeſprochen

würden, um den Mond auf die Erde herabzuziehen, und ihn zu zwingen, Thau auf die Kräuter zu ſpenden, deren ſie ſich zu ihren Zaubereien bedienten. Der Lärm des Charivaris, meinten ſie, müßte verhindern, daß der Mond die mächtigen Worte hörte, und ſo würde die Kraft der Beſchwörung vernichtet. Mehre aſiatiſche Völkerſchaften haben noch dieſen Gebrauch, der bei ihnen auf demſelben Grunde beruht. Man findet ihn auch bei einigen wilden Völkern, welche in dem Glauben ſtehen, daß die Mondfinſterniſſe von dem Kampfe des Mondes mit einem Drachen entſpringen, der ihn verſchlingen wolle. Ihr Charivari hat nun die Abſicht, den Drachen zu erſchrecken, damit er ſeinen Raub fahren laſſe, und die Flucht ergreife.

Einige Gelehrten wollen ſchon den Charivari in den religiöſen Gebräuchen der alten Gallier wieder finden. Wenn ihre fanatiſchen Prieſter, die Druiden, den hölliſchen Göttern Menſchenopfer ſchlachteten, ſo ließen ſie ein betäubendes Geſchrei vernehmen, und ſtießen heftig kupferne Gefäße an einander.

Es war lange Zeit hindurch in Frankreich gebräuchlich, daß auf dem Lande ſolchen Perſonen, welche unpaſſende Verbindungen eingingen, oder ſich zum zweitenmale verheiratheten, Charivaris gebracht wurden.

In Frankreich wurden ſelbſt die Königinnen von dieſer unangenehmen Sitte nicht verſchont. Kam dieſer Gebrauch vielleicht noch von dem römiſchen Geſetze her, welches die Verbindung von Perſonen, die in zu ungleichem Alter ſtanden, verbot? oder weil der Biſchof Iſidorus, nach der religiöſen Meinung jener alten Zeiten, die zweite Verheirathung: eine honnette Liederlichkeit nannte? Dies iſt eine ſchwierige Frage, die ich willig der Entſcheidung unſerer weiſen und ſcharfſinnigen Antiquarien und Caſniſten überlaſſe, da ich derſelben nicht gewachſen bin.

Eben dahin gehört der Gebrauch, der vorzüglich in Norddeutſchland angetroffen wird, an den Vorabenden jeder Hochzeit, den ſogenannten Polterabenden, vor den Thüren des Brautpaares großen und ungebührlichen Lärmen zu machen.

Oft zwang man die Eheleute, die Charivaribringer zu bewirthen und ihnen die zerbrochenen Töpfe und dergleichen zu bezahlen. Oft wandten ſich die Letztern ſogar an die Behörden, um ihre Speſen einzutreiben, und es traf ſich oft, daß ihnen von Gerichts wegen zugeſtanden wurde, eine gewiſſe Summe zu fordern. Wenn es ſich manchmal traf, daß die Concilien und Fürſten einen ſolchen Charivari beſtraften, ſo war es nur in dem Fall zweiter Verheirathung, als eine Sünde gegen das Sacrament der Ehe.

Unſere Vorfahren waren gewiſſenhafter als wir, was die Religion und die Sitten betraf. Heutzutage ſteht es Jedem frei, ſich zu verheirathen, wie er kann und will, und unſere Charivari haben einen andern Zweck gehabt. Iſt dies als ein Fortſchritt zu betrachten? Die Entſcheidung dieſer Frage liegt außer dem Bereiche dieſer Blätter: wir haben nicht im Sinn, es mit irgend Jemand zu verderben, und wollten hier blos eine kleine Notiz über den Urſprung einer in letzter Zeit in Frankreich ſehr überhand nehmenden Sitte zeigen, die ſich auch in einigen deutſchen Provinzen kund gegeben hat.

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Antwerpen, 14. Juli.

Die Promenade des Rieſen hat Statt gehabt. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr hat der Zug ſich in Bewegung geſetzt. Man ſtelle ſich einen ungeheuern Wallfiſch vor, der durch eine dichte Volksmenge ſchwimmt, wie durch ein brandendes Meer, das ſich auf dem Platz de Meir bewegte; dabei rührte er Schweif und Floßfedern und machte ſo dem Zuge Platz, indem er Waſſer aus Mund und Naſenlöchern ſpritzte, und Alles auf zwanzig Schritte im Kreiſe durchnäßte. Ein junger Triton, der auf ihm ſaß, dirigirte die Schläuche, welche durch eine innerliche Pumpe gefüllt wurden; dann folgten zwei Delphine, worauf ebenfalls kleine Tritonen ſaßen; hierauf kamen mehre Schiffe, welche von Kindern, als Matroſen gekleidet, dirigirt wurden, und immerwährend dazu ſchrieen: »Es lebe der König! Es lebe die Königin!« Zuletzt erſchien Herr Drouon Antigoon, der Rieſe, in Begleitung der Göttin Pallas auf zwei Triumphwagen, die von ſechs Pferden gezogen wurden. Der Rieſe war als römiſcher Krieger gewaffnet und trug Federn und Schärpe in den Nationalfarben. Die Pallas war nur ihrer Taille und ihres Alters wegen bemerkenswerth. Vor dem Palaſte wurde gehalten und Drouon Antigoon verneigte ſich ehrfurchtsvoll vor König und Königin, welche auf dem Balkon ſaßen, um dieſe Huldigung zu empfangen. So endigte ſich dieſe närriſche Ceremonie und der Rieſe ging nach Hauſe.

Man hatte des Morgens auch einen Vulkan angekündigt; er war aber zu alt und in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß er zu Hauſe bleiben mußte. Dieſer Vulkan erinnert uns an die Rieſenpromenade von 1810, als Napoleon und Marie Louiſe Antwerpen beſuchten. Damals zog die Corporation der Schmiede und Schloſſer hinter ihrem Gotte einher, und ſchmiedeten unter den Fenſtern des Palaſtes eine eiſerne Krone, welche Vulkan, deſſen Größe zum Balkon hinaufreichte, dem Kaiſer übergab.

Roſtoff im Gouvernement Yaroslaff, 1. Juli.

— Der Kaufmann der zweiten Gilde, Andrei Titoff, hat auf ſeine Koſten in dieſer Stadt ein Hoſpital für arme alte Leute errichtet. Dreißigtauſend Rubel gab er zum Ankauf eines Hauſes her, und hunderttauſend, von deren Intereſſen die Bewohner deſſelben unterhalten werden.

Paris, 28. Juli.

Liebhaber von Speculationen im Spiel, welche das beſte Probabilitäts-Syſtem kennen lernen wollen, um groſe Summen im rouge et noie zu gewinnen, oder vielmehr einen ſichern Weg, kleine zu erlangen, können hierüber bei Herrn Demontiſſu in Paris, rue Neuve-St.-Roch, Nro. 33 im zweiten Stocke, belehrt werden. Er iſt von 11 bis 1 Uhr täglich zu ſprechen. Auswärtige werden auf frankirte Zuſchriften Antwort erhalten.

Literarische Uebersichten.

Das WESPENNEST oder der KÖLNER KARNEVAL

von

Ed. Jeermann.

(Leipzig. Georg Wigand. 1835.)

— 0 Herrn Jerrmann's Fatalitäten in Köln, die er ſich durch die Beurtheilung einer von Dilettanten geſpielten Faſchings-Comödie zugezogen, machen den Kern des Buches, das manche bittere Wahrheit neben manchem überflüſſigen Scherze enthält. Was Jerrmann von dem feilen Recenſenten erzählt, der ſich ihm für fünfzehn Thaler angeboten, ſo wie die Schilderungen von Rohheit und Dummheit, die ſich ihm entgegenſtellten, erfüllen den Leſer mit gerechtem Unwillen; ob es aber einem in einer Stadt angeſtellten Schauſpieler zuſtehe, öffentliche Kritiken über Privatgeſellſchaften drucken zu laſſen, wagen wir hier nicht, in der Kürze zu entſcheiden; ſelbſt wenn die Privat-Geſellſchaft, wie es hier der Fall war, ihre Leiſtung einer groſſen Verſammlung von Mitbürgern Preis gibt. Das Buch iſt übrigens gut geſchrieben, und man wird beim Leſen unterhalten.

BALZAC'S erzählende Schriften

von

Seybold.

(Stuttgart und Leipzig. F. L. Rieger und Comp. 1835.)

Der Verfaſſer des Originals, ſo wie der Ueberſetzer ſind hinreichend ehrenwerth bekannt. Es wäre daher überflüſſig, ſich hier weitläufig über Beide auszulaſſen. Das erſte Heft, das vor uns liegt, enthält den Anfang des Romans: »Die Chouans oder die Bretagne im Jahr 1799.« Druck und Papier ſind zu loben. Die Luſt, die das groſe Publikum für bildliche Darſtellungen hat, möge es entſchuldigen, daß ihm oft ſo Mittelmäßiges in dieſer Art geboten wird. Auch dieſe Hefte ſind mit Lithographien geziert, die bei der Wohlfeilheit des Ganzen mitgehen können.

KÖNIG EDUARD'S SÖHNE

nach Delavigne von Dr. G. Ritter von Frank.

(Leipzig. Brockhaus. 1835.)

Das Stück iſt bereits drei Jahre alt, und mit verändertem Schluſſe nach der Bearbeitung des talentvollen Regiſſeurs der Braunſchweiger Bühne, Herrn Marr, an verſchiedenen Orten aufgeführt worden. Die gegenwärtige Ueberſetzung zeichnet ſich durch eine fließende Diction aus; Druck und Papier ſind gut.

ENGLISCHE LITERATUR.

Der Tod der Miß F. Homans raubt England eine geiſtreiche und anmuthige Dichterin. — Bukford, der Verfaſſer des Bathur, gibt ſo eben ſeine Pilgerfahrt nach Atcobaca und Bathala heraus. Dieß Werk erſcheint zu gleicher Zeit in Paris bei Baudry. In demſelben Verlage erſchienen zwei merkwürdige Romane: Transfusion von Godwin dem Sohne, und the Pacha of many tales von dem Kapitän Maryat. — In London verließ die Preſſe: eine Geſchichte Wilhelm's, von H. Trevol; Th. Charles beſchäftigt ſich mit demſelben Gegenſtand und will vielfältige Documente darüber zuſammengebracht haben. — Cobbet's Tod gibt noch immer den Blättern einen willkommenen Stoff zu Necrologen.

Kunst.

— Der Porcellainmaler Conſtantin hat ſo eben in Rom die ſchönſte Copie der Transfigurationen vollendet. Dieſe Copie iſt mit einer Kraft ausgeführt, welche in dieſer Art von Malerei ſehr ſelten iſt. Sie iſt in groſſen Dimenſionen gemalt; die Höhe hält 22 Zoll und die Breite 12. Dieſes ſchöne Werk wurde drei Tage ausgeſtellt, und ganz Rom wollte es ſehen. Ingres, Cammucini, Thorwaldſen, Overbeck, Agricola und die erſten Künſtler Italiens wünſchten Conſtantin Glück. Auch Seine Heiligkeit beſah dieſe Copie neben dem Original, und ſchien nicht Ausdrücke finden zu können, um ſeine Bewunderung auszudrücken.

Muſik.

— Im ganzen Süden von Frankreich ſpricht man von dem magiſchen Effect, den Haydn's Schöpfung bei dem großen Muſikfeſt in Toulouſe hervorgebracht hat. Ein Pariſer Blatt ſieht darin das erſte Zeichen der Decentraliſation in Muſikſachen in Frankreich. Während in Paris Haydn'ſche Sinfonien keinen Effect mehr machen, und Romanze und Contretanz die Dilettanten beherrſchen, wird der erhabene Componiſt enthuſiaſtiſch begrüßt zweihundert Meilen von der Hauptſtadt der ſchönen Künſte und des Geſchmacks.

— Anna Maria Pellegrini Celoni ſtarb nach langjähriger Krankheit in Bologna, woſelbſt ſie Mitglied der philharmoniſchen Akademie war. Sie hatte die Kunſt des Geſanges zur Vollkommenheit gebracht, und erregte in ihrer Jugend die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen.

— Der thüringiſch-ſächſiſche Muſik-Verein, der Anfangs September ſein drittes jährliches großes Muſikfeſt mit einem Orcheſter von nahe an 600 Perſonen zu Halle feiern wird, hat den K. Hofkapellmeiſter Lindpaintner in Stuttgart um eine neue großartige Inſtrumental-Compoſition zur Feier jenes Feſtes erſuchen laſſen.

Theater.

Paris.

Académie roy. d. M. Es iſt nun ganz beſtimmt, daß der Napoleon der Directoren, der Bonaparte der Bajaderen, kurz, der Großſultan der Oper, ſeinen Zauberſcepter niederlegt. Noch wenige Tage, und er wird ſeinen Nachfolger ſeinen Künſtlern vorſtellen, den wohlunterrichtetſten Mann im Reiche der Mode und der alten und neuen Coſtüme. „Die Inſel der Seeräuber" könnte ſchon am 25ſten gegeben werden, da ſie aber beſcheiden iſt, ſo will ſie bis nach den Juli-Tagen warten.

Théâtre français. Ein Stück von Ancelot und Foucher iſt mit Beifall angenommen worden. Der Titel iſt noch unbekannt. Kein neues Werk wird vor dem September in die Scene gehen, wo der „Don Juan" von Caſimir Delavigne gegeben werden wird. Von älteren Stücken kommen wieder auf das Repertoire: die „Eugenie" von Beaumarchais, und „l'amour médecin" und „le Sicilien ou l'amour peintre" von Moliere.

Opéra comique. In nächſter Woche: „les deux Reines", in zwei Acten, Muſik von Monpou, und „Zampa" mit Chollet.

Gymnase dramatique. Morgen: „la fille mal élevée" mit Dem. Sauvage u. ſ. w.

Vaudeville. Bald: „un de ses frères" in einem Act, und: „l'habit ne fait pas le moine" in drei Acten.

Palais royal. Nächſtens: „l'orpheline de la Bérézina" mit einer neuen, ſehr ſchönen Decoration von Ciceri. Indeſſen wird die Rückkunft der Dejazet erwartet.

Variétés. In Kurzem: „Madelon Friquet", worin die Jenny Colon wahrſcheinlich, wie immer, ſehr liebenswürdig ſeyn wird.

Porte St. Martin. „La Berline de l'Emigré" wird bald abgehen. Möge ſie das Publikum mitnehmen und dem Director volle Caſſen machen.

Ambigu-Comique. Obgleich Ango noch immer die Caſſe füllt, probirt

man doch ein dreiactiges Drama, betitelt: „Marguerite de Quelus."

Cirque-Olympique. Die erſte Vorſtellung des „Elephanten und Pagen" hatte eine glänzende Verſammlung herbeigezogen. Der Elephant Kiouny, der die Hauptrolle hatte, zeigte während des ganzen Stückes eine bewundernswerthe Geſchicklichkeit und Intelligenz. Ich möchte nicht ſagen, daß er am Schluſſe auf einem ungeheuern Seile getanzt hat, aber darauf gegangen iſt er, und zwar mit einer ſolchen Elephanten-Grazie und Leichtigkeit, daß unaufhörliche Bravo's ihn verfolgten. Auch ein Kranz war für ihn in Bereitſchaft. Der Künſtler war aber zu beſcheiden, ihn anzunehmen, und erſchien nicht einmal, als er gerufen wurde. Nun ſage man noch, daß die Thiere keinen Verſtand haben!

Franconi in den elyſäiſchen Feldern. Alle Abende die faſhionable Welt; die eleganteſten Damen; Dem. Antoinette, die liebenswürdige Reiterin; zweitauſend Franken Einnahme; Bravo! Braviſſimo!

(Mauchamps.)

— Pariſer Oper. Das Wiederauftreten der Dem. Taglioni hatte den Saal gefüllt. Seit lange hatte die Verſammlung keinen ſo ſchönen Coup d'oeil gewährt. Was das Land und die Bäder in Paris von ſchöner und eleganter Welt zurückgelaſſen haben, hatte ſich an dieſem Abend vereinigt, die Sylphide zu begrüßen. Am Ende der Vorſtellung wurde die Tänzerin gerufen, um ſich mit Beifall und Blumen überſchütten zu laſſen.

Aus der Geſellſchaft.

— Die Familie des Königs der Franzoſen wird Neuilly verlaſſen und über die Julitage in Paris bleiben. — Samſtag den 25ſten wurden die ſechszehn Paare vor dem Maire getraut, welche bei Gelegenheit der Julitage ausgeſtattet werden ſollen.

— Don Miguel will ſeinen Wohnſitz in Porto d'Anzio nehmen.

— Das große Feſt im Verſailler Park hatte einen ſolchen Zufluß von Neugierigen in das herrliche Bosquet der Königin zuſammengeführt, daß man ein zweites für Sonntag den 26. ankündigte.

Oekonomie.

— In Bar in Frankreich, erzählt das Journal de la Menſe, werden mit Glück die Blätter der Kartoffeln wie Tabak behandelt und gebraucht, ſo daß ſelbſt geſchickte Raucher dadurch getäuſcht werden können.

— Tokaier. Der köſtliche Wein, den man ſchon oft flüſſiges Gold und den König der Weine mit Recht genannt hat, wächst nicht bloß bei dem Flecken Tokay, ſondern auch in deſſen Umgebung. Das ganze Wein-Gebirge erhebt ſich über 250 Fuß, aber der Hügel Mezes-Male liefert Wein von erſter Qualität. Der Boden, der dieſes Wundergewächs liefert, beſteht größtentheils aus Porphyr. — Der größte Theil davon gehört der Krone; zunächſt beſitzen der Fürſt Brezenheim und der Graf Szirmai einen bedeutenden Antheil. In guten Jahren liefern dieſe Berge mehr als 400,000 Eimer. König Bela IV. kann als

der erſte Pflanzer dieſer Reben angeſehen werden; italieniſche Coloniſten beſorgten ihre Cultur. Schon um 1751 brachte der Zehnte aus dieſem Gewächs dem Bisthum Erlau 10,000 Dukaten ein. Die Tokayer Traube wird erſt ſehr ſpät geleſen. Manchmal findet die Ernte erſt den 28. Oktober und noch ſpäter Statt. Man zählt eilf verſchiedene Sorten auf dieſen Hügeln, die alle von köſtlichem Geſchmack ſind, aber doch große Verſchiedenheit unter ſich zeigen. Jede Leſe liefert drei Arten Wein; zuerſt die, welche von ſelbſt von den Trauben abläuft und Ausbruch heißt; dann die erſte Kelter, welche die zweite Sorte, und die zweite Kelter, welche die dritte Sorte liefert.

Anecdoten.

— Talleyrand pflegte zu ſagen: „Die Rede iſt dem Menſchen verliehen, damit er ſeine Gedanken verbergen könne.“ Man muß zu ſeinem Lobe ſagen, daß er dieſe Maxime gewiſſenhaft in Ausübung gebracht hat. Aber auch ſein Geſicht kommt ſeiner Verſtellung ſehr künſtlich zu Hülfe. Der Marſchall Lannes ſagte bei ſolcher Gelegenheit: wenn, während er mit Ihnen ſpricht, ihm Jemand von hinten einen Fußtritt gäbe, ſo würde ſein Geſicht nichts davon verrathen. Als Jemand dieſes Talleyrand hinterbrachte, bemerkte er gelaſſen: „Oui, c'est le coup de pied de Lannes.“ (Der Name des Marſchalls wird in Frankreich ganz gleichlautend mit l'âne geſprochen.) Murat, der nicht ſo fein wie Lannes war, ſagte vom Prinzen von Benevent: „C'est de la boue en bas de soie.“ Murat gebrauchte jedoch das Wort boue nur an Tagen, wo er zur Höflichkeit geneigt war, oder in Damengeſellſchaft.

Naturgeschichtliches.

Ein junger franzöſiſcher Seeofficier, der lange am Senegal geſtanden hatte, kam vor ſechs Monaten nach Frankreich zurück und brachte eine gezähmte Hyäne mit. War ihr Herr gegenwärtig, ſo durften auch andere Perſonen ſich ihr nähern und ſie ſtreicheln. In Breſt zeigte der junge Officier ſeine Hyäne dem Seepräfekten, welcher ihn beſtimmte, ſie der Regierung zum Geſchenk zu machen. Kürzlich führte ihn ein Zufall nach Paris, wo er ſich auch nach dem Pflanzengarten begab, um die Menagerie zu ſehen. Kaum erblickte ihn die Hyäne, ſo neigte ſie ſanft den Kopf und den Schweif, um jene Liebkoſungen wieder zu erhalten, die ſie ſo lange ſchon entbehren müſſen, denn ſeitdem ſie in der Menagerie war, durfte Niemand ſich ihr nähern, ohne daß ſie wild wurde. Der junge Mann verſtand ſie ſogleich, ſtreichelte ihr den Rücken und ſteckte ihr die Hand in den Rachen. Alle Zuſchauer, die umher ſtanden und die von der früheren Bekanntſchaft Beider nichts wußten, konnten ihre laute Verwunderung nicht zurückhalten.

Vermischtes.

Franzöſiſche Blätter ſprechen von einer deutſchen Familie, Beerenhänger, die von Breslau nach Paris gehen und ſich dort auf dem gewöhnlichen Mirliton (Kindertrompetchen) hören laſſen will. Der ältere Beerenhänger ſoll einen Klappen-Mirliton erfunden haben. Das Ganze iſt eine Myſtification, wie

ſie die Pariſer Blätter oft zu Tage fördern.

— Man will in dem neuen, im Gymnase gegebenen Vaudeville: „La fille mal élevée“ Anſpielungen auf den berüchtigten Proceß de la Roncière's gefunden haben. Die Verfaſſer, d'Epagny und Comberouſſe, verwahren ſich dagegen; es ſcheint jedoch etwas an der Sache zu ſeyn.

— Ein ſchwediſches Blatt berichtet, daß, als jüngſt ein deutſcher Antiquar, der Doktor Löwe, die berühmte gothiſche Handſchrift des Ulfilas in Upſala ſehen wollte, er zum Erſtaunen der Bibliothekaren die Bemerkung machte, daß eilf von dieſen prachtvollen, auf purpurrothem Pergament mit Gold und Silber geſchriebenen Blättern fehlten. Der Diebſtahl kann erſt kürzlich begangen worden ſeyn. Der Verdacht fiel auf einen engliſchen Reiſenden.

— In der Alexandrowsky'ſchen Kanonengießerei zu Petroſadowsk bedient man ſich ſchon ſeit 1788 der Eiſenbahnen, um die Kanonen nach den verſchiedenen Theilen der ausgedehnten Fabrikgebäude zu ſchaffen.

— In Paris circuliren nach einer neueren Zählung folgende öffentliche Transportwerkzeuge für Perſonen (die Cabriolets ausgenommen): 54 Omnibus, 26 Dames blanches, 20 Tricycles, 48 Favorites, 22 Orléanaises, 14 Diligences, 24 Béarnaises, 18 Citadines, 18 Parisiennes, 6 Ecossaises, 6 Batignollaises. Im letzten Jahre haben dieſe Wagen, die gewöhnlich 15 Perſonen faſſen können, 11 Millionen Franken eingenommen.

— Ueber Beleuchtungen. Unſere Illuminationen mit Unſchlittlampen haben den zweifachen Uebelſtand, zuerſt, daß ſie die Façaden der Gebäude ſchwärzen, zweitens, daß ſie einen übeln Geruch verbreiten. In Italien hat man ſtets andere Arten von Beleuchtungen öffentlicher Denkmäler in Anwendung gebracht. In Mailand z. B. hängt man Guirlanden von bunten Papierlaternen an alle Gebäude, ſelbſt an den prächtigen Dom und ſeine Glockenthürme; dieſes gewährt einen herrlichen Anblick. In Florenz und andern Städten bedient man ſich wieder anderer Mittel. Dort ſieht der Reiſende an den Paläſten große Arme von Eiſen oder Bronce, welche ungefähr zwei Fuß von der Mauer abſtehen. Hier bringt man bei feſtlichen Gelegenheiten weiße Wachsfackeln an, welche aber in der That einen Eindruck machen, der mehr zum Ernſt als zur Freudigkeit auffordert. In England wendet man das Gas, zur Beleuchtung der Decorationen an der Außenſeite der Gebäude, mit großem Glücke an. Auch in Paris will man, bei den dießjährigen Julifeſten, einen Verſuch damit machen. Auf dem Greveplatze ſoll eine Decoration im mittelalterlichen Geſchmacke, ungefähr zehn Fuß von dem Stadthauſe entfernt, errichtet werden. Dieſe ſoll durch Tauſende von Gasflammen, Sonnen, Girandolen und Sternen beleuchtet werden. Decoration und die Art Gas dabei anzuwenden, ſind von Herrn Visconti. Man hofft, daß dieſer Verſuch gut ausfallen und dazu dienen werde, die alte, unzweckmäßige und den Gebäuden ſchädliche Beleuchtungsart abzuſtellen.

— Aus Taganrog wird unter'm 2. Juni gemeldet: Während April und Mai wurden nach Mariupol

35,015,880 eingeſalzene Fiſche gebracht, die größtentheils von den ſüdlichen Küſten des Azow'ſchen Meeres kamen, und den Koſaken vom ſchwarzen Meere und denen vom Don gehörten. Dieſe ungeheure Menge iſt für Klein-Rußland beſtimmt, und bis jetzt ſind bereits 25,000,000 Fiſche auf 10,000 Wagen dahin verladen worden. Ein ſo beträchtlicher Handelszweig dietet den Einwohnern von Mariupol große Vortheile, auch nimmt dieſe Stadt ſehr ſchnell an Ausdehnung zu.

— Den 21. Juni wurde in St. Petersburg unter großen Feierlichkeiten der Grundſtein zu dem General-Obſervatorium gelegt. Die Platina-Medaille, welche bei dieſer Gelegenheit geſchlagen wurde, ſtellt auf der einen Seite das Bildniß des Kaiſers dar, und auf der andern das Obſervatorium, vom Zodiacus umgeben.

Wiener Theaterzeitung.

Herr Herrmann Waldow beſingt in der Theaterzeitung Herrn Johann Gab. Seidl, und ſchließt mit den Worten:

»O ſey mein Bruder, liebe mich,
Wie ich Dich lang geliebt!«

Dieſer zärtliche Sänger wohnt in Hinterpommern. Wir können nicht ſagen, ob Herr Seidl, der in Steiermark lebt, dieſem poetiſchen Wunſche nachkommen und ſeinen liebenden Freund in Pommern wieder lieben wird. Man ſieht jedoch, daß die in deutſchen Gauen zerſtreuten Stämme ſich Herrn Bänerle anſchließen wollen. Schon beginnen „die Bewohner des herrlichen Herzogthums Pommern," die Steiermärker zu lieben, und wollen wieder geliebt ſeyn, die Meklenburger, Frieſen, Weſtphalen, die Bewohner des Landes Dahme und Bärwalde, die Caſſuben und Wenden u. ſ. w., werden ſicher nicht zurückbleiben, und ſo wird es auch, neben dem politiſchen Vortheil, Herrn Bänerle an trefflichen Mitarbeitern nicht fehlen, während ſein großer Humoriſt auf vier Wochen nach Italien gereiſt iſt, wie er ſelbſt und nach ihm viele Blätter verkündigten.

Von Mad. Crelinger heißt es in jenem Blatte:

„Mad. Stich-Crelinger, die Heroin (e) des deutſchen Cothurns, ausgezeichnet durch ihren wohlerworbenen europäiſchen Kunſtruf, dem Wiener Publikum aus mehrmaliger Gaſtanweſenheit *) und ſo vielfältigen großartigen Kunſtleiſtungen lieb und werth, — erſcheint hier mit ihren beiden talentbegabten Töchtern, Clara und Bertha, welche uns das jüngſte Gaſtſpiel der gefeierten Künſtlerin-Mutter auf eine höchſt anziehende Weiſe vorführte. Die Bewunderung, welche die berühmte Gaſtſpielerin in früherer Zeit und jetzt neuerdings erregte, wurde durch das wohlausgebildete Talent der jugendlichen Kunſtprieſterinnen und den ſchönen erfolgreichen Einfluß des mütterlichen Vorbildes nur noch geſteigert. In beiden Knospen reifen der deutſchen Bühne reiche und vielverſprechende Erwartungen, die in einer ſolchen Bildungsſchule gewiß bald üppige Frucht tragen werden. Der Künſtler hat eine vereinigende Gruppe aus unſeres Grillparzer's klaſſiſcher „Sappho" gewählt, uns

*) Sollte nach Geiſtesabweſenheit formirt werden.

die liebwerthen Gäſte in einem Bilde vorzuführen, deſſen Conception und Ausführung gewiß allgemein befriedigen und auf wahren Kunſtwerth Anſpruch machen dürfte!“

Dieſes „dürfte“ am Schluſſe macht den herrlichſten Eindruck! — Auf ſolch’ pomphaften Waſſerfall ein ſo dürftiges Ende! Unvergleichlich! Bäuerle läßt ſich von ſeinen Mitarbeitern verſchiedene Stylſorten liefern, wie ſie die öffentlichen Schreiber in Paris und Italien vorräthig haben. Der pomphafteſte Styl iſt auch der theuerſte; ein Styl, worin ſich nur ein geſunder Menſchenverſtand kund gibt, wird nicht hoch gehalten. Für Mad. Crelinger hat er einmal nichts ſparen wollen, das ſieht man! Ja — aber die Bewohner „der herrlichen Mark Brandenburg“ werden das auch zu ſchätzen wiſſen und die Theater-Zeitung halten. —

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern mit dem heutigen Hefte, ein wohlgetroffenes in Paris verfertigtes Bildniß des Herrn Kapellmeiſters J. Meyerbeer, und zu gleicher Zeit eine neue Kompoſition von ihm, welche in dieſem Augenblicke bei allen Dilettanten in Paris anzutreffen iſt. Es iſt eine Canzone, deren Lieblichkeit und melodiöſe Durchführung des Hauptgedankens an die trefflichen Singſtücke dieſer Art der älteren italieniſchen Meiſter erinnert.

Herausgegeben von August Lewald.

G r a n g e n e u v e.

De Latouche, einer der ausgezeichnetſten jungen Schriftſteller Frankreichs, hatte lange geſchwiegen, als er vor wenigen Wochen mit einem Romane vor dem Publikum erſchien, welcher das größte Aufſehen erregte. Sein Held iſt ein Mitglied jener gemäßigten Revolutionspartei, welche ſich Gironde nannte, und als Gegnerin des Berges bekannt iſt. Grangeneuve ſelbſt iſt ein ziemlich unbekannter Name, von dem die Geſchichte wenig weiß; deſto willkommener war er aber dem Dichter, weil er ihn mit allem ausſtatten konnte, womit ein junger Autor ſo gern ſeinen Liebling auszuſtatten pflegt. Durch das Ganze zieht ſich eine intereſſante Liebesgeſchichte. Wir geben hier eine Schilderung des Herbſtes 1792 bis zum Anfange des Jahres 1793, der Hinrichtung Ludwigs XVI. Später ſoll noch ein andres Fragment aus dieſem intereſſanten Buche mitgetheilt werden.

Von den frühern Werken von de Latouche erwähnen wir hier noch: Fragoletta, und den Briefwechſel zwiſchen Clemens XIV. und Carlo Bertinazzi, ferner die Königin von Spanien, ein Luſtſpiel, und den Figaro, der unter de Latouche's Redaction eine Bedeutung erhielt, die er ſeitdem nie wieder erreicht hat.

H e r b s t 1 7 9 2.

„Holla, ho! Die aus Breſt und Marſeille ſind in Unordnung! Seht nur! Vier ihrer Kanonen auf dem Platze! und ein gut Theil dieſer Herren mit dem Bauch in der Luft; alle Schloßhöfe ſind leer, und die Straßen bis zum Pont neuf wie gefegt! Noch einen Ruck mit der Halfter, und wir führen dieſe Canaille nach ihren Vorſtädten zurück.“

„Sehen Sie doch, Vicomte, das Pferd von einer Kanonenkugel entzwei geriſſen; von dem Reiter iſt nur ein Bein übrig.“

„Laßt das, mein Guter; dieſe acht und vierzig heulende Sturmglocken von Paris machen mich taub. Das ganze Volk kann noch einmal zurück kommen und uns auf den Nacken fallen. Das Feuer iſt ſchon in allen Häuſern, die an das Schloß ſtoßen.“

„Bei meiner Ehre! ein ſchönes Schauſpiel! Ich wette, daß 900 Toiſen Feuersbrunſt vor uns liegen. Es iſt heiß. Teufel! Was willſt Du? Heut iſt der 10. Auguſt.“

So fing mit einem Vortheil der Schweizer und der aus den Tuilerien geflüchteten Edelleute jener Tag an, welcher mit der Abſetzung des

Königs endigen ſollte. Keiner von den Vertheidigern des Thrones, kein Mitglied des Adels hatte die Uniform der Nationalgarde anziehen wollen, um ſich den ſogenannten conſtitutionellen Bataillonen anzuſchließen. Einen ſolchen Abſcheu hatten ſie, die Ritter des Dolches, vor dem Pacte, den ihr Meiſter feierlich beſchworen hatte den 14. Juli 1790 und den 18. September 1791. Es war auf dem Carouſſel-Platze, dem gewöhnlichen Bereiche dieſer Polemik, wo das Drama geſpielt wurde, deſſen erſter Act ſchon den 20. Juni beendigt war. Die Rache hatte damals mit dem Lächerlichen begonnen, und die Tragödie mit der Staatsaction. Die Sieger hatten ſich dabei ſehr gut amüſirt. Man hatte auf Koſten der Majeſtät eines Menſchen gelacht. Die Sprache der Hallen wurde laut am Hofe geſprochen, und viel gemüthlicher als roh hatte die Demokratie an dieſem Tage ſtatt der mittelalterlichen Krone eine groteske Mütze aufgeſetzt. Immer iſt es wieder dieſes ritterliche Carouſſel, wo ſich die zwei alten Kämpen gegenüber ſtellen, die ſelten Waffen zum Scherze tragen, der Deſpotismus nämlich und die Sclaverei.

Ein einziger Menſch, eine Frau, zeigte ſich als Mann mitten in dieſem heuchleriſchen Hofe, wo alle Hoffnung zur Verſöhnung trügeriſch war, die damals nur beſtand in der Niederlage der Franzoſen, in der preußiſchen Allianz, in dem Verluſt vieler tauſend Bürger, um einige Höflinge zu erheben. Dieſe Frau war die Königin. Sie verbarg ihre Gedanken nicht, und hätte kämpfen und ſterben wollen, ehe ſie zur Schande gegriffen hätte. Die Andern, welche ihre Bewegungen mit den Fremden combinirten, Parteigänger, die ſich mit dem Mantel des Geſetzes bedeckten, um ſeinen Sinn zu vernichten, Verſchworene ohne Treu', ohne Genie und ohne Muth — ſie verdienten, was dieſer Tag über ſie verhängte. Wenn ihr trauriges Schickſal einſt ihre Fehler überragen wird, dann ſoll uns ein edles Mitleid wieder ergreifen; aber in dieſem Augenblicke müſſen wir es ſagen, obgleich die Hebel dieſer Revolte nur Danton und Robespierre waren, der Sieg iſt auf der Seite der Gerechtigkeit geweſen. Noch ein Tag, und der Feind wäre in Paris eingerückt. Man mußte ſich die Macht aneignen, um den Fremden zu widerſtehen: dieſe Revolution war zur politiſchen Nothwendigkeit geworden. Ludwig XVI. war ſo ſchuldig am 10. Auguſt, wie ſeine Feinde am 21. Januar es wurden.

Und dieſer König floh von ſeinem Poſten, als alle Würfel zu ſeinen Gunſten ſtanden! Marie Antoinette, von Ruinen und Schlachtopfern umgeben, beklagte weniger ſeinen Verluſt, als das Unglück, theilnahmlos unterlegen zu ſeyn.

Grangeneuve trat in die Verſammlung in dem Augenblicke, wo der ungewiſſe Kampf vielen Deputirten die Meinung aufdrang, daß

ihnen nichts übrig bliebe, als auf ihren Sitzen zu ſterben; da erinnerte er ſich, daß Pethion nach den Tuilerien gegangen ſey. Es ſollte die verſöhnende Macht des Maire aufgeboten werden, aber ſeine Gegenwart war unnütz, und konnte gefährlich für ihn werden. Pethion als Geißel hätte leicht der Furcht oder der Rache der Höflinge geopfert werden können.

Grangeneuve ſchlug vor, ihm durch ein Dekret befehlen zu laſſen, daß er in die Verſammlung kommen ſolle, um über die Lage von Paris Rechenſchaft zu geben.

„Ich danke Euch mein Leben, Ihr Herren!“ ſagte Pethion eintretend; „ein wildes Geſchrei theils voll Abſcheu und theils voll Freude hatte mich in jenem Palaſte empfangen, wo ich den 20. Juni nicht ſchweigen wollte, als ich im Namen des Volkes ſprach. Man wollte mich mit Ketten belaſten und hat mich mit Flüchen ziehen laſſen.“

Als die Nationál-Verſammlung dem Monarchen einen Zufluchtsort in die enge Loge eines Journaliſten gewährt hatte, und Weſtermann und ſeine Kanoniere die Fremden aus dem Palaſte vertrieben hatten, welche zwiſchen dem Fürſten und dem Volke ſtanden, verließen die Deputirten den Senat, und Heinrich (Grangeneuve) durchlief, einer der Erſten, dieſen Garten der Tuilerien, der noch vom Blutbade dampfte. Ueberall brennende Balken und Trümmer, und dicker Rauch, welcher in finſtern Maſſen dieſen königlichen Sitz durchzog, der mit herrlichen Orangenbäumen, mit Blumen aller Art und mit weißen Statuen bevölkert iſt. Die Mauern der Teraſſe waren mit Blut getränkt und die Schwellen mit Schutthaufen bedeckt. Hier Haufen von Bajonetten und die Scherben der Branntweinflaſchen der Schweizer, etwas weiter unter zerriſſenen und blutigen Stoffen der Zipfel eines mit Lilien geſtickten Mantels; im duftigen Raſen, am Fuße der Marmorbilder und unter blühenden Geſträuchen, überall nur Leichen. Eine Kaſerne brannte, und bei ihrem Scheine ſah man auf dem Platze Ludwig XV. Laſtwagen mit Sterbenden beladen, und einige Spießgeſellen Orleans', welche beim erſten Schuß davon gelaufen waren, kamen nun zurück, um die Schweizer zu ermorden noch nach beendigtem Kampfe.

Da wandte ſich Grangeneuve; er ſah nach dem Saale der Reitbahn, wo die Verſammlung ihre Sitzungen hielt, und die der Brand noch vor einer Stunde hätte erreichen können. Durch die geöffneten Fenſter des einen Saales des Comité's der Zwölfe ſah er einen gedeckten Tiſch, und neben ſeiner Familie unbeweglich und mit geſenktem Auge den gleichgültigen Ludwig XVI. daran ſitzen. Er machte die Honneurs ſeiner gewöhnlichen Mahlzeit.

Ohne über ſeine eigenen Intereſſen ungeduldig zu werden, inmitten ſo ernſter Begebenheiten und zu glücklich, um ſich einer Beleidigung entſinnen zu können, ſuchte Grangeneuve nach einigen Tagen dem Manne zu begegnen, der ſein Ausforderer in einem Moment geworden war, wo er ſich andern Verpflichtungen aufzuſparen hatte. Er fand ihn nirgend. Eines Abends jedoch ſtieß er auf eine Gruppe, wo er den Namen Ferrières und den ſeinigen hörte. Er erfuhr hier, daß Guadet der Eingebung ſeines Zorns gefolgt war, und daß der royaliſtiſche Deputirte auf ein Dekret ſeiner Kollegen nach der Abbaye geſchickt worden war.

Die Zeit drängte. Schon verfinſterten ſich die erſten Tage des September: die Gefängniſſe waren bedroht, und Ferrières konnte ſterben in den ausbrechenden blutigen Auftritten. Von dieſer Gefahr hören und zu ſeiner Rettung eilen, war bei Grangeneuve Eins und Daſſelbe. Er wußte, daß ſein Gegner in der Abbaye eingekerkert war, und dorthin eilte er, um ihn zurückzufordern und zu vertheidigen.

Man erwarte nicht, daß wir jene Begebenheiten hier beſchreiben werden, denen der September ſeinen Namen hinterlaſſen hat. Zu lange herrſchte die literariſche Mode, ſich nur von Foltern begeiſtern zu laſſen, und nur Vergnügen beim Blutgeruche zu empfinden. Es iſt vielmehr jetzt die Sache der Philoſophie und der Gerechtigkeit, zu erklären, wie durch das einfache Zuſammentreten einer kleinen Anzahl von Unſinnigen ein ſolcher Blutfleck auf dem Gewande Frankreichs entſtehen konnte. — Wir wollen geſtehen, daß dieſes Werk der Ausrottung von Weſen übernommen wurde, die durch Unwiſſenheit entadelt waren. So iſt die Geſellſchaft beſchaffen: das Verbrechen wird ausgeführt durch die Opfer der Selbſtſucht der Reichen. Derjenige, welcher erſinnt, hervorruft oder antreibt, iſt für Alles verantwortlich. Immer iſt der Kopf ſchuldig, wenn ſelbſt der blutige Arm unſchuldig wäre.

Sie hatten zu einigen Bettlern geſagt, denen es eben ſo an Vernunft wie an Brod fehlte, daß Greiſe, Frauen und Prieſter im finſtern Kerker gegen die kaum entſtandene Republick conſpirirten. Und mit einigen Hellern hatten ſie entſetzlichen Muth, zweifelhafte Uneigennützigkeit und den blindeſten Patriotismus angefeuert. Was eben dabei ſo entſetzt, betrübt und verwirrt, das ſind weniger die Fanatiker, die ſolchen Gedanken haben konnten, als daß eine Bevölkerung von 800,000 Seelen keinen Widerſtand der Ausführung dieſes Komplotts entgegenſtellte. Die Urheber dieſes Attentats waren zehne; man kann und ſoll ſie nennen. Sie hießen: Robespierre, Couthon, Sain-Juſt,

Danton, Billaud-Varennes, Collot-d'Herbois, Sergent, Panis und Marat.

Die Henker wurden täglich mit zwei Franken bezahlt, wie es die genauen Regiſter der Kommune belegen, und überſtiegen nicht die Zahl von 180. Und dieſe verübten ihre Arbeit, nicht von der Nacht begünſtigt, nicht während eines Tags, wo Schrecken und Entſetzen herrſchten, ſondern während vier Nächten und bei der Helle von vier Tagen. Das Morden fing am zweiten an und endigte am ſechsten. Wo verbarg ſich wohl die National-Garde? Sie beſtand aus 50,000 Mann und kam nicht! Und die Pariſer blieben gleichgültige Zuſchauer bei dieſen Thaten. Fünfzig Schützen hätten dem Morden Einhalt gethan, und ganz Paris ſah ruhig zu. „Ich hoffte nicht mehr," ſagte Madame Roland, „daß die Freiheit bei dieſen Niederträchtigen jemals zurückkehren würde, die unempfindlich blieben bei den äußerſten Schändlichkeiten, die man gegen Natur und Menſchlichkeit verüben kann." Wartete die National-Garde auf Befehl ihres Chefs? Muß man denn im Paradeſchritte Unglücklichen zu Hilfe eilen, die ermordet werden?

Wie konnte dieſe Garde, welche wir ſo oft zweideutige Thaten vollbringen ſahen, z. B. unter Sacken die Polizei handhaben, oder einen zerſtreuten Spaziergänger mit Stockſchlägen daran erinnern, daß er vor Quelen's Prozeſſionen den Hut abzunehmen vergeſſen hatte; wie konnte ſie, ſage ich, ſo oft ſchon zum Beſten der Unterdrückten ihre Pflicht verſäumen? Was that die Nationalgarde bei den Septembermorden? Damals gab es ja keine materiellen Intereſſen zu beſchützen, keine Gewürzläden zu vertheidigen? Man würgte damals nur Prieſter, Greiſe und Kinder.

Als Grangeneuve ſich an den Pforten der Abbaye zeigte, traf er den blutdürſtigen Wahnwitz auf ſeiner höchſten Stufe. Das Gerücht von der Einnahme von Verdun hatte ſich überall verbreitet, man ſagte, daß die Preußen auf Chalons losmarſchirten; drei Tage noch, und ſie waren in Paris. Die Gefahr für Frankreich war feierlich proklamirt worden; die Lärmkanone that jede Viertelſtunde einen Schuß, und die ſchwarze Fahne flatterte auf dem Stadthauſe. Sieben Wüthende, es waren ihrer nicht mehr in der Abbaye, hatten bereits über das Schickſal von ſechszig Gefangenen entſchieden, und nur die Damen St. Brice und Tourzel verſchont, ferner den Lehrer der Taubſtummen, Abbé Sicard. Die Gefangenenliſte in der Hand zogen die Mörder umher, und wenn ſie einen Unſchuldigen zu finden glaubten, ſo ließen ſie ihn hinaus, und riefen dem bewaffneten Volk zu: „Hut herunter!"

dann häuften ſie das Gold, die Edelſteine und Papiere zuſammen, um Alles in die Kanzlei der furchtbaren Kommune abzuliefern.

Nachdem Grangeneuve durch ein Gewölbe von Piken, Säbeln und Keulen hindurchgedrungen war, meldete man den Wilden, daß ein Kommiſſär der Verſammlung zu interveniren verlange, in dem, was ſie ihre Gerechtigkeit nannten. Ein Menſch trat aus dem Haufen hervor, er trug in der Hand eine eiſerne Lanze, die geſchliffen und blutig war.

„Das Blut," ſchrie er, „gehört Montmorin dem Miniſter und ſeiner Kompagnie. Wir ſind auf unſerm Poſten; verlaßt nicht den eurigen! Wenn Alle, die wir zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit hingeſetzt haben, ihre Schuldigkeit gethan hätten, ſo wären wir nicht hier. Wir verrichten ihre Arbeit, und vollenden ſie gut."

„Er iſt nicht hier, Dein Ferrières!" ſagten faſt zu gleicher Zeit Chabot und Bazire, welche abgeſandt waren, die Wuth der Mörder zu beſänftigen, ſie aber zu ermuthigen und ihnen zuzulächeln ſchienen.

„Er wurde auf ſeine Bitte nach Bicètre gebracht," fügte Bazire hinzu, „weil er den Oberarzt dort kennt; er wird ſich dieſer Protection wohl erinnern."

Heinrich war nur ſehr unvollkommen beruhigt, und da er ſah, daß ſeine Magiſtratswürde hier verkannt wurde, ſo bot er heimlich einem der Satelliten Geld an, damit er ihm Gewißheit über den Gegenſtand ſeiner Forſchungen brächte.

„Nehmt dieſes Taſchenbuch, mein Freund, und ſuchet genau in allen Theilen des Hauſes. Wenn Ihr Euren Repräſentanten findet, ſo bringt ihn her, denn er iſt unverletzlich. Ihr ſollt Lohn empfangen und werdet eine gute That verrichtet haben."

„Man bezahlt mich, damit ich tödte," gab der Andere zur Antwort, „und nicht, damit ich gute Thaten verrichte."

Und damit kehrte er ihm den Rücken.

Grangeneuve ſchien nun Gewißheit zu haben, daß der, den er ſuchte, nicht hier ſey. Er eilte mit pochendem Herzen und verwirrten Sinnes nach ſeiner Wohnung. Er hörte, wie die Würger, die ſeit einigen Minuten nichts mehr zu thun hatten, davon ſprachen, nach Bicètre zu gehen.

„Dort ſind die Haupträdelsführer, welche die Männer von Coblenz befreien wollten, um ſie gegen uns zu bewaffnen. Marſch!"

„Ja," rief der Menſch mit der eiſernen Pike; „denn hier in der Abbeye ſind die Löcher ſchon leer. Die Gefangenen ſind alle maſſakrirt .... bis auf Einige."

„Und warum ſind Einige verſchont?“ fragte ein Marſeillaiſe. „Weil man ſie zum Fenſter hinausgeworfen hat.“

* * *

Habt Ihr wohl jene Maſſe unförmlicher Gebäude betrachtet, ein Pandämonium bizarrer Konſtruktionen, das im Süden von Paris auf dem Gipfel eines unfruchtbaren Abhanges ruht? Dieſe Fabrik beherrſcht und ſcheidet die beiden alten Straßen nach Italien und Spanien. Dieſer Hügel bewahrte in ſeinem Schooße faſt alle Steine, woraus die Hauptſtadt gebaut iſt, und an ſeinen Seiten ſieht man noch die Räder wie ungeheure Krahne, um die Aushöhlung fortzuſetzen. Kein grüner Teppich, keine etwas erhöhte Vegetation entzieht den Blick des Reiſenden dem Umkreis trauriger Mauern und den tauſend mit Eiſen vergitterten Fenſtern und dem elenden Glockenthurm dieſes finſtern Aufenthaltes. Iſt es ein Schloß, iſt es eine Citadelle, ein Hoſpital oder ein Gefängniß oder eine Stadt? Es iſt Alles dies zuſammen: es iſt Bicètre. — Bicètre, in dem fortwährend ſechs tauſend Menſchen wohnen. Die Vernunft des Jahrhunderts hat hier den Wahnſinn eingeſperrt, und mit ihm drei andere Schwachheiten der menſchlichen Natur: das Verbrechen, die Armuth und das Alter.

Dieſer Ort, deſſen Namen engliſchen Urſprungs iſt, wird in der Geſchichte des Mittelalters nur bei Gelegenheit von Felonie, Diebſtahl, Mord und Aberglauben erwähnt. Von dem alten Römerkirchhof bis zum Gipfel des Berges hatten ſich um 1540 Geſpenſter und Wehrwölfe eingeniſtet. Im Grunde der nahen Steinbrüche von Mont Rouge zeigten die Schwarzkünſtler den Teufel unſern Vätern. Heute gibt es keine Poeſie an dieſem verödeten Horizont, als einige zerſtreute Steinhaufen, welche an der Sonne bleichen, und unbeweglichen Schafheerden ähnlich ſind, und dann die großen Räder, die uns zum Theil die Ideen des Hochgerichts vergegenwärtigen, oder wenn ſie ſich plötzlich in Bewegung ſetzen, uns wie eine geſpenſtiſche Kraft vorkommen, wie ein geheimnißvoller Telegraph, wie die Zeichen des unheimlichen Schäfers, den er ſeinen Hunden und zahlloſen Schafen ertheilt. Habt Ihr nun den Gipfel dieſes Hügels erſtiegen, wo der Seekalk und der Feuerſtein ſich vermiſchen, werdet Ihr die Perſpective ſich in wunderbarer Verkürzung ausdehnen ſehen. Die Panorama's, die ſich hier enthüllen, zeigen einen Doppelcharakter von Glanz und Ländlichkeit. Durchwandelt dieſes Plateau, wo die Wand der Steinbrüche mit der Pflugſchaar des Landmanns wetteifert, wo das Erdreich die Ausgrabungen von Pompeji vergegenwärtigt, und ſich vor Euch die geheimnißvollen Thäler der Bievre öffnen. Der

Google

Park von Arcueil und von Cachant breiten zu Euren Füßen die Wipfel ihrer großen Bäume aus, wie ein Sammtteppich von verſchiedener Farben. Im Norden liegt Paris! Mit ſeinem Amphitheater von Monumenten, ſeinen gothiſchen Spitzen, ſeinen abwechſelnden Kuppeln; und der Lauf des Stromes wellenförmiger als eine Schlange, die ſich zwanzigmale um ſich ſelbſt ſchlingt. Der Windſtoß aus allen Gegenden reinigt hier die Atmoſphäre und bringt langes Leben hervor. Gefangene haben hier fünfzig Jahre in den Feſſeln gelegen. Man erzählt von einem berüchtigten Diebe, der im achtzigſten Jahre noch lebte, von denen er zwei Drittel in einem unterirdiſchen Kerker zugebracht hatte, und ſich zweimal todt ſtellte, um nur Luft und Wärme zu genießen. Wenn man ihn dann unbeweglich und kalt in den Hof hinauf brachte, ſo öffnete er die Augen und ſagte: „Nun habe ich doch noch einmal die Sonne geſehen!“

Zu jener Zeit jedoch, die wir hier flüchtig ſkizziren, athmete in Bicètre unter einigen Böſewichtern, welche der Ketten würdig waren, und Mördern, die den Henkertod erwarteten, mehr als ein Schlachtopfer der Willkühr und der kalten Grauſamkeit der Feudalgeſetze. So z. B. Söhne von guten Familien, welche ſich dem Berufe widerſetzten, der ihnen von dem Ehrgeiz ihrer Eltern aufgelegt worden war; Brüder und Gatten, die ſich aufgelehnt hatten gegen freche Liebſchaften einiger Hofleute, beſonders aber eine große Anzahl von Wilddieben, welche zur lebenslänglichen Kettenſtrafe verurtheilt waren, weil ſie es einſt verſucht hatten, einen Haſen zu tödten, an einem Tage, wo ihre Familie hungerte.

Die Henker des Septembers, alle Ideen verwirrend oder oielmehr unfähig, eine andere zu begreifen, als die, die Kerker zum Vortheil der Kirchhöfe zu leeren, erſtiegen mit ihren Kanonen die Hügel von Bicètre. Sie hatten beſchloſſen, dieſe Citadelle zu beſetzen, und müßten ſie das Veteranenkorps, welches ſie bewachte, ſelbſt belagern.

Sie ſtiegen hinan; eine Todtenſtille herrſchte um die Mauer, denn der Schloßoerwalter, ein Gegenſtand des Haſſes der ganzen Gemeinde, weil er im Rufe ſtand, der Hofpartei anzugehören, hatte die Gitter geſchloſſen und bereitete ſich vor zur Vertheidigung. Vor einem Hauptthor angelangt, deſſen Bogen etwas Großartiges zeigt und von ſymetriſchen Alleen und Buxbaumeinfaſſungen umgeben iſt, machte die Armee der Bergpartei Halt, erließ eine Aufforderung an das Gefängniß, ſich zu ergeben, und nöthigte vor allen Dingen unſchuldige Dachdecker, welche einen vorſpringenden Flügel des Gebäudes ausbeſſerten, herunter zu ſteigen. Sie nahm dieſe für einen Tirailleur-Poſten. Beim Anblick der Artillerie gingen die Veteranen zu den Angreifern

über. Der Schloßverwalter wurde von ſeinen Leuten mit Erſchießen bedroht, die Thüren wurden eingeſchlagen und ein Tribunal in freier Luft inſtallirte ſich vor dem Eingang des Gefängniſſes. Man kann noch heute die Treppe mit dem Eiſengeländer ſehen, wo der Tiſch und die drei Richter ſich befanden; wie in der Abbaye, bei den Carmelitern und der Salpetrière, ſo folgten ſich auch hier die Urtheile und ihre Vollziehung einen ganzen Tag hindurch nach der Gefangenenliſte, welche als alleiniger Ankläger galt. Kein Widerſtand fand ſtatt; dieſe Henker hatten ſelbſt Zuſchauer ohne Zorn und ohne andere Leidenſchaft als die Neugier. Und dieſe elenden Gleichgültigen waren die Bewohner des Hauſes ſelbſt. Es waren jene Greiſe, die unter dem Namen der guten Armen dort aufgenommen wurden, Sicherheit vor phyſiſchen Bedürfniſſen kann zum Stumpfſinn, das Alter zur Unempfindlichkeit führen. Jedoch waren in einem viereckigen Hofe, der für die Galeerenſclaven beſtimmt war, und in einer großen Anzahl von kleinen Gefängniſſen Männer von ſtarker Fauſt und wildem Muthe, welche wenige Tage vorher von den Botſchaftern der ariſtokratiſchen Partei und einigen ihnen ergebenen Wächtern von dem ihnen Bevorſtehenden benachrichtigt worden waren. Als am Abend die erſten Sieger in ihre Abtheilung drangen, ſtanden die Gefangenen im Wahne, Jene eilten herbei, die ihnen Belohnung und Freiheit verheißen hätten, um eine gegenrevolutionäre Bewegung zu unterſtützen.

„Es lebe Condé!“ ſchrieen ſie. „Es leben die Oeſtreicher! Nieder mit der Nation!“ Maillard, welcher befehligte, ließ ſogleich die Thüren ſchließen; der Tag neigte ſich, und man wollte für die aufgehende Sonne die Rache verſparen. Aber in der Nacht entkam der Schloßwächter auf unbekannte Weiſe den Sansculottes. Die Galeerenſclaven erfuhren es, er ließ unter ſie einige Waffen vertheilen und öffnete ihre Gefängniſſe. Die Gefangenen blieben deſſen ungeachtet darin, wie in einer Verſchanzung, und warteten auf die günſtige Gelegenheit, die äußeren Linien zu bezwingen und beim erſten Tagesgrauen im Tumult zu entkommen. Inzwiſchen verſuchte man es, die Gefangenen einen nach dem andern aufzurufen, während die Todtſchläger ſie erwarteten, aber keiner erſchien. Nun entſpann ſich zwiſchen den Galeerenſclaven und denen vom Berge einer jener Rieſenkämpfe, welche der Hölle der Poeten würdig ſind. Gewandt und beſchützt von den Winkeln ihrer Käfige, welche im Erdgeſchoſſe lagen, fehlten dieſe Jäger nicht einen Schuß aus ihren kurzen Flinten. Die Belagerer ſchoſſen auf gut Glück; die Mehrzahl verlor ihre Vortheile. Wer keine Flinte oder kein Pulver hatte, ſchaffte ſich Waffen von jeder Art; bald waren es herausgeriſſene Eiſenſtangen, bald ungeheure Pflaſterſteine, die in den

Winkeln aufgehäuft lagen. Wehe dem, der ſich näherte! Ganze drei Stunden hindurch hielten die Gefangenen die Belagerung aus. Mehr als einer ihrer Ausfälle warf die vom Berge zurück. Endlich ergriff den Anführer der Terroriſten eine groteske und fürchterliche Idee, deren Anwendung ſpäter nachgeahmt wurde. Er ließ Spritzen kommen und ſammelte alles Waſſer, welches zu den Douchebädern der Narren vorhanden war, und ſo durchnäßte er das Pulver der Kämpfenden und erſtickte ſogar Einige durch dieſe Folter einer abſcheulichen Hinrichtung.

Man ſah Menſchen mit blutendem Mund und leeren Augenhöhlen ſich wild in die Spitzen der Säbel und Bajonete ſtürzen. Man ſah elende Wahnſinnige von den Dächern herniederſteigen, wohin ſie, von unbekannter Hand entfeſſelt, hinaufgeklettert waren und ſich mit Geſchrei und wildem Gelächter in die Saturnalien des Kampfes miſchen, in die Mündungen der Kanonen ſchauen, ihren von Hitze verzehrten Arm hineinſtecken und ſo ihre Glieder zerriſſen in alle Winde fliegen, ohne daß eine Spur davon zurückblieb. Und ein Mann erſchien mitten in dieſem Getümmel, der zu keiner von beiden Parteien gehörte, und dennoch doppelte Angriffe auszuführen hatte. Er forderte einen Gefangenen zurück, er ſuchte ihn im Gewühl des Kampfes, in den geheimſten Zellen, auf den platten, mit Blei gedeckten Dächern, die Nachts mit einer dreifachen Reihe von Lampen bedeckt ſind, um kühnen Entweichungen vorzubeugen. Und dieſer Forſcher war Grangeneuve; der Gegenſtand ſeiner Sorge war Ferrières. Der Oberarzt, welcher Beſchützer des gefangenen Deputirten war, hatte ihn die Teraſſen erreichen ſehen; aber dort machte ein Hund, der gewöhnlich die Gefangenen bewachte, einen fürchterlichen Lärm. Durch das Schießen gereizt, ſprang und ſchäumte das Thier, als ſey es wüthend. Niemand wagte, ſich ihm zu nahen; ſelbſt den Gefangenwärter, der es nährte, kannte es nicht mehr. Grangeneuve aber ſah in einem umgeworfenen Schilderhaus und in der Wuth des Hundes, wenn er ſich dieſem Orte näherte, ein Anzeichen, daß ein Menſch hier verborgen lag. Er wollte ſo eben den Kampf mit dieſem Gegner beſtehen und ſich ſeinen Biſſen ausſetzen, als ein Schuß von der gegenüberliegenden Treppe das wüthende Thier niederſtreckte, und einer der Mörder, von der Hoffnung beſeelt, hier einen Flüchtling zu finden, auf die Teraſſe ſprang, um das Schilderhaus aufzuheben. Es lag auf ſeiner Oeffnung. Ein vor Schrecken halbtodter Menſch lag darunter; — er hatte ſich einen Zufluchtsort daraus gemacht. Der Septembriſeur Retou hob den Menſchen mit einer Stange in die Höhe, und indem er eine ganz blutige Hand auf ſeinen Kopf legte, ſagte er: „Da iſt noch ein Knäuel abzuhaſpeln!“

„Mein Herr," ſagte Grangeneuve, dem der Muth fehlte, dieſen Menſchen Kamerad zu nennen, obgleich er lebhaft wünſchte, ihn zu beugen, „dieſer Menſch iſt nicht, was Sie von ihm glauben. Seine Kleider zeigen es Ihnen an."

Die Kleider der Gefangenen von Bicètre waren in der That halb grau, halb ſchwarz.

„Ein Kleid von Werkſtück," ſagte Retou, „mit Zierathen von Schiefer und Futter von Ziegelſteinen." Hiemit wollte er anzeigen, daß er ihn für einen aus dem Gefängniß Entflohenen halte: „Das iſt ſeine Uniform, hat er ſie geändert, ſo kann er ſie noch einmal ändern."

„Achtet," ſprach Grangeneuve, „einen Volksrepräſentanten, ein Mitglied der Nationalverſammlung, das ich, ſein College, hier zurückfordere! Kennt Ihr das Dekret der Unverbrüchlichkeit?"

„Ich kenne unſern Anführer, das Oberhaupt der harten Fäuſte," ſagte Retou. „Laßt mich Den in den Fiſchbehälter der Carmagnole ſchicken. Man wird ihn am Fenſter nieſen laſſen, oder ich will ihn gleich ſelbſt hier weiter machen." *)

Retou zog eine Axt aus ſeinem Ledergürtel. Ferrières ſtieß einen Schrei aus, und Grangeneuve näherte ſich ruhig, indem er unter den Augen des Banditen das Dekret der Unverbrüchlichkeit entfaltete, mit dem er ſich wie mit einem Vorbauungsmittel verſehen, indem er die Verſammlung verließ.

Der Würger wurde von der Kaltblütigkeit des Deputirten betroffen, und fühlte ſich zu gleicher Zeit von der Achtung, die man ihm bezeugte, indem man ihm ein Papier vor Augen hielt, geſchmeichelt. Er nahm es verkehrt und durchlief es ebenſo, und ſagte, nachdem er es gleichgültig Grangeneuve zurückgab:

„Es iſt gut, es iſt Alles in Ordnung, Ihr ſeyd gute Sanscülottes! Es lebe die Nation."

Ferrières heftete ſich das Dekret der Unverletzbarkeit mit Stecknadeln auf die Bruſt, und dieſe Vorſicht war wahrlich nicht überflüſſig, wollte man durch den Hof des Gefängniſſes dringen, deſſen Ausgänge eine doppelte Reihe von Würgern beſetzt hielt.

Als er außer Gefahr und im Freien war, küßte er ſeinem Befreier demüthig die Hand.

*) Weiter machen hieß bei dieſen Leuten — tödten. Der Fiſchbehälter der Carmagnole war das Revolutionstribunal, am Fenſter nieſen — guillotiniren.

„Was bin ich Ihnen nicht ſchuldig,“ ſagte er. „Iſt es möglich, mein Herr, daß Sie mein Schutzengel geworden ſind, daß Sie, um mich zu befreien, ſo vielen Gefahren Trotz geboten haben!“

„Sie hatten mich beleidigt,“ ſagte Grangeneuve, „ich hatte das Recht, Rache zu nehmen.“

Die Gärten von Mousseaux.

Es war den 26. December 1792, um eilf Uhr des Vormittags, und Paris hüllte ſich noch in ſeine Nebelſchleier, welche den Körper erſtarren und den Geiſt betrüben. Der Pariſer Winter iſt ohne Größe. Es iſt nicht jene rauhe und großmüthige Jahreszeit, die Berge und Wälder mit Eis krönt; nicht jener Greis der Dichter, unter deſſen Hand die Flüſſe gefeſſelt werden, deſſen Haare und Bart aus Eiszapfen beſtehen, worin die Nordwinde wühlen. Hier iſt es eine Zeit des Elends und des phyſiſchen Schmerzes; es iſt ein halbnackter Bettler, der an den Häuſern ſich hinſchleppt, die Gedanken mit Diebſtahl und Mord erfüllt, und dem Armen noch wehthut, der vor Leiden und Hunger vor Rothſchilds Thür niederfällt.

„Hier,“ ſagte eine junge Frau in Pelz gehüllt, die von einem geſchäftigen Manne auf dem Boulevard de la Madelaine geführt wurde, „hier iſt der Schnee nicht einmal weiß. Von den Füßen der Vorübergehenden getreten, oder durch die Hitze von tauſend Schornſteinen geſchmolzen, fällt er ſchmutzig herab, und erregt Katarrhe bei der kränkelnden Einwohnerſchaft. Der Wind, den die vielen Straßenecken unterbrechen, muß ſeinen großartigen Flug aufgeben, ohne doch minder ſtechend zu ſeyn. Man hat hier alles zu leiden und nichts zu bewundern.“

Grangeneuve führte ſie von der ſchlüpfrigen Mittelſtraße unter die ſchwarzen Bäume, denn ein dumpf rollender Wagen kam hinter ihnen her. Dieſer Wagen bahnte ſich einen Weg durch den Schnee, wie eine Pflugſchaar; und dennoch zogen ihn vier ſtarke Pferde mit ſolcher Schnelligkeit, daß eine Reihe Nationalgardiſten, die an beiden Seiten die Escorte bildeten, kaum nachfolgen konnten. Dieſer Wagen, den man nicht rollen hörte, flog wie ein Pfeil vorüber. Kanonen und Fahnen, die auf ſeinem Wege aufgeſtellt waren, hatten kaum Zeit, ſich zu ordnen. Durch die ſprengende Escorte der Reiter erblickte man mit Mühe hinter den Fenſtern vier ſitzende Männer. Einer davon, der auf zwei Tage zu der gefahrvollen Stelle eines Maires von Paris

erhoben worden war, hieß Chambon; der Andere, ſein obſcurer Gehilfe, war Etienne Colombeau. Der Dritte war eine dicke, gedrängte Figur, mit einem breiten, flachen Geſichte, einem ängſtlichen doch feinen Blicke, einer furchtſamen Miene, und weinerlichen Zügen. Er war grob gekleidet und trug lange ſchwarze Haare. Dies war Chaumette, derjenige, der das Geſetz der Verdächtigkeit gegeben hatte, ein Gottesläugner; Anaxagoros Chaumette, der procureur-syndic der blutdürſtigen Gemeinde von Paris. Der Vierte endlich, der ſich durch nichts als einen feinen, nußfarbenen Ueberrock auszeichnete, war ein Gefangener, den man aus dem Tempel in den Nationalconvent führte: Es war Ludwig XVI.

Ludwig XVI. erſchien zum zweiten Male vor den Schranken. Aus ſeinem Gefängniſſe bis zu den Tuillerien ſollte die Fahrt nicht länger als 14 Minuten dauern. An dieſem Tage wollten ſeine Vertheidiger das Wort nehmen; ſein Schickſal ſollte unwiderruflich entſchieden werden.

„Ach,“ ſagte Adeline, „wie beklage ich die Königin. Arme Frau, noch ſo ſchön, ſind Deine Haare im Kerker doch ſchon weiß geworden. Arme Mutter! Sie lehrt ihre Kinder das Lied von Gretry: „„O Richard! die ganze Welt verläßt Dich!““

„Auch Ludwig ſetzt dem Unglücke Würde entgegen,“ ſprach der Richter, der ſich auf ſeinen Poſten begab.*) „Welche Ruhe in ſeiner Haltung! Das erſte Mal, meine Liebe, als er denſelben Weg mit ſeinen Kerkermeiſtern zurücklegte, richtete er ſanfte Worte an ſie, während ſie ihm mit groben erwiderten.“ — „„Aus welcher Provinz ſind Sie?““ fragte er Colombeau.

„„Von den Ufern der Loire, mein Herr.““

„„Ein zauberiſches Land,““ ſagte der König. „„So hat man mir geſagt; denn ich habe nur die Gegend von Caux geſehen. Ich wollte in zwei Jahren ganz Frankreich durchreiſen.““

Als er am Ende der langen und peinlichen Sitzung ſchwach geworden war, näherte er ſich einem Andern ſeiner Wächter, mit dem ſo eben ein Grenadier ſeine Ration theilte, und ſprach leiſe einige Worte zu ihm.

„„Sagt laut, was Ihr begehrt;““ ſchrie der harte Jacobiner.

„„Ich bat Euch,““ ſagte der König von Frankreich mit Ruhe, „„um ein Stückchen Brod.““

Sie wiſſen, Adeline, was ich von dieſem Manne denke und wie oft ich ſeine Macht angegriffen habe; wer wird ihn aber jetzt nicht bemitleiden, da die unwürdigen Sieger ihn in ſeiner Niederlage ver-

*) Grangeneuve, als Deputirter.

ſpotten? Wenn man bedenkt, daß Einer von denen, die ihn bewachen, der Geiſt beſitzt, oder doch wenigſtens Geiſt beſitzen will, Witze und Sarcasmen auf ihn macht! So ſagte er zu ihm Anfangs September: „„Ihr ſeyd nicht mehr König, da habt Ihr ein ſchönes Mittel, Bürger zu werden. Im Uebrigen tröſtet Euch, der Fall der Könige iſt ſo nahe, wie der Fall der Blätter.““ Und Mailhe, unſer Sekretär, der für den Beklagten ſtets die Inſolenz eines Lakaien in Bereitſchaft hat, der ihm, ohne ihn anzuſehen, über die Schulter die Actenſtücke zureicht, die er anerkennen ſoll!

Ganz Paris iſt übrigens der Bergpartei ergeben, und die ganze Nationalgarde iſt für Marat, daher haben wir wenig Hoffnung, daß der Angeklagte mit jener Würde behandelt werden dürfte, die einem Volke geziemt. Ich tadle nicht, daß man Scepter, Krone und den andern Schmuck des Thrones in die Münze getragen hat; warum aber verſtümmelt man Statuen, warum mißhandelt man Kunſtwerke, und wirft ſich gleich Vandalen auf einige Denkmäler, die öffentliches Eigenthum ſind? Welche Rache findet eine befreite Nation in den Kunſtgallerien, den Bibliotheken und den Gräbern von St. Denis? Warum weckt man in finſtern Nächten zwei gefangene Frauen, zwei gefangene Kinder auf, durch das wilde Geſchrei, daß die Königswürde abgeſchafft ſey, beim Scheine der Pechfackeln und dem dumpfen Wirbeln der Trommeln? Kein König in Europa wird ſeinem Bruder hilfreich ſeyn; kein Royaliſt wird ſich für ſeinen Herrn tödten laſſen. Kaum haben ſie den Muth, eine leiſe Anſpielung auf das Schickſal des Monarchen und den Wunſch, ihn zu befreien, in der komiſchen Oper aufzugreifen, wenn man Raoul-Crequi oder Richard Löwenherz gibt.“ —

Bald verließ nun Grangeneuve Adeline, von ſeiner Pflicht erfüllt, und trat in den Saal des Convents, wo die Parteien ſich ſtreng in drei Gruppen ſchieden. Nach dem Berge und der Gironde hatte Barrere eine jener gemiſchten Parteien gebildet, welche die Geißel aller Verſammlungen ſind, das caput mortuum aller berathſchlagenden Körper, die man immer auf gerechte Weiſe mit unedeln Namen belegte. Dieſe Mitte, die allen Punkten des Kreiſes gleich fern und iſolirt darin ſteht, iſt eben ſo fern aller Tugend, welche das Leben des Staates ausmacht. Ein ſolcher Chef war würdig, dieſe Maſſen zu lenken, die immer ſcheinen, Geſetze zu geben, und doch unter jeder Drohung zuſammenbrechen.

Als das Urtheil zum Spruch vorbereitet war, verſuchte es Grangeneuve, Lajuinais, Briſſot und einige Andere, deren Namen die Geſchichte beſſer kennt, mit Beſcheidenheit, den Ideen der Gerechtigkeit

und der Vernunft Eingang zu verſchaffen. — „Warum," ſagte er zu ſeinen Collegen, „ſollten wir vergeſſen, daß die Conſtitution dieſen Mann für unverletzlich erklärt? Müſſen wir, weil er meineidig wurde, eben ſo handeln? Die größte Strafe, die feſtgeſetzt wurde, iſt die Abſetzung. Wir wollen ſie verhängen, aber bedenken Sie, daß unſere Zukunft von Ihrer Gerechtigkeit abhängen wird. Der Tod des Königs iſt der Selbſtmord der Republik.

Vernichten iſt eine Abgeſchmacktheit, welche ſelbſt der Sieg nicht entſchuldigen kann. Schaffen Sie vielmehr für immer die Todesſtrafe ab, und beginnen Sie heute mit Ludwig **XVI.** Iſt er ſchuldig? Niemand läugnet es ſelbſt von denen, welche ihn vertheidigen: darum verdammen Sie ihn zu der Strafe des Lebens."

„Nein! er diene zum Beiſpiel für ſeine Brüder," ſagte Guadet lächelnd. — „Iſt ſein Erſcheinen vor Gericht nicht erniedrigender, als es ſein Tod wäre? Louis hat wie ein Angeklagter geantwortet und nicht Ihre Macht verkannt. Er hat ſich durch Lügen zu rechtfertigen geſucht. Der Tod kann dieſen Menſchen erheben und veredeln, ihn, der unter andern Verhältniſſen Rechtlichkeit gezeigt hätte; denn wer könnte unſchuldig ſeyn und herrſchen? Verbannen Sie ihn in die Einöden Amerika's. Fürchten Sie nicht, daß er mit bewaffneter Hand zurückkommen werde, um ſeine Krone wieder zu erlangen. In einer republikaniſchen Schule wird er Buße lernen!"

„Er werde gerichtet!" ſchrie Bazire.

„Ihn den Chancen einer Verurtheilung ausſetzen, hieße der Republik den Proceß erklären: eine mehr noch unpolitiſche als ungerechte Handlung. Wie denn? Partei, Kläger und Richter ſind wir in demſelben Proceſſe! Welcher Wahnſinn! Sie klagen ihn an, Sie plaidiren gegen ihn und Sie werden ihn auch verurtheilen! Das wäre für Sie, **745** Bürger gegen Einen, ungerechter als es je die alten Parlamente, und abgeſchmackter, als es je die Deſpoten waren."

„Nun wohl, es ſey!" ſagte Danton mit einem wilden Nachdruck: „Louis der Flüchtige, Louis der Letzte iſt nichts als ein beſiegter Feind. Keine Sophismen: wir wollen ihn nicht richten, wir wollen ihn tödten."

„Nehmt Euch in Acht," fügte der Girondiſt hinzu: „tödten iſt nicht immer ausrotten. Der Tod gebiert Rächer und Nachfolger, während der fortgeſchaffte König nie wiederkehrt. Wenn Barrere behauptet, daß nur die Todten nicht wiederkommen, ſo vergißt er die Stuarts. Nur die Todten, im Gegentheil, leben wieder auf. Wenn Frankreich jemals wieder unter das Joch der Bourbons fallen könnte, ſo wird es dieſe Schmach nur dem Blute verdanken, das Ihr vergießen wollt.

Louis mag eine Geißel ſeyn. Wenn die Fürſten glauben, das Privilegium des Blutvergießens zu beſitzen, ſo laßt es ihnen.“

Alles umſonſt! Er machte neue Verſuche, mindeſtens Appellation an das Volk zu erwirken: das hieße, ſagte er, deſſen Herrſchaft anerkennen, mehr Gerechtigkeit als Furcht zeigen, und als würdige Republikaner handeln. Verlorene Worte. Die meiſten Girondiſten ſprachen gleich ihm, mit mehr Beredtſamkeit noch; denn dieſe edle Partei wollte die Monarchie ſtürzen, aber den König retten. Unmöglich! Grangeneuve trotzte lange mit ſeinen Genoſſen dem Geſchrei der Jakobiner, den Dolchen der Septembriſeurs. Der ein und zwanzigſte Januar ſollte ſich über Frankreich erheben, um die neuere Geſchichte mit Entſetzen zu füllen, und um fünfzig Jahre jeden Fortſchritt der politiſchen Wiſſenſchaft zurückzuwerfen.

Was Heinrich am meiſten während dieſer peinigenden nächtlichen Verhandlung frappirt hatte, war ein Mann auf der Rednerbühne. Man ſah die andern Konvent-Mitglieder bei dem düſteren Scheine der verlöſcheuden Lampen umherwandeln; ſie huſchten hin und wieder, wie arme Seelen, die einen Spruch der Hölle erwarten ſollten. Einige erwarteten ängſtlich den Spruch und wähnten ſchon ihren Namen durch die Gewölbe ſchallen zu hören; Andere ſchrieben ihr Votum auf und ſtrichen es dann wieder aus; noch Andere änderten ihren Spruch ſelbſt noch, als ſie die Stufen der Tribune hinanſtiegen, und eine ungebührliche Angſt machte Mörder aus ihnen. Aber jener Mann blieb ruhig. Er war von der Pariſer Deputation. Als die Reihe an ihn kam, zu ſprechen, und eine Stimme in die Wage zu werfen, die dem Opfer zum Heile werden konnte, breitete ſich eine entſetzliche Stille über die Verſammlung aus; die Angſt malte ſich auf allen Geſichtern. Von Dieſem erwartete man Milde, wenn es ihm ſelbſt Gefahr bringen ſollte. Er fing an:

„Treu meinen Pflichten . . . .“

Man wagte, zu athmen.

„. . . . und überzeugt, daß Die, welche die Souveränität des Volkes gefährdet haben und noch ſpäter fährden werden, den Tod verdienen, ſtimme ich für den Tod Ludwigs.“

„O das Ungeheuer! der Treuloſe! der Niederträchtige!“ ſchrie eine Stentorſtimme durch den allgemeinen Lärm, der ſich erhob.

„Weſſen iſt,“ fragte Grangeneuve, „dieſe Stimme? Wer iſt dieſer kräftige Rächer der beleidigten Menſchlichkeit?“

„Ein Fleiſcher,“ gab man ihm zur Antwort, „der harte und unerbittliche Legendre.“

Digitized by Google

„Und der Meuchelmörder auf der Tribune?“ ſagte er, „nicht wahr, es iſt? ....“

„Joſeph d'Orleans, der Vetter des Schlachtopfers, der Henker des 6. Oktobers, der Verläumder ſeiner Mutter, die Kreatur Marat's, der Soldſpender der Septembriſeurs, der Gläubiger der Lamballe, deren Tod ihm als Quittung galt.“

Der Herzog von Orleans ward von dieſer Schilderung frappirt. Er ſuchte mit ängſtlichem Blicke den Berg; dann kehrte er ſich lächelnd nach Marat; aber Marat, Vadier, St. Juſt und Couthon wandten ihre Blicke mit Abſcheu von ihm weg.

Wir übergehen hier die zu ſchwache Vertheidigung von Deſeze; die beredten Thränen von Malesherbes; die rührende Anrede von Ludwig ſelbſt, die ihm der bewundernswerthe André Chenier verfertigt hatte. Man muß einen Schleier auf eine ſo traurige Begebenheit werfen, welche beſonders der Sache der Republik ſo verhängnißvoll wurde.

Der letzte Tag Ludwig XVI. war, wie man weiß, beinahe der Gedächtnißtag des Todes Carls I. Jener ſtarb den 21., dieſer den 29. jenes Monats, der wie mit einem Leichentuche die Erde bedeckt. Welche Größe aber hatte die Verurtheilung des engliſchen Monarchen voraus! Bei uns nahm man zuerſt die Entwürdigung vor; der König wurde ſuſpendirt, dann abgeſetzt und mit Ausnahme des Wagens, der den Karren erſetzte, wurde nur ein gemeiner Verbrecher hingerichtet. In England war es ein König, den man ſterben ließ. Die Edelgarde ging vor ihm her; Edelleute, mit unbedeckten Häuptern, gingen neben ihm, von denen vier: Richmond, Hertford, Southampton und Lindsey, ſich als verantwortlich erklärt hatten und zu ſterben bereit waren. Der Zug ging durch den Saal, wo die Geſandten ſonſt zur Audienz gelaſſen wurden. Auf einer ſchwarz drappirten Brücke, die aus den Fenſtern des Palaſtes führte, ſtieg der König vor dem Scharfrichter hinab. Aus Whitehall ging er auf das Schaffot. Er war als Fürſt gekleidet; er trug den Hoſenbandorden und den königlichen Mantel. Er beklagte ſich über nichts, als daß der Block nicht höher als gewöhnlich war. Er ward nicht gebunden und gab mit der Hand das Zeichen zum Beil.

In Paris waren alle Thüren ſtumm und alle Fenſter blind, bei dem Zuge, der ſo zwecklos blutdürſtig war. Bourbon ſprach beinahe die letzten Worte des Stuart: „ich gelange von einer ſterblichen Krone zu der unſterblichen!“ Das Urtheil enthielt, daß er gerichtet werden ſollte zwiſchen dem Piedeſtal der umgeworfenen Statue ſeines Vorgängers und den elyſäiſchen Feldern, auf dem Platze ſelbſt, der ſeinen

Namen führte. An ſeiner Seite erblickte er ein coloſſales Bild der Freiheit, und ſein letzter Blick konnte das alte Schloß der Tuilerien noch erreichen. Man weiß, daß er umſonſt verſuchte zu ſprechen; dann ließ er die letzten Aſſignaten unter das Volk fallen, die ihm Pethion der Republikaner während ſeiner Gefangenſchaft geliehen hatte; und indem er ſelbſt ſeinen beſcheidenen Rock ablegte, zeigte er ſich noch einmal ganz weiß gekleidet, als letztes Symbol ſeiner verkannten Unſchuld.

Am Abend dieſes Tages, zur gewohnten Stunde, hob ſich der Vorhang der Oper. Grangeneuve ſagte, in ſich gekehrt und das Herz voll Trauer, zu Adelinen dieſelben Worte, welche ſpäter Charlotte Corday wiederholte:

„Welch' ein Volk für die Freiheit!“

* * *

.... Die Deputirten, welche nicht für den Tod des Königs geſtimmt hatten, waren nun der Rache derer überantwortet, die ſich ſelbſt nicht mehr den Mißbrauch der Gewalt verzeihen konnten. Grangeneuve war gleich ſeinen Freunden den drohenden Gerüchten und den Beleidigungen der Familie Hebert überlaſſen, und den Dolchen jener Menſchen bloßgeſtellt, an welchen die Gironde, den Ueberfall der Gefängniſſe zu beſtrafen, beſchloſſen hatte. Chabot wollte ihn nicht mehr kennen; die ariſtokratiſchen Factionshäupter, welche die Geſellſchaft der Madame Duvillars bildeten, hatten ſich mit den Jacobinern verbunden, um ihre Verbrechen zu unterſtützen, und auf ſolche Weiſe das Land zum Königsthum zurückzuführen, aus Haß der demagogiſchen Exceſſe.

Aber alle dieſe Gefahren konnten Grangeneuves Muth nicht beugen; doch was ihn ſtill untergrub, war die Ungewißheit über Adeline's zukünftiges Loos und ſein Unglaube an die Treue ihrer Zuneigung für ihn.

* * *

Der Frühling war wiedergekehrt; und oft, ehe er ſich auf ſeinen täglich gefährlicher werdenden Poſten begab, ließ er ſich von Adeline auf einen Spaziergang, bald nach den elyſäiſchen Feldern, bald in die einſamen Gärten von Mouſſeaux, begleiten, die ſo angenehm ſeiner Erinnerung waren. Eines Morgens, als ſie in dieſer faſt königlichen Wohnung ſich befanden, vernahmen ſie die entfernten Schläge der Sturmglocke. Heinrich hatte ſie ſchon lange gehört, und jeder Schlag

fiel ihm auf's Herz; aber er ſchien wie verſunken in den himmliſchen Genuß, den Duft einer Roſe von Conſtantinopel einzuathmen. Iſt es die Zerſtreuung vor peinigenden Gedanken, oder ein Uebermaaß von Gram, ſich mit einem Wohlduft zu identificiren? Dieſe Miſchung von Gegenſätzen, dieſe Luſt, welche die Sinne erweitert, während das Herz enger wird, vereinigen ſich ſpäter in der Rückerinnerung. Wir kannten eine Frau, welcher der Veilchenduft Thränen entlockte. Und Diejenige, für die ich dieſes Buch ſchreibe, kann keine Tuberoſe riechen, ohne dabei vor Freude zu lächeln.

„Was bedeutet dieſes dumpfe Geräuſch?“ fragte Adeline mit einer unbeſtimmten Unruhe.

„Einer von den tauſend Aufläufen, wodurch die Bergpartei dem Volke die Freiheit verhaßt machen will,“ erwiederte Grangeneuve.

Er verſchwieg ihr, daß Vorgeſtern, den 31. Mai, die Männer ſeiner Partei denuncirt und verhaftet worden waren auf den Sitzen des Convents.

Adeline ſchien mit dieſer kurzen Antwort nicht zufrieden; und Heinrich, theils ſie zu befriedigen, theils um ihre Aufmerkſamkeit von der Gegenwart abzulenken, erklärte ihr in wenig Worten die Lage des Landes und die Ereigniſſe, die ſich ſo plötzlich und ſeit einigen Wochen erſt erfüllt hatten.

„Siehſt Du,“ ſagte er, „jetzt da das Königthum geſtürzt iſt, gibt es zwei Parteien, die um Frankreichs Zukunft ſtreiten. Zuerſt Menſchen von Talent und Rechtlichkeit: Vergniaud, Genſonne, Pethion, Mad. Rolland, Condorcet, Briſſot und einige Andere noch, unter denen Dein Freund ſeinen beſcheidenen Platz einnimmt. Sie wollen den unpartheiiſchen Sieg des Geſetzes, die Ausübung edler Tugenden, und ſuchen nicht die Republik in einer Gleichheit der Entbehrungen für Alle und in der langen Kette von Hinrichtungen. Dieſen entgegen ſtehen die ehrgeizigen Köpfe, die mit ſtumpfſinniger Rache erfüllt ſind, die zweimal hundert tauſend Köpfe verlangen, über Gottesäcker herrſchen wollen, um ſich die Güter der Schlachtopfer zuzueignen. Dies ſind: Robeſpierre, Marat, Hebert, Couthon. Auch einen alten Freund finde ich unter ihnen, François Chabot, und einen Andern, den nur der Ruhm kennen ſollte, den Dichter der Philinte und der Hofmeiſter, Fabre-d'Eglantine.“

Das Volk von Paris iſt für die Henker; ſeine Deputation beſteht aus ihnen und es hat ſeine letzte Zuſtimmung dem unedeln Haupte aller der Zwiſte und Unruhen gegeben, die eine Revolution nothwendig entſtehen laſſen mußten. Ich ſpreche von dem Beſitzer dieſes Ortes, dem Gefäße, in welches ſeit 89 zu viel Schmutz geſchüttet wurde; aber

einem Gefäße der gerechten Erwählung; einem Ehrgeizigen, der das Verbrechen begreift, ſich aber nicht bis zu ſeiner Ausführung zu erheben vermag, der Ludwigs Entthronung, aber nicht ſeinen Tod wollte, und doch ſo feigherzig dafür geſtimmt hat; dem Marat alle Verachtung wiedergibt, die der Tribun empfängt; der mit eigenem Gelde die Becher Wein wie Blut bezahlt; mit dem Berge wie mit Coblenz Verträge ſchließt; mit St. Juſt das Ackergeſetz entwirft, während er ſich auch mit ſeinen Vettern den Emigrirten verſteht, um die Krone ſeiner Familie zuzuwenden.

Unſere Verſammlung ſchwebt nun zwiſchen ſolchen Parteiungen; ſie ergreift und verwirft dieſelben Maßregeln; ſie klagt Robespierre an und verurtheilt Louvet; ſie verhängt und widerruft ihre Proſcription; ſie will eine Wache, um die Freiheit ihrer Berathungen zu ſichern und wagt ſie nicht anzunehmen in Gegenwart der Meuchelmörder. Die Löſung aller dieſer Räthſel iſt die Furcht. Und der Mann, der ſie im höchſten Sinne beherrſcht dieſe Verſammlung, der Morgen ſchon vielleicht nach der Dictatur die Hand ausſtreckt, iſt mehr als Alle von dieſer elenden, ſchwächlichen Unbeſtändigkeit befallen.

„Aber hier iſt er!“ ſagte Grangeneuve mit einem Male, indem ſie um eine Ecke bogen, und Adelinen's Arm ergriff, gleichſam als wolle er ſie inſtinktmäßig gegen eine fremde Macht in Schutz nehmen.

Sie befanden ſich noch wenige Schritte von einem Spaziergänger, welcher, wie ſie, gekommen zu ſeyn ſchien, um einige angenehme Augenblicke des Morgens hier zuzubringen. Da ihn der Thürhüter nicht kannte, ſo hatte er ſchon einige Mal verſucht, Reitunterricht hier zu nehmen. Sobald ihn aber Jemand bemerkte, ſtieg er vom Pferde ab, es mochte noch ſo ſanft und ruhig ſeyn. Dieſer Reiter, ſo bleich und ängſtlich vor dem muthigſten der Thiere, das ſo wichtig zur Ausführung großer Unternehmungen iſt, war Robespierre ſelbſt; der Mann, deſſen Auge den Senat bewegte, und deſſen Stimme ganz Europa erſchütterte. Er fürchtete ſich vor einem Pferde.

Er erkannte Grangeneuve; ſeine Züge belebten ſich mit einem entſetzlichen Lächeln, und indem er mit dem Daumen über die Schultern nach der Richtung von Notre Dâme hinwies, wo die Sturmglocken aus den Thürmen erſchallten, ſagte er: „Man erwartet uns im Convent!“ und er eilte fort, als ob er die Antwort gefürchtet hätte.

Heinrich ſchien nicht auf dieſe Begegnung große Wichtigkeit zu legen; er führte Adeline nach der Seite ſeiner Wohnung, wo er ſie laſſen wollte, und bemühte ſich, ihr ſein flüchtiges Bild dieſer Epoche zu vollenden.

„Wir glauben nicht, daß dieſe beiden Parteien zuſammen beſtehen

können,“ ſagte er; „entweder muß der Berg oder die Gironde umkommen: wir haben für uns ganz Frankreich, aber unſere Gegner haben Paris. Wir greifen offen an, aber ſie brüten über Complotte und Meuchelmord. Ich habe manchmal die geringe Popularität meines Aeußern und die Unbedeutendheit meines Namens dazu benützt, um einige Klubbs zu beſuchen, und hörte dort ſeltene Motionen gegen uns ſchließen. Vor ungefähr acht Tagen hörte ich in der Section des Tempels einen Menſchen ſagen — er war bleich und ſprach langſam — „„Man muß den Moment ergreifen, wo ſie nach Hauſe kehren, die zwei und zwanzig Schurken von Deputirten, welche die Gemeinde angegeben hat. Acht andere, die ich noch bezeichnen will, dazu, und dann ſoll man ſie alle in ein einſames Haus der Vorſtadt Montmartre führen, welches Orleans gehört. In einem gewiſſen Theile des Hinterhauſes wird jeder Gefangene einen Jakobiner finden, der ihn ſeptembriſiren wird. Man wird ſie in eine große Grube werfen, die ſchon im Voraus gegraben iſt, und dann wollen wir ſagen, daß ſie emigrirt ſind. Der Moniteur wird verkündigen, daß ſie mit Pitt und Koburg im Briefwechſel ſtehen.““

Adeline konnte ihren Schauder nicht unterdrücken.

„Man klagt uns des Föderalismus an,“ fuhr Grangeneuve fort; „man ſagt, daß wir mit den Departements ſympathiſiren, uns unſerer Committenten erinnern wollten, und daß wir vergeſſen, daß das Vaterland im Süden durch die Barrière d'Enfer und im Oſten durch Pantin begrenzt wird. Wie Sie ſehen, ein verdammenswerthes Verbrechen, ein unliberales Vorurtheil! Wollen wir die September-Gräuel rächen, ſo heißt dies, Paris verläumden; wollen wir den Blutdurſt hemmen und den Arm der Bürger feſſeln, ſo droht man uns mit Proſcription und Tod. Vorgeſtern hatte eine unſerer Commiſſionen, die Commiſſion der Zwölfe, einen Demagogen verhaften laſſen, einen Journaliſten, der die Schande ſeines Standes iſt, und der unter dem Namen Père Duchêne ſich bemüht, die Geſinnungen und die Sprache der Franzoſen zu bekehren. Die Gemeinde von Paris, ihren Maire an der Spitze, erſchien, um dieſen Bürger zurückzufordern, und ihm die Bürgerkrone zu reichen. Camille Desmoulins ſagte zu ihm ſehr treffend: „„Wenn die Könige von Europa ihren Unterthanen den Glauben beibringen wollen, daß wir ein Vandalenvolk wären, von der Finſterniß der Unwiſſenheit befangen, ſo laſſen ſie die Fetzen deiner Blätter in ihre Zeitungen rücken, als wenn dieſe Schmutzlappen die Nation etwas angingen, als wenn ein Pariſer Kloak ganz Frankreich wäre.““

Aber obendrein verlangten ſie, dieſe Bürgerobrigkeit von Paris, die Proſcription der zwei und zwanzig; ein erſter Verſuch mißglückte.

Fonfrede bedauerte öffentlich, nicht zu Denjenigen zu gehören, nach welchen die Municipalität die Dolche zückte. — „Mein Herr," ſagte Penières zu Pache, „hätten Sie vielleicht auf Ihrer Liſte nicht noch ein Plätzchen für mich? Sie ſollen hundert Thaler dafür haben." — Alle, Alle, riefen unſere Feinde, über den Nichterfolg etwas beſchämt. Aber wer weiß . . . . .

„Ja, wer weiß," rief Adeline entſetzt, „wer weiß, was eine Reaction von der Rache, ein feſter Wille von dem Morde erhalten kann? Man würde dieſe überſpannten Menſchen beugen müſſen."

„Man kann mich unter ihren Meſſern, aber nie zu ihren Füßen fallen ſehen," ſagte Grangeneuve lächelnd.

„Und dieſe Sturmglocke, die nie aufhört," fügte Adeline hinzu. „Ich höre auch in der Ferne den Generalmarſch. Wenn ſie nun noch die Kanonen auf dem Pont neuf lösten? Man ſollte nicht in dieſe Sitzung gehen!"

„Wir haben dieſe Schwachheit jüngſt gehabt, Pethion und ich," ſagte Heinrich; „aber er hat mich beſtimmt, indem er mir richtig vorherſagte, daß die Meuchelmörder nicht kommen würden. „„Es regnet, ſagte er, indem er ein Fenſter aufmachte; heute wird nichts daraus."" Und ſo war es. Aber heute ſcheint die Sonne, und Robespierre wollte zu Pferd ſteigen. Man muß alſo auf ſeinem Poſten ſeyn."

Auch Adeline faßte einen Entſchluß in demſelben Augenblick, als ihr Freund den ſeinigen zu erkennen gab.

Heinrich ſteckte, ohne daß er es verbergen wollte, die uns ſchon bekannten Piſtolen in ſeine Bruſttaſche. Er ergriff einen Stock, in dem ein Degen verſchloſſen war, und ſagte, indem er fortging, mit einem Blick voll heiterer Sicherheit: „Sie finden heute nicht, wie in den Gefängniſſen, Schlachtopfer, die ſich nicht einmal wehren können!"

Adeline kam faſt zugleich mit ihm in dem Convent an. Sie ſtahl ſich in die Tribunen mit Hülfe einer groben Verkleidung, und bereitete ſich vor, alle Gefahren des Mannes, deſſen Unglück ſie machte, vorauszuſehen oder zu theilen.

Aber um in dieſe vollgepfropften Tribunen einzudringen, welchen Widerſtand, welche Hinderniſſe, ſelbſt welche Kämpfe hatte ſie zu beſtehen? — „Biſt Du für die Schwarzen, kleine Bürgerin?" fragten ſie die halbbetrunkenen Sanscülotten, „oder für die tapfere Bergpartei?" — „Für die gute Sache!" und die Dummheit der Fragenden legte dieſe etwas jeſuitiſche Antwort immer zu ihren Gunſten aus und ſie paſſirte. Auch paſſirte ſie im Geleite jenes kühnen Schutzes einer ſchönen Frau; nachdem ſie aber hier einen Arm, der ſie unterſtützte, dort ein hülfreiches

Knie, das ſich beugte, um ſie auf jene Balken zu heben, welche damals alle Zugänge der Tuilerien verſtopften, gefunden hatte, gerieth ſie in eine Gruppe von Strickerinnen, die mit rothen Augen und den Fäuſten in der Seite daſtanden.

„Was will ſie hier, die da mit den weißen Händen, mit der Schürze einer Bonne und dem Kleide von Seide? Das iſt eine von ehemals, ſiehſt Du! Eine Rührende, eine von den Schweſtern der Wittwe Capet! He! ſag' doch einmal, Du Zieraffe! Zu wem willſt Du im Convent? Biſt Du die Mätreſſe von Barbaroux oder von dem unbeſtechlichen Robespierre?“

„Pfui doch, Cornelie! Robespierre hat keine Mätreſſe.“

„Ach, Du weißt es, Du! Deine Schuld iſt es nicht, wenn er keine hat.“

Nicht weit davon begegnete Adeline einer ganzen Armee mit einem Artilleriepark, welcher Bomben, Haubitzen und Oefen zum Glühen der Kugeln mit ſich führte, einen vollſtändigen furchtbaren Belagerungs-Apparat. Was aber könnte den Muth eines liebenden Weibes zurückhalten?

Im Augenblick, wo ſie einen Platz fand oder ſich vielmehr einen ſchuf neben einer Säule, die ſie mit dem linken Arm umfaßte, und während ihre Augen gierig nach der Einfaſſung blickten, wo ſie Grangeneuve an der rechten Seite zwiſchen Genſonné und Ducos erkannte, erhob ſich ein fürchterlicher Tumult, ein gemeiner Fauſtkampf um die Tribune, wo ſich der Präſident befand. Die Urſache dieſes betäubenden Getümmels war die Gegenwart Lanjuinais, welcher den Gang der bewaffneten Inſurrection enthüllte, und das Projekt der Gemeinde von Paris, den Convent zu unterjochen und zu decimiren. Drouet und Legendre hatten ſich auf ihn geworfen, um ihn niederzureißen. Sie verſuchten es, ihn von ſeinem Platze zu den Füßen des Berges zu werfen. Der unerſchrockene Bretagner widerſtand, und während Legendre, die eine Hand auf dem Kopf ſeines Feindes, dieſen ihrer Sache ergebenen Kopf gegen den Marmor ſtieß, begnügte ſich Lanjuinais, zu ſagen: „So laßt doch decretiren, daß ich ein Ochs bin, und ſchlagt mich nieder!“ Der Fleiſcher ließ ab, und der Deputirte ſprach, indem er ſich zum Berg wandte: „Wenn die Alten ein Opfer bereiteten, ſo krönten ſie es mit Blumen, Ihr aber, Ihr mißhandelt es!“

Es trat eine kurze Stille ein. Dann aber kehrten die Bittſteller wieder, welche ſich zu der Barre drängten, ihre Anklage gegen die zwei und zwanzig Repräſentanten und die Mitglieder der Commiſſion der Zwölfe herzuheulen. Sie forderten, ſie befahlen die Proſcription

im Namen jenes unſinnigen Volkes, welches die acht und vierzig Sectionen von Paris bildete. — „Hört, was ich euch ſagen will,“ erwiederte der Präſident Isnard: „Wenn das Eiſen in die Bruſt der Nationalrepräſentation geſtoßen wird, ſo erkläre ich euch im Namen Frankreichs, daß Paris verloren iſt. Ganz Frankreich würde dieſe Frevelthat rächen, und man würde bald an den Ufern der Seine den Platz ſuchen müſſen, wo Paris einſt geſtanden hat.“

Dieſes Bild erſchütterte die Geiſter und machte die Herzen zu Eis, bis auf eines. Ein Löwenhaupt richtete ſich empor, welches Mirabeau ähnlich ſah. Die unerſchrockene und ſpöttiſche, joviale und zugleich ſchreckliche Miene jenes muthvollen Proletariers, welcher die Kühnheit als erſte Triebfeder der Revolution proclamirt hatte, jener träge Sublime, welcher geſagt hatte: „Ich will lieber auf dem Schaffote ruhen, als arbeiten, um zu leben;“ jener Athlet, der am Ende überwunden zu ſeinem Henker ſagte, der ihn verhindern wollte, ſeinen Unglücksgefährten zu umarmen: „Dummkopf, wirſt Du auch unſern Köpfen verbieten, ſich in Deinem blutigen Korbe zu begegnen?“ kurz, es war Danton. Heute fragt man ſich, wo die Kinder ſolcher Eltern ſind.

„Ich erkläre,“ ſprach er, „daß wir Euch widerſtehen werden. Solche Unverſchämtheit fängt an, uns läſtig zu fallen.“ — Aber die Begünſtiger des Aufruhrs, die Rädelsführer des Complotts gegen die Unverbrüchlichkeit der Repräſentation, dieſe Bergpartei, welche ihre Collegen aus einer Verſammlung jagen wollte, wo die Freiheit der Meinungen proclamirt worden war, waren ſelbſt ſchon gefangen. Die blinden und wüthenden Maſſen, die ſie gefeſſelt hatten, unterſchieden ſie nicht mehr von ihren Collegen, und als Lacroix, Barrere und einige andere Freunde Marat's aus dem innern Raume fortgehen wollten, ſtießen ſie überall auf drohende Piken und gekreuzte Bajonette.

„Es lebe der Berg! Es ſterben die Girondiſten!“ ſchrien die Tribunen.

„Keinen Bürgerkrieg!“ riefen einige furchtſame Stimmen.

„Wir ſind nicht mehr frei!“ rief Malarme, „ich proteſtire gegen die Unterdrückung, welche uns umgibt.“

„Wir wollen endlich wiſſen, was das Volk von uns will,“ ſagte Barrere. „Der Convent ſtelle ſich vor die bewaffnete Menge, die ihn belagert hält, und verſichere ſich ihrer Dispoſitionen!“

„Geht nicht hinaus, ihr Girondiſten!“ rief eine Stimme, welche Grangeneuve augenblicklich zu erkennen glaubte.

„Es wird wichtig ſeyn,“ bemerkte Lacroix, „daß die Diſſidenten ſich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß die Urſache aller dieſer

Verwirrungen vor dem eigenen Willen verſchwinde, und daß die Abgeordneten, welche heute der allgemeine Wunſch ausſtößt, ſogleich ihren Abſchied nehmen.“

„Feigheit!“ rief Grangeneuve, „die Ernennung, die wir erhalten haben, hat Niemand das Recht, zu widerrufen. Ich will Euerm Haſſe weder meine Pflichten, noch meine Ehre zum Opfer bringen. Wenn Ihr aber die Großmuth beſitzet, Euch mit Einem Opfer zu begnügen, ſo ſtoßet zu, und möge dieſes Verbrechen Euch zufrieden ſtellen!“

„Es lebe Grangeneuve!“

Die vorige Stimme wiederholte: „Geht nicht hinaus!“ Aber Herault de Séchelles; welcher für Isnard den Präſidentenſtuhl eingenommen hatte, beförderte den Tumult. Er verließ ſeinen Platz, bedeckte ſich, und ging nach der Thüre, von zwei Drittheilen der Verſammlung gefolgt. Dieß erregte Schrecken auf einer andern Seite zu Gunſten des Berges. Durch ausdrucksvolle Bewegungen, durch Körper, die ſich halb über die Tribunen hinauslegten, wurde ausgedrückt, daß Die, welche den Saal verließen, umgebracht werden würden. Der Berg zögerte. Endlich aber ging er mit ſeinem Präſidenten vorwärts, ſo dicht geſchaart, daß keiner der Proſcribirten ſich dazwiſchen drängen konnte, und bezeichnete ſo die iſolirte Gruppe den Würgern.

In den königlichen Gärten, wo das irrende Häufchen der Deputirten ſich zeigte und von allen Ausgängen zurückgewieſen wurde, erkannte Grangeneuve zuerſt unter den Zuſchauern, die Neugierde, Haß oder Sorge hier verſammelt hatte, Adeline. Er bat ſie mit den Blicken, ſich zurückzuziehen; ſie antwortete mit einem ruhigen Lächeln und einem langen Blicke.

Henriot, der Anführer der bewaffneten Banden, ſprengte auf ſeinem Pferde vor die Deputirten.

„Was will das Volk?“ fragte der Präſident. „Der Convent iſt nur mit dem Volk und ſeinem Glücke beſchäftigt.“

„Herault!“ erwiderte der Eiſenfreſſer mit ſeinem dreifarbigen Federbuſch, indem er einen Säbel von lächerlicher Größe aus der Scheide zog: „Das Volk hat ſich nicht erhoben, um Phraſen zu hören, ſondern um Befehle eines Souverains zu ertheilen. Es will Opfer haben! Es will zwei und zwanzig! Schafft ſie her!“

„Wir ſtellen uns Alle!“ rief la Réveillère. Und Niemand wagte, ihm zu widerſprechen.

„Es lebe Marat!“ heulte eine andere Gruppe von Kindern in Lumpen, und ſtürzte ſich auf den erſtaunten Convent.

Marat ſelbſt trat aus ihrer Mitte.

„Im Namen des Volks," ſagte er, „ermahne ich Euch, auf Euern Poſten zurückzukehren, den Ihr feige verlaſſen habt."

Ohne ihm zu antworten, ging man nach der Brücke. Herault de Séchelles las mit lauter Stimme ein Dekret, welches alle Befehle in dem Bezirke des Convents aufhob, und die bewaffnete Macht ſich zurückziehen hieß.

„Ich erkenne nichts an," ſagte Henriot, „als die Menſchen zu bezeichnen, die man von Euch fordert."

„Soldaten," rief der Präſident, „arretirt dieſen Rebellen."

Henriot riß ſein Pferd zurück, ſchwang den Säbel und ſchrie: „Zu den Waffen, Kanoniere! Zu den Stücken!"

Die Kanoniere ergreifen die Lunte, die Cavallerie rüſtet ſich, und die Infanterie zielt auf die Volksrepräſentanten, welche die größte Kaltblütigkeit und Muth zeigen; aber alle jene Neugierigen, die herumſtanden, waren ſchon entflohen, bis auf ein Weib.

Niemand ſchoß. Der Convent durchzog die Linien unter dem Geſchrei: „Es lebe die Republik! Eine Conſtitution! Es lebe der Berg! Nieder mit den Girondiſten, den Briſſotiſten und den Rolandiſten! Kehrt um in die Wachthäuſer!"

Noch einmal, beim Ausgange zum Hotel von Brienne, zurückgedrängt, wurde die Verſammlung in der That gezwungen, in ihren Sitzungsſaal zurückzukehren. Die Tribunen waren indeſſen angefüllt worden von Menſchen mit finſtern Geſichtern, welche mit Dolchen und Doppelflinten bewaffnet waren. Der erſte Redner, welcher wieder das Wort nahm, hatte einen ruhigen Ton, den jedoch ein fürchterlicher Blick Lügen ſtrafte.

„Nun, meine Collegen," ſagte er, „Ihr habt Euch überzeugt, daß der Convent vollkommen frei iſt . . . ."

Man blickte ſich an. Einige wagten ein Lächeln. Dieſer unerwartete Panegyriker war Couthon; Couthon, welcher einſt in ſeiner Jugend ſich in den Thälern des Mont d'Or verirrt hatte, als er ſich Nachts zu ſeiner Geliebten begeben wollte, und in einen gefrorenen Sumpf gerieth. Er verlor bei dieſer Gelegenheit für immer den Gebrauch ſeiner Beine. Seine Stirne war heiter geblieben; ein ſanfter und leidender Zug belebte ſein ſchönes Geſicht: er hatte aber das Herz eines Panthers. Ein Bedienter trug alle Tage auf die erſte Bank des Berges dieſes fürchterliche Mitglied des Wohlfahrts-Ausſchuſſes.

„Der Abſcheu des Volkes," ſagte er, „ſpricht ſich nur gegen untreue Sachwalter aus; uns aber umgibt es mit ſeiner Achtung und Zuneigung. Warum zögern wir noch? Wir wollen unſerm

Digitized by Google

Gewiſſen ebenſo wie unſern Wünſchen gehorchen. Ich verlange demnach ....“

Man wußte nun ſchon, daß von Proſcription und Schaffot die Rede ſeyn würde. Eine dumpfe Stille herrſchte. Da ſetzte ſich ſchnell einer ſeiner Kollegen, den die Verſammlung nur zu gut kannte, neben ihn. Es war eine Mißgeburt von weniger als 5 Schuh; eine kurze und dünne Geſtalt mit einem gemeinen Geſichte, in deſſen convulſiviſchem Zucken die Bewegung der Seele und die innerliche Wuth zu leſen war. Dieſer Menſch war durch die Verachtung, die Alle ihm zollten, zu einem gewiſſen Grade von Popularität gelangt; bald verſteckte er ſich in einen Keller, bald erſchien er auf der Tribune, eine Denunciation in der einen Hand und eine Piſtole in der andern. Er beſaß den Geiſt eines Wahnſinnigen und den Wahnſinn eines Ungeheuers. Einſt hatte Vergniaud geſagt: „Ich ſchäme mich, dieſe Tribune nach Marat zu betreten. Ich liebe Marat nicht.“ Nun ſetzte er ſich neben Couthon, vom Blutgeruche herbeigezogen. Er trägt auf dem ungeheuern Kopfe, die herumſchweifenden Augen beſchattend, einen runden, ganz zerfetzten Hut; ſeine fettigen Haare ſind mit Stricken in eine Art Zopf gebunden; er trägt einen weiten, grauen Ueberrock mit einem grünen, in's Gelbe ſpielenden Sammtkragen, der ganz zerdrückt und formlos iſt, Lederhoſen ohne Träger und zerriſſene Stiefel.

„Ich verlange,“ fuhr Couthon fort, durch die Gegenwart des Menſchen kühner gemacht, „daß Lanjuinais, Vergniaud, Genſonné ...“

Er beſann ſich auf Namen, wie es ſchien; aber ohne Verlegenheit zu zeigen, zog er nun eine lange, enggeſchriebene Liſte aus ſeinem Taſchenbuche und las daraus:

„Genſonné, Guadet, Pethion, Lanthenas ....“

„Nein!“ ſagte Marat, „Valaze.“

Und der Name wurde ſogleich mit dem Bleiſtifte für den andern geſetzt, ohne die Verſammlung befragt zu haben.

„Valaze, Lehardi, Boileau, Biroteau, Bertrand, Gomaire, Ducos ....“

„Nein, Louvet.“

„Louvet, Bergouin, Mollevaut, Barbaroux, Briſſot, Grangeneuve ....“

Ein Schrei wurde von der Tribune gehört.

„Kervelagan, Buzot, Lidon, Laſource, Chambon, Gorſas, Leſage, Vigne, Henry Larivierre und Rabaud St. Etienne, ſogleich verhaftet werden.“

Die Liſte wurde im Ganzen abgeſtimmt. Ein großer Theil der Verſammlung erklärte, daß er von dieſer Deliberation nichts wiſſen wolle. Vergeblicher Widerſtand! Eine Menge fremder Jacobiner, die eingelaſſen worden waren, und zwiſchen ihren Freunden Platz genommen hatten, bildeten eine ſcheinbare Mehrzahl. Man erhebt ſich; man proklamirt den Sieg; die Acte iſt ſchon bereit, der Präſident unterzeichnet, und verläßt ſchnell ſeinen Stuhl.

Die Sitzung war zwar geendigt, aber Niemand durfte ſich entfernen. Es war eilf Uhr Abends und die Abgeordneten Frankreichs wurden noch gefangen gehalten von zehn Räubern, welche Paris als ſeine Herren erkannte.

Endlich wurden die Thüren geöffnet und Jeder durfte nun ſeinen Weg ſuchen mitten unter gedungenen Mördern und Nachſtellungen aller Art. Grangeneuve fand Adeline zu den Füßen der Statue des Gladiators. Ein Mann war bei ihr, der ſich bei ſeinem Näherkommen haſtig entfernte, und das Paar, welches ſo viel Sorge und ſo viel Liebe ſich mitzutheilen hatte, erreichte ſtillſchweigend die Straße Courcelles.

Der Waldbruder

von

Ludwig Neuffer.

Die Sonn' iſt untergangen, es fällt
Vom Himmelszelt
Die Nacht ſchwarzwolkig hernieder;
Auch wälzen Gewitter ſich drohend heran,
Der Thalbach ſtürzt, es heult der Orkan,
Und die Berghöh'n hallen es wieder.

Da zieht ein Ritter im Walde daher
Mit Schwerdt und Speer,
Durchnäßt von ſtrömendem Regen.
Er ſchmachtet nach Einkehr und findet ſie nicht,
Doch endlich erblickt er ein flackerndes Licht,
Dem reitet er ſtracklich entgegen.

Er reitet und bahnt ſich mit ſcharfem Sporn
Durch Buſch und Dorn
Mit ſorgſam prüfenden Schritte,
Von Blitzen umleuchtet, vom Donner umkracht,
Im ſchaurigen Dunkel der Mitternacht
Den mühſamen Pfad zu der Hütte.

Und als er zur Hütte gekommen, da ſcholl
Ihm grauenvoll
Ein Schrei der Verzweiflung zu Ohren:
»Herein, ihr hölliſchen Geiſter, zu mir!
Thut mir nach Verdienſt, und zerreißet mich hier,
Mich Sünder verdammt und verloren.«

Von Schreck und Staunen erſchüttert begann
Der Rittersmann:
»Was hat für ein Wahn dich betrogen!
Ich bin ein Ritter, und habe mein Schwerdt
Stets offen und nur auf Gegner gekehrt,
Doch meuchleriſch nie es gezogen.« —

»Ha, ſeyd ihr ein Ritter, erbarmet euch mein,
Und laßt die Pein
Des Herzens mich endlich verbluten!
Stoßt mir in den Buſen den tödtlichen Stahl,
Und laſſet mich enden die ſchreckliche Qual,
Die brennt gleich hölliſchen Gluten.« —

»Verblendeter Alter, was flehſt du von mir?
Der Tod kann dir
Nicht Gnade vom Himmel erringen.
Doch ſage die Jammerkunde mir an,
Was haſt du gefrevelt und Böſes gethan?
Vielleicht mag's Lind'rung dir bringen.«

»Es findet nicht Lind'rung mein leidendes Herz,
Der wilde Schmerz
Umwindet mir ewig die Seele.
Verlaſſen wird euch der Lebensmuth,
Erſtarren im Herzen das wallende Blut,
Wenn ich, was ihr wünſchet, erzähle.

Ich war ein Jüngling in ſtrebender Kraft,
Voll Leidenſchaft,
Vall reger Begierden und Triebe,
Als ich mir die mönchiſche Kutte gewählt,
Dieweil ich die Wünſche des Herzens verfehlt,
Die Hoffnungen ſchmachtender Liebe.

Entflohen der Welt, mit Gebet und Geſang
Glaubt' ich den Drang
Im Innern der Bruſt zn beſiegen.
Ich habe gekämpft und gerungen mit Macht,
Oft ſah die einſame Mitternacht
Mich vor dem Altare noch liegen.

Bei frommen Gelübden und Uebungen war
Das Probejahr
Mir endlich varüber geſchwunden.
Ich fühlte mich freier, der blutende Schmerz
Ward endlich geheilt, und das ruhige Herz
Genas von den heimlichen Wunden.

Ach, hätt' ich das Kloſter verlaſſen, bevor
Den Eid ich ſchwor,
Dem Orden verbrüdert zn bleiben,
Dann wär' ich nun glücklich, dann würde nicht
Die Strafe der Laſter, nicht Gattes Gericht
In dieſe Wildniß mich treiben!

Denn ſiehe, da ſchwanden in Saus und Braus,
Jahr ein, Jahr aus,
Die müſſigen Stunden und Tage.
An Beten und Faſten ward wenig gedacht,
Es reihten von Morgen bis ſpät in die Nacht
Sich lärmende Zechergelage.

Es lauſchte der Mönche verwöhntes Ohr
Dem frommen Char
Nicht gern in der ſtillen Kapelle,
Weit' lieblicher tönte der klirrende Sporn,
Das Waffengeräuſch und das ſchmetternde Horn,
Und ſpürender Doggen Gebelle.

Oft zag man zn Walde, wenn kaum es getagt,
Zur blut'gen Jagd
Mit Koppeln der ſtöbernden Hunde,
Den Eber zu treiben ans ſeinem Verſteck,
Und den flüchtigen Hirſch, mordgierig und keck
Zu verfolgen mit tödtlicher Wunde.

Was weit nnd breit dem Lüſtling um Gald
Der Erdkreis zallt
Das mußt' auf der Tafel uns prangen.
Da ſaßen wir jubelnd am üppigen Mahl,
Es kreiſte mit käſtlichem Wein der Pakal,
Und bacchiſche Lieder erklangen.

Auch war mit Wunderkräften erfullt
Ein Gnadenbild
Im Chor der Kapelle zn ſchanen;
Drum kamen, der Andacht zn pflegen allda,
Mit reichen Geſchenken von fern und nah
Oft pilgernde Mädchen und Frauen.

Das waren nns Feſte! Mit ſchlauer Kunſt
Um Liebesgunſt
Verſtanden wir trefflich zn werben.
Kein frevelnder Reiz blieb unverſucht,
Durch Gift der Verführung die Scham und Zucht
In weiblicher Bruſt zu verderben.

Auch war nicht fern auf der nämlichen Trift
Ein Nannenſtift,
Zwar hoch van Manern umfangen,
Doch konnten wir unter der Erd' entlang
Durch einen verbargenen Felſengang
Zn den freundlichen Schweſtern gelangen.

Und war ein Bankett im weiten Revier,
Dann ſchwangen wir
Als Gäſte behend nns zu Raſſe,
Dach mnndete nirgends ſo trefflich der Wein,
Als bei dem bacchantiſchen Ritterverein
Auf Kieebranns gaſtlichem Schloſſe.« —

»Das liegt nun in Trümmer verſchüttet, begann
Der Rittersmann,
Nun hauſen dart Ottern und Unken,
Denn Feinde verheerten den Felſenhort,
Nachdem, wie man ſagte, durch Meuchelmord
Der ſtreitbare Ritter geſunken.« —

»Wohl hat er, wie dir's die Sage genannt,
Durch Märderhand
Dieß traurige Ende genammen.
Ein Teufel erſchlug den gewaltigen Mann! —
Dach iſt dir von dem, der den Frevel gethan,
Nie Kunde zu Ohren gekommen?« —

»Nie kam mir Kunde zn Ohren, wie ſehr
Ich weit umher
Mit Forſchen und Fragen mich mühte.
Doch Alter, was ſagſt du? Ein ſchwerer Verdacht,
Ein gräuliches Ahnen des Thäters erwacht
In meinem betraff'nen Gemüthe.« —

»Was läugn' ich? Du ſieheſt den Thäter in mir,
Der qualvoll hier
Seit Jahren gebüßt für die Sünden.
Ruhmwürdiger Ritter, ich kenne dich nicht.
Dach glaub' ich, in deinem Blick und Geſicht
Mir ſchreckliche Spuren zu finden.

Ich muß, was ſoll mir ein Leben voll Schmerz?
Ich muß mein Herz
Durch freies Bekenntniß entladen.
Mich drückt in den Abgrund nieder die Laſt,
Ich find' auf Erden nicht Ruhe noch Raſt,
Was kann noch die Hölle mir ſchaden?

Einſt ward ich, verflucht ſey der ſchreckliche Tag,
Zum Trinkgelag
Des gaſtlichen Ritters gerufen.
Da ging's im Galoppe mit ſauſendem Lauf
Hinaus zum Kloſter, zur Burg hinauf,
Auf Roſſes beflügelten Hufen.

Schon waren verſammelt die Ritter und Herrn,
Von nah und fern
Im hohen, gewölbeten Saale,
Schon ſtand mit Speiſe beladen der Tiſch,
Und alle wir ſetzten uns wacker und friſch
Zum lecker bereiteten Mahle.

Nun ward mit Jucheyen und Jubelſang,
Bei Kling und Klang,
Unmenſchlich geſchmaust und getrunken,
Es ſtrömte wie Waſſer der feurige Wein,
Bis hinter die Berge der tagende Schein
Der ſcheidenden Sonne geſunken.

Drauf ritten die Ritter vom tüchtigen Schmaus
Voll Weins nach Haus,
Und Kleebronn war ihr Begleiter.
Ich aber, von ſchnöden Begierden entflammt,
Zu neuen Verbrechen und Schanden verdammt,
Ich zog in Verblendung nicht weiter.

Längſt nährt' ich die Triebe verbotener Luſt
In wilder Bruſt,
Doch ohne den Wunſch zu erjagen.
Nun, dacht ich, als Kleebronn verlaſſen den Saal,
Nun endlich hat Deinem Verlangen einmal
Die glückliche Stunde geſchlagen.

Im ſchattigen Garten, im Mondenſchein
Ging ganz allein
Walpurgis, die lieblichgebaute.
Mir ſchwoll im Buſen das gährende Blut,
Und heißer erwachte die Liebesglut,
Als ich durch's Fenſter ſie ſchaute.

Nun eilt' ich hinunter auf heimlichem Weg
Den Wendelſteg
Mit raſchem, beflügeltem Schritte.
Die Kühle des Abends, die ſchmeichelnde Luft,
Die trauliche Dämm'rung, der würzige Duft
Lud uns in die laubige Hütte.

An Reiz und Verführung jeder Art
Ward nichts geſpart,
Ich ſchlang mich um ſie, wie die Ranke,
Und pflückte, vergeſſen der Pflicht und Scheu,
Die heilige Blume der ehlichen Treu,
Dem Wirth und Freunde zu Danke.

Was ſtarrſt du, fremder, geharniſchter Mann,
So wild mich an,
Als wollte dein Blick mich erſtechen?
Halt ein mit dem Zorn, der ſchon dich ergreift,
Vernim, wie ich Schulden auf Schulden gehäuft,
Dann magſt du nach Wunſche dich rächen.

Kaum hatt' ich die rohe Begier geſtillt,
Als wutherfüllt
Der Ritter im Garten ſich nahte.
Ihn hatte, da mich er beim Zuge nicht fand,
Der Argwohn befallen, ihm hatt' es geahnt
Von einem entworfnen Verrathe.

Schon tobt er im Gange, ſchon blinkt der Stahl
Im Mondenſtrahl,
Schon ſtürmt er herein in die Laube.
Zum Tod iſt das mordende Eiſen gezückt,
Schon lag, mit den eigenen Haaren beſtrickt,
Walpurgis vor ihm in dem Staube.

Doch ſchnell ihn von hinten umfaſſend, entwand
Ich ſeiner Hand
Das drohende Eiſen behende,
Und ſtieß es, zu Boden ihn ſchleudernd mit Macht,
Bevor die Beſinnung ihm wieder erwacht,
Mit tödtlicher Wund' in die Lende.« —

»O ſchrecklich, ſo lenkt mir des Himmels Rath
Hieher den Pfad,
Sprach zürnend und ſtaunend der Ritter,
So führt, da kein Forſchen und Suchen gelang,
Zu dieſem Verruchten der heilige Gang
Der Vorſicht mich im Gewitter!

Vernimm denn, ich bin des Gemordeten Sohn,
Und will den Lohn
Für deine Verbrechen dir zahlen.
Verwirkt iſt dein Leben, du biſt nicht werth,
Daß länger die Erde dich trägt und nährt,
Daß Mond noch und Sonne dir ſtrahlen.« —

»Verwirkt iſt mein Leben, die Rach' iſt erwacht,
Des Abgrunds Nacht
Umringt mir die bebende Seele.
Nur eine Minute noch ſchenke du mir,
Auf daß, mein Bekenntniß vollendend, ich dir
Den Tod auch der Mutter erzähle.

Erſt wurde der Tod des Gemahles beweint,
Als hätt' ein Feind
Aus heimlicher Rach' ihn erſchlagen.
Auch wurden zum Schein viel Boten entſandt,
Ob ſie nicht vermöchten, umher im Land
Den Thäter der That zu erfragen.

Doch ich, von dem tiefen Geheimniß geſchützt,
Kam täglich itzt,
Als wollt' ich mit Troſt ſie erquicken,
Und von der Gelegenheit Reizen verſucht,
Vermaß ich mich lange, die winkende Frucht
Verbotener Liebe zu pflücken.

Drauf ſollte ſie, als ich geſtillt die Glut,
Ihr Geld und Gut
Dem Kloſter zum Eigenthum geben.
Doch als ſie's verſagte, da traf ſie mein Zorn;
Im Graben der Burg, in dem ſchroffigen Born
Beſchloß ſie ihr jugendlich Leben.« —

»Verworfenes Scheuſal, ſo donnert ihn an
Der Rittersmann,
Stirb gradlos hier auf der Stelle!
Vergifte nicht länger die Erd' und die Luft,
Fahr hin, wo die Schaar der Verbrechen dich ruft,
In die unterſten Schlünde der Hölle.« —

Sprach's, ſtieß ihm, ergriffen von Wuth und Schmerz,
Das Schwerdt durch's Herz,
Daß plötzlich die Seel' ihm enteilte,
Und rannte durch Nacht und Gewitter davon,
Ob Blitze noch kreuzten mit furchtbarem Droh'n,
Und Sturm noch die Wälder durchheulte.

E n g l a n d.

Eine ärztliche Conſultation.

(Nach dem Leben.)

Doctor E. war der Modearzt ſeines Wohnortes. Niemand konnte ſich dort mit dem Gedanken des Todes vertraut machen, der nicht vorläufig ſeine Meinung darüber eingeholt hatte.

E. war ein Greis von außerordentlicher Dicke, dabei klein, mit rothen Wangen und einer heitern Laune in den Augen und Mundwinkeln. Seine ſchwarzen Kleider hätten wohl öfter als es geſchah, die Bekanntſchaft mit der Bürſte machen dürfen, obgleich er weder ſeine Haare puderte noch Tabak ſchnupfte. Im Winter ſtieg er aus ſeinem Wagen, in einen kurzen Mantel gehüllt, der ihm ein ſonderbares Ausſehen verlieh, und wohl zunächſt für ſeinen kleinen Sohn beſtimmt geweſen ſeyn mochte. Seinem Hute ſah man den langen Dienſt an, und ein Paar alter Handſchuhe von Ziegenleder, das einſt ſeiner Frau zugehört hatte, und ihm in einem erbärmlichen Zuſtande übergeben worden war, bedeckte ſeine Fingerſpitzen ſo gut es gehen wollte. Unſer Doctor war ſehr ökonomiſch, und obgleich er ſchon ein recht anſehnliches Vermögen beſaß, ſo hatte doch ſeine Thätigkeit nicht nachgelaſſen.

Um 6 Uhr ſtand er auf und begann um 7 ſeine Viſiten zu machen; kam er Mittags nach Hauſe, ſo ertheilte er Denen Rathſchläge, die ihn beſuchten. Oft fing er Abends noch einmal an, ſeine Kranken zu beſuchen, und wurde er auf das Land gerufen, ſo wandte er die Nacht dazu an, indem er dabei zu bemerken pflegte, daß er dadurch nichts an der Zeit verliere. Mit einem Worte: er war ein

unermüdlicher Mann, dem nichts unvorhergeſehen kommen konnte; ſeine ganze Zeit gehörte ihm, wenn ſie nicht ſchon von ihm zu etwas beſtimmt worden war.

So war der Doctor endlich dahin gelangt, faſt nur allein im Gebiete der Krankheit zu herrſchen, und man kann annehmen, daß er allein mehr Geld von ſeiner Kundſchaft bezog, als die übrigen Aerzte alle zuſammen genommen von den ihrigen.

Uebrigens trieb er ſein edles Geſchäft ſchon ſeit einem halben Jahrhundert; und da die Stadt ſchnell emporgewachſen war, ſo war er von einer Straße in die Andere gewandert, je nachdem ſich Mode und Reichthum dort niedergelaſſen hatten. Troß dieſer günſtigen Stellung hörte man ihn jedoch immer klagen: „Die Zeiten haben ſich geändert, ich erhielt ſonſt zwanzig Guineen, wo ich heute kaum eine erhalte.“

Dies war jedoch nichts Anderes als eine redneriſche Figur in dem Munde des alten Doctors, und keinesweges eine wahre Behauptung; denn ſonſt erhielt er zwanzig Guineen für eine lange Reihe von Viſiten und eine ſorgfältige Behandlung, während er jeßt eine einzige Conſultation ſich mit einer Guinee bezahlen ließ; dies wollte er damit ausdrücken. O! über die traurigen Zeiten für die armen Doctoren!

Troß dieſer nachtheiligen Umgeſtaltung der Dinge nahm der gute Mann dennoch alljährlich 5 bis 6,000 Pfund Sterling ein. Diät und Bewegung waren ſeine Hauptgrundſäße. Dieſe beiden prophylaktiſchen Mittel wandte er bei ſich zuerſt an, und nach dem Saße: „was dem Hahn nicht ſchadet, ſchadet auch der Henne nicht,“ verfehlte er auch niemals, ihre Tugend in allen Fällen zu empfehlen, zu denen er gerufen wurde.

Niemand verſtand es ſo gut als er, einen Pudding zu bereiten, oder eine Suppe, um den Appetit des Kranken zu erwecken; Niemand verſtand es ſo gut wie er, über die Vorzüge der Kuh- oder Eſelsmilch zu ſprechen, und in welchen Fällen man ſie mit Brod, Mehl oder Reis genießen müſſe. Er beſah eine halbe Stunde lang die Zunge des Patienten, und fühlte immer bedächtig den Puls an beiden Armen; dann ſeßte er ſich nieder und erzählte irgend eine unterhaltende Anecdote, um ſein Examen damit zu krönen. Durch dieſes Verfahren war er der Liebling aller alten Damen geworden, und man muß geſtehen, daß er ein angenehmer Schwäßer und ein vortrefflicher Chroniſt der Vergangenheit und Gegenwart zu nennen war.

So war der Doctor E. mit 70 Jahren beſchaffen, der geſuchteſte

Arzt der Stadt und Gegend, obgleich ihm einige Fehler vorgeworfen wurden und einige Lächerlichkeiten anklebten. Da er dabei ein guter, lieber Mann war, ſo wandten ſich die jungen Chirurgen ſtets an ihn, und ſo ward ſeine Popularität von einer Generation zur andern übertragen. Was ſeine eigentliche Wiſſenſchaft betraf, ſo glaubte Niemand ſich das Recht anmaßen zu dürfen, darüber mißbilligend abzuſprechen. Er ſelbſt machte keineswegs Anſprüche auf ein ungemeines Wiſſen, auf übergroße Gelehrſamkeit; ſeine Bemerkungen, ſo wie ſeine Recepte waren unveränderlich dieſelben, und er hegte einen innern Abſcheu gegen jedes neue Mittel, gegen jede neue Erfindung im Gebiete der Wiſſenſchaft, und war ſtets ſehr aufgebracht, wenn er zu ſolchen Neuerungen nothgedrungen ſeine Zuflucht nehmen mußte; wenn ihn nehmlich ſeine Mittel verließen und der Wunſch der Kranken es anhaltend begehrte. Auch verfehlte er dann nicht, ſeiner übeln Laune in ſolchen Fällen freien Lauf zu laſſen und behauptete, daß Alles dieſes bald in gerechte Vergeſſenheit zurückſinken würde, und daß man wieder zur bittern Rinde, zum Opium und dem gebrannten Schwamm werde zurückkehren müſſen, wenn man das Unzweckmäßige des Morphins, Chinins und Jods werde erkannt haben. Vor Allem liebte er die langen Recepte, beſonders deßhalb, weil man annehmen kann, daß unter einer großen Menge von Mitteln doch Eines ſeyn könnte, welches gegen das Uebel gut wäre. Es erleidet keinen Zweifel, daß er in ſeinem Herzen jene Zeit zurückwünſchte und in Gedanken auch wieder heran kommen ſah, wo man eine Arzenei aus 50 bis 60 Ingredienzien bereiten ließ. Trotz dieſer Eigenheiten war unſer Doctor dennoch ein ehrenwerther Mann; man konnte zwar kenntnißreichere und uneigennützigere Aerzte finden, aber Doctor E. würde gewiß einen leeren, ſchwer auszufüllenden Platz zurück gelaſſen haben, wenn es ihm eingefallen wäre, ſich zurückzuziehen.

..... Einſt hatte ich mit dieſem Manne eine Conſultation bei einer Dame, die an Waſſerſucht litt. Es war keine Hoffnung mehr zu ihrer Wiederherſtellung vorhanden; aber man mußte doch ſuchen, ihren Zuſtand zu erleichtern.

Ich hatte die Kranke noch nicht geſehen, daher konnte meine Beobachtung nur ſehr oberflächlich ſeyn und ich hoffte, daß des alten Doctors Wiſſenſchaft ein bedeutendes Licht auf die Zuſtände der Patientin werfen würde.

Wir ſetzten uns zum Bette nieder, und ich konnte es mir nicht verbergen, daß der Tod hier unausbleiblich ſchnell eintreten müſſe, da das Waſſer bereits die Bruſtregion erreicht zu haben ſchien.

Der alte Doctor beſichtigte zuerſt die Zunge, hierauf zog er ſeine goldene Uhr hervor und zählte mit großer Gewiſſenhaftigkeit die Zahl der Pulsſchläge während einer Minute; dann reichte er mir die Uhr, und ich wiederholte mit eben ſolcher ſalbungreichen Miene was mein Herr Kollege gethan hatte. Jetzt nahm der Doctor verſchiedene Gegenſtände, die in der Nähe waren, und bat mich, mit ihm an das Fenſter zu treten; dort betrachtete er ſie von allen Seiten, bis ſeine Neugier gehörig befriedigt war und auch der Meinigen nichts zu wünſchen übrig blieb. Nun forderte er ein Band, womit er den Körper der Kranken alle Tage zu meſſen pflegte, um zu ſehen, ob der Sitz des Uebels an Ausdehnung verloren, oder eine größere Entwickelung gewonnen habe. Nachdem er das Band auf ein Ellenmaß gelegt hatte, waren wir überzeugt, daß der Bauch um den zwölften Theil eines Zolles dicker geworden war. Er ſchüttelte hierüber den Kopf; und ich ſchüttelte den Meinigen auch; er verlangte die Nahrungsmittel zu ſehen, welche der Patientin gewöhnlich dargereicht wurden und die verſchiedenen Arzneien, die man ihr eingab; er koſtete von allen mit tief ernſter Miene; ich that daſſelbe; endlich verordnete er für jetzt gekochten Reis mit einem Zuſatze von etwas Küchenſalz.

Wir wurden nun mit vielen Zeremonien in ein anderes Zimmer geführt, wo Stühle für uns zurechtgeſtellt waren, und Dinte, Federn und Papier auf einem Tiſche lagen. Nachdem wir uns niedergelaſſen hatten, ließ man uns allein, um uns nicht bei der Conſultation zu ſtören.

„Ich glaube, Herr H., daß Sie Hopkins, dort unten im Thale, kennen werden?“ mit dieſen Worten begann der alte Doctor unſere Sitzung.

„Ja, Herr Kollege, ich habe eine triftige Urſache ihn zu kennen, denn er iſt mir eine große Rechnung ſchuldig, die er mir nicht bezahlen will.“

„Es iſt ein ſchlechter Kerl, das kann ich Ihnen verſichern, der mir noch geſtern einen böſen Streich geſpielt hat.“

„Wie, was? Ich hörte ihn nur immer Gutes von Ihnen reden; auch wurden Sie ſein Hausarzt, nachdem er M*. abgeſchafft hatte.“

„Das iſt Alles wahr, und ich betrachtete ihn auch ſtets als einen ehrenwerthen und rechtlichen Mann. Nun wiſſen Sie ja wohl, wie herrlich ſein Haus liegt, mitten in einem prächtigen Garten; hier pflegte ich nun gewöhnlich bei meinen Beſuchen noch ein wenig ſpazieren zu gehen. Es war ſtets mein letzter Beſuch, den ich machte, um ein halbes Stündchen dieſem Vergnügen zu widmen. Auch verfehlte mein guter Patient niemals eine Schüſſel herrlicher Erdbeeren

mit Zucker und Wein oder andere Erfriſchungen, wie ſie die Jahreszeit bot, für mich in Bereitſchaft zu halten. Ich bin ein großer Freund von gutem Obſte, das eben friſch gepflückt wurde, beſonders wenn ein gutes Glas Wein dazu gereicht wird, um den Magen zu erwärmen, und daher hegte ich wirklich eine gewiſſe Dankbarkeit für jene zarte Anerkennung meiner Verdienſte und meiner Neigungen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Kollege, es kann nach der Erſchöpfung an einem heißen Tage nichts Erquickenderes und Zweckmäßigeres geben. Ich habe auch ſchon von ſeinem Obſte gekoſtet, und kann daher Ihnen in dem Lobe ſeiner Vortrefflichkeit beiſtimmen.“

„War es nicht excellent? Ich muß geſtehen, daß ich ſtets ſchon von Weitem wie ein Schulknabe nach den Obſtbäumen in Hopkin's Garten ſah. Nun aber hören Sie! In dieſem Jahre litt er an hartnäckiger Dyspepſie, welche während der ganzen Erdbeerenzeit anhielt. Das war mir ganz recht; als ich ihm nun aber in der vorigen Woche meine Rechnung ſandte — was glauben Sie wohl, was ich zur Antwort erhielt?“

„Wahrlich, Herr Kollege, das iſt ſchwer zu errathen; doch wird es wahrſcheinlich etwas ſehr Unhöfliches geweſen ſeyn.“

„Urtheilen Sie ſelbſt: ich erhielt ein Billet, worin mir Hopkins ſein Befremden eröffnete, da er der Meinung ſey, daß ſeine Erdbeeren, ſein Wein und ſein Zucker, denen ich reichlich zugeſprochen, mir eine genügende Entſchädigung geweſen ſeyen für die ganz unnützen Beſuche, die ich ihm gemacht hätte. Am Fuße des Billets fand ich eine Gegenrechnung über 14 Pfund? Was ſagen Sie nun?“

„Ach, Herr Kollege, das war ſtark!“

„Nicht wahr? Stark! Wenn mein tägliches Frühſtück mich nur 5 Pence koſtet, ſo ſoll ich nun ſeinetwegen eine Ausgabe von 3 Schilling 6 Pence täglich machen, und das für eine Sache, die ich als eine Erkenntlichkeit eines dankbaren Patienten anzuſehen berechtigt war. Iſt das nicht ein ganz abſcheulicher Charakterzug von dem Menſchen? Ich habe in den letzten zwölf Jahren nicht 3 Schilling 6 Pence zu meinem Vergnügen oder gar für Luxusbedürfniſſe ausgegeben. Solch ein elender Wicht! Ich mußte ihm alle Tage eine Schüſſel Erdbeeren, eine halbe Bouteille Portwein und ein Viertelpfund Zucker abnehmen und baar bezahlen! Das kann ihm wohl gefallen? Ich habe zwar wohl außerdem noch zu meinem Deſſert ein Partiechen mitgenommen, und je zuweilen wohl auch noch einige Gurken, etwas Spargel und ein Körbchen voll Weintrauben oder etwelche ſchöne Aepfel; aber dennoch iſt ſeine Frechheit unerhört. Ich habe mir nun feſt vorgenommen, außer der mir zukommenden Bezahlung nichts mehr von

meinen Patienten anzunehmen; hier war leider die Verſuchung zu groß, als daß meine Philoſophie ihr nicht hätte unterliegen ſollen. Der Teufel hole den Kerl! Und ſeinen Bruder, der mich in ſeinen Concurs verwickelt, und mir, gleich ſeinen andern Gläubigern, nur zwei und einen halben Schilling für das Pfund Sterling anbietet, und **300** Pfund hatte ich von ihm zu fordern! Eine ſchöne Familie das! Aber warte nur, der Erdbeerenhändler ſoll mir einmal wiederkommen! Ich laß' ihn ſterben, ehe ich zu ihm gehe!“

Hier ſtand der Doktor ganz erhitzt auf, und wie ich ihn an den Gegenſtand unſerer Berathung erinnerte, ſprach er: „Ach ja! ich werde Morgen um zehn Uhr wiederkommen; bis dahin ſoll man die Krankheit ihren ungeſtörten Fortgang nehmen laſſen.“ —

Hierauf verließen wir das Haus, indem wir Beide eine ganz übermäßig ernſte Miene annahmen.

(Monthly Magazine.)

Digitized by Google

Der Marschall Mortier.

Eduard Adolph Caſimir Joſeph, Marſchall Mortier, Herzog von Treviſo, den mitten unter Feſten der Tod ereilte, hatte ſich dreißig Jahre hindurch dem Feuer der Schlachten ausgeſetzt, bald in den Feldzügen der Republik, bald in denen des Kaiſerreichs. Geboren 1768 zu Cambrai, ging er 1791 mit dem erſten Bataillon National-Freiwilliger in's Feld, wo er ſogleich den Grad eines Kapitäns erhielt. Von dieſem Augenblick an beſtand ſein Leben nur aus Schlachten, Waffenthaten und Beförderungen.

Den 28. April 1792 befand ſich Mortier bei der Affaire von Quievrain, wo ein Pferd unter ihm getödtet wurde; dann in der Schlacht von Jemappes, vor Neerwinden und bei den Belagerungen von Namur und Maeſtricht. Sein ausgezeichneter Muth bei Hundſchooten erwarb ihm den Grad eines General-Adjutanten am 16. Okt. 1793.

Zur ſelben Zeit wurde er bei der Entſetzung von Maubeuge verwundet; dieß hinderte ihn aber nicht, ſich unter Lefebvre und Kleber bei Altenkirchen und Friedberg auszuzeichnen.

1798 wird er zum Brigadegeneral ernannt und commandirt einen Theil der Avantgarde der Donauarmee. Gegen den Schluß des Jahres wird er Diviſionsgeneral bei der helvetiſchen Armee, und hatte den ehrenvollſten Antheil an dem glänzenden Feldzug von Maſſena gegen die Ruſſen.

Nach dem 1803 erfolgten Bruche des Traktats von Amiens rückt er mit 12,000 Mann in Hannover ein, das er nach geringem Widerſtand einnimmt. Seine Belohnung iſt das Commando der Artillerie in der Conſulargarde.

1804 wird Mortier in die erſte Beförderung der Marſchälle begriffen, und 1808 zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt.

1806 befehligt er ein Corps der großen Armee in Deutſchland, und reibt in Dürenſtein mit 4,000 Franzoſen und zwei Kanonen 30,000 Ruſſen auf.

Von hier gelangt er zum Kommando gedachten Korps franzöſiſch-niederländiſcher Truppen, operirt in Heſſen und Hannover, beſetzt Caſſel, und rückt im November 1806 in Hamburg ein. Beim Wiederbeginnen der Feindſeligkeiten marſchirt er durch Meklenburg nach Pommern, wo er glänzende Vortheile über die Schweden erficht. Bei Friedland, den 13. Juli 1808, hält er ſich mit großem Muthe auf dem linken Flügel der Armee gegen einen viel ſtärkern Gegner. Einige Zeit hierauf wird er Herzog von Treviſo und erhält 100,000 Franken auf die hannöverſchen Domänen.

In den Jahren 1808, 1809, 1810 und 1811 dient er in Spanien, iſt bei der Belagerung von Saragoſſa, ſiegt mit 30,000 Franzoſen über 60,000 Spanier in der blutigen Schlacht von Ocana, leitet die Belagerung von Cadix, und vernichtet die Spanier bei Gebora.

1812 übernimmt er das Kommando der jungen Garde während des ruſſiſchen Feldzuges. Er wird Gouverneur des Kreml, während die Armee ihren Rückzug beginnt, ſprengt ihn am 16. November in die Luft, und verläßt die Stadt am 23. deſſelben Monats.

Bei ſeiner Ankunft in Frankfurt am Main bringt er wieder die junge Garde zuſammen, die er nach Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und Hanau führt, wo ſie ſich tapfer gehalten hat.

Während des Feldzugs von 1814 focht Mortier ſtets tapfer bis unter die Mauern von Paris; dann war ſeine politiſche wie militäriſch Rolle ziemlich unbedeutend, obzleich er nach und nach hohe Functionen bekleidete. Während der hundert Tage wurde er Pair des Reichs, verlor anfänglich dieſe Würde unter der Reſtauration, und erhielt ſie dann erſt im Jahre 1819 wieder. Nach der Julirevolution wurde er zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt, endlich gegen das Ende des Jahres 1834 zum Präſidenten des Miniſteriums und Kriegsminiſter, welches er nicht lange geblieben iſt, wie man weiß.

Er war 67 Jahre alt.

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Genua, 31. Juli.

Nachrichten aus verſchiedenen Theilen Italiens verkündigen, daß die Könige von Sardinien und Neapel, ſo wie andere Fürſten Italiens, einen Congreß hieſelbſt halten wollen, um ihre gemeinſchaftlichen Intereſſen zu berathen.

Havre, 31. Juli.

— Myriaden kleiner gelber Fliegen mit vier Flügeln erfüllen die Luft, und bilden förmliche Wolken, die bei dieſer erſtickenden Hitze ſehr beläſtigen. Seit Menſchengedenken erinnert man ſich nicht, eine ſo große Menge ſolcher Inſekten auf einem Haufen geſehen zu haben. Man weiß nicht, welcher Urſache man dieſe Erſcheinung zuſchreiben ſoll.

Paris, 1. Auguſt.

— Die Leichname aller Derer, die am 28. v. M. umkamen, welchen Standes ſie auch geweſen ſind, wurden in Särge von Blei eingeſchloſſen und zu den Invaliden gebracht. Hier werden ſie bis zum Tage des Begräbniſſes verbleiben. Der Trauergottesdienſt wird in der Kirche der Invaliden gehalten, und der Zug ſich nach dem Père-Lachaiſe begeben. Die Regierung wird dieſe Feierlichkeit mit großem Pompe vollziehen.

Weimar, Mitte Juli.

—x Ob der verderbliche, leichte Geſchmack der Zeit, oder eine ſchwächliche Direction, oder das neuere Theaterperſonal ſelbſt die Schuld trägt, mag ich nicht verrathen: ausgemacht aber iſt, daß die Weimariſche Bühne von der alten Größe herabgeſunken iſt, und nun nicht einmal mit andern Reſidenztheatern gleichen Schritt zu halten vermag. Die gute, alte Göthe'ſche Schule iſt dem Meiſter theils ſchon gefolgt, wie der treffliche Oels, theils aber ſchwach und ſtumpf geworden (Graff, Dürand, Haide, Md. Eberwein), und nur wenige Mitglieder aus jener Periode, wie Md. Dürand und Hr. Lorzing, ſind noch immer, freilich in beſchränkten Kreiſen, groß. Unter den ſpäter eingeführten Mitgliedern aber iſt Keines über das Mittelmäßige erhaben, manche ſind ganz unerträglich und ruhen gemächlich auf den dürren Lorbeern ihrer Gage aus (Engelken, Winterberger, Md. Unzelmann u. ſ. w.).

Die Tragödie hinkt ſchmachvoll auf Filzſocken einher, kaum hört man noch Schiller'ſche Trauerſpiele; Winterberger iſt ein winterlich-froſtiger, weinerlicher, buch-

Digitized by Google

ſtabirender Don Carlos. Genaſt mnß ſeine ſchöne Kraft in verſchiedenen Fächern zerſplittern, und kann darum in keinem wahrhaft groß erſcheinen. Wer wird auch ein guter Komiker, Tragiker und Sänger zugleich ſeyn wollen? — Dagegen ſollten Hr. Krieger und Dlle. Lorzing bei Weitem mehr beſchäftigt werden, nm aus friſcher Blüthe ſaftigen Kern zu gewinnen. Nur mit den größten Anſtrengnngen konnten Göthe's und Raupach's Taſſo, König Manfred nnd Konradin zu erträglicher, aber ſehr verſpäteter Darſtellung gebracht werden. —

Höhere Luſtſpiele und feine Converſationsſtücke mußten auch bei uns der niederen Poſſe weichen, und nur Lumpaci-Vagabundus und Eckenſteher Nante waren dem Weimarer Publikum verhaßte Geſtalten. — Seidel ſpielt in der Komödie noch immer die erſte Geige, denn außer ihm hat unſere Bühne keinen Komiker.

Nachdem Dlle. Schmidt ſich dem Eheſtande ganz widmen will, möchte auch die Oper einer nenen erſten Sängerin bedürfen, denn Md. Streit vermag, ſchon ihrer ritterlichen Geſtalt wegen, uicht alle Rollen mit gleichem Erfolg zu übernehmen. Hr. Knauſt, vom Bremer Theater, iſt ein anerkannt trefflicher Tenor, nur möchte ihm mehr Spiel und weniger Koketterie zu wünſchen ſeyn; übrigens wird er in der Regel vom Baſſiſten Schorrmüller ſchlecht unterſtützt. —

Nur die Chöre, Ballete, Mechanik, Dekorationen und Komparſerie, alſo ſtreng genommen die Nebenſachen, ſind alles Lobes werth; ſie geben ſelbſt ſchlechteren Darſtellungen einen Reiz, der den Mangel des Uebrigen weniger fühlbar macht. Die erſte Tänzerin, Dlle. Granert, wird aus Wien ganz neue Pas, vielleicht anch etwas Geſchmack und Geiſt mitbriugen. Die zweite, äußerſt graziöſe Tänzerin, Dlle. Gebhardt, neigt ſich mehr zum dramatiſchen Fach, und gefällt als Preciosa ſchon allgemein. Man ſieht, ſie hat neben Friſche, Jugend und Grazie, auch Talent und gute Schule. Wie fleißig anf unſerer Bühne getanzt wird, kann man ſchon daraus entnehmen, daß während der gegenwärtigen Ferien eiligſt ein neuer Fußboden eingezogen werden muß; der alte iſt ganz durchgetanzt: »Tanzboden hat ein Loch.«

Unter den neueren Gäſten nennen wir Dlle. Walf, vom Stadttheater zu Cöln; ſie ließ das Publikum nur ſehr lau, und Dlle. Lorzing gab uns längſt Pfefferröſel viel gemüthlicher, Käthchen von Heilbronn viel unſchnldiger und edler. — Die ungariſchen Tänzer, Gebrüder Müller aus Peſth, machten ebenfalls keinen ſonderlichen Effekt mit ihrem Fußgeſtampfe, nnd wurden insbeſondere van Dlle. Gebhardt ſelbſt im fremden Tanze bei Weitem übertroffen.

Dagegen erfreute anch nns nnſere ſchöne Landsmännin, Dlle. Livia Gerhardt, vom Stadttheater zu Leipzig, in einer Reihe non ſechs Darſtellungen. Beſonders als Giulietta in Capuleti und Montecchi, und als Alice, wo ſie ſtürmiſch gerufen wurde, hat die jugendliche Künſtlerin ihre Meiſterſchaft bewährt.

Seitdem unſer Hoftheater ſeine Sommerferien in Dresden, Leipzig und den ſüdlichen Bädern hält, hat anch der Hof ſeine Sommerſchlöſſer auf der ſchattigen Höhe des Belvedere und am kühlen Strande der Saale zu Jena und Dornburg bezogen, und die jungen Engländer ſind, ſtrotzend von Weimariſcher Bildung und Gelehrſamkeit, über Hals und Kopf nach ihrer Heimath zurückgereiſt, wahrſcheinlich, um am großen Londoner Doktorſchmauſe friſche Beefſtakes eſſen zu können.

Unſere Bürger ſchlendern nun behaglich durch den duftenden Park an der Ilm hin nach dem ſtillen klaſſiſchen Tiefnrt, oder, wer gern Bier trinkt, nach Oberweimar und Ehringsdorf, um nortreffliche Gartenconcerte, Illuminationen, ſchöne Welt nnd Ilmenaner zu genießen. — Sonſt begnügte man ſich auf den Dörfern mit ſüßer oder ſaurer Milch, jetzt aber, ſeit Göthe es nicht mehr bemerkt, trinken ſogar die geſchmackvollſten nnd eleganteſten Damen Weimar's ächten Ilmenaner Biergnell. —

Dem höheren Zirkel iſt freilich ein ganz anderer Genuß bereitet. Denn auch in dieſem Sommer hat die nerehrte Großherzogin Maria, den Mangel an öffentlicher Muſik und in deſſen Folge den geringen Kunſtgeſchmack ihrer Reſidenz erkennend, den Hofrath Rochlitz non Leipzig zu ſich beſchieden, um ſeine früher unterbrochenen, theoretiſch-praktiſchen, muſikaliſchen Abendunterhaltungen fortzuſetzen, an denen außer mehren Damen höheren Ranges die Elite der Dichter, Komponiſten und Muſiker Weimar's Theil uehmen darf. Der alte Rochlitz ſoll einen recht faßlichen und breiten Vartrag halten und unterwirft ſeine treffenden Kunſturtheile ſogleich der eigenen Anſchauung der Anweſenden, indem er durch einen aus den gebildetſten Jungfrauen nnd Jünglingen der Stadt beſtehenden, von Häſer geleiteten und eingeübten Chor anf der Stelle die betreffenden Geſangſtücke wenigſtens oberflächlich ausführen läßt. Man kann ſich denken, daß auf ſolche Weiſe richtige Begriffe von jeder Art von Muſik gewonnen werden müſſen.

Unter unſern jüngeren Componiſten, die zum Theil auch ſchon dem Auslande vortheilhaft bekannt ſind, nenne ich die Muſikdirektoren Götze (Alexander in Perſien, der Gallega, neue Oper in vier Akten), Carl Eberwein (Graf von Gleichen), und Lobe (die Fürſtin von Grenada), ferner Häſer, Genaſt, Max Eberwein, Wenzel, Eduard Hummel,

als die vorzüglicheren, neben denen eine Menge ſchüchterner Talente ſteht, die in der hier beſtehenden Liedertafel hinlängliche Gelegenheit findet, ihre Geſchicklichkeit öffentlichem Kunſturtheil zu unterwerfen. —

Beſonders zahlreich haben ſich in dieſem Sommer die Gäſte im benachbarten, traulichen Bad Berka an der Ilm eingefunden. Dieſe Anſtalt hat neuerdings ſehr gewannen durch Errichtung eines ſehr eleganten Geſellſchaftshauſes, durch die Benutzung einer ergiebigen Stahlbadquelle, und durch eine Menge ſchöner Spaziergänge, welche den bequemen Genuß auch der entlegeneren Waldpartiehen ſehr erleichtern. Beſonders für Bruſt- und Nervenleidende ſind Berka's breite Wieſenflächen, ſtille zuglaſe Thäler und würzige Fichtenwaldungen äuſſerſt zuträglich.

Literarische Uebersichten.

Das Werk des Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemant, welches den graßen Preis Monthyan für die den Sitten nützlichſte Publication empfangen hat, führt den Titel: »Chriſtlich-politiſche Oekonomie, oder Unterſuchungen über den Zuſtand und die Urſachen der Verarmung in Frankreich und in Europa, und über die Mittel, ſie zu unterſtützen und ihr zuvorzukommen.« Drei dicke Bände in graß 8. mit Karten, Plänen und Tabellen.

VALIDA
ou
la reputation d'une femme.

— Dieſer Verſuch eines jungen Talents wurde mit graßem Intereſſe aufgenammen. Der Verfaſſer hat eine wunde Stelle unſerer Geſellſchaft berührt, und wenn das abſchreckende Gemälde, welches er var unſern Blicken aufrollt, vielleicht zu grell dem Leſer erſcheint, ſa bedenke man, daß, wenn eine moraliſche Idee in der Form des Romans dargeſtellt werden ſoll, ſie nathwendig im Herzen des Leſers einen tiefen Eindruck für lange Zeit hinterlaſſen muß, um Früchte zu tragen. Dies hat der Verfaſſer der Valida gefühlt; indem er die Seele ergreift, ſpricht er zur Erkenntniß; durch die Einbildungskraft wirkt er auf das Gemüth und rührt bis zu Thränen. Valida iſt eines von den Büchern, das man zweimal lieſt; die erſte Auflage iſt bereits vergriffen.

MONSIEUR MAYEUX.

Komischer Roman von Ricard. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Schröder.

(Leipzig bei Georg Wigand. 1835.)

— * Manſieur Mayeux iſt für Frankreich zur ſtehenden Figur der Komödie, des Ramans, der Karrikatur, zum Repräſentanten einer graßen Klaſſe von Menſchen in den bigarrures der witzigen kleinen Jaurnale geworden. Manſieur Mayeux hat einen tüchtigen Höcker und ein breites Maul, wie der Hanswurſt der Deutſchen und der Clawn der Engländer, iſt gutmüthig, wie unſer Hanswurſt, und grab, wie der engliſche Clown. Aber ſein Charakter hat andere, dem deutſchen Weſen widerſprechende Seiten aufzuweiſen: Mayeux iſt frival, lasciv, wallüſtig im höchſten Grade. Er ſpielt die politiſchen Kamädien mit und figurirt in allen Tagesbegebenheiten. Er iſt keine Karnevals-Erſcheinung, kein Maskenſpaß, kein Fantaſiegebilde, ſondern ein ſatyriſches Lebensbild mit den eigenthümlichen, phyſiſchen Attributen und inſtinktmäßigen Leidenſchaften eines Bucklichen. Varliegender Roman erzählt ſeltſame Abenteuer und Fahrten des Monſieur Mayeux van ſeiner Geburt bis zu unſern Tagen in reizendem Wechſel und treffender Charakteriſtik des zur ſtehenden Figur gewardenen kleinen Helden. Der Nichtfranzaſe erhält dadurch einen kleinen Begriff von dem Weſen des Manſieur Mayeux. Die Ueberſetzung iſt ungezwungen und dennoch im Geiſte des Originals treu gehalten.

Die Kunst, das neugeborene Kind zu pflegen.

(München bei Georg Franz. 1835.)

— x Je größer der Einfluß iſt, den die erſte Pflege des neuen Ankömmlings auf die Weckung von Keimen des geſunden oder ungeſunden Zuſtandes für die Dauer des Lebens ausübt, deſto willkommener muß Alles ſeyn, was Menſchenwohl fördert und Uebel verhütet. — Die genannte Schrift beſchäftigt ſich mit dieſem Gegenſtande auf eine den Zweck umfaſſende Weiſe, um irrigen Vorſtellungen und Gewahnheiten zu begegnen. Bei dem Vielen, was über dieſen Gegenſtand ſchon geſchrieben warden iſt, haben wir in varliegender Schrift nicht viel Neues, wahl aber eine ſo genaue Zuſammenſtellung des Beachtungswürdigen gefunden, daß ſie für die Hände aller jungen Frauen Empfehlung verdient.

Ueber die Emancipation der Frauen. Ein wohlgemeintes Wort von S....

(München bei Georg Franz. 1835.)

— x In der That ein ſehr wohlgemeintes, kurz gefaßtes, aber mit liebenswürdigem Eifer ausgeſprochenes Wort. Der Verfaſſer hat nur irrthümlich behauptet, der baden'ſche Abgeordnete **Duttlinger** habe in dieſem Jahre **zuerſt** an die bürgerlichen Rechte der Frauen erinnert. Die würtembergiſche Stände-Verſammlung hat ſchan var mehren Jahren die Emancipatian der Frauen, die Befreiung van der Nathwendigkeit einer Beiſtandſchaft und dergl. verabſchiedet.

Ueber das dermalige Missverhältniss der Vermögenslosen oder Proletairs zu den Vermögen besitzenden Klassen, aus dem Standpunkte des Rechts betrachtet von Franz Baader.
(München bei Georg Franz.)

— x Die Betrachtung dieſes Gegenſtandes hat in England und Frankreich eine politiſche Bedeutung, bei uns, wo überhaupt weniger von Proletairs die Rede ſeyn kann, nur eine untergeordnete moraliſche und ökonomiſche. — Herr Franz Baader hätte den Standpunkt in Deutſchland beſſer im Auge haben ſollen, das lag aber außer ſeiner Abſicht. Er will den gefährdenden ariſtokratiſchen Aſſociationen proletariſche entgegengeſtellt wiſſen; die Proletairs müſſen und können ihr Heil nur beim Prieſter finden. Hinc illae lacrymae! Hinc der großmüthige Kampf für eine Sorte von armen Teufeln, welche die franzöſiſche Regierung ſo ängſtlich bewacht. Prieſter und Menſchen, die Nichts zu verlieren haben, in Gemeinſchaft gebracht — das mag den Argyrokraten hart zu Leibe gehen — aber die Proletairs werden darum keinen Heller und kein ausgedehnteres Recht gewinnen. Warum ſollen wir uns drei Jahrhunderte der Aufklärung entreißen laſſen. Die Proletairs haben beim Staate und nicht bei der Kirche die Ausgleichung zu ſuchen.

Die Höllenmaſchine
des
dritten Nivoſe.

Der Mordverſuch auf dem Boulevard du Temple gibt ein gelegenheitliches Intereſſe den nachfolgenden Umſtänden über die Exploſion in der Straße St. Nicaiſe, welcher Bonaparte wie durch ein Wunder entkam. Man gab am dritten Nivoſe in der Oper „Haydn's Schöpfung," und der erſte Konſul willigte darein, auf das Zureden der Madame Bonaparte, hinzugehen. Die Generale Béſieres und Lauriſton, dienſtthuende Adjudanten, begleiteten ihn in ſeinem Wagen, Madame Bonaparte folgte ihm in geringer Entfernung von Rapp begleitet. Mitten in der Straße St. Nicaiſe begegnete der Wagen des erſten Konſuls einem kleinen Karren und einigen Männern. Ein Grenadier der Escorte, der ſie für Waſſerträger hielt, verſetzte ihnen einige Hiebe mit dem flachen Säbel, damit ſie aus dem Wege gingen. Der Kutſcher hatte die Geſchicklichkeit, dem Karren auszubiegen, obgleich er ſehr geſchwinde fuhr. Kaum war der erſte Konſul vorüber, ſo hörte man eine fürchterliche Exploſion zwiſchen ſeinem Wagen und dem der Madame Bonaparte. Die Fenſter wurden zertrümmert, und Hortenſe Beauharnais leicht an der Hand verwundet. Das letzte Pferd der Escorte wurde ebenfalls verwundet. Der erſte Konſul gelangte wohlbehalten in der Oper an, ſo wie alle Perſonen ſeiner Begleitung. Das Oratorium hatte ſo eben ſeinen Anfang genommen. Die Exploſion war in dem Saale gehört worden. Der erſte Konſul trat in ſeine Loge, wohin alle Blicke ſich richteten. Man bemerkte eine Bewegung, und Geſichter vom Schrecken berührt. Er war ruhig und lorgnirte die Zuſchauer. Fouché war an ſeiner Seite. „Joſephine....!" ſagte er zu Rapp, ſobald er ihn erblickte. In demſelben Augenblick trat ſie in die Loge, und er brach ſeine Frage ab. „Dieſe Spitzbuben," fügte er mit dem kälteſten Blute hinzu, „wollten mich in die Luft ſprengen. Laſſen Sie mir ein Textbuch des Oratoriums bringen." Das Gerücht dieſes Ereigniſſes hatte ſich bald im ganzen Saale verbreitet. Das Publikum wurde durch den Anblick des erſten Konſuls beruhigt und gab ihm die lebhafteſten Beweiſe von Theilnahme. Die Muſik wurde nicht unterbrochen. Wie er in die Tuilerien zurückgekommen war, unterhielt

ſich der erſte Konſul ruhig über die Folgen, die dieſe That gehabt haben würde, wenn er umgekommen wäre. Einige behaupteten, daß Moreau an ſeine Stelle gekommen wäre. Der erſte Konſul behauptete, Bernadotte: „Wie Antonius," ſagte er, „würde er dem Volke den blutigen Rock Cäſars gezeigt haben!"

Am andern Morgen nach dieſem Ereigniß publicirte der Moniteur eine Serie von Befehlen der Polizei-Präfectur gegen die Komplotte der Anarchiſten, die man Wahnſinnige und Septembriſeurs benannte, und beſonders über die Höllenmaſchine von Chevalier. Mehr brauchte es nicht, um die Meinung und die Erbitterung des Publikums auf ſie zu lenken. Das Attentat des 3. Nivoſe wurde ihnen zugeſchrieben. Der Verdacht des erſten Konſuls hatte ſich auf ſie geworfen und aller Anſchein klagte ſie an. Der Staatsrath begab ſich zuerſt zu Bonaparte. Die Miniſter des Innern und der Polizei befanden ſich bei ihm. Boulay führte das Wort und drückte die Erbitterung ſeiner Kollegen aus, und ſchloß mit den Worten: „Es iſt endlich Zeit, den Wunſch der Nation zu befriedigen, und alle nöthigen Maßregeln zur Erhaltnug der bürgerlichen Ordnung zu verfügen." Nach einigen Worten des Danks knüpfte der erſte Konſul eine Unterhaltung mit den Staatsräthen an. Der erſte Miniſter hatte das Attentat auf die Royaliſten und England geworfen. Der erſte Konſul ſagte: „Hiebei ſind weder Adelige, noch Chouans, noch Prieſter. Es ſind Septembriſeurs, Böſewichter mit Verbrechen belaſtet, die in beſtändiger Verſchwörung, in offenem Aufruhr, in Schlachtordnung gegen alle Regierungen ſtehen, welche ſie auch ſeyn mögen. Es ſind Handwerker, Künſtler, Männer, die eine lebhafte Einbildungskraft haben, und ein wenig mehr wiſſen, als das Volk, mit welchem ſie leben, und Einfluß darauf üben. Es ſind die Werkzenge des September, von Verſailles, vom 31. Mai, vom Prairial, von Grenelle, von allen Attentaten, die gegen die Häupter der Regierungen jemals unternommen worden ſind. Man muß durchaus das Mittel finden, hier ſchnelle Abhülfe zu leiſten."

Kunſt.

— Außerhalb des Thores von Girgenti zu Termini wurden vor Kurzem neuerdings alte Grabmäler, Vaſen und Denkmäler aufgefunden. Auch entdeckte man unter andern merkwürdigen Gegenſtänden ein Stück einer Vaſe mit der Inſchrift:

P. COR

ANT

und ein großer Stein mit der Inſchrift:

POMPEJA

R—ODJA.

ferner ein ſteinernes Behältniß von drei Palmen Länge und zwei Palmen Breite, in der ſich ein Skelett befand. Herr Romano gibt einen ausführlichen Bericht hierüber in dem Maiheft des Journals für Wiſſenſchaften und Künſte in Sicilien.

— Der Stettiner Kunſtverein hat an Oelgemälden, zur Verlooſung für 1835, zwanzig Nummern gekauft, darunter: eine Veronika von Remy, die Konfirmandin von Moſt, eine Waſſermühle von Roch, Erinnerung an Dresden von Friedrich, mehre Bilder von Quaglio, Blechen, Bürckel. Außerdem wurden von Privaten theils angekauft, theils beſtellt: acht und zwanzig Bilder.

— Baron Reiſenberg wird das Leben Rubens nach einem, von deſſen Neffen Philipp geſchriebenen, Mannſcripte herausgeben. In dieſem Mannſcripte heißt es, daß Rubens zu Köln geboren iſt.

— Das Panorama der Schlacht an der Moskwa macht in dieſem Augenblicke großes Aufſehen in Paris. Man ſagt von deſſen Maler Langlois, daß er ſich darin als Militär, Gelehrten, Maler, Dichter und beſonders als guten Franzoſen gezeigt habe.

Muſik.

— Madame Garcia-Ruiz, eine Schweſter der Malibran, und Madame Corradi-Pantanelli verlaſſen Europa und gehen nach der Havannah; ein Wageſtück, da das böſe gelbe Fieber dort ſchon manchen italieniſchen Künſtlerverein gelichtet hat.

Theater.

— Man lieſt in franzöſiſchen Blättern: „Es exiſtirt oder exiſtirte doch wenigſtens vor wenigen Jahren in Frankfurt am Main ein ſonderbares Geſetz. Es durften nämlich von den Juden, die in dieſer Stadt wohnten, ſich nur dreizehn in einem Jahre verheirathen. Waren dieſen dreizehn Bewilligungen vom Senate ertheilt, ſo mußten die Andern, die allenfalls noch Luſt zum Heirathen hatten, bis zum nächſten Jahre warten. Eine Anecdote, die aus dieſem Geſetze entſprang, dem ſchauderhaften Ueberbleibſel des Mittelalters, bildet den Gegenſtand eines Stückes, welches man den 1. Auguſt auf dem Variétés-Theater unter dem Titel: „„die dreizehnte Heirath““ gibt.“

— Das goldene Kreuz hat in einer Ueberſetzung von G. Harrys auf dem Hamburger Theater Glück gemacht. Aus dieſem artigen franzöſiſchen Luſtſpiel gaben wir bereits in unſerm zweiten Hefte eine Lithographie der Hauptſcene.

— In Berlin wurde zur Geburtsfeier S. M. des Königs das alte Meiſterwerk von Cherubini „Lodoiska“ neu in die Scene geſetzt. Herr Schäfer von Hamburg ſang den Floreski. Ein Fingerzeig für andere Theater Deutſchlands.

Mode.

Eine kleine, flache, mit einem Diamanten geſchloſſene Haarflechte, oder kleine Diamanten in Email gefaßt, bilden den kleinen anliegenden Halsketten, welche man zur halben Toilette trägt. Der Charakter eines ſolchen Halsſchmucks iſt Zartheit, und wird mit einem Schloſſe befeſtigt, welches durch Arbeit und Größe in die Augen fällt. Zum Beiſpiel ein flaches Band mit einem großen Herzen von Granaten; eine Maſſe venetianiſcher Ketten, deren Schloß eine Roſe von kleinen Steinen, weiß oder in Farben bildet. Oft wird die Roſe von Rubinen, die Blätter von Smaragden gemacht. Die Schlöſſer werden vorn getragen. *) Die ſehr feinen venetianiſchen Ketten werden mehrfach umgelegt und in Zwiſchenräumen von flachen, viereckigen oder gerundeten Ringen bald ciſelirt, bald emaillirt zuſammen gehalten. Das Schloß hiezu iſt ſehr reich, und kann

*) Wir ſprachen in unſerem vorigen Hefte, in dem Artikel über die Niellir- und Goldſchmiedekunſt, von der Geſchmackloſigkeit dieſer Mode.

D. R.

aus vielen kleinen Steinen beſtehen, die einen großen in der Mitte umgeben. Dieſe Halsbänder und Bracelets gehen mit einer einfachen Abendtoilette, mit einer Mouſſelinrobe mit langen Aermeln, oder einem Kleide von ſchottiſchem Gros de Naples oder brochirtem Organdy.

Die Bijoux werden ſehr einfach getragen, wie es die Toiletten der Saiſon verlangen. — Die eleganten Damen ſetzen nur darin einen Werth, eine Form zu tragen, wie ſie keine Andere hat. Der Juwelier wird zwei- und dreifach bezahlt, wenn er verſichern kann, daß kein Pendant zu ſeinem Schmucke vorhanden ſey. Daher findet man jederzeit tauſend verſchiedene Muſter. Eine alte Mode von fünf bis ſechs Jahren wird immer noch gern getragen. Dies iſt ein Armband von Gold, vorn mit einer Kette von einem dicken Herzen geſchloſſen, welche ſpielend auf die Hand fällt. Auch die ſogenannten Hundehalsbänder von gebräuntem Golde, mit drei Charnieren, damit ſie nicht die Biegſamkeit des Gelenkes hindern, ſind ziemlich beliebt. Sie ſind mit einem reichen Fermoir in farbigen Steinen oder mit einer Kamee geſchloſſen, woran eine kleine Kette hängt, mit einem Ringe, den man über den Handſchuh anſtecken kann.

Die Schnallen ſind immer noch unverändert; man trägt ſie zum Negligee. Sie ſind ſehr ſchmal in guillochirtem Golde oder auch ſchwarz und goldgeſtreift.

Eine ſchöne Broche oder Nadel iſt immer noch in der Mode. Sie wird bald in der Chemiſette oder in den Drapperien des Kleides oder im Halsbande getragen.

Die hauptſächlichſte Veränderung in dem Reiche der Mode bezieht ſich auf die Diamanten, welche man ſonſt vom Negligee ausſchloß und die man jetzt unbedingt dazu tragen kann. Nur müſſen es keine ſehr großen Steine ſeyn, keine Oſtentationsjuwelen, ſondern ſie müſſen ſchön gefaßt ſeyn; zum Beiſpiel: gothiſche Roſen auf einem Smaragd oder Rubin und Blumen in natürlicher Farbe auf einem ſchwarzen Grunde. Wir müſſen hier noch von einem Halsbande ſprechen, wovon ein kleines Herz auf die Bruſt herunter hängt von Gold oder Steinen. Dergleichen trägt man auch auf der Stirn und erhöht ihren Reiz durch einen hübſchen Bijoux in der Mitte, zum Beiſpiel einen Schmetterling, eine Blume u. ſ. w. Perlen werden gar nicht mehr getragen; hingegen kleine Ketten von Gagath zum Negligee oder zum Putze für junge Mädchen.

Herrenmoden. Auf dem Lande ſind die leinenen Beinkleider immer noch Mode; ſie werden weit getragen. Ueberröcke von grünem Tuch und grünem Sammet mit ciſelirten Knöpfen, ſehr kurz, mit einer einzigen Taſche auf der linken Bruſt. Hüte von Stroh, Binſen oder Weiden mit weiten Rändern und oben ſpitz. Die Farbe des Bandes iſt der Laune überlaſſen. Schuhe von gefirnißtem Leder, Kamaſchen von ſchwarzem Dammhirſch mit runden erhabenen Knöpfen von ſchwarzem Horne. Jabots an den Hemden. — In der Stadt trägt man enge Pantalons, deren Vordertheil einen großen Theil des Fußes bedeckt. Von dem Knie bis zum Stiefel muß der Pantalon geſpannt ſeyn. Hellgrün und ſtaubgrau ſind die Modefarben. Ueberröcke und Fracks werden dunkel getragen. Einer der berühmteſten

Fashionables trug als Reitercoſtum: einen Hut von Braſilienholz, ein violett ſammtenes Kleid, weiß ſammtene Pantalons und Kappenſtiefel. Rohrſtöcke mit goldenen Knöpfen ſind fortwährend Mode. Ketten, Lorgnons, Knöpfe, Nadeln, Sacktücher, Handſchuhe und Sporen bleiben dem Geſchmacke eines Jeden überlaſſen.

Aus der Gesellschaft.

— Nach den Verſicherungen mehrer Pariſer Journale ſoll das Fräulein von Morel die Braut des Herrn von Estouilly ſchon längſt geweſen ſeyn, und nur die Verwerfung des Caſſationsgeſuches la Roncière's erwarten, um die Hochzeit auf's Glänzendſte zu begehen.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben heute unſern Leſern eine Zeichnung nach Camille Roqueplan, die in Paris wegen ihrer ungemeinen Lieblichkeit großen Beifall gefunden. Zugleich fügen wir die ſie begleitende Dichtung hier in getreuer Ueberſetzung bei:

Die Waiſe.

(Zur Lithographie nach Camille Roqueplan.)

Verweilet, edle Frauen, verweilet mitleidsvoll und geſtattet, daß die arme, verlaſſene Waiſe Euch ihre Noth klage. Nicht wahr, mein Anblick vermag Mitleid zu erregen? Und doch war ich einſt der Stolz meiner Mutter, die Hoffnung und die Freude meines Vaters. Mein Vater blieb in der Schlacht — und nun bin ich eine arme Waiſe.

Ich armes, einfältiges Kind, wie freute ich mich, als die Siegesnachricht kam! Ich lief durch die Gaſſen, durch das drängende Volk; ich ſah ſo heiter nach den Lichtern, welche die Leute vor die Fenſter geſtellt hatten. Aber meine Mutter wollte nicht leiden, daß ich ausgehe, meine Freude machte ſie nur traurig; denn eben der Sieg hatte ja meinen Vater das Leben gekoſtet und aus mir eine Waiſe gemacht.

Lang währte die Luſt unter dem Volke; meine Mutter verbarg ſich umſonſt, damit ſie den Lärm nicht hörte. Sieg! Sieg! rief der Hauſe, und meiner armen Mutter Thränen floſſen ſtärker. »Warum weineſt Du, liebe Mutter, während die Andern ſo jouchzen?« fragte ich. Sie aber umarmte mich mit einem tiefen Seufzer, und nannte mich: eine arme Waiſe!

»Gute Mutter, was iſt eine Waiſe?« — Sie athmete nicht mehr. Ihre Augen waren geſchloſſen. Ich rief um Hülfe. Ach, die ſchönen Augen meiner Mutter öffneten ſich nicht mehr. Was ich litt, will ich nicht erzählen. Jetzt, da ich nicht mehr die Freude meiner Eltern ſeyn kann, weiß ich ja — was eine Waiſe iſt.

Keine Hand, die mich ernährt; keine Stimme, die mir ruft; kein ſanfter Blick, der mich liebkoſt; von Allem, was mich einſt lieb hatte, blieb mir nichts, als dieſer Hund, den Ihr hier ſeht, und der meine Wiege bewachte. Andre Kinder ſpielen neben mir im Schatten, aber dieſer grüne Dom iſt nicht ihr einziges Haus. Sie haben Jemand daheim, der ſie bewahrt und ernährt, denn ſie ſind nicht gleich mir eine arme, unglückliche Waiſe.

Ach, wenn Ihr Euch doch meiner erbarmtet! Verſtoßt mich nicht, edle Frauen, verſtoßt mich nicht. Glaubt mir, gern wollte ich mein Brod verdienen; das Kind eines tapfern Soldaten, der auf dem Schlachtfelde geblieben, hat auch ſeinen Stolz. Aber ſeh' ich Recht? Ihr weinet? Ihr weinet über mich? So wollt Ihr mir Brod und Arbeit geben! Ich umfaſſe Eure Knie, und Ihr, meine gute Eltern, blicket nieder und ſegnet meine Wohlthäter, und freut Euch des Glückes Eurer armen Waiſe!

Charles Nodier, der Verfaſſer von Johann Sbogar und vieler anderer ſchönwiſſenſchaftlicher und kritiſcher Schriften hat auch in Deutſchland ſeine Verehrer, und wir ſind überzeugt, daß ſein wohlgetroffenes Bild unſerm Publikum angenehm ſeyn wird. In ſeinem Vaterlande genießt Nodier die allgemeinſte und ehrenvollſte Anerkennung.

Das Modebild zeigt Kleider von gedrucktem Satin=Cachemire und von Organdy, eine Echarpe=Faille von Gros de Lyon und Spitzen, Reisſtrohhüte, davon einer mit ſogenannten Bolnbiiis garnirt iſt.

Herausgegeben von August Lewald.

Europäiſche Zeit- und Reiſebilder.

I.

Pyrenäen.

Das Thor von Benasque.

Ich und zwei Freunde hatten eine Reiſe nach den Pyrenäen beſchloſſen. Alle drei kümmerten wir uns nicht um das, was wir hinter uns ließen, und was wir bei unſerer Rückkehr wieder finden würden; wir hatten uns verſprochen, daß wir nur für die Berge Sinn und Sprache haben wollten. Politik war verbannt, kein Journal ſollte geleſen werden; kurz, wir wollten uns eine neue, aller öffentlichen Angelegenheiten entledigte Exiſtenz ſchaffen. Der Vertrag wurde heilig gehalten, und wir genoſſen einige Tage ganz das Leben der Bergbewohner.

Kaum waren wir in Luchon angelangt, als der Eine meiner Begleiter, der die Honneurs machte, jene berühmte Wanderung vorſchlug, die man in einem Tage vollbringen kann. Man geht nämlich von Frankreich nach Catalonien, und gelangt durch Arragonien zurück, indem man ſich durch die Thore von Picade und Benasque ſchlägt.

Den andern Morgen um fünf Uhr ſaßen wir zu Pferde. Eſtenjo, unſer Führer, tummelte ſein Pferd durch die große Allee von Luchon ſtolz vor uns her, geſchmückt mit blauer Weſte und rothem Gurt, einen breiten Hut auf dem Haupte und einen eiſenbeſchlagenen Stock in der Hand. Wir ſtiegen von Berg zu Berg, bis wir den letzten Gränzſtein erblickten, und unſer Führer, im Augenblicke, da das Pferd den Kopf in Spanien und den Schweif in Frankreich hatte, uns verkündete, das ſey das Thor von Picade. Hier ſtand früher in der That ein großes ſteinernes Thor, welches die Gränze beider Länder bezeichnete. Der Weg, den wir noch zurückzulegen hatten, war zu gefährlich, um die Reiſe zu Pferde fortzuſetzen. Wir befanden uns auf einem engen Felsſteige, franzöſiſche Abhänge rechts, ſpaniſche links.

Die Wolken waren ſo unter uns gelagert, daß wir auf franzöſiſcher Seite nichts zu unterſcheiden vermochten; in Spanien dagegen gewahrten wir röthlichen, ausgehöhlten Boden, auf dem glühende Sonnenſtrahlen gegen uns abprallten. Lange zogen wir ſchweigend und traurigen Gefühles hin. Dieſes unermeßliche, dürre, unbebaute Thal, dieſe geborſtenen Felſen mit überhängenden Stücken, die tiefen, von den Sturzbächen gezogenen Furchen, Alles bot uns ein Bild troſtloſer Verwüſtung. Die Natur zeigt hier ihren nackten Leichnam — ein trauriger, entſetzlicher Anblick! Mit großer Mühe ſetzten wir, Einer den Andern haltend, Felsſtücke in Bewegung, die zu unſern Füßen zitterten, und ließen ſie in das Thal hinab rollen. Es iſt unmöglich, das Getöſe zu beſchreiben, welches plötzlich die vorhergehende Todesſtille unterbrach; die Echo ſchienen ſich zum erſten Male zu erwecken; das Brüllen des Donners iſt weniger ſtark, weniger ſchlagend.

Wir ſetzten unſern Weg auf dem ſchmalen Fußpfade fort, und hatten bald die Eisberge der Maladetta vor uns.

Die Maladetta iſt einer der höchſten Berge der Pyrenäen, ewiger Schnee bedeckt ſeine unendlich ausgedehnte Oberfläche; er ſtreckt ſich fern hin, miſcht ſich mit dem Horizonte und den Wolken, und ſcheint ſich vom Himmel nicht zu löſen. Es war eben Mittag, die Sonnenſtrahlen ſchoſſen in vollem Maße auf den durchſichtigen Schnee; ich habe in meinem Leben ſelten ein ſchöneres Schauſpiel erblickt. Um den Berg ſpielten vom Schnee, der die Sonnenſtrahlen wiederſtrahlte, die lebhaften Farben des Regenbogens, während ſich an der Oberfläche der Blick auf einer durchſichtigen Silbergaze verlor.

Um Arragonien zu verlaſſen und nach Frankreich zurückzukehren, mußten wir den Berg von Venasque gewinnen. Unſere kleinen, an dergleichen Märſche gewöhnten Pferde trugen uns behende nach der Höhe. Wir warfen noch einen Blick nach den Schneebergen der Maladetta, und zogen dann zu Fuße zum Thore von Venasque, um unſere Thiere verſchnaufen zu laſſen. Der enge Thorweg iſt in einen ungeheuern, das Gebirge krönenden Felſen eingeſchnitten. Auf dem Felſen erhebt ſich ein hoher, eiſerner Chriſtus als Zeichen der Trennung beider Länder. Ich wollte durchaus bis zu dieſem Chriſtus gelangen, und kletterte auf den Felſen, trotz der Einreden meiner Freunde, welche beim Thore blieben. Es ſetzten ſich mir Schwierigkeiten entgegen, aber alle Vorſprünge benützend, hatte ich die Spitze bald vollends erreicht, als ein mächtiges Stück unter meinen Füßen wich, ſich lostrennte und in das Thor hinabſtürzte. Kaum konnte ich Zeit gewinnen, mich am Chriſtus feſtzuhalten, an dem ich nun hing, und mit Bangen nach meinen Freunden hinabſchaute, welche, um den

entſetzlichen Stein zu meiden, ſich ſchnell rückwärts warfen. Da gewahrte ich in demſelben Augenblicke einen Menſchen, der auf franzöſiſchem Boden am Eingange des Thores ſaß, und mit der größten Gleichgültigkeit betrachtete, was in ſeiner Nähe vorging, ohne von der Stelle zu rücken. Um ihn von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen, ſtieß ich einen heftigen Schrei aus; denn der Stein rollte nach der Abdachung des Berges gegen ihn hinab, und ſeine Zermalmung ſchien unausbleiblich. Auf mein wiederholtes Geſchrei ſchlug der Menſch ſeine Augen gegen mich auf, richtete ſie dann aber wieder gelaſſen auf das Felsſtück, das ihn bereits mit Staub bedeckte, und machte nicht die leiſeſte Bewegung, um auszuweichen. Geſchwinde und geräuſchvoll fuhr der Stein ſo nahe an ihm hin, daß er ſeine Kleider ſtreifte; doch der Mann wandte nicht einmal den Kopf ab. Alles geſchah mit der Schnelligkeit eines Gedankens. Kaum konnte ich Athem holen, und mühſam nur vermochte ich mich am eiſernen Kreuze feſtzuhalten. Eine Minute lang befürchtete ich einen Menſchen getödtet zu haben.

So raſch, als es der durchlöcherte Weg geſtattete, ſtieg ich hinab und lief, ohne die Vorwürfe meiner Freunde anzuhören, auf den Mann zu, den ſie von ihrem Standpunkte aus noch nicht hatten ſehen können.

„Warum habt Ihr Euch nicht entfernt, als ich Euch zurief?“ redete ich ihn an. „Auf dieſe Weiſe hättet Ihr zerſchmettert werden können! .... Seyd Ihr denn taub und blind?“

Bei dieſen Worten warf der Mann einen langen Blick voll Bitterkeit und Mitleid auf mich, woraus ich entnehmen konnte, daß er gut ſah und mich wohl verſtanden hatte. Er ſchwieg indeſſen, und ſchenkte mir nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit. Neugierig prüfte ich das Aeußere des Mannes; er ſchien bereits ſehr betagt, aber dennoch ſtark und kräftig, der Kopf war ſchön und majeſtätiſch, die Haut von der Sonne verbrannt, das Auge lebhaft, der Bart lang und weiß. Er trug das Gewand eines arragoniſchen Maulthiertreibers. Meine Freunde hatten ſich zu mir geſellt, und zeigten nicht minder Erſtaunen und Neugierde. Doch unſer Führer nahm uns bei Seite und ſagte: „Das iſt der Mann aus dem Hoſpiz, ein Spanier, ein Verrückter.“

Einer meiner Freunde erinnerte ſich nun auch, ihn öfters während der Badeſaiſon geſehen zu haben.

„Er bewohnt das kleine Haus, das Sie unten am Berge ſehen, hinter dem Hoſpiz,“ fuhr Eſteujo fort, „und alle Tage, die ſchlimme Jahreszeit ausgenommen, ſteigt er herauf, ſetzt ſich an dieſen Platz, betrachtet das Thor von Venasque, kümmert ſich um keinen Menſchen, der hier vorüberzieht, und kehrt Abends zu ſeiner Hütte zurück.“ —

„Iſt er verheirathet?“ — „Nein, er hat weder Frau, noch Kinder.“ — „Er lebt folglich ganz allein?“ — „Ganz allein, ſpricht mit Niemand, beſucht Niemand, als den Herrn Maire; ich glaube, kein Bewohner des Landes kennt ſeinen Namen.“ — „Seit wie lange hat er ſeine Wohnung in dem Häuschen des Hoſpiz aufgeſchlagen?“ — „Das kann ich nicht angeben; ich erinnere mich ihn von jeher da geſehen zu haben.“

Was uns Eſteujo ſagte, mußte unſere Neugierde verdoppeln. Abermals näherten wir uns dem Manne vom Hoſpiz, und richteten einige Fragen an ihn, die er nicht beantwortete. Wir blieben übrigens vor ihm ſtehen, und endlich brach er zuerſt das Stillſchweigen.

„Sie haben alſo große Luſt, meine Geſchichte zu erfahren,“ ſprach er. — „Große, aber wir wagen es nicht, Euch um die Erzählung derſelben zu bitten.“ — „Täuſche ich mich nicht,“ ſagte er, indem er auf meinen Freund deutete, „ſo ſind Sie Advokat, ein Mann des Rechtes. Alle Jahre ſehe ich Sie während der Badezeit hier, und erfahre dann zuweilen Neuigkeiten, trotz der Abgeſchiedenheit, in der ich lebe. Ich kenne Ihren Namen. Ich weiß, daß Sie vor nicht geraumer Zeit einen Pächter des Hoſpiz vor den Aſſiſen von Toulouſe vertheidigt, und ſeine Freiſprechung bewirkt haben.“ — „Das iſt wahr,“ entgegnete mein Freund. — „Der junge Mann unterſtützte mich manchmal bei den Arbeiten, die mir bei meinem hohen Alter zu beſchwerlich werden; er hat mir Alles erzählt, Sie ſind ein braver Mann, Sie haben einen Unſchuldigen von den Galeeren gerettet, ohne einen Heller dafür zu fordern. Sie ſind vielleicht der einzige Mann, mit dem ich in meinem Leben ſo lange ſprechen werde, vielleicht der Einzige, der mein Vertrauen verdient; ich bedarf eines Mannes, der nach meinem Tode meinen Willen vollſtrecke, zu welchem Ende ich weder ein Teſtament machen will, noch muß. Im Beiſeyn Ihrer beiden Freunde will ich Ihnen mein ganzes Leben erzählen; was ich aber von Ihnen erwarte, wenn ich nicht mehr ſeyn werde, das vertraue ich Ihnen allein an; geben Sie mir Ihr Ehrenwort für den Vollzug, Ihr Gewiſſen wird dadurch nicht verletzt. Wollen Sie ſich verbindlich machen?“

„Ich hafte mit meinem Ehrenworte,“ antwortete mein Freund.

„Hören Sie mich jetzt, denn Sie müſſen die Geſchichte meines Lebens der Sendung wegen kennen, zu der Sie nach meinem Tode beauftragt ſeyn werden.“

Wir ließen unſern Führer zurücktreten, der als ächter Bergbewohner ſich in der Sonne ausſtreckte und bald entſchlief, indeß wir uns in den Schatten einer Höhle im Felſen niederließen, und der Erzählung horchten.

„Ich bin Spanier,“ ſprach der Alte, „einziger Sohn und alleiniger Erbe des Don F . . . ., Granden von Spanien zweiter Klaſſe. Man erzog mich meinem Vermögen und Range gemäß. Mit dem fünf und zwanzigſten Jahre war ich elternlos. In Spanien iſt es Gebrauch, daß die Edeln nach dem Tode ihres Vaters auf ihren abgelegenſten Gütern in völliger Abgeſchiedenheit ein ganzes Jahr in Trauer hinbringen. Herzlich beweinte ich Den, der in meinen Armen geſtorben war; den Gebrauch meines Vaterlandes betrachtete ich als eine heilige Obliegenheit, und begab mich nach Arragonien, wo ich ein Schloß am Fuße der Maladetta beſaß. Sie mögen die Ruinen davon geſehen haben, wenn Sie, wie viele andere Reiſende, um den Berg herum gewandert ſind. Es war im Jahre 1779, Spanien war ſchön und mächtig. Adel und Geiſtlichkeit hatten die unumſchränkte Gewalt in den Händen, und die Feudalgeſetze, ſtrenger noch als in Frankreich, waren durch König und Clerus feſter gekittet. Der Adel regierte das Volk, der König den Adel, und die Inquiſition übte ihre Herrſchaft über das Ganze aus. Ich geſtehe es, ich war ſtolz auf meinen Grafentitel, auf die Prärogative meines Ranges, auf die Rechte meiner Geburt. Mein oberſter Alcade handhabte die Gerechtigkeit über meine Vaſallen, und meine Vaſallen appellirten an mich, wenn ihnen der Spruch ungerecht ſchien.

Der Galgen vor dem Ehrenhofe des Schloſſes verkündete mein Recht, in der ganzen Grafſchaft zum Tode zu verurtheilen. Das Geſetz ſprach dieſe Strafe über Schmuggler aus. Der Alcade verdammte ſolche Leute mit beiſpielloſer Strenge, was mir immer zu Gemüthe ging, weßhalb ich die Strafe verringerte.

Zu jener Zeit gab es mehr Schmuggler, als gegenwärtig. Die Regierung hatte mich aufgefordert, ſie zu vernichten; demzufolge ſetzte ich ein Drittheil meiner Vaſallen auf den Kriegsfuß, ließ ſie Wache halten, auf den Bergen umherſchwärmen, und die Douaniers mit gewaffneter Hand unterſtützen. Die Bewachung und die häufige Verurtheilung der Schmuggler vermehrten ihre Kühnheit und Anzahl. Sie organiſirten Banden und widerſtanden mit Waffengewalt. Sonſt waren ſie nur Colporteurs, jetzt wurden ſie Räuber. Nahe beim Thore von Picade wurden eines Tages fünfzig von unſern Leuten angegriffen und beinahe Alle von dieſen Banditen zuſammengehauen. Ich ſchwur, die vom Alcade ausgeſprochene Strafe nie mehr aufzuheben oder zu mildern, und den nächſten Schmuggler, deſſen man habhaft werden könnte, an den Galgen hängen zu laſſen.

Wenige Tage nachher erſchien der Alcade und legte mir ein Todesurtheil zur Unterſchrift vor. Ich zauderte, ich bebte, und war äußerſt bewegt. Einige an einander gereihte Buchſtaben ſollten einem

Menſchen das Leben koſten! .... Ich wollte den Spruch leſen — ich ſah nicht mehr — ich bat den Alcaden, mir die Sentenz vorzuleſen. Das that er denn ſogleich mit feſter Stimme, aber ich ließ ihn bei den erſten Zeilen inne halten — es handelte ſich um ein Mädchen von zwanzig Jahren. „Auf ſie ſoll die Strenge des Geſetzes nicht zurückfallen,“ rief ich aus, „ſondern auf dieſe räuberiſchen Böſewichter, die den König beſtehlen und meine Vaſallen umbringen. Ein Mädchen von zwanzig Jahren ....“ — „Gnädigſter Herr,“ ſprach der Alcade, „Milanetta iſt die Tochter des Schmuggler-Hauptmanns. Jeden Tag täuſcht ſie die Aufmerkſamkeit der Zollwächter, geht von Spanien nach Frankreich, um den beiden Banden die ihrem Handel nützlichen Nachrichten zu bringen. Das Mädchen iſt ſchuldig, ich habe ſie verdammt, Sie müſſen den Spruch unterzeichnen. Sie haben es allen Ihren Vaſallen, Sie haben es dem König gelobt. Das Wort eines Granden von Spanien iſt heilig, gnädigſter Herr, unterzeichnen Sie.“ — „Nun und nimmer! .... Ein Mädchen von zwanzig Jahren zum Tode? Ich hätte nicht den Muth!“ — „Ich aber hatte ihn, ſie zu verurtheilen.“ — „Was hat ſie zu ihrer Vertheidigung vorgebracht?“ — „Nichts.“ — „Sie hat nicht geſtanden.“ — „Nein.“ — „Alcade Major, ich verſchiebe die Vollſtreckung des Urtheils. Laßt Milanetta vor mich bringen; ich will ſie ſehen und ſogleich vernehmen. Ich werde dann wiſſen, was ich zu thun habe.“ —

Der Alcade gehorchte, und wenige Augenblicke ſpäter ſteht Milanetta vor mir.

O! hätten Sie das Mädchen geſehen, ſtrahlend im Glanze der Jugend, Schönheit und Anmuth! Hätten Sie dieſen feurigen Blick, dieſe hohe, gebräunte Stirne, dieſes ſchwarze, lange Haar, dieſen edeln Anſtand, dieſen majeſtätiſchen Kopf geſehen! — Sie hätten ſie bewundert, wie ich, hätten Sie unfreiwillig dem Mädchen Achtung gezollt, Sie hätten es geliebt, wie ich. Ja, ich zählte nur fünf und zwanzig Jahre, ich hatte die Weiber nur im Rauſche der Sinnenluſt gekannt. Mein Herz, noch jungfräulich in der Liebe, mein Kopf, unter der Glut unſerer Sonne erhitzt, entwickelten eine tiefe, ſeltſame Neigung, die jählings ausbrechen mußte, um ſich über mein ganzes Leben auszubreiten, um mein Daſeyn zu vernichten.

Ich zitterte mehr als Milanetta, als ich zu fragen genöthigt war; ich blieb mit ihr allein, und ſprach, indem ich meine Bewegung zu verbergen ſuchte: „Kennſt Du die Strafe, zu der Dich der Alcade Major verurtheilt hat?“ — „Ja, gnädigſter Herr,“ antwortete ſie mit ruhiger Stimme, „zum Tode.“ — „Ehe ich den Spruch gutheiße, wollte ich Dich ſehen, erforſchen und erfahren, ob Du nichts zu Deiner

Vertheidigung vorzubringen habeſt?“ — „Nichts.“ — „Du haſt folglich Schleichhandel getrieben!“ — „Nein.“ — „Warum biſt Du beinahe jede Nacht nach Frankreich gegangen, welcher Beweggrund konnte Dich dahin locken?“ — „Ich will es nicht ſagen.“ — „Bedenke, daß unumwundenes Geſtändniß das einzige Mittel zu Deiner Befreiung iſt.“ — „Ich weiß es, aber ich will nicht ſprechen. Ihnen, gnädigſter Herr, und dem Alcade werde ich antworten: ich habe keinen Schleichhandel getrieben. Ob ich jede Nacht nach Frankreich gegangen bin oder nicht, ich mag keinen Grund angeben. Mein Urtheil iſt gefällt, man vollſtrecke es; ich bin zum Tode bereit. Jetzt, gnädigſter Herr, werde ich nichts mehr antworten.“ —

Und von dieſem Augenblicke an war ſie taub für alles Zureden, für Drohungen und Bitten. Sie beobachtete ein hartnäckiges, unüberwindliches Schweigen. Drei Tage lang beſuchte ich Milanetta, drei Tage lang trachtete ich, dem Mädchen ſein Geheimniß zu entreißen und das meinige dagegen auszutauſchen; was ſie verbergen wollte, verbarg ſie im innerſten Buſen und errieth wohl, was ich nicht auszuſprechen wagte. Ja, im kalten Kerker ſtürzte ich, ihr Herr, ihr Richter, der Herr ihres Lebens, zu ihren Füßen und bekannte, was ſie aus meinem ganzen Weſen errathen hatte. Doch in dieſem Kerker bangte ihr nicht, meine Liebe zurückzuſtoßen, ihre Begnadigung um den Preis von ſich zu weiſen, um den ich ſie ihr geboten hatte. O! wer uns geſehen hätte, der könnte nie geſagt haben: „Hier ſteht der Richter, hier das Opfer.“ Sie blieb immer in ihrer ruhigen, gelaſſenen, würdevollen Haltung, während ich alle Qualen verſchmähter Liebe, alle Verzweiflung eines verſchmähten Herzens in mir fühlte. Die Mauern des Gefängniſſes hallten wieder von meinen Bitten, von meinen wüthenden Ausbrüchen, von meinen Klagen und meinen Liebesbetheuerungen; ich wollte Milanetta zumal tödten und beim Leben erhalten. Ich wollte, ſie ſollte mein ſeyn, und war doch bereit, ſie dem Henker zuzuſchleudern. Ich raſ'te, wüthete, ich liebte zum erſten Male, und das Weib, dem ich Liebe, Glück, Anbetung zuſchwur, antwortete kalt: „Ich liebe Sie nicht, ich liebe einen Andern ....“ — Ach! dieſes Geſtändniß, ſo brennend es in mein Innerſtes drang, tröſtete mich einen Augenblick in meinen Schmerzen, in meinem Wahnſinn. Verzehrende Eiferſucht führt Haß und Rache in ihrem Gefolge .... ſich rächen .... das iſt eine Wonne für einen Menſchen von glühenden Leidenſchaften, wenn ſie kein Echo finden. Bei dieſem Geſtändniſſe lachte ich wie ein Wahnſinniger — es war ein Lachen der Verdammten! ... Milanetta hatte es verſtanden. Dießmal bebte ſie zurück und flehte für das Leben des Geliebten. In ihrem Schrecken

vergaß ſie, daß ſie mir ſeinen Namen nicht genannt hatte; mit furchtbarer Stimme fragte ich darum. Da trat wieder Ruhe in alle ihre Züge und ſie entgegnete kalt: „Sie werden ihn nicht erfahren.“

Doch in demſelben Augenblicke wurde heftig an die Thüre geklopft; meine Leute ſuchten mich überall. Ein vornehmer Franzoſe war in größter Haſt im Schloſſe angelangt, und hatte mich ſogleich zu ſprechen verlangt. Meinen Leuten ſuchte ich die peinigende Unruhe zu verbergen, von der ich gefoltert wurde, und begab mich, von den trübſten Gedanken verfolgt, in den Empfangs-Saal.

Ein junger Mann harrte meiner mit Ungeduld. Er wollte mich ohne Zeugen ſprechen.

„Ich bin der Marquis von N.,“ ſprach er. „Wie Sie, mein Herr Graf, bin ich der Beſitzer des äußerſten Schloſſes an der Gränze in Frankreich, wie Sie, bin ich Gerichtsherr über die Schleichhändler.“

Der Name war mir in der That nicht unbekannt — ich hatte mit dem Marquis wegen der Sicherheit der Gränzen wiederholt Briefe gewechſelt.

„Wie ſtreng jedoch Ihre und unſere Juſtiz ſeyn mag,“ fügte er bei, „ſo dürfen wir doch nicht Unſchuldige hinrichten laſſen, weil ſie uns die Auskunft über ihre Handlungen verweigern.“ — „Was wollen Sie damit ſagen?“ — „Hören Sie. Ein Mädchen, mit Namen Milanetta iſt in die Hände Ihrer Zollſchutzwächter gerathen.“ — „Wie, mein Herr, Sie könnten Aufſchlüſſe geben?“ — „Dies iſt der einzige Entzweck meines Beſuches. Dieſen Morgen erſt habe ich in Erfahrung gebracht, daß ſie verhaftet, ja verurtheilt ſey, und daß ſie ſich weigere, den Grund ihrer häufigen Beſuche in Frankreich zu geſtehen. Ich allein weiß darum — ich will Ihnen die Sache mittheilen — Ihnen allein, im Vertrauen auf Ihre Ehre, Ihre Discretion.“ — „Sprechen Sie, mein Herr.“ — „Milanetta iſt meine Geliebte.“ — „Ihre Geliebte? Sie ſind ihr Geliebter — Sie — Sie?“ — „Das ſcheint Ihnen ſeltſam, nicht wahr! daß ich ein ſo hübſches Mädchen, eines Schleichhändlers Tochter nicht in meinem Schloſſe verberge und im Winter mit mir nach Paris nehme, wo ich ſie dann ohne Scheu für meine Geliebte erklären könnte. Das erregt Ihr Erſtaunen, daß ein Edelmann von Frankreich ein Bauernkind ſo ſehr liebt und ſich die Laſt eines Geheimniſſes und die Langeweile nächtlicher, gefährlicher Zuſammenkünfte auf den Hals ladet. Nun, Milanetta iſt eben keine von Denen, welchen man die weibliche Würde in leichtem Triumphe abgewinnt.“ — „Ich glaube, ſie zu kennen.“ — „Gewiß nicht, Sie kennen den Schatz von Liebe und Tugend in dieſem Mädchenherzen nicht. Sie wiſſen nicht, daß Milanetta, der Leidenſchaft ſich hingebend, die ſie zu mir,

mich zu ihr zog, keinen Tag zubrachte, ohne Thränen über den Fehltritt zu vergießen, den ſie eben wieder zu begehen im Begriffe ſtand. Um mich zu ſehen und ſtill zu lieben, war ihr kein Wagſtück zu groß. Sie haben nun das Geheimniß der nächtlichen Wanderungen, das ſie Ihnen nicht anvertrauen wollte, weil ſie zu erröthen befürchtete, weil ſie dachte, daß eine öffentliche Erklärung, eine Erklärung, auch nur vor ihrem Richter allein, ihrem Vater zu Ohren kommen könnte. — O, Herr Graf, aus meinen Worten mögen Sie Die ſattſam kennen gelernt haben, die man ſo ungerechter Weiſe verdammt hat; Sie ſind unumſchränkter Herr, Sie ſind Niemand ein Todesurtheil ſchuldig, ich bitte um Gnade für die Unglückliche, Sie werden ihr ſie nicht verſagen.“

Die Worte des Grafen, Milanettas Liebe, die er mir mit ſo feurigen Farben ſchilderte, brachten meine Seele zu Wuth und Verzweiflung. Der Gedanke an Blut und Rache tobte in meinem Kopfe, um mich raſend zu machen — ohne zu wiſſen, was ich wollte, ſchellte ich heftig und befahl, Milanetta vor mich zu bringen.

„O! Sie ſoll mich nicht ſehen!“ rief der Marquis aus. „Sie ſoll die Schritte nicht kennen, die ich thue. Sie retten, iſt mein einziges Streben. Ihr mittheilen, daß ich ihr das Leben erhalten, hieße ihr Dankespflicht auferlegen, und ich verlange Nichts, als ihre Liebe ....“

Bei dieſem Worte verdoppelten ſich Zorn und Wuth in mir. — Der Marquis, ſo ſehr aufgeregt, als ich, bemerkte dieß nicht. Er hörte Schritte in der Gallerie, und in der Vorausſetzung, Milanetta nähere ſich, fragte er, wo er ſich verbergen könne. Ich bezeichnete ihm die Thüre meines Kabinets. Im Augenblicke, da er dieſe ſchloß, trat Milanetta in den Salon. Einige Minuten war ich außer Stande, ein Wort hervorzubringen; Zorn und Aerger durchtobten mein Gemüth; mein Anblick muß furchtbar geweſen ſeyn, denn Milanetta wandte das Geſicht ab. Dann rief ich mit donnernder Stimme: „Ich kenne Deinen Geliebten! Ich kenne ihn, den Du mir vorziehſt. Er iſt gekommen, um Deine Begnadigung zu erflehen, dieſer Marquis N. Der Wahnſinnige, der Deine Unſchuld herzuſtellen glaubte, indem er Dich vom Verbrechen des Schleichhandels zu reinigen bemüht war — und mir bekannte, Du ſeyſt ſeine Geliebte — mir, der vor Wuth und Liebe ſtirbt.“

„Wie?“ rief ſie außer ſich, „der Marquis hier?“ — „Er iſt noch da, Milanetta!“ — „Hier, hier, er in Ihrer Gewalt! Gnade für ihn, Gnade, theuerer Herr — ich allein verdiene Ihre Rache — mir den Tod — Ihm ....“ — „Ja, Dir den Tod, der Unſinnige

hat Deine Begnadigung verlangt — er hat mich gebeten, Dich ihm auszuliefern, ich aber werde Dich dem Henker überliefern, er ſoll Dich an den Galgen hängen, und Dein Liebhaber mag den Zuſchauer abgeben.“

Ein wahnſinniges Gelächter dröhnte über meine zitternden Lippen. Mit ungemeiner Heftigkeit öffnete der Marquis die Thüre — ich hatte ſeine Anweſenheit vergeſſen. Es war ihm Nichts von meinen Worten entgangen. Bei ſeinem Anblicke ſtieß Milanetta einen verzweiflungsvollen Schrei aus — ich betrachtete ſie mit allen Regungen des Zornes. Er zog mich von Milanetta weg und ſprach mit leiſer Stimme: „Mein Herr Graf, Sie ſind Edelmann, aber Sie führen eine des Edelmanns unwürdige Sprache. Beleidigung, Liebe und Eiferſucht finden bei Männern von hoher Geburt ihren Rächer einzig und allein im Schwerte. Milanetta ſoll nicht ſterben, oder mich muß man zuerſt im ehrlichen Zweikampf tödten.“ — „Wie, Sie würden ein Düell annehmen?“ — „Ja, ich weiß, daß in Frankreich wie in Spanien der Duelliſt mit der Confiſcation ſeiner Güter beſtraft wird, daß man ſein Wappen zerbricht, ſein Geräthe verbrennt, daß man ihm den Kopf abhaut, wenn er ſeinen Gegner tödtet, ich weiß, daß der König von Frankreich nicht milder verfahren wird, als der König von Spanien — aber jetzt haſſe ich Sie ſo ſehr, als Sie mich haſſen können, und um ihr Herz mit der Spitze meines Degens zu durchſtoßen, würde ich alle Schmach und Schande wagen!“ — „Ja, Sie haben meinen Haß wohl verſtanden.“ — „Morgen alſo erwarte ich Sie mit Tagesanbruch, von einem Zeugen begleitet, am Thore von Benasque.“ — „Ich werde vor der beſtimmten Stunde dort ſeyn.“ — „Wohl, und jetzt Milanetta's Begnadigung.“ — „Ihre Begnadigung?“ — „Graf, das iſt die erſte Bedingung unſeres Zweikampfes!“ — „Wohl, ſie iſt begnadigt.“

Augenblicklich unterzeichnete ich, aber Milanetta ſchlug die Gnade aus. „Warum mich begnadigen?“ ſprach ſie: „Was haben Sie gethan, um Gnade von ihm zu erhalten? Was ſoll ich jetzt thun? Ich habe meinen Richtern die Antwort verweigert! Aber kann ich dieſes Schweigen auch vor meinem Vater beobachten? Wenn er mich um das Geheimniß meiner nächtlichen Wanderungen befragt, was ſoll ich antworten? Erfährt er die Wahrheit, ſo wird er mich tödten!“ — „Er Dich tödten?“ — „Ja! obgleich er nur in Ihren Augen ein Schleichhändler, ein Bandit iſt; aber dieſer Bandit iſt vielleicht auf die Ehre ſeiner Tochter eiferſüchtiger, als alle Edelleute von Spanien und Frankreich. Er wird mich tödten, ſage ich. Lieber möchte ich von Henkers Hand ſterben.“

Es gelang dem Marquis, ſie zu beruhigen. Er entfernte ſich mit ſeiner Geliebten, indem er mir zuflüſterte: „Morgen."

Am andern Tage ſaß ich vor Sonnenaufgang auf dem Felſen, den Sie hier ſehen. Der Marquis zögerte nicht; er brachte einen Zeugen mit; ich hatte dieſe Förmlichkeit vergeſſen. Wir ſahen einen Mann wenige Schritte von uns vorüberreiten — ich rief ihm zu: „Sind Sie Edelmann?" — „So gut wie der König!" — „Kennen Sie mich?" — „Ja, Sie ſind der Graf von F..." — „Ich will mich ſchlagen, wollen Sie mein Zeuge ſeyn?" — „Ja!"

Alsbald ſtieg er vom Pferde, maß die Degen und ordnete das Uebrige, als ein Mann, der an ſolche Vorfälle gewöhnt war. Schon begann der Kampf, als franzöſiſche und ſpaniſche Wachen herzuſprangen, uns mit Gewalt trennten und befahlen, wir ſollten das Gefecht enden, mit der Drohung uns zu verhaften, wenn wir dennoch das Duell fortſetzen würden. Dießmal galt unſere Stimme nicht. Marechauſſée und die heilige Hermandad hingen nicht von uns ab — Milanetta hatte ſie benachrichtigt, um das Duell zu verhindern. Ich las die Wuth in den Augen des Marquis, er den Ingrimm in den meinigen. Da gab mir die Hölle einen Gedanken ein und ich rief: „Marquis, wir wollen uns im Angeſichte dieſer Menſchen ſchlagen, ohne daß ſie uns am Kampfe hindern können. Dieſer Chriſtus bezeichnet die Gränze von Frankreich und Spanien. Sie, ein Franzoſe, gehen nach Spanien hinüber, ich der Spanier, begebe mich auf franzöſiſchen Boden. Binden wir unſere Klingen, ohne daß unſere Füße die Gränzlinie berühren. Wir werden nicht vor, nicht rückwärts ſchreiten können; deſto ſchneller wird Einer von uns den Tod finden, und der Spanier, der den Franzoſen, den Fuß auf franzöſiſchem Boden, bekämpft, und der Franzoſe, der den Spanier, den Fuß auf ſpaniſchem Boden, bekämpft, werden ihren Degen nicht zerbrochen ſehen, denn der König von Frankreich hat nicht mehr Gewalt über mich, als der König von Spanien über Sie, und man wird das Völkerrecht nicht brechen, um uns in fremdem Lande zu verhaften."

Mit einem Sprunge ſtand ich auf franzöſiſchem Boden. Der Marquis war ſchon in Spanien, und nun riefen wir Beide den Wachen zu: „Zurück Marechauſſée von Frankreich, Ihr habt nicht das Recht, Hand an einen ſpaniſchen Edelmann zu legen! Zurück, heilige Hermandad von Spanien, Ihr dürft nicht Hand legen an einen franzöſiſchen Edelmann."

Erſtaunt und ſchwankend wichen die Leute zurück, und die Soldaten beider Länder hielten, wie wir, am Gränzzeichen des gekreuzigten Chriſtus, lehnten ſich an die Felſen an und betrachteten ſchweigend

den Kampf, der eben begann. Hier war es, wo wir uns ſchlugen, hier in dieſem Engpaſſe von Venasque, wo wir uns nur mit größter Mühe bewegen konnten — mit dem zweiten Stoße ſtürzte der Marquis todt zu meinen Füßen nieder. Ich wollte mich entfernen. „Bleiben Sie,“ rief mir mein Zeuge zu und hielt mich mit mächtigem Arme feſt, „bleiben Sie, dieſes bringt Ihnen den Tod, den Tod auf dem Blutgerüſte.“ Aber in dieſem Augenblicke lag ein Weib auf den Knieen vor dem Leichnam des Marquis und ſuchte ihn in wahnſinniger Verzweiflung wieder zum Leben zu bringen ... Es war Milanetta! Mein Zeuge knirſchte mit den Zähnen bei dieſem Anblicke, lief zu ihr hin und riß ſie mit Heftigkeit von der Leiche, welche ſie umarmt hielt. Milanetta ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus, fiel zur Erde und rang die Hände. „Gnade, mein Vater, Gnade!“ rief ſie. — „Ehrloſe,“ rief der Vater mit dumpfer Stimme, „Ehrloſe! Stirb mit ihm!“ und mit einem Stoße ſeines Stilets ſtreckte er ſie leblos zu ſeinen Füßen nieder, dann hub er den Leichnam auf und ſchleuderte ihn mir zu und ſprach mit furchtbarem Tone: „Wer in Schmach ſtirbt, ſoll kein Grab in ſeinem Vaterlande finden; Spaniens Erde verwirft den Körper Milanetta's, die ſich an einen franzöſiſchen Edelmann verkauft hat.“ — Da umringte die heilige Hermandad den Schmuggler, er warf ſein Stilet weit von ſich und ſtreckte ihnen die Hände hin. „Bindet mich,“ ſprach er zu ihnen, „ich bin der Anführer der Schmuggler, Ihr könnt mich jetzt hängen, weil ich Schleichhandel getrieben, nicht weil ich die Tochter gemordet. Ihr habt den Schmuggler außer das Geſetz geſtellt, da muß er ſelbſt wohl ſein Recht vollſtrecken! ....“

Meine Güter wurden eingezogen, mein Wappen wurde zerbrochen, mein Schloß geſchleift, auf meinen Kopf ein Preis geſetzt .... Milanetta's blutiger Leichnam war mir geblieben — ich grub ihm ein Grab nahe beim Hoſpiz. Sie mögen es ſehen, wenn Sie bei mir verweilen wollen. Seit fünfzig Jahren führe ich ein einſames, düſteres Leben in der Hütte, die ich gekauft; meiner Hände Arbeit friſtet mir das Daſeyn. Jeden Tag ſteige ich, wenn es die Zeit geſtattet, zum Thore von Venasque, ſetze mich an jene Stelle, betrachte den Ort, wo der Marquis fiel, wo Milanetta von ihrem Vater getödtet worden iſt, ich betrachte den Boden Spaniens, der einſt mein Vaterland war, das mich verflucht, zum Verräther und Baſtard erklärt hat, das ich nie wieder betreten habe. Gott hat mich durch Verlängerung meines Lebens und meiner Leiden hart geſtraft — ich zähle achtzig Jahre, aber mein Herz iſt jung für Erinnerungen und Qualen .... und jetzt

urtheilen Sie, ob ich einem Steine ausweichen ſoll, der mich zermalmen könnte. Wäre ich todt, ich hätte nicht länger zu leiden!“ —

Ein Augenblick des Schweigens und der Bewegung herrſchte unter uns, und der Greis zog meinen Freund bei Seite, ſprach lange mit ihm über ſeinen letzten Willen; dann ſtiegen wir den Berg hinab, um nach Luchon zurückzukehren.

* * *

Vor wenigen Tagen hat mein Freund einen Brief empfangen, der ihn vom Tode des Mannes vom Hoſpiz benachrichtigt. Kehrt er zum Süden zurück, ſo wird er den letzten Willen des Verſtorbenen vollführen; er beobachtet über dieſen Gegenſtand das tiefſte Stillſchweigen.

II.

Der Aetna.

Seit einigen Jahren ſind wir dergeſtalt mit Beſchreibungen und Reflexionen voll Bewunderung und vorſchriftsmäßiger Empfindſamkeit überhäuft worden, daß wir uns jetzt nicht ohne Grauen entſchließen können, ein Buch über Italien zu öffnen. Zieht man indeſſen ein Gefühl, gegründet auf Wahrheit und richtiges Urtheil, einen Beobachtungsgeiſt ohne pedantiſches Weſen, verbunden mit dem, was treue Darſtellung eines erleuchteten Reiſenden Anziehendes und Neues zu bieten vermag, dem erkünſtelten Enthuſiasmus beim Anblicke dieſes ſchönen, reichen Landes, dieſes Vaterlandes des Genie, der Wiege und wohl auch des Grabes der ſchönen Künſte, vor, dann wird man ſich Glück wünſchen, *l'Italie-Audot* nicht mit den Werken verwechſelt zu haben, die in letzter Zeit über dieſen Gegenſtand erſchienen ſind; zum Belege für dieſe Behauptung entlehnen wir Herrn Farjaſſe die Schilderung von der Erſteigung des Aetna. Nie iſt vielleicht dieſer, ſo hundertfältig von den Reiſenden beſchriebene Vulkan beſſer gezeichnet worden, als in folgenden Zeilen:

„Seit meiner Ankunft in Catanea hatte der Scirocco Maſſen von Wolken am Aetna aufgethürmt, die ſeine Spitze einhüllten. Endlich erhob ſich ein Sturm, dem folgte ein tüchtiger Regenguß. — Da konnte ich den koloſſalen Berg in ſeiner ganzen Majeſtät erſchauen,

und ich hoffte nun ein Schauſpiel genießen zu dürfen, das ich mir ſchon ſo lange verheißen hatte. Eines Morgens benützte ich einen günſtigen Himmel, und reiste gegen zehn Uhr von Catanea ab, weil ich nicht früher einen Führer und Maulthiere finden konnte. Alsbald ſah ich mich von den ſchrecklichen Wirkungen der Lavaſtrömung von **1669** überraſcht: ſie erſtreckt ſich häufig über eine Breite von drei Lieues und nimmt einen Raum größer als ganz Paris ein. Die Vorſtädte hatte ſie verſchlungen, die Mauern in den niedern Gründen niedergeworfen, die höher gelegenen, wie ein geſchickter General, in den Rücken genommen. Man ſchreibt dieſes ſeltſame Phänomen der Luftſäule zu, welche zwiſchen dem erhabenen Mauerwerk von Catanea eingezwängt iſt, und einen Damm gegen das Einbrechen des Feuerſtromes bildete. Eine ähnliche Wirkung kommt häufig vor. Der **Torre del Greco** und andere Gebäude, die der Fanatismus zum Nachtheile des abergläubiſchen Volkes ausgebeutet hat, zeugen hievon.

Nicht ferne von der Straße nach Meſſina trifft man ein unermeßliches Lavabett, welches das alte Thor des Ulyſſes einnimmt, unter dem jetzt nicht mehr das kleinſte Häuschen Schirm finden könnte. Bis Nicoloſi iſt das wohlbekannte Land von Dörfern und zahlreichen, in anmuthigem Amphitheater gelegenen Wohnungen durchſät. Nirgends, ſelbſt nicht in der Campagna, hatte ich ſolch reiche Fruchtbarkeit wahrgenommen. In der Richtung von Nicoloſi ſahen wir einen Krater, deſſen Doppelſpitze mich an den Veſuv erinnerte. Das iſt der **monte Rosso**, welchen der, vier Monate lang anhaltende Ausbruch von **1667** geſchaffen hat. Aus dieſem Feuerſchlunde brach der Ocean hervor, welcher Catanea verheerte. Die rothen Schlacken, von denen die Seitenfläche bedeckt iſt, haben dem Berge ſeinen Namen verliehen. Noch jetzt erſchreckt dieſer neue Vulkan durch ſeine Ausbrüche die drei tauſend Bewohner von Nicoloſi, die an ſeinem Fuße leben. Bis zu dieſem Orte zählt man vier Lieues von Catanea; wir hatten drei und eine halbe Stunde gebraucht, um ſie zurückzulegen; nach einem beſcheidenen Mahle ſetzten wir uns auf friſchen Maulthieren wieder in Marſch.

Nicoloſi iſt der letzte Ort der untern Region des Aetna; die Landleute unterſcheiden drei von Catanea bis zur oberſten Spitze des Vulkans. Wir traten jetzt in die waldige Region (nemorosa), die von der erſten durch eine kleine Sandfläche, oder durch Aſche, vom **monte Rosso** ausgeſpieen, bedeckt iſt, welche man zur Linken läßt. Der Regen vom vorigen Tage hatte den Weg äußerſt angenehm gemacht und wir verließen ungerne dieſen Sand, um über einen holprigen Lavaboden weiter zu gelangen, auf dem übrigens die Maulthiere mit großer

Sicherheit gehen. Am Ende dieſes Lavabodens iſt das Gehölz anfangs licht und dünn, aber bald bietet ſich der Anblick des ſchönſten Parkes von prachtvollen hochſtämmigen Bäumen dem Auge dar. Unter dieſem Laubdache genoſſen wir die ganze Friſche des Frühlings. Roſen, Veilchen, ja ſogar Weißdorn, blühten zum zweiten, vielleicht zum dritten Male.

Ein ſchrecklicher Lavaſtrom zwang uns, dieſen Aufenthalt zu verlaſſen, wo man noch die Geſänge und die Flöten-Wettkämpfe der Schäfer Theokrits zu vernehmen glaubt, wo Empedokles vielleicht unter den ſchattigen Ueberhängen eine Lagerſtätte für ſeine langen Betrachtungen geſucht hat. Mit dieſer zweiten Lava ſind mehr Schwierigkeiten verknüpft, als mit der erſten, doch wir gelangten — Dank ſey es der Geſchicklichkeit unſerer Führer oder vielmehr unſerer Maulthiere — ohne Anſtoß hinüber. Die Wälder des Aetna beſtehen aus vier Gattungen von Eichen, aus weißen, grünen, Zwergeichen und Korkbäumen, und dann aus Kaſtanienbäumen und Eſchen. Die Veränderung der Temperatur iſt ſehr fühlbar beim Eingange zur offenen Region (scoperta), die dem Gehölze folgt. Der Wärmegrad ändert ſich ſo ſehr, daß man drei Jahreszeiten zu durchwandern ſcheint, den Frühling, den Sommer und den Herbſt.

Bei unſerer Ankunft am Schneehauſe, casa della neve, ſieben Meilen von Nicoloſi, war der Thermometer ſeit Catanea um zehn Grade gefallen. Hier mußten wir einen Theil der Nacht verweilen. Wir richteten unſern Bivouac nach aller Bequemlichkeit ein, machten Feuer, bereiteten Thee, goſſen einige Gläſer Rhum zu, hüllten uns dann in Mäntel, und ſuchten zu ſchlafen, allein vergebens. Das Brummen des Vulkans, die Vorahnung des Schauſpiels, das uns erwartete, bewegten unſer Gemüth zu ſehr, als daß wir ein Auge hätten ſchließen können. Um Mitternacht verkündete der Führer, daß wir jetzt aufbrechen müßten. Um uns zu ſtärken, nahmen wir ein leichtes Mahl, was uns ſehr wohl bekam, denn ich weiß nicht, ob wir ohne dieſe Vorſicht im Stande geweſen wären, Anſtrengung und Kälte zu ertragen, wie wir ſie erfahren ſollten.

Der Himmel zeigte ſich in all der erhabenen Pracht der ſchönen Nächte des Orients, weithin ſein blaues, unendliches Sammetgewölbe ausdehnend, überſät mit Millionen von Sternen, glänzend wie eben ſo viele Karfunkel. Die Abweſenheit des Mondes trug noch zur Erhöhung der feierlichen Majeſtät dieſes Bildes bei. Bald verläßt man die äußerſte Gränze der Waldregion. Ohne uns aufzuhalten, kamen wir an der Ziegengrotte vorüber. Nach und nach wurde der Weg abſchüſſiger, und der Wind, der ſich jetzt fühlbar machte, zwang uns,

die Mäntel wieder anzuziehen, die wir ſchon abgelegt hatten. Nur von der offenen Region kann man den gigantiſchen Krater in ſeiner ganzen Ausdehnung überſchauen. Bis dahin ſetzen die kleinen Hügel, die ſekondären, an den Seiten des Berges zerſtreuten Vulkane dem Ueberblicke ein Hinderniß entgegen.

Nachdem wir über einen weiten Raum friſchgefallenen Schnees hingeſchritten waren, gelangten wir endlich zum Hauſe der Engländer, welches Landleute, oder, wie Andere behaupten, halberſtarrte Reiſende zerſtört haben, um ſich zu erwärmen. Man braucht dritthalb Stunden, um die ſieben Meilen zu durchwandern, welche zwiſchen dieſem Zufluchtsorte und dem Schneehauſe liegen. Wir erwärmten uns, tranken Grog, und erwarteten die dritte Morgenſtunde, um die Beſteigung zu vollenden. Der mühſamſte Weg iſt ohne Widerrede der zwiſchen dem Hauſe der Engländer und der Baſis des Hauptkegels; man muß ihn zu Fuße über Haufen eckiger Lava zurücklegen, deren Vorſprünge empfindliche Schmerzen verurſachen; vom Fuße des Kraters wird die Neigung zwar abſchüſſiger, aber bei Weitem weniger mühſam; kann man auf dem nachgebenden Boden nicht feſten Fuß faſſen, ſo iſt man vollends genöthigt, den Weg zwei- bis dreimal zu machen. Unwillkürlich mußte ich meinen Reiſegefährten, der vor mir herging, mit den Eichhörnchen vergleichen, die, in einem cylindriſchen Bauer eingeſchloſſen, immerwährend laufen, ohne vom Platze zu kommen.

Ich befürchtete, wir möchten die Höhe nicht mehr vor Tagesanbruch erreichen; glücklicher Weiſe war dem nicht ſo: wir gewannen die Spitze eine gute Viertelſtunde vor Sonnenaufgang, und ich konnte dieſes, in ſeiner Größe einzige Schauſpiel in vollem Umfange genießen. Man erwarte von mir keine Zeichnung davon; ich glaube, daß der beredteſte Schriftſteller vergebens bemüht ſeyn wird, dieſe Herrlichkeit zu malen, daß die reichſte Einbildungskraft nicht entfernt der Wahrheit ſich zu nähern im Stande iſt. Die Sterne im Oſten verſchwammen in dem weißlichen Scheine, der der Morgenröthe vorhergeht. Calabriens Gebirge ſchnitten ſich in lebhaften Tinten am Himmel ab. Lucifer, der Lichtbote, erglänzte in ſeinem unſtäten Feuer. Im Weſten herrſchte noch dunkle Nacht.

Trotz der Größe des Phänomens, das zu meinen Füßen ruhte, konnten ſich meine Blicke, gierig alle Wandlungen der neuen Schöpfung verſchlingend, die ſich vor mir entwickelte, nicht vom Himmel trennen. Einige leichte Wolken begränzten den Horizont und ſchwebten daran, wie ein Schleier hingezogen über das prachtvolle Myſterium; aber bald erhebt ſich mit Majeſtät aus einem Meere von Opal, Purpur und Gold das Geſtirn, das Licht und Leben über die Welt verbreitet.

Digitized by Google

Unbeweglich ſtanden wir, von mächtigem Staunen ergriffen, als uns der Führer aufforderte, die Blicke nach Weſten zu richten. Da erſchien ganz Sicilien in der Geſtalt eines rieſigen Berges, deſſen Spitze der Aetna bildete. Von dieſem Punkte kamen uns der Erix, der Dinnamaro, der Staſſo, die höchſten Berge nur wie Hügel vor. Wir ſahen, wie das Licht anfangs die Gipfel erleuchtete, ſich dann nach und nach über die Seiten verbreitete, und endlich wie ein Strom in die Tiefe der Thäler ſich ergoß.

Der äoliſche Archipel krönte Sicilien im Norden mit ſeinen Türkiß-Felſen; zu unſern Füßen erſtreckten ſich die grünen Ländereien, von befeuchtenden Flüſſen wie von langen Silberfäden durchſchnitten, bedeckt von reichen Heerden, und dann das Meer, deſſen azurne Wellen freundlich mit dem ſeligen Geſtade koſen, das ſie mit ihrem Gürtelbande umziehen. In weiter Ferne Malta, wie ein ſchwarzer Punkt an der Gränze eines Horizontes von dreihundert Stunden. Welche Erhabenheit! Welche Größe! Welch' eindrucksvolle Scene! Meine Knie beugten ſich, ich betete den Ewigen an. Hieher komme der Gottesläugner, und er wird vor dieſen Wundern in den Staub ſinken, und ſein Herz, wenn auch nicht der Mund, muß Gott erkennen. Ich habe die Gebern verſtehen gelernt, welche die Sonne anbeten!

Man genießt auf dem Aetna eine überraſchende optiſche Wirkung, welche die vereinzelte Lage dieſes Coloſſen unter den Vulkanen allein hervorzubringen vermag. Ich ſpreche von der ungeheuern Schatten-Pyramide des Berges. Während ganz Sicilien in vollem Lichte ſteht, hält dieſer Schatten, der ſich über mehr als hundert Meilen gegen Agrigent wirft, ein Viertheil des Gemäldes in der Halbtinte, und bildet einen auffallenden Contraſt mit den beleuchteten Partien; je mehr dann die Sonne ſteigt, deſto mehr verkürzt er ſich, bis er am Ende gänzlich verſchwindet.

Nun richteten wir unſere Aufmerkſamkeit auf den Krater, der ſich hier als einen Schlund von zweitauſend Toiſen im Umfange zeigt. Sein Stand iſt durch die vulkaniſchen Erſchütterungen auf bizarre Weiſe abgeſchnitten; die unregelmäßige Oberfläche iſt gegen Oſten etwas niedriger. Auf der entgegengeſetzten Seite erhebt ſich ein Kegel, den man nur auf der Spitze gewahr wird; von hier ſteigt die Rauchſäule auf, die ſich in der Entfernung verliert. Ein Lavaſtrom ergoß ſich aus der Seite dieſes neuen Kraters, und ſtürzte in den großen, aus welchem ſich jeden Augenblick ſchwefelige Dunſtmaſſen emporwälzten, die den freien Blick in die Tiefe des Kraters hemmten. Die Wände ſind mit verſchlackten Materien, Schwefel und reinem Alaun bedeckt. Da und dort ſchlagen während der Dunkelheit blaue Flammen

aus den Spalten, und verleihen der ſchwarzen Lava eine wahrhaft höllische Färbung. Vergebens bemühten wir uns, in den Krater hinabzuſteigen. Unſer Führer ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus, wenn wir davon ſprachen. Ein Engländer hatte kurz vorher den Verſuch gemacht, und theilte das Schickſal des Empedokles. — Es war ſechs Uhr, als wir uns zum Rückzuge anſchickten.

III.

Türkische Quarantaine.

Am 17. Mai kamen wir nach Schönus. Ein Beamter der türkiſchen Douane rief uns ſein „Larga“ zu. Dies bedeutet, daß wir wieder die hohe See gewinnen ſollten. Dieſer Empfang verſprach uns nichts Gutes, und in der That eröffnete uns der Chef des Zollweſens eine Stunde ſpäter, welche treffliche Dispoſitionen man hinſichts unſerer Perſonen genommen hatte. Vergebens warf ich ein, daß unſer Paß, den der Carabukir (Kapitän) bei ſich führte, ſo wie ein Zeugniß des Protomedicus von Athen, ausſagten, daß wir aus peſtfreien Gegenden kämen, wir konnten nichts als immer nur das fatale „Larga!“ erlangen. Unſere Lage, mitten unter Leuten, denen wir uns nur ſchwer verſtändlich machen konnten, wurde immer trauriger. Endlich nach langem Unterhandeln erklärte der Chef des Zollweſens, ein harter und eigenſinniger Mann, wie es alle Türken ſind, und der weder leſen noch ſchreiben konnte, daß man jede weitere Unterredung abbrechen wolle und auch keine Briefe von uns empfangen werde; wir könnten daher nichts Beſſeres thun, als die Anker zu lichten und hinzureiſen, wo es uns gefällig wäre.

Wir hatten nun unter zwei Wegen zu wählen. Entweder nach Athen zurückzugehen, und zu Lande durch Eleuſis, Megara u. ſ. w. nach Preveſa zu reiſen, oder auf unſerm zerbrechlichen Fahrzeuge, das nicht einmal ein Verdeck hatte, um den Peloponnes zu ſegeln. Ein gewagtes Unternehmen! Unſere Barke war nur dreizehn Fuß lang. In dieſer beunruhigenden Alternative folgte ich den Eingebungen meiner Verzweiflung, und ohne an Gefahren und Verdrießlichkeiten zu denken, ließ ich auf die Eröffnung der türkiſchen Behörde die Antwort ertheilen, daß ich unwiderruflich entſchloſſen ſey, in Schönus zu bleiben, und daß keine Gewalt der Erde mich von dort vertreiben

würde. Der Ton, worin dieſe Erklärung abgefaßt war, machte einen ſtarken Eindruck auf die Türken, deren Arroganz von dieſem Augenblicke bedeutend abzunehmen anfing.

So begann nun unſere Quarantaine. Die beiden erſten Tage blieben wir am Bord unſers Fahrzeuges; am dritten traf der Carabukir, dem es gehörte, ſeine Anſtalten zur Abreiſe, und wir mußten daher von neuem mit unſern türkiſchen Befehlshabern einen Kampf beſtehen, da uns bis jetzt nur das feuchte Reich der Meeresgöttin zum Aufenthalte ſtillſchweigend eingeräumt worden war. Nach einfältigen Drohungen und langen Zänkereien erhielten wir endlich die Erlaubniß, unſere Matrazen nebſt unſerm Gepäcke im Schutze eines alten, iſolirtſtehenden Thurmes ausbreiten zu dürfen. Hier brachten wir acht und vierzig Stunden unter freiem Himmel zu, während welcher wir mit einer Heerde Ochſen förmlich um den Platz kämpfen mußten, die hier im Schatten zu ruhen pflegten, und nicht dahin zu bringen waren, uns dieſen elenden Winkel zu überlaſſen. Endlich gelang es uns doch, ſie mit Steinwürfen zu vertreiben, und in Frieden um die vier Ecken des Thurmes zu lagern, je nachdem die Sonne ihren Weg machte, und uns bald aus dem einen, bald aus dem andern Winkel vertrieb.

Gegen Abend erblickten wir auf dem Wege zur Stadt einen ſchlechten Wagen, von europäiſcher Bauart, deſſen Fenſter niedergelaſſen waren, und neben ihm drei bewaffnete Reiter, und einige Schwarze, welche Handpferde führten. Dieſer Beſuch war eine ſeltene Ehre für den Hafen von Schönus. Es war der Bey mit einem Theile ſeines Harems, der eine Barke in Augenſchein nehmen wollte, die für ihn von Athen angekommen war. Kaum wurde die Equipage ſichtbar, als ſogleich die traurige Bevölkerung von Schönus eiligſt davonlief, um ſich zu verbergen. Wir, die wir keine Urſache hatten, ein Gleiches zu thun oder die vielmehr nicht wußten, daß es verboten ſey, ſelbſt in der Entfernung die Frauen eines Bey anzuſehen, blieben ruhige Zuſchauer des Vorgangs, der uns ziemlich ergötzte. Aber einer der Reiter ſprengte auf uns zu, und gab uns durch Zeichen, die nicht mißverſtanden werden konnten, zu erkennen, daß wir unſere Neugier zu bezähmen hätten, und daß wir uns ſogleich den Blicken der Frauen entziehen ſollten, die alsbald den Wagen verlaſſen würden. Dennoch nahm ich mir vor, von meiner Lage den Vortheil zu ziehen, den ich beabſichtigte, nehmlich zu ſehen, wie ſich ein türkiſcher Befehlshaber, von ſeinem Harem umgeben, ausnehme. Ich warf mich daher mit dem Bauche auf meine Matraze, unterließ es jedoch nicht, mich dann und wann ein wenig zu erheben, um die Damen zu beobachten. Alle waren verſchleiert, ſo daß ich nur ihre Augen und Naſenſpitzen zu

ſehen bekam. Sie beſchäftigten ſich damit, Pfeifen zu ſtopfen, die ſie ihrem Herrn und Meiſter überreichten, der nachläſſig ausgeſtreckt im Wagen liegen geblieben war. Sie traten der Reihe nach zu dem Schlage hin, und der Bey rauchte aus einer jeden dargereichten Pfeife einige Züge; dies dauerte drei lange Stunden, während welcher wir in der unbequemſten Lage faſt unbeweglich verharren mußten, dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Die Frauen kauerten indeß zu beiden Seiten des Wagens und betrachteten ſeine Perſon. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe. Wir konnten deutlich ſehen, daß der Wagen Sr. Herrlichkeit, der wahrſcheinlich irgend einem Griechen geſtohlen worden war, ſich in einem zu miſerabeln Zuſtande befand, um ganz nach Hauſe zu kommen. Wirklich ſpannte man die Pferde aus und ließ ſie auf dem Felde laufen. Die Wege, die ich von frühern Reiſen kannte, waren in dieſem Lande zu ſchlecht; keine Straße, nichts als Unebenheiten, Steine und Abgründe. Ich konnte nicht begreifen, wie der elende Kaſten glücklich, ohne umzuwerfen, nach Schönus gekommen war. Der Wagen blieb auch auf dem Felde ſtehen und der Bey hatte kaum mit ſeinen Damen die mitgebrachten Handpferde beſtiegen, als er auch ſchon uns aus den Augen war, ſo ſchnell jagten ſie davon.

Wenn wir nun gleich durch dieſen Beſuch drei martervolle Stunden hatten zubringen müſſen, ſo waren doch ſeine Folgen für uns nicht unerſprießlich. Der Bei hatte ſich über mich Aufſchlüſſe geben laſſen und befahl nun, man ſolle an der öſtlichen Seite des Thurms ein Obdach von Zweigen für uns errichten. Dies war in unſerer damaligen Lage keine kleine Erleichterung unſeres Schickſals. Unter dieſen rohen und wilden Menſchen kam ſolche Gunſt wirklich unerwartet und forderte uns zum regſten Danke auf. Die unabläſſige Wachſamkeit unſerer türkiſchen Aufſeher erſchien uns von nun an nicht mehr ſo unerträglich. So lange das ſchöne Wetter anhielt, genügte uns das zerbrechliche Dach aus Zweigen des Roſenlorbeers vollkommen und vor der achten Nacht wünſchten wir es uns gar nicht ſolider und undurchſichtiger. Jetzt aber brach ein furchtbarer Regen los und wir wurden ſo durchnäßt, daß ich unſerm Papamuſchi ganz ernſtlich erklärte, daß ich bei andauerndem ſchlechten Wetter mich unter einen gegenüberliegenden Schuppen, mit meiner Begleitung, begeben würde. Dieſe Drohung brachte einen köſtlichen Eindruck hervor; wir erhielten nun die Erlaubniß, den alten Thurm bewohnen zu dürfen, der jedenfalls dem Schuppen vorzuziehen war. Unſer vornehmſter Aufſeher war nachgiebiger geworden, ſeitdem er meine feſten Erklärungen vernommen hatte; mehr aber noch gewann ich ihn durch kleine Geſchenke,

die ich ihm für ſeine ſchwachen Dienſte gab, und die ich ihm für die ganze Zeit verheißen hatte, als es den drei Dummköpfen, welche die türkiſche Geſundheitskommiſſion bildeten, gefallen würde, mich in dieſem Zuſtande zu laſſen. Das Unbegreiflichſte dabei war, daß die Quarantaine immer gleich ſtreng blieb und daß wir am achten Tage noch nicht anders gehalten wurden, als am erſten, und eben ſo wenig über die Dauer derſelben etwas Beſtimmtes zu erfahren im Stande waren. Da hieß es Reſignation beſitzen! Und ſicherlich verdanke ich es der meinigen, daß ich nicht krank wurde, denn ſo ſchlechte Luft athmete ich noch an keinem Orte der Erde, ſo ſchlechte Nahrungsmittel dienten noch nie dazu, meinen Hunger zu ſtillen. Das einzige Fleiſch was wir erhalten konnten, war Lammfleiſch. Ein ganzes Lamm koſtete zwar nur einen halben Gulden; allein es hatte weder Saft noch Kraft und war ſelbſt um dieſes Spottgeld noch zu theuer. Und bei allem dieſem Elende nicht zu wiſſen, wie lange es noch dauern könnte! Die eigenſinnigen Leute, mit denen wir es zu thun hatten, die nur ihren Launen folgten und morgen widerriefen, was ſie heute feſtſetzten, machten die Ungewißheit über die Dauer unſerer Lage nur noch peinlicher. Die Hoffnung die wir heute faßten, wurde morgen durch die Befehle des Bey wieder vernichtet; kurz, wir hatten nichts, worauf wir uns verlaſſen konnten.

Während dieſer unerträglichen Ungewißheit ſuchte ich die Monotonie unſers Lebens durch Streifereien in die intereſſante Gegend zu unterbrechen. Wo keine Wohnungen der Türken waren, durfte ich frei umhergehen; dies machte mich meinen Zuſtand vergeſſen.

Nach vierzehn Tagen endlich ſchlug unſere Rettungsſtunde. Wir ſollten am andern Tage ſechs Pferde zu unſerer Diſpoſition erhalten, um die Quarantaine zu verlaſſen. Ich aber trauete ſo wenig den von tauſend Kapricen durchkreuzten Sanitätsverordnungen der Türken, daß ich es vorzog, noch an demſelben Tage, in Folge dieſer Bekanntmachung, die zwei Pferde zu miethen, die ich im Orte bekommen konnte, ſie mit unſern Effecten zu beladen und zu Fuß unſere Wanderung anzutreten. So erreichten wir glücklich unſer erſtes Nachtquartier, welches nur drei Stunden von unſerm Schreckensaufenthalte entfernt war.

IV.

Eine wüthende Wölfin.

Wir entlehnen dem Berichte eines Reiſenden folgenden tragiſchen Vorfall, der ſich in der Stadt Mirande, im Gers-Departement, den 30. Juli zugetragen hat:

Einige luſtige Waidmänner hatten ſich ein Stelldichein bei der alten Abtei Berdoues gegeben. Gegen Ende des Frühſtücks bemerkten ſie, daß Einer ihrer Kameraden, Prosper de Cours, ſich nicht eingeſtellt hatte; ſie wußten, daß er Bräutigam war, und ſie nahmen ſich vor, erhitzt vom Weine, ihn tüchtig zu necken und bei ſeiner Braut ſelbſt aufzuſuchen. Sie machen ſich ſogleich auf den Weg. Luſtig und guter Dinge ziehen ſie durch den Wald, als ſie plötzlich ein fürchterliches Geſchrei vernahmen. Sie eilten nach dem Orte hin, von wo es ertönte, und hatten nun das ſchrecklichſte Schauſpiel vor ſich, das man ſich denken kann. Ein Mädchen, das von einer Wölfin zerriſſen wird, und auf einem Baume ein kleiner Junge, der um Hilfe ſchreit.

Einer von den Jägern ſtürzt ſich ſogleich auf das Thier und drückt ſeine Flinte darauf ab, ohne es jedoch zu tödten. Verwundet, wird die Wölfin jetzt nur noch wüthender, kehrt ſich nach dem Jäger und beißt ihn in den Arm. Der junge Mann iſt jedoch mit einer wunderbaren Stärke begabt. Er ſchlingt beide Arme mit ſolcher Kraft um die Wölfin, daß er ſie faſt erſtickt und halbtodt zur Erde ſchleudert, dann ſchlägt er ſie vollends mit leichter Mühe todt.

Der Kampf war ſo kurz, daß die Andern ihrem Gefährten keine Hilfe leiſten konnten. Er hatte außer dem bedeutenden Biſſe im Arme nur einige leichte Verletzungen noch erhalten. Aber zu dem Mädchen waren ſie hingeeilt, um zu helfen, jedoch umſonſt! Geſicht und Buſen waren zerfleiſcht und zur Hälfte verzehrt; ein gräßlicher Anblick! An den Kleidern glaubten ſie Mamſell de Rieutort, die Braut ihres Freundes Prosper de Cours zu erkennen. Da das Haus des Herrn de Rieutort nicht weit entfernt lag, trugen ſie den verſtümmelten Leichnam dorthin, der ſogleich von den Eltern als ihre Tochter erkannt wurde. Der Bräutigam war zugegen; die Hochzeit ſollte in den erſten Tagen des September ſtatt finden; er konnte den Schmerz nicht ertragen — und erſchoß ſich.

Der von der Wölfin verwundete Freund wurde nach Mirande gebracht. Er legte ſich ſogleich mit einem heftigen Fieber in's Bett.

Am nächſten Morgen begibt ſich ein Arzt, von zweien der Gefährten des vorigen Tages begleitet, zu dem Patienten. Auf die Frage wie er ſich befinde, antwortet er nicht, ſondern ſein Blick ruht feſt und unverwandt auf den Fragenden. Einer der Freunde wiederholt hierauf daſſelbe. „Ah, Du willſt wiſſen, wie ich mich befinde!“ ſchreit er jetzt, und wirft ſich mit einem mächtigen Satze aus dem Bette und auf ihn hin. Mit einem Fauſtſchlage ſtreckt er ihn nieder und nun zerfleiſcht er ihn mit den Zähnen und ſaugt ihm das Blut aus, während er dazwiſchen wie ein Schwein grunzt. Bei dieſem Anblick laufen der Arzt und ſein zweiter Begleiter, laut um Hilfe rufend, davon. Der Wahnſinnige ergreift aber eine Eiſenſtange und läuft ihnen nach. Man denke ſich den Schrecken der Bewohner des Städtchens, die zwei wohlbekannten Männer aus einem Hauſe ſtürzen ſehen, von einem blutbefleckten Menſchen im Hemde gefolgt, der eine ſchwere Eiſenſtange in die Luft ſchwingt und ein wildes Geheul dabei vernehmen läßt. Endlich gelang es, den Unglücklichen zu überwältigen und zu binden. Die Waſſerſcheu war bei ihm im höchſten Grade ausgebrochen.

V.

Der Scharfrichter auf dem Dampfschiffe.

Kürzlich reiste ich mit dem ſchönſten Dampfſchiffe, das die obere Seine befährt, dem „Theodore,“ an dem Ufer von Melun vorbei nach Paris.

Die Converſation war ziemlich allgemein geworden, denn eine Stunde vor der Ankunft des Fahrzeuges in Melun, hatte ein großes Ereigniß ſtatt gefunden, nehmlich die Hinrichtung eines Verbrechers, der, ſeltſam genug, ſeinen Richtern weder das Geheimniß ſeiner Geburt, noch ſeinen Namen hinterlaſſen hatte; er hatte noch auf dem Schaffotte gelächelt, wie ein Menſch, der Räthſel aufgibt, wenn er ſieht, wie die Menge der Rather ſich vergebens abmüht, das rechte Wort zu finden.

So viel war gewiß; der Verurtheilte war todt und Der, welcher das Urtheil vollſtreckte, vermehrte mit ſeinem Gewicht die Ladung des Dampfſchiffes, welches den Fluß hinabtrieb. Er ſtand, mit den Händen in den Seitentaſchen, vielleicht da, wie ein ehrlicher Kaufmann,

der an dem Tage ein gutes Geſchäft gemacht hat, und von einem Familieneſſen in Romainville gut geſättigt nach Hauſe kehrt.

Die Reiſegeſellſchaft lispelte ſich's in die Ohren: der Scharfrichter iſt auf dem Schiff! aber Niemand kannte ihn, denn Samſon ſieht allen andern ordentlichen Leuten gleich; er trägt einen Ueberrock, eine Halsbinde, einen Stock, er lacht zuweilen und hat Appetit wie andere Sterbliche. Die Spurzheims, die zufällig auf dem Schiffe geweſen ſeyn mögen, hätten gewiß Alle ihre hohe Wiſſenſchaft an dieſem Schädel zu Schanden werden ſehen, denn Samſon's hervorragendſtes Organ ſoll nach allen Berichten, das Wohlwollen, die Leutſeligkeit ſeyn; ſein Schädel allein iſt im Stande das ganze Gehirnſyſtem auf einmal zu Boden zu werfen.

Genug indeß, man wußte, daß einer der Hauptperſonen des blutigen Dramas, welches am Morgen auf dem Marktplatze in Melun aufgeführt worden war, ſich unter den Menſchen auf dem Schiffe befand, aber man mußte ſie errathen, denn der Scharfrichter ſetzt keineswegs ſeinen Stolz darein, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und mit ſtolzem Bewußtſeyn zu ſagen: „Seht mich an! ich bin der Kopfabſchneider!“

Ein Jeder beſah mit einem unruhigen Blicke ſeinen Nachbar und unterſuchte mit ängſtlicher Neugierde ſein Aeußeres, um einige mehr oder minder deutliche Kennzeichen ſeiner Profeſſion zu entdecken; auf ſolche Weiſe hatte ſich bald eine Mißſtimmung der ganzen Geſellſchaft bemeiſtert, die ſonſt eben nicht auf dem Seine-Dampfſchiffe zu herrſchen pflegt, wo bald alle Reiſenden ſich nähern und anziehen. —

Im Hintertheile des Fahrzeugs, im engſten Raume der Gallerie, nicht weit vom Steuer, hatte ſich eine Unterhaltung bemerkbar gemacht, die ein großer Theil der Schiffsgeſellſchaft hörte, weil ſie ziemlich laut geführt wurde.

„Ihre Beſchäftigungen müſſen ziemlich peinlich ſeyn,“ ſagte der Eine.

„Nicht zu beſchreiben,“ erwiderte der Andere, „denn ich muß beſtändig das Inſtrument mit mir führen, und recht ſorgfältig darüber wachen, daß es ſcharf bleibe, um auf einmal durchhauen zu können.“

Nun lenkte ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Sprechenden. Die tiefſte Stille herrſchte auf dem Verdecke.

Der Fragende fuhr fort: „Fehlt es Ihnen zuweilen an Beſchäftigung?“

„Nur ſelten,“ erwiderte der Andere, indem er ſich die Hände rieb, „ich bin überzeugt, daß ich dieſes Jahr keinen Kopf verfehlt habe, und habe doch wohl an dreißig abgeſchnitten.“

„Und immer glücklich?“

„Immer.“

„Brauchen Sie keine Hülfe dabei?“

„Keine. Und nur zum Graben nehme ich einen Gehülfen.“

Man ſteckte die Köpfe zuſammen und flüſterte: Kein Zweifel! dies iſt er!

Dieſe leiſe Mittheilung ging von Mund zu Mund, und bald wurde der Paſſagier der Gegenſtand der lauteſten Neugierde. Endlich kam der Moment, daß der Mann, auf den ſich alle Augen mit einer Art von Aengſtlichkeit richteten, aufſtand, um ſich eine Erfriſchung reichen zu laſſen. Es war eine Flaſche Bier, von dem er ein Glas ſeinem Nachbar einſchenken wollte, der aber mit großer Höflichkeit ſich entſchuldigte, kein Bier zu trinken; Andere, an die er ſich wandte, hatten bald längere, bald kürzere Ausreden; als der Garçon nicht ſchnell genug mit der zweiten Flaſche zur Hand war, rief ihm der Fremde unwillig zu: „mais arrive donc *bourreau!*“

Der Garçon, den in dem Augenblicke ein edler Dienſteifer ergriffen hatte, brummte ihm entgegen: er möge ſeinen Namen nicht andern ehrlichen Leuten anhängen.

„Meinen Namen?“ lachte verwundert der Fremde.

„Ja wohl, Ihren Namen,“ antwortete der Burſche, „glauben Sie, daß man es noch nicht weiß! Nun, da Sie es ſelbſt geſagt haben — mit Ihrem Köpfe abſchneiden, Ihrem Gehilfen, Ihrem Graben — Sie kommen aus Melun, wo Sie den Menſchen geköpft haben — Sie ſind der Scharfrichter!“

Alle prallten einen Schritt zurück oder rückten hin und her auf ihren Sitzen. —

„Sie ſind Samſon!“

„Das iſt wirklich ſtark,“ ſprach der Fremde, indem er laut auflachte, er zog ſeinen Paß aus der Taſche und man erſah daraus, daß er einer der vornehmſten Gärtnereibeſitzer des Departements war, der ein Inſtrument zum Propfen erfunden hatte. Was er vom Köpfen geſprochen, bezog ſich auf Bäume, Blumen oder vielleicht Kohl.

Die ganze Verſammlung brach in Lachen aus und der falſche Scharfrichter grüßte höflich und ſprang an's Land; in demſelben Augenblicke ſtieg der Mann des Gerichts auf dem Greveplatze aus und entfernte ſich ſchnell, ehe das tiefe Incognito, das er ſtets um ſich zu hüllen weiß, verrathen worden wäre. —

E n g l a n d.

Das Parlament im Jahre 1835. *)

I.

D a s U n t e r h a u s.

Die Kammern, in welchen ſich das engliſche Parlament verſammelt, bieten nicht den theatraliſchen Anblick der politiſchen Schauſpielſäle, welche man in Frankreich für die Darſtellungen der repräſentativen Regierung hat bauen laſſen.

Beſuchen wir zuerſt die Kammer der Gemeinen. Da gibt es kein Amphitheater für die Damen, keine Logen für die Pairs und das diplomatiſche Corps. Nur eine enge Gallerie iſt den Journaliſten vorbehalten, eine andere, mehr geräumige wird dem Publikum geöffnet. Da herrſcht kein Aufwand an Marmor, da trifft man keine Statuen, keine Vergoldung. Das iſt in der That eine Kammer — eine weite, mehr lange als breite nackte Kammer ohne allen Zierath.

Denken wir uns auf der Gallerie und laſſen wir unſern Blick von der öffentlichen Tribune aus hinabſchweifen.

Uns gegenüber, im Fond, gewahrt man eine Art von Schilderhäuschen, darüber die königlichen Wappen. Hier ſitzt der Speaker, Sprecher, auf einem grünen Stuhle, angethan mit einem weiten ſchwarzen Rocke und grauen Fauſthandſchuhen, auf dem Haupte eine ernſte, ungeheure Perrücke, deren heruntergelaſſene Flügel ihm bis zum Gürtel fallen.

Zu ſeinen Füßen befindet ſich ein ſchmales Bureau, an dem der Chef der Parlamentsſchreiber ſitzt, ſein breites Geſicht auf beide Hände ſtützend, und unaufhörlich unter dem Hufeiſen ſeiner kleinen Rollen-Perrücke hervorlächelnd.

---

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt ein katholiſcher Irländer.

Digitized by Google

Die Bänke für die Mitglieder ſind im Gevierte zur Rechten, zur Linken des Sprechers und dieſem gegenüber geordnet.

Es gibt weder mehr einen Stuhl für den Präſidenten, noch für die Redner. Man hält ſich auf, wo man will, ſitzt oder ſteht, den Hut auf dem Kopfe. Jeder ſpricht von dem Platze, wo er ſich eben befindet. Um zu ſprechen, nimmt man übrigens den Hut ab. Man iſt gehalten, nicht die Verſammlung, ſondern den Speaker anzureden; auch wendet man ſich gegen dieſen, und ſagt Sir und nicht Gentlemen.

An den Volksvertretern liebe ich dieſes prunkloſe, durchaus bürgerliche Verfahren, und zwar, weil die Gemeinen einzig und allein zuſammenkommen, um die Angelegenheiten des Landes zu berathen, und nicht, um Komödie zu ſpielen.

Um drei Uhr tritt der Sprecher ein, vor ihm her geht der Chef der Huiſſiers, hinter ihm der Sergent d'armes, den Degen an der Seite, in ſchwarzem Kleide à la française. Auf ſeinem Fauteuil angelangt, zählt der Sprecher die anweſenden Mitglieder; ſind es deren vierzig, ſo wird die Sitzung eröffnet, nachdem der Kaplan das Gebet geſagt hat, welches Jeder ſtehend, mit entblößtem Haupte, den Blick nach der Lehne ſeines Stuhles gerichtet, anhört.

Gewöhnlich füllt man die erſten Stunden mit geringfügigen Geſchäften aus. Man verhandelt Bills von lokalem oder privatem Intereſſe. Zwiſchen acht und neun Uhr fangen die Bänke erſt an, ſich zu bevölkern, und erſt um Mitternacht wird die Kammer vollzählig. Zwiſchen Mitternacht und zwei Uhr des Morgens kommen in der Regel die großen Fragen zur Berathung, die auf eine wichtige, ernſte Abſtimmung zielen. So ſind die Engländer. Sie mißtrauen über die Maaßen der Leichtigkeit ihres Geiſtes. Sie würden es für gefährlich halten, ſich in ernſte Angelegenheiten einzuſchiffen, hätten ſie ſich nicht zuvor durch ein Mittagsmahl gehörig mit Ballaſt beladen. Sie müſſen bei Wein und Grog Muße haben, ihre Meinungen und ihre Beredtſamkeit zu überdenken und reifen zu laſſen.

Als er noch Herr Brougham war (und das war ſeine gute Zeit), kam Lord Brougham nie in das Unterhaus, ohne zwei bis drei volle Flaſchen Porto geleert zu haben. Aus dem Grunde ſeines Glaſes ſchöpfte er damals Weisheit, Mäßigung und Discretion. Seitdem er beim Oberhauſe iſt, wo das Dringende von 5 bis 6 Uhr abgemacht wird, iſt Lord Brougham angewieſen, nüchtern zu ſprechen, darum iſt er jetzt ſtets betrunken. Aus der Mäßigkeit ſeines Magens geht die Unmäßigkeit ſeiner Rede und ſeines Gehirnes hervor.

Dieſes fortwährende Hinausziehen der Verſammlung in der Nacht hindert das Unterhaus, Sonnabends Sitzung zu halten. Der Eingriff

in die Rechte des Sonntags würde unvermeidlich eine legislative Entheiligung herbeiführen, und wahrlich, das Parlament möchte ſchlechten Dank davon haben, wollte es für ſich allein die puritaniſchen Geſetze ungültig machen, die es ſo ſtrenge aufrecht hält, — und dieſe Geſetze ſchreiben eine allgemeine, völlige Unthätigkeit während der 24 Stunden des heiligen Tages vor.

Nun einige Worte der Perſonal-Statiſtik.

Die Kammer zählt im Ganzen 471 Mitglieder für England, 29 für Wales, 53 für Schottland, 105 für Irland, im Ganzen 658. Bei großen Veranlaſſungen fehlen nur Wenige an ihrem Poſten. Am Anfange dieſer Sitzung, als es ſich um die Wahl des jetzigen Sprechers handelte, haben 602 abgeſtimmt. Herr Abercromby, von der Oppoſition gewählt, trug den Sieg über Sir Charles Manners Sutton, den früheren Candidaten des Miniſteriums, nur durch eine Mehrheit von acht Stimmen davon.

Man ſieht, daß die Kammer in zwei, beinahe gleiche Hälften getheilt iſt. Auf der einen Seite das Miniſterium und die Reformiſten, auf der andern Seite die Conſervatiſten, die Oppoſition der gegenwärtigen Zeit.

Jede dieſer großen Abtheilungen ließe ſich wohl wieder unterabtheilen. Unter die Reformiſten würde man Whigs, Radikalreformers, Reinradikale und Repealers *) rechnen; unter die Conſervatiſten die alten Tories und die Halbconſervatiſten. Zu was würde das übrigens dienen? Es wäre kein Leichtes, dieſe unſichern, verſchiedenartigen Nüancen zu entmiſchen. Ueberdieß verlieren ſie ſich jeden Tag, um ſich in zwei beſtimmten Farben zu vermengen.

Gibt es noch Whigs? Bilden die Whigs eine Partei? Keineswegs! Es gibt einige Herrlichkeiten, einige Miniſter-Lords, deren Ahnen Whigs geweſen ſind; ſie ſelbſt ſind keine mehr. Um fürder Häupter einer wahren politiſchen Partei zu ſeyn, mußten ſie ſich in den Radikalismus verwandeln, und Dolmetſcher und Advokaten der Forderungen des Volkes werden. Was war die Folge davon? Whigs und Radikale lösten ſich ineinander auf. Als die iriſchen Katholiken die vielen liberalen Zugeſtändniſſe gewahr wurden, welche England erhielt, da machten ſie es wie die Reinradikalen; ſie vertagten ihre äußerſten Anſprüche, und ſchwiegen von der Auflöſung der Union. Unter O'Connels Anführung marſchiren ſie hinter den miniſteriellen

*) Repealers ſind die irländiſchen Mitglieder, welche die Auflöſung der Union zwiſchen England und Irland verlangen.

Truppen und unterſtützen ſie, um ihnen das Zurückweichen unmöglich zu machen.

Auf dem Felde der Oppoſition hat eine ähnliche Vermengung Statt. Sir Robert Peel hat alle Tories in dieſelbe Conſervatiſten-Uniform geſteckt; Lord Stanley's kleines unentſchloſſenes Bataillon nicht ausgenommen, gibt es jetzt Keinen, der nicht in jüngſter Zeit die neue Livree der Kirchen- und Thron-Vertheidiger angezogen hätte. Der Tiers-parti hat am engliſchen Geſtade des Kanals ebenſowenig reuſſirt, als in Frankreich.

Die Frage iſt einfach und klar. Der große Streit zwiſchen der alten und neuen Geſellſchaft iſt auszukämpfen; derſelbe Streit, der in Frankreich im Jahr 1789 begonnen hat, nur daß, wenn der Thron Weisheit genug beſäße, der ganze Kampf ſich auf parlamentariſchem Boden vollenden könnte.

Das Schlachtfeld liegt jetzt vor unſern Augen. Sie ſehen nur ein Heer von Reformiſten und eines von Conſervatiſten vor ſich; Beide erkennen je nur ein Befehlswort, ein Banner; das erſtere iſt ſtärker, hartnäckiger, aber es hat vielleicht einen zu zahlreichen Generalſtab und eine Nachhut, die ſich mehr beeilt, an das Ziel zu gelangen, als das Hauptcorps; das zweite dagegen iſt geſchloſſener, beſſer disciplinirt und mehr an Gehorſam an ſeinen einzigen Feldherrn gewöhnt.

Wie blutig auch die gegenſeitige Erbitterung von beiden Seiten ſeyn mag, ſo wird man doch die kriegführenden Parteien kaum von ihrer gewohnten, ritterlichen Loyalität abgehen ſehen. Es liegt eine Art von parlamentariſchem Völkerrecht im Brauche der Kammer.

Die Oppoſition wird nie die Abweſenheit eines Miniſters benützen, um ſeinen Collegen Fragen über Gegenſtände vorzulegen, welche außerhalb des Bereiches ihrer Departements liegen. Eben ſo wenig wird je ein Miniſter eine Bill vorlegen, ohne vorher darauf vorbereitet zu haben. Von der einen, wie von der andern Seite herrſcht in dieſer Beziehung große Höflichkeit. Die Kartelle ſind in der Regel ausgetauſcht: das wird an dieſem Tage, zu dieſer Stunde vorkommen. Erklärt Einer, er ſey zur genannten Zeit zu erſcheinen verhindert, ſo beſchleunigt man die Motion oder man verſchiebt ſie nach ſeiner Bequemlichkeit.

Handelt es ſich um eine wichtige Abſtimmung und die Majorität iſt zweifelhaft, ſo wird Keiner, es mag ihn eine noch ſo dringende Angelegenheit abrufen, ſeinen Poſten verlaſſen, es ſey denn, er habe unter ſeinen Gegnern ein Mitglied gefunden, das eben ſo ſehr danach ſtrebt, ſich entfernen zu können. Man kommt dann darüber ein, ſich

gemeinſam der Abſtimmung zu enthalten, und die doppelte Verbindlichkeit wird als heilig beobachtet.

Iſt man handgemein, ſo wird das Gedränge zwar dicht, aber man verſetzt ſich nur großmüthige Hiebe und ſtets von vorne. Das Getöſe billigender oder mißbilligender Unterbrechungen ſetzt übrigens ein fremdes, an die Disharmonien der engliſchen Ausſprache wenig gewöhntes Ohr in Staunen und Schrecken. Es gibt einen unerhörten, betäubenden Lärmen, der um ſo ſeltſamer erſcheint, als man nicht weiß, von wo er ausgeht. Es ſitzen da 600 Menſchen, welche wildes Freuden- oder Wuth-Geſchrei ausſtoßen, während ihre Körper ganz unbeweglich bleiben; ihre Züge bewahren die gewohnte Ruhe, das gewohnte Phlegma. Es liegt etwas Phantaſtiſches in dieſen Tumulten.

Hear! hear! iſt das Zeichen der Befriedigung und Ermuthigung. Hört den Redner! Sein Wort berührt und durchdringt das Leben der Frage; wir hören ihn; hört ihn!

Spoke! spoke! zeugt von Ungeduld, Langeweile, Ueberdruß. „Sie mißbrauchen uns; Sie haben genug geſagt; Sie haben geſprochen.“ Dieſer Vorwurf iſt ſtreng und gebieteriſch; man widerſetzt ſich ihm ſelten.

Order! order! iſt die Aufforderung zum Rufe zur Ordnung; es iſt die Mahnung an den Sprecher, daß er den, der die Schranken überſchritten hat, darauf aufmerkſam machen und zurechtweiſen ſoll, denn dem Speaker allein kommt es zu, die Strafe auszuſprechen.

Der Sprecher vereinigt in ſich, als ihr Abgeordneter, die Allgewalt der Kammer. Er genießt inmitten und nach Außen ſouveraines Anſehen. Seine Stelle bildet eine große Herrlichkeit. Er beſitzt ſein Präſidentſchafts-Palais, und hält königliche Levers, wo man nur im Hofcoſtüme zugelaſſen wird. Sonderbar! Dieſe Herren, die Gemeinen, die in ihren Saal in Stiefeln und Sporen, die Reitpeiſche in der Hand, den Hut auf dem Kopfe, eintreten, finden die Thüre ihres Präſidenten verſchloſſen, wenn ſie nicht Manchetten und ein Kleid à la française anhaben. Dieſe Strenge iſt unvernünftig; Herr Hume, der ſich dagegen erheben wollte, iſt übrigens kürzlich ſchlecht dabei weggekommen; ſeine vernünftigen Einwürfe erſchienen als radikale Verrücktheit. Alle Etiquette-Gewohnheiten ſind bei den Engländern mehr eingefleiſcht, als die Mißbräuche. Sicherlich werden Kirche, Ariſtokratie und vielleicht ſogar das Königthum eher reformirt ſeyn, als die grotesken Perrücken ihrer Magiſtraturen. Ihre entſcheidende Revolution wird vorüber ſeyn, und die Toilette des alten Regime wird noch von ihrer Freiheit beibehalten werden.

In England ſind die Gemeinen im wirklichen, unbeſtreitbaren Beſitze der Souverainität. Die brittiſche Pairie iſt nur noch ein Phantom, etwas würdiger aufgeſtutzt, als die franzöſiſche, darum aber doch Phantom. Die Pairie, die dahin gebracht iſt, daß ſie nur den Gemeinen zu gehorchen und ihre Bills einzuregiſtriren hat, bewahrt dennoch allen äußeren Anſchein von Suprematie. Sie hört nicht auf, die Gemeinen vor ihre Schranken zu rufen, und die Gemeinen erſcheinen ſtehend, von ihrem Sprecher geführt, und hat ihnen die Pairie nur die königliche Einwilligung zu ihren Anträgen mitgetheilt, ſo entfernen ſie ſich, rückwärts grüßend; — das wahre Oberhaus begnügt ſich, Unterhaus zu ſcheinen und ſo genannt zu werden.

Den ceremoniellen Levers des Sprechers muß jeder Vernünftige die populären Bälle des Präſidenten der franzöſiſchen Deputirtenkammer vorziehen, der vor ſeiner Thüre keine Schildwache ſtehen hat, um den Fräcken den Eingang zu verbieten. Ich meines Theils liebe auch die mit Zahlen verſehenen Einladungskarten, die 459 erſten für die Volksvertreter, das 460ſte für den Herzog von Orleans und ſo fort. In Frankreich kommt die Pairie vor dem Volke, das iſt gut, mit allem Reſpekt vor jeder Herrlichkeit. Schade, daß man in Frankreich nicht den Mißbräuchen ſelbſt abhilft, ſtatt ſie nur dem Namen und Coſtume nach zu ändern. Das franzöſiſche Syſtem iſt weit verſchieden vom engliſchen, aber ich zweifle, ob es das beſſere ſey. Die Engländer ſind Unterthanen, erfüllt von Hochachtung; ſie knieen zu den Füßen des Thrones, und bitten um Genehmigung ihres Willens. Die Franzoſen ſtehen aufrecht vor ihrem Königthum, daß es ſie an der Naſe herumführe, indem es nichts dagegen hat, wenn ſie ſich nach Gefallen als Souverains ausrufen.

Herr Abercromby, der jetzige Sprecher, hatte ſich durchaus nicht um die Ehre des Präſidentenſtuhles beworben, den ihm der erſte Akt der Gewalt der Reformiſten beim Beginnen der Sitzung zuſchied. Aengſtlich um die Privilegien der Kammer beſorgt, die er in ihrem Namen zu wahren hat, vertritt er ſeine Stelle mit ſo viel Würde, als die groteske Präſidiumsperrücke zuläßt. Obgleich umſchattet von dieſer ungeheuren Mähne, hat doch ſein Geſicht nichts Wildes, es zeigt im Gegentheil einen ſanften, anziehenden Ernſt. Seine Haltung iſt edel und geſchmeidig, ſeine Rede iſt beſcheiden und anſpruchslos, ſeine Stimme ſo voll und ſonor, als dieß erforderlich iſt, um oft von einer Verſammlung gehört zu werden. Aber die Conſervatiſten können es ihm nicht vergeben, daß er, wenn auch ohne es zu wollen, ihren Candidaten entthront hat. Sie betrauern die Mienen des bejahrten Dandy, die alte faſhionable Eleganz des Sir Charles Manners Sutton,

der ſich, auf dem Fauteuil alt geworden, daran gewöhnt hatte, den Torismus durch ein günſtiges Glas zu betrachten.

Allerdings hat ſich Herr Abercromby, ein erklärter Parteigänger der Reformiſten, nicht zum ſtrengſten Cenſor ſeiner radikalen Freunde aufgeworfen, weil er den Präſidentenſtuhl annahm. So hat Herr Abercromby die ſchwere Schuld, ſich nicht einzumiſchen, um die Rache des großen beleidigten Redners zu verhindern, wenn O'Conell, von einigen unklugen Lords herausgefordert, ihnen von jenen blutigen Worten auf die Stirne ſchreibt, die nie mehr verwiſchen. Nach der Anſicht der Tories beſtünde die Unparteilichkeit darin, Angriffe zu geſtatten, ohne zur Vertheidigung zu ermächtigen.

Ich habe Ihnen den Hauptüberblick über die Kammer gegeben, und von ihren Gewohnheiten geſprochen; es bleibt mir übrig, Sie in eine Sitzung zu führen. Wählen wir die, in welcher die Reformbill der Gemeinden von England und Wales vorgelegt wird, wobei nach einmonatlichen Debatten abgeſtimmt wurde. Das Gefecht war nicht zu hitzig; ich hätte Sie zu lebhafteren Scharmützeln führen können, aber wir müſſen einer durch Details unterbrochenen und wiederaufgenommenen Discuſſion beiwohnen. Das Drama wird hier einfach und vollſtändig ſeyn, die Hauptaction wird die erſten Schauſpieler der erſten politiſchen Verſammlung ſattſam auf die Scene bringen.

Man wußte, daß Lord John Ruſſel den 5. Juni Abends ſeine Bill bei den Gemeinen einbringen werde. Worin ſollte dieſe lang verheißene, von der einen Seite ſo ungeduldig erwartete, von der andern Seite ſo ſehr gefürchtete Maßregel beſtehen? Große Neugier herrſchte in London; eben war der dritte Tag des Wettrennens zu Epſom — gleichviel! Allgemein war man zur Stadt zurückgekehrt; man hatte die Pferdewetten den politiſchen Wetten zum Opfer gebracht. Von Mittag an waren die Umgebungen von Weſtminſter von einer Menſchenmaſſe belagert; man drängte ſich zu den Thüren des Unterhauſes. Nach manch heftigem Kampfe, wobei mir die Vorkunſt gut zu Statten kam, gelang es mir, zur öffentlichen Gallerie mit Hülfe einer halben Krone durchzuſchlüpfen.

Um drei Uhr, nachdem das Gebet verleſen war, und der Sprecher mit der Spitze ſeines dreieckigen Hutes die Mitglieder überzählt hatte, begann die Sitzung.

Zuerſt handelte es ſich lange um eine Bill über Vertheilung des Waſſers im Kirchſpiele Mary la Baune; das war eine wenig ergötzliche Debatte, aber Herr Henry Lytton Bulwer, Herr Hume und Sir Francis Burdett nahmen wiederholt das Wort, und ich feſſelte meine

Aufmerkſamkeit an ihre äußere Erſcheinung, wenn auch nicht gerade an ihre Reden.

Herr Henry Lytton Bulwer iſt ein junger Radikaler, der ein durchaus ariſtokratiſches Leben führt. Er iſt renomirt wegen der Eleganz ſeiner Dienerſchaft und ſeiner Wagen. Niemand trägt einen ſo kurzen, knappen Rock. Er ſpricht gut und frei, mit etwas krankhafter Stimme, den Kopf zurückgeworfen, wie kleine Menſchen zu thun pflegen. Er iſt der Bruder des Romandichters, und hat ſelbſt einen dicken Band über Frankreich geſchrieben, worin er franzöſiſche Sitte, Geſellſchaft, Politik, Literatur mit einem Aplomb von Unwiſſenheit und Abgeſchmacktheit beurtheilt, die an hanswurſtiſcher Naivität nur dem einfältigen Buche der Lady Morgan nachſteht. Dieſe Wuth der Engländer, alle Länder zu beſchreiben, durch welche ſie ohne Kenntniſſe, ohne zu beobachten, ohne Studien reiſen, iſt eine gewaltige Thorheit. Man muß ſich ärgern, daß ein geiſtreicher Mann, wie Herr Henry Lytton Bulwer, in der Schriftſtellerei mit einer nationalen, ſo gewöhnlichen Ungeſchicklichkeit debutirte.

In Humes Aeußerem liegt nichts Beſonderes, nichts Auszeichnendes; er benimmt ſich wie ein guter, einfacher, ſchwerfälliger, unabhängiger, façonloſer Bürgersmann. Spräche er nicht, ſchon ſeine Miene drückte eine unbeſiegbare Abneigung gegen alle ceremoniellen Gebräuche aus. Charakter und Erſcheinung widerſprechen ſich durchaus nicht; man kann keine andere Vorſtellung von ihm haben. Aus ſeinem Vortrage leuchtet die Feſtigkeit und Rauhheit ſeiner Anſichten hervor. Ein Haupt des Radicalismus, ein unbeſtechlicher und unerbittlicher Reformiſt hat er geſchworen, ſein ganzes Leben auf den Bänken der Oppoſition zuzubringen. Treu ſeinem Schwure und nicht aus Sympathie nimmt er heute einen Platz unter den Conferentiſten ein.

Sir Francis Burdett unterſcheidet ſich von Herrn Hume in allen möglichen Beziehungen. Denken Sie ſich eine lange Figur von etwa fünf Fuß zehn Zoll, in weißen Sammet-Beinkleidern, Halbſtiefeln und blauem Fracke. Eine weiße Weſte, eine weiße Halsbinde, ein kahler, platter gepuderter Kopf mögen das Gemälde vollenden. Die Männer der Oeffentlichkeit haben ein ſeltſames Geſchick, wenn ſie lange leben. Vor zehn Jahren war Sir Francis Burdett eben ſo ſehr in der Mode als ſeine Toilette. Er war der Günſtling von Weſtminſter, der Volksredner der Gemeinen; er ließ ſich in den Tower einſchließen, weil er zu verwegen gegen das Königthum geſprochen hatte; — jetzt wird er dem Lande verdächtig, weil man glaubt, er ſtimme mit den Torys. Man verachtet ihn, man klagt ihn des Wankelmuthes an. „Ihr habt Euch geändert," ſpricht er vielleicht. „Sonſt waret Ihr Reformiſten, jetzt ſeyd ihr Radicale geworden. Die Torys meiner Zeit ſind heut zu Tage Reformiſten. Ich dagegen bin meiner Meinung, meinen Gewohnheiten treu geblieben!" „Zum Unglücke für Sie, Sir Francis Burdett; Sie mußten ſich auch umgeſtalten oder nicht alt werden. Wären Sie zu rechter Zeit geſtorben, ſo möchten Sie Ihre bronzene Bildſäule neben der von Canning auf dem Weſtminſterplatze haben. Wer weiß, ob das Volk, das Sie ſonſt im

Triumphe fortgetragen hat, morgen nicht ihre weißen Beinkleider mit dem Kothe der Parlaments-Straße galoniren wird?“

Endlich war die Discuſſion über die Waſſer von Mary la Baune erſchöpft. Die Kammer mußte über dieſe eckelhafte Bill abſtimmen und die Gallerien der Journaliſten und des Publikums wurden geräumt. So iſt es Brauch im Parlamente, wo die Diviſionen unabänderlich nur bei verſchloſſenen Thüren ſtatt haben.

Als ich wieder auf die Gallerie trat, bot der Saal einen ſehr veränderten Anblick. Das kleine Stück war geſpielt, das große begann. Die Reihen zur Rechten und Linken füllten ſich immer mehr; Jeder eilte an ſeinen Poſten.

Lord John Ruſſel, der officielle Oberbefehlshaber der Reformiſten, war auf der Miniſterbank zur Rechten des Sprechers erſchienen. Zu ſeiner Seite erblickte man ſeine erſten Adjutanten, den Schatzkanzler, Herrn Spring-Rice, mit breiter, hoher Stirne, einem Satyr-Geſichte, den bedeutendſten Sprecher, wenn nicht den bedeutendſten Kopf des Kabinets; Lord Morphat, den Secretär für Irland, einen großen jungen Mann, der mit ſeinen frühgrauen Haaren, die von der Ferne blond ausſehen, einem ſchönen, furchtſamen, erröthenden Jünglinge gleicht; Lord Palmerſton, den alten pausbäckigen Dandy, deſſen dickes Geſicht noch zufriedener ſich zwiſchen dem dichten Backenbart aufzublaſen ſcheint, ſeitdem er nicht mehr von Herrn von Talleyrand am Leitſeile geführt wird; Lord Palmerſton, der nicht Pair werden wollte, als er das Miniſterium das letzte Mal wieder antrat, weil er behauptete, ſeine Beredtſamkeit habe ein freieres Feld in der Kammer der Gemeinen, als im Hauſe der Lords.

Der miniſteriellen Gruppe gegenüber, nur durch das Bureau der Parlamentsſchreiber getrennt, befand ſich Sir Robert Peel, ebenfalls umgeben von ſeinen conſervatiſtiſchen Oberſten, unter dieſen durch ſeine grotesken Formen ausgezeichnet Lord Granville Sommerſet, der Quaſimodo von Weſtminſter, den ſein Doppelhöcker nicht abhält, am behendeſten die proteſtantiſche Glocke gegen die Papiſten zu läuten.

Da und dort gewahrte man noch andere berühmte Männer in der Verſammlung. Daniel O'Connell, unſer großer, großer O'Connell, ruhig mit der Durchleſung eines Buches beſchäftigt, deſſen Blätter er aufſchneidet, in der Mitte ſeiner Söhne, ſeiner Neffen, dieſer iriſchen Katholiken, die man ſeinen Schweif — his tail — nennt, einen Schweif, wenn man ſo will, der aber das Haupt des Staates führt; in ihrer Nähe Lord Stanley, den jungen Erben des Hauſes der Derby, dieſen eleganten ehrgeizigen Herrn, der die Bänke der Reformiſten nur aus Herzens-Antrieb verlaſſen hatte.

Ferner waren zwei junge ſtehende Männer zu bemerken, ſich eben ſo unähnlich in Taille und Tournure, als in Meinungen, aber Beide in der Modewelt berühmt und darum einer Beſchreibung gleich würdig.

Der Erſte iſt der Vicomte Caſtlereagh, der Sohn des Marquis von Londonderry, unbändiger Conſervatiſt, wie ſein Vater, aber weniger naiv und mehr discret, als dieſer. Der äußern Erſcheinung und dem Talente nach dünn und armſelig, vermag er ſein wirkliches Leben nicht im Unterhauſe zu ſuchen; die Salons vom Weſt-Ende ſind

ſeine Atmoſphäre, hier findet ſeine Fadheit die Luft, die er allein zu athmen im Stande iſt. Lord Caſtlereagh iſt eines der Häupter der Schule, welche die Wiedergeburt des engliſchen Faſhionabilisme veranlaßt hat. Dieſe Schule trennte ſich durchaus von der des Brummel, welcher ſeine Macht einzig und allein auf die Toilette gründete. Die neuen Faſhionables von der Sekte des edeln Lords heucheln im Gegentheile gänzliche Nachläſſigkeit und ein Gehenlaſſen in ihren Manieren. Nichts, was in die Augen ſpringt in ihren Equipagen und in der Ausſtattung ihrer Leute; Wagen in dunkeln Farben, düſtere Livreen und ſie ſelbſt in der einfachſten Kleidung; nie geblümte oder verbrämte Weſten; keine Juwelen, höchſtens das Ende einer goldenen Kette am Knopfloche eines ſchwarzen Rockes; ein Stöckchen mit getriebener Arbeit, welches eine geheimnißvolle, aber der ganzen Stadt bekannte Empfindung verräth. Dabei ein übermenſchliches Raffinement impertinenter Selbſtzufriedenheit, eine erhabene Verachtung alles Deſſen, was nicht den ausſchließlichen Kreiſen angehört, bei denen ſie allein Zutritt haben; ein anmaßender Jargon, der ſich meiſtens des Franzöſiſchen bedient, um Phraſen zu überſetzen; wie: **Etiez-vous hier chez lady Hertford? Toutes les personnes existantes étaient là.** Lord Caſtlereagh iſt als der vollkommene Typus dieſer oberſten und übervortrefflichen Kategorie der Modemänner von London zu betrachten.

Der Zweite, Herr Edward Lytton Bulwer, der wohlbekannte Verfaſſer des Pelham und vieler anderer Romane, iſt, wie ſein Bruder, ein erklärter Radicaler. Er iſt ſehr groß und würde noch größer erſcheinen, hielte er ſich nicht ſo gekrümmt; er hat ſtarke, blonde, gelockte Haare; ſein langes, ausdrucksloſes Geſicht, ſeine ſtarren, feuchten Augen laſſen in ihm nicht den genialen Schriftſteller vermuthen. Der unbeſtreitbare Erfolg ſeiner Werke mag ihm die Thüren der ausſchließlichen Geſellſchaft geöffnet haben, wo er ſich ſehr häufig einfindet. Seinem Anzuge nach gehört er zu den alten Ueberlieferungen der Faſhion. Selten begegnet man ihm anders als mit einem weiten Ueberrocke, deſſen mit Seide oder Sammet gefütterte Flügel im Winde ſegeln, in Beinkleidern von heller, auffallender Farbe, mit lackirten Stiefeln, und einen Stock ſchwingend, mit reichem Beſchlage am Knopfe. Er erinnert an die Parvenus von ſchlechtem Geſchmacke, welche die vordern Logen der Oper zu Paris umlagern. Ich will die Verdienſte und das Intereſſante einiger Romane des Herrn Edward Bulwer nicht in Abrede ziehen, aber ich meine, er hätte ihren Werth nicht ſo ſehr übertreiben ſollen, um ſich dadurch hinreißen zu laſſen, einen unbändigen Stolz an den Tag zu legen, wie ihn jede Zeile der traurigen Rhapſodien verräth, welche er neuerdings unter dem Titel „der Student“ veröffentlicht hat. Indeſſen würde ich ihm dieſes Werk immerhin eher vergeben, als einen Zug, den man mir von ihm erzählt hat. Mit Empfehlungsbriefen ausgeſtattet, beſuchte ihn einſt ein junger Amerikaner: „Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen, mein Herr,“ ſprach Bulwer, „allein ich ſage Ihnen zum Voraus, daß es mir ſchwer werden wird, öfter die Ehre zu haben; ich habe bereits mehr Bekanntſchaften, als meine Zeit mir zu pflegen geſtattet, und, offen geſprochen, dieſen bin ich die Augenblicke ſchuldig, über welche ich verfügen kann.“

Finden Sie hierin nicht eine Höflichkeit, welche die gewöhnliche brittiſche Liebenswürdigkeit noch überbietet? Nach dem Gebrauche ſeines Landes möchte ſich Herr Bulwer nicht viel gefallen laſſen. Die Engländer richten ſich durch Gaſtfreundſchaft nicht zu Grunde. Iſt ein Fremder an ſie addreſſirt, und es läßt ſich nicht ein gewiſſer Profit an ihm machen, ſo geben ſie ihm ein trauriges, langes Mittagsmahl nebſt Abendbrod zum Nachtiſche; haben ſie ihn einmal tüchtig mit roast-beef voll gepfropft, mit Porto und Grog angefüllt, und Nichts geſpart, was zur Erſtickung hätte beitragen können, ſo geben ſie ihm den Abſchied; überlebt der Unglückliche dieſe Mahlzeit, ſo wird ihm die Thüre dieſer Amphitryonen nur noch für die Abſchieds-Viſite geöffnet. Walter Scott, vielleicht ein eben ſo großer Romandichter als Herr Bulwer, glaubte in Beziehung auf Beſuche, die an ihn empfohlen waren, keine Ausnahme von dem allgemeinen Rechte der Höflichkeit machen zu dürfen; er behandelte ſie im Gegentheile gaſtfreundlicher, als es in England der Brauch iſt; Walter Scott war aber auch kein großer faſhionabler Romandichter.

Dort erkennen Sie auch den Doctor Bowring wieder, wie er ſtöbert, von einer Bank zur andern trabt und Jedem die Hände ſchüttelt, der ſie ſich ſchütteln läßt. Dieſer ehrenwerthe Doctor hat all ſeine Zeit damit hingebracht, das Pflaſter von Paris zu treten, weil er entdeckte, daß dort Charlatanerie ein äußerſt kräftiges Mittel zu günſtigem Erfolge ſey. Er ſchlug den kürzeſten Weg ein und ging gerade auf die Journale los. Die franzöſiſchen Journale ſind die Gefälligkeit ſelbſt, weiß man ſich nur mit ihnen zu benehmen. Bald handelte es ſich nur noch um Doctor Bowring. Doctor Bowring that keinen Schritt, der nicht einregiſtrirt wurde, Doctor Bowring hier, Doctor Bowring da, überall und ſtets zu gelegener Zeit. Und die gutmüthigen Pariſer mußten, betäubt von dieſen Trompetenſtößen, dieſe rührige, lärmende Perſonnage, deren dunkle, anonyme Sendung Niemand verſtand, endlich als eine Sorte von commerciellem und literariſchem Stratford-Canning betrachten. In England weiß man die Windmachereien der Preſſe genau zu ſchätzen, darum lachte man auch herzlich, als Doctor Bowring in Paris einherſtolzirte, in jene Wichtigkeit gehüllt, die er in den Fabriken der dortigen Journale erkauft hatte. Er kehrte in ſein Vaterland zurück, aber ohne den ſtrahlenden Mantel; man behielt ihn, als verbotene franzöſiſche Waare, an der Douane zurück. Kurz, Doctor Bowring iſt geblieben, was er früher war, ein Reformiſt voll Verlangen, von der Reform Nutzen zu ziehen; ein bloßer Schüler aus der Vortheil erſtrebenden Schule des Lord Brougham, eine Art von Handlungs-Reiſender des Foreign-Office, der drei oder vier lebende Sprachen ziemlich feſt ſpricht, ein Dichter, der etwas weitſchweifige Verſe in den Magazines erſcheinen läßt; im Uebrigen aber der beſte Doctor der Welt.

Es war nun bald ſechs Uhr; man hatte keinen Kämpfer mehr zu erwarten; der Augenblick zu Eröffnung der Bahn war erſchienen. Nach der Tagesordnung rief der Sprecher den Miniſter des Innern auf und gab ihm das Wort. Die tobenden Wellen legten ſich und es herrſchte ein tiefes Schweigen; Lord John Ruſſel erhob ſich.

Lord John Ruſſel, der dritte Sohn des Herzogs von Bedford, iſt ein ganz kleiner Mann von höchſtens fünf Fuß franzöſiſchen Maaßes; ſeine geringfügige Geſtalt verleiht ihm ein jugendliches Ausſehen; man würde nicht glauben, daß er fünf und vierzig Jahre zählt; durch die breite Stirn und das ſchmale Kinn bildet ſein Kopf gleichſam ein Dreieck; ſeine kaſtanienbraunen kurzgeſchnittenen Haare ſind ſtets glatt gekämmt; über ſeinen Augen wölben ſich die Brauen in gefälligen Bogen; durch ſein blaſſes, ruhiges, ſanftes, phlegmatiſches Antlitz ſchimmert eine gewiſſe verſteckte Feinheit; ſeine Art zu ſprechen, ſtimmt durchaus überein mit der Beſcheidenheit und Gelaſſenheit in ſeinem Aeußern; ſeine Stimme iſt ſchwach und eintönig, aber deutlich; während er ſpricht, belebt ſich ſein Körper kaum mehr, als ſeine Rede; ſeine ganze Action beſteht darin, daß er ſeine linke Hand über den Rücken gleiten läßt, um damit den Ellbogen am rechten Arme zu faſſen, und ſich in dieſer Stellung zu ſchaukeln.

Lord John Ruſſel drückt ſich einfach und ohne Anſtrengung aus; ſeine Rede iſt kalt und trocken, aber klar und gedrängt. Er zeichnet ſich als Schriftſteller mehr durch Kürze, als Eleganz aus, und dieſe Gewohnheiten vom Schriftſtyle her überträgt er auch auf ſeine Improviſationen; er hat Nichts von der ermüdenden Volubilität des Herrn Thiers; er ſagt nur, was er ſagen muß und ſagt dann auch Alles, was er ſagen will. Sind ſeine Sarkasmen noch ſo froſtig, ſo ſchneiden ſie doch nicht minder ein. Um tief zu verwunden, braucht die Dolchklinge nicht vorher im Feuer roth geworden zu ſeyn. Dieſe jähen Funken ſtehen ihm nicht zu Gebot, die eine Verſammlung durch ihre elektriſche Wirkung in Verlegenheit bringen; er leitet und erhellt durch ein ruhiges, ſtetes Licht. Das iſt ein ernſter, entſchiedener, entſchloſſener Geiſt, voll brauchbarer, kurzgefaßter Ideen.

Der Miniſter hatte in weniger als einer Stunde den ganzen Plan ſeiner Bill entwickelt, und die Motive und einzelnen Punkte genau auseinander geſetzt und zwar nicht, ohne ſpitze Pfeile gegen den verderblichen Einfluß der Torys auf die Municipal-Verfaſſung abzuſchießen, deren Reform er verlangte.

Sobald ſich Lord John Ruſſel unter ziemlichem Gemurmel, welches ſeine Rede hervorbrachte, geſetzt hatte, erhob ſich Sir Robert Peel und nahm das Wort.

Der Ex-Premier-Lord der Schatzkammer iſt von mittlerer Größe; ſeine Tournure wäre elegant, würde ihn nicht ſeine Wohlbeleibtheit etwas ſchwerfällig machen; ſeine Kleidung iſt ſorgfältig, ohne geckenhaft zu ſeyn; ſeine geregelten Züge haben einen gewiſſen Ausdruck von ſatyriſcher Verachtung; er ſcheint gar zu ſehr auf großartige Manieren abzuzielen — bei angeborenem Range bewegt man ſich leichter, ungezwungener. Studirte Affectation iſt überdieß der vorherrſchende Charakter in ſeinem Rede-Talente. Bewegung und Sprache, Alles zeugt von einem angemaaßten Streben. Er hat mehr von einem Komödianten, als ein Redner bedarf, darum wird man auch müde, wenn man ihn ſo agiren, ſich drehen und wenden ſieht. Ein Staatsmann ſoll ſich nicht ſo auf graziöſe Stellungen verſtehen. Am Kamin mag Jeder die Beine kreuzen und, die Hände in den Taſchen, mit

den Guineen klirren. Im Salon mag man den Rücken ſeines Kleides ſtreicheln oder die Flügel ſeines Oberrockes zurückwerfen, dabei mag die Haltung gewinnen, aber im öffentlichen Leben zumal, wo die Geſetze einer Nation verhandelt werden, ſind dieſe Uebungen einer unſchuldigen Koquetterie nicht an ihrer Stelle. Sir Robert Peel macht einen wahren Mißbrauch von ſeinen Händen und Armen; denn er ſchlägt gar zu häufig ein Rad. In der ewigen Beweglichkeit ſeiner Perſon geht ſeine Rede beinahe verloren. Es läßt ſich übrigens nicht läugnen, daß er leicht, lebhaft, geiſtreich ſpricht, daß man ihm mit Vergnügen zuhört. Seine Rhetorik, auf die öffentlichen Angelegenheiten angewandt, iſt gefällig; er beſitzt Alles, was die Redekunſt zu verleihen vermag; aber das belebende Feuer iſt bei ihm ein gemachtes; die wahrhafte Flamme, die ſich mittheilt, entbehrt er gänzlich. Er ſpricht nicht aus voller Ueberzeugung. Nein, er iſt der ehrgeizige maskirte Tory, der, um die goldenen Zügel der Regierung wieder zu erhaſchen, ſich gleißneriſcher Weiſe in einen Reformiſten-Mantel gehüllt hat; der mit Sack und Pack zu den Radicalen übergehen würde, wenn er Hoffnung hätte, dadurch die erſehnte Macht zu erringen und zu behalten.

Indem ſich Sir Robert Peel, unter Vorbehalt weiterer Punkte, an den Hauptgrundſatz der Bill anſchloß, gab er in ſeiner Antwort auf die bittern Vorwürfe des Lord John Ruſſel einige gehaltvolle Scherze, welche die Verſammlung ſehr zu ergötzen ſchienen.

Der Miniſter entgegnete mit wenigen artigen, aber beſtimmten Worten. Nichts vermag den Ernſt des edeln Lords zu unterbrechen. Dieſes politiſche Temperament betrachte ich als das wünſchenswertheſte für einen, im Streite begriffenen, Staatsmann. An ſolchem Phlegma bricht ſich die Heftigkeit der Angreifenden, denn bei dieſer Ruhe kann man nie hingeriſſen werden.

Ein Paar Mitglieder gaben Bemerkungen über Einzelnheiten; da jedoch keine die Einführung der Bill ſtreitig zu machen ſuchte, ſo ſtand man im Begriffe, die Sitzung aufzuheben. Es war bald Nacht und die Stunde zum Mittagsbrod erſchienen; man hatte die Kronleuchter noch nicht angezündet; und die Kammer erhob ſich in Maſſe.

Ein Mann mit brauner, gelockter Perrücke, blauem Oberrocke, breiten Schultern, von athletiſcher Geſtalt, ſtieg von der Miniſterbank herab und blieb in der Mitte des Saales ſtille ſtehen. Beim Tone ſeiner Stimme kehrte Jeder auf ſeinen Platz zurück. Abermals herrſchte allgemeine Stille. Dieſer Mann war unſer großer Irländer, der Rieſen-Agitator, wie ſie ihn nennen; — was den Rieſen betrifft, ſo haben ſie Recht, das war O'Connell, unſer O'Connell, der energiſche Greis, der allein mehr Jugend und Leben beſitzt, als alle jungen Männer der Gemeinen mit einander, als ſelbſt die ganze Kammer.

Noch hatte die Dunkelheit nicht ſo ſehr zugenommen, um ihn vor meinen Blicken zu verbergen. Noch ſehe ich ihn, auf ſeinen hohen Beinen ſtehend, den rechten Arm ausgeſtreckt, den Körper vorgebeugt; noch höre ich ihn. Seine Rede war nicht lang; er ſprach nur wenige, aber mächtige Worte. Der Löwe liebkoſte, indem er brüllte. Sein Beifall war gebieteriſch und drohend. „So habe die Bill alſo nur

an England und Wales gedacht. Warum Irland immer vergeſſen werden, immer nach den Andern kommen muß? Habe dieſes Land nicht genug käufliche, beſtochene Gemeindeverwaltungen? Er werde jedoch freimüthig und mit ſeiner ganzen Macht den Vorſchlag des Miniſteriums unterſtützen. Es ſey eine edle, glorreiche Maaßregel, und er wünſche nicht mehr für Irland.“

Er wünſche, d. h. er befehle nicht mehr. O'Connell's Wünſche ſind nicht zu verachten. Herr Spring-Rice beeilte ſich auch, ihn vollkommen zufrieden zu ſtellen. „Er möge ſich darüber nicht beunruhigen,“ erklärte der Schatzkanzler; „die Regierung werde Irland ebenſo Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; es ſoll ebenſo ſeine Gemeinde-Reform erhalten, und dies wohl noch in gegenwärtiger Sitzung.“

„Meinen Dank!“ murmelte O'Connell, indem er ſich unter den Haufen der Mitglieder miſchte, welche eben den Saal verließen. „Ich nehme dieſes Verſprechen für Irland auf.“

Irland! — **Ireland!** Man muß unſer Irland nennen gehört haben, mit dieſem bewegten, zitternden, zärtlichen Accente, welche jede Silbe des theuern Wortes zuſammendrückt und liebkoſt; man muß es gehört haben, um die Gewalt dieſer mächtigen Beredtſamkeit zu verſtehen. Ja, die wahre Vaterlandsliebe verleiht übermenſchliche Kraft. Es iſt eine unwiderſtehliche Waffe, in Händen, die ſie als eine heilige, heilig und mit Liebe erfaßte Sache zu beherrſchen wiſſen.

Daß dieſe verzweiflungsvollen Conſervatiſten, welche ihre ſchwankenden Privilegien unter O'Connells Streichen zuſammen ſtürzen ſehen, ihn als Agitator, Wüthenden, Zerſtörer behandeln, wundert mich durchaus nicht. Aber warum hat er ſelbſt unter den Reformiſten ſo viele unbeſtändige Bewunderer, die ihm ſeine heftige Bitterkeit, die unerbittliche Schärfe ſeiner Reden nicht vergeben können? Glauben dieſe Männer leidenſchaftsloſer Mäßigkeit, daß ſanfte Worte, Bitten und Unterwürfigkeit auch nur eine von den Beſchwerden Irlands zu heben vermocht hätten? Gewiß nicht. Hätte er nicht mit unbarmherziger, ungezähmter Rauhheit losgeſchlagen, ſo ſtünde das alte Gebäude von Uſurpation und Unduldſamkeit noch feſt. Möge er nur ſchonungslos fortfahren! Er hat eine tüchtige Breſche in die Mauer geſchoſſen; mag er ſie vollends niederwerfen. Auf dieſe Weiſe umſtürzen, heißt nicht zerſtören: das heißt den Schutt vom Boden räumen, daß man die allgemeine Freiheit darauf bauen kann.

O'Connell iſt unläugbar der erſte Redner und der erſte Politiker des Parlaments. Freund und Feind erkennt ihn, wenigſtens im Innern als Meiſter an. Er iſt auch in der That erſter Miniſter. Was ſind die Kabinets-Mitglieder anderes, als wohl dreſſirte Marionetten, die er nach Willkühr tanzen läßt. Sein Einfluß auf die Maſſen des Volkes iſt unbegränzt. Er iſt nicht in Irland allein das Ideal des Volkes, er iſt es auch in Schottland und England. Gott verleihe ihm ein langes Leben! Auf ihm beruht die Hoffnung, die Zukunft der drei Nationen!

Von der Sitzung vom 5. Juni habe ich nur noch zu erzählen, daß hinreichend empfängliche Mitglieder zurückblieben, um noch einige Stunden lang verſchiedene Geſchäfte von ſekondärer Bedeutung abmachen zu können.

Man kann überhaupt dem engliſchen Unterhauſe nachſagen, daß der große politiſche Kampf den lokalen und privaten Angelegenheiten kein Hinderniß entgegenſetzt; häufig vollendet es in einer Nacht mehr Arbeiten als die franzöſiſche Deputirten-Kammer in einem Monat von dreißig Tagen.

Sie haben geſehen, wie ſich die Oppoſition der Conſervatiſten vor der Corporations-Bill gänzlich zurückgezogen hat; natürlich nicht ohne großes Herzeleid, aber die Taktik wollte es einmal ſo. Man mußte ſich um jeden Preis das Anſehen geben, als ob man die Reform nicht ſo ſehr haſſe. Das war eben nicht der ungeſchickteſte Plan. Dagegen zählt die Oppoſition darauf, daß ſie ihr Terrain im Kampfe über die irländiſchen Zehnten und die Appropriation wieder gewinnen werde. Ueber dieſe Frage hat ſie ſich in Schlachtordnung aufgeſtellt. „Wir haben hinreichend bewieſen,“ rufen ſie in ihren Proclamationen aus, „daß wir vernünftige Reformiſten ſind, aber unſere Liebe zum Fortſchritte geht nicht ſo weit, daß wir darüber die Kirche zum Opfer bringen wollen. Zu uns trete die Kirche und wer immer zur Kirche hält! Die Kirche iſt in Gefahr!“ Und ihre Kirche, dieſe unnatürliche, entartete Tochter, welche ihre Mutter verläugnet und beraubt hat, läutet überall mit den Glocken, die ſie aus unſern Thürmen genommen, um mit aller Macht die alten proteſtantiſchen Vorurtheile ihren Kämpen zu Hülfe zu rufen. Ueberall pflanzt ſie Biſchöfe auf die Stühle ihrer altarloſen Tempel und läßt einen neuen Kreuzzug gegen den Katholicismus predigen. Hört ſie: — „Unter den unzähligen religiöſen Sekten, welche über die drei Königreiche verbreitet ſind, von den Anabaptiſten bis zu den Unitariern, um ſie alphabetiſch aufzuführen, gibt es keine ſtreng verdammungswerthe und gefährliche. Die Sekte der Papiſten allein droht dem Staate, dem Throne und dem Eigenthum Gefahr. Es iſt an der Zeit, den Papſt, wie unter der Königin Eliſabeth, abermals im Bilde und in feierlicher Prozeſſion zu verbrennen; auch möchte es nicht übel ſeyn, wenn man bei derſelben Gelegenheit die gottloſe Majorität der Gemeinen verbrennen wollte, welche einen Theil des proteſtantiſchen Zehnten in Irland der Erziehung von Armen aller Religionen zueignen will.“ Das egoiſtiſche, unſinnige Geſchrei der Conſervatiſten wird, Gott ſey Dank, in der Wüſte verhallen. Ihr unendlicher Glaubens-Fanatismus wird über den allgemeinen Menſchenverſtand keinen Sieg davon tragen; in der Kammer und außerhalb derſelben iſt ihre Niederlage unvermeidlich. Um mich eines Bildes von Sheil, dem erſten iriſchen Redner nach O'Connell zu bedienen: Irlands Kirche wird der Gottesacker für den Torysmus und die proteſtantiſche Unduldſamkeit ſeyn.

Bald führe ich Sie vielleicht zum Unterhauſe zurück, und werde diejenigen von ſeinen Notabilitäten die Revue paſſiren laſſen, welche ich Ihnen heute nicht zeigen konnte; zuvor aber ſind wir dem Oberhauſe, der Kammer der Lords, einen Beſuch ſchuldig, wo uns ein anderes Schauſpiel und andere wichtige Schauſpieler des politiſchen Drama erwarten.

London, Ende Juli 1835.

Andrew O'Donnor.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Paris, 9. Auguſt.

Marſchall Oudinot ſoll zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt worden ſeyn. — Das Haus Nr. 50, auf dem Boulevard du Temple, in welchem Fieschi's Moſchine angebracht war, wird von der Stadt angekauft und niedergeriſſen werden, um einen Durchgang zwiſchen der Rue basse und dem Boulevard zu bilden. — Der Herzog von Devonſhire iſt hier angekommen, um den König im Namen ſeiner Regierung zu beglückwünſchen. — Fieschi wird allem Anſcheine nach am Leben erhalten werden. — Der berühmte Chemiker Berzelius iſt aus Schweden in Paris angekommen. Er wird von hier zur Verſammlung der Naturforſcher nach Bonn reiſen.

Wiesbaden, 9. Auguſt.

(**) Hier gaſtiren gegenwärtig Herr und Madame Rosner. Erſterer wurde bei ſeinem erſten Auftreten als Zampa mit ſtarkem Applaus empfangen, auch als Georg Brown in der weißen Frou und als Fra Diavolo erndtete er vielen Beifall. Herr Jaskewiz, der Baritoniſt, iſt ebenfalls hier und gefällt. — An der Bank fehlt es dieſes Jahr an Spielern; es ſtehen zwar viele Leute an den Tiſchen, allein die hohen Pointeurs, zumal aus dem Norden, ſind nicht vorhonden. An dem Ausbleiben Letzterer ſoll einestheils die Revue bei Kaliſch, anderntheils das jüngſte Verbot in Preußen, die Verordnung auswärtiger Bäder betreffend, die Urſache ſeyn. Chabert hat für 60,000 fl. die Banken der Taunusbäder gepachtet, und die kleineren, wie Schwalbach, Schlangenbad, an Afterpächter überlaſſen, welche natürlich viel bezahlen müſſen und mit Unglück ſpielen. Ich ſah ſie noch nie gewinnen. — Auf einem der Dampfſchiffe auf dem Rhein zerſprang kürzlich etwas an der Maſchine. Die Geſellſchaft gerieth in großen Schrecken und die Schiffsleute verloren den Kopf; glücklicherweiſe geſchah kein Unglück, aber erſt nach drei Stunden wurden ſie durch ein anderes Dampfſchiff aus der Verlegenheit gezogen, welches die Paſſagiere aufnahm. — Spindler iſt ſeit acht Togen in Schwalbach. — Zu dem großen Muſikfeſt in Mainz, das jedes Jahr an Bedeutung zunimmt, erwartet man Meyerbeer, von dem eine neue Compoſition ausgeführt werden ſoll, und den Muſikdirektor Löwe von Stettin, deſſen »eherne Schlange« auch zum erſtenmal zur Aufführung kommt. Das Orcheſter wird aus etwa 70 Muſikern aus der Kapelle von Darmſtadt, Frankfurt, Mainz ꝛc., das ſingende

Perſonal aus Künſtlern und Dilettanten der Liederkränze der nähern und fernen Umgegend beſtehen und über 400 Perſonen betragen.

Literarische Uebersichten.

L'HISTOIRE DES FRANCS,

von dem Exminiſter Carls X., dem Grafen v. Peyronnet, erregt Aufſehen. Er hat ſie in ſeinem ſtillen Gefängniſſe zu Ham, fern von allen Zerſtreuungen der Welt, geſchrieben, und fünf volle Jahre darauf verwendet, dieſes Werk zu vollenden. Es ſoll mit einer ſeltenen Aufrichtigkeit geſchrieben ſeyn.

DER FAHRENDE SCHÜLER
von
Wilhelm v. Chezy.

3 Bände. Zürich bei Orell, Füssli und Comp.

— * Zwei Brüder von ſo auffallender, äußerer Aehnlichkeit, daß keine Unterſcheidung mehr möglich iſt, zugleich aber von den verſchiedenartigſten Charakteren, ſind in früheſter Jugend aus der Heimath verloren gegangen, und finden ſich erſt, zu Männern herangereift, auf dem Schauplatze des Romanes wieder, ohne Urſprung und Zuſammenhang zu kennen. Der Knoten iſt auf das Intereſſanteſte durch die tauſendfältigen Verwechſelungen in Folge der äußeren Aehnlichkeit geſchürzt. Die Erzählung ſpielt in Salzburg in der ſagenreichen Zeit der erſten Jahrzehende der Reformation. Die Schilderungen des reizenden Bodens ſind treu und in gefälligem Lichte gehalten. Die dem Stoffe nach anziehende Novelle möchte gewonnen haben, hätte ſie der Verfaſſer mehr zuſammenziehen und von einer Anzahl ſchleppender Dialoge frei zu halten gewußt. Einen guten Freund finden wir vor, deſſen Anweſenheit füglich durch eine Neuigkeit hätte erſetzt werden können: »die Schelme von Genua,« ein Schwank, den Herr v. Chezy genueſiſchen Annalen entnommen und ſchon vor fünf Jahren in Spindler's Zeitſpiegel hatte abdrucken laſſen, iſt dem fahrenden Schüler wörtlich einverleibt.

NACHLASS eines GESCHIEDENEN.

Erste Lieferung. 3 Bändchen. Berlin 1835. Enslin'sche Buchhandlung.

— * Das erſte Bändchen enthält eine Olla-Potrida von Bemerkungen über die Kunſt und die Künſtler und den Verfaſſer vorliegender Schriften. Unter manch geiſtreichen Ideen ſtoßen wir auch auf Darlegung von Anſichten, die uns anekeln, weil man ſie uns in tauſend Büchern ewig wiedertönen läßt. — Die deutſchen Schriftſteller gefallen ſich doch gar zu ſehr in der Größe ihrer Landsleute; die deutſchen Dichter in der Univerſalität ihres Kunſtverſtehens. Dieß erfahren wir hier wieder, wo wir noch überdieß aus dem Ernſte, der uns eben ergreifen will, durch unnütze Wortſpiele herausgeriſſen werden. — Das zweite Bändchen enthält ein Drama: die Künſtler, ein Künſtlerdrama, welches ſich nicht über das Niveau ſeiner Genoſſen erhebt, und eben auch die Freude an ſich ſelbſt zum Mittelpunkte hat. Von der Bühne herab muß es tief rühren, wie ſich ſelbſtmörderiſche Gedanken bei Thee und Gebäcke in Eheverlöbniſſe auflöſen. Es iſt groß von einem Dichter gedacht, der ſeinen Helden ſagen läßt:

»— fordern Ehr' und Pflicht, Eins aufzugeben,
»So ſetzt die Liebe, nicht das Leben dran,
»Die flücht'ge mag und nicht das ew'ge fallen.«

Das dritte Bändchen enthält ein Trauerſpiel: Kario, welches in Berlin vor 15 Jahren Anſtoß fand, weil der Papſt darin ſpielt. Raupach hat das Publikum jetzt eines Beſſeren belehrt. Der Purpur ſoll der dramatiſchen Poeſie nicht mehr allein entzogen ſeyn. —

Fieschi.

Man hat ſo viel ſchon über dieſen Menſchen gehört, weiß jedoch nur wenig von ſeinen frühern Lebensverhältniſſen. Wir geben hier einige Nachrichten aus einem Berichte aus Paris, der über ſeinen Charakter Aufſchluß geben kann.

Eines Tages, im Frühjahr 1831, ſo wird berichtet, beſuchte mich der brave General F., begleitet von einem Soldaten von kleinem Wuchſe, im Ueberrocke und dem bonnet de police, der mir ungefähr 36 Jahre alt zu ſeyn ſchien; er hatte kaſtanienbraune Haare, hohlliegende, ausdrucksvolle und durchdringende Augen, eine Adlernaſe, einen großen, mit ſchlechten Zähnen verſehenen Mund, eine breite, gewölbte Stirne, den Untertheil des Geſichts eckig, ernſte und kalte Geſichtszüge und eine friſche Farbe. Der General ſtellte ihn mir als ein Opfer der geſtürzten Regierung vor, und bat mich, mich ſeiner anzunehmen. Ohne noch zu wiſſen, womit ich ihm dienen könnte, fragte ich, wer der Soldat ſey und welchen Verfolgungen er ausgeſetzt war. Da nahm Fieſchi, denn dieſer war es, das Wort und ſagte: »Ich bin ein Landsmann des Generals. Mein Vater, der mit ihm in der corſiſchen Legion diente, trat ſpäter in ein neapolitaniſches Regiment ein; es war um das J. 1806. Als Soldatenkind machte ich mit ihm den Feldzug von 1812. Als ich 1813 nach Neapel zurückkam, bekam ich den Ritterorden beider Sizilien, und ward Unterofficier in einem

Google

Linienregiment. Ich habe dem Feldzuge von 1814 beigewohnt, und kam zu Ende dieſes Jahres wieder in mein Vaterland zurück. Hier nahm ich ſogleich wieder Dienſte bei der corſiſchen Legion, die der Oberſt M. organiſirte. Ich hoffte, meinen Orden tragen zu dürfen, oder die Ehrenlegion dafür einzutauſchen; auch glaubte ich, Unterlieutenant zu werden. Aber bald wurden mir dieſe ſchönen Hoffnungen genommen; der König Joachim jedoch landete zu jener Zeit in Corſica, und ließ einen Aufruf an die gedienten Soldaten ergehen. Ich eilte mit mehr als tauſend meiner alten Waffengefährten herbei, welche von Ferdinand verabſchiedet worden waren. Ich war unter denen, welche Murat in der Expedition von Pizzo folgten. Nachdem ſie beendigt war, wie Jedermann weiß, wurden wir ſechs Wochen lang auf der Inſel Ventotene zurückgehalten, und dann auf Feluken nach Corſica geſchickt. Wir wurden, wie es hieß, von Ferdinand begnadigt, unter der Bedingung, in Frankreich den Prevotalgerichten überliefert zu werden. Bei unſerer Ankunft ließ uns der Marquis Rivière, Commiſſär Ludwigs XVIII., nach dem Hafen von Baſtia transportiren und von dort nach Toulon abführen, wo eine Auswahl unter den Unglücklichen vorgenommen wurde. Die Generale nämlich ſandte man nach Marſeille, und uns nach den hyperiſchen Inſeln, wo ich mit mehreren Kameraden nach der Ankunft der Herzogin von Berry in ein Colonialdepot geworfen wurde. Zu jener Zeit meiner Verfolgung trat ich einer Verſchwörung bei, die jedoch entdeckt wurde. Der Urheber derſelben ſtarb auf dem Schaffot, aber die Richter hatten Mitleid mit meiner Jugend und bewirkten einen Aufſchub meiner Verurtheilung, während welchem die Regierung weder Verſprechungen noch Drohungen verabſäumte, um mir die Namen meiner Mitverſchworenen zu entlocken. Ich blieb aber ſtumm und ſtandhaft, und zeigte ihnen, daß ein Corſe für ſeine Sache zu ſterben weiß, ſie aber nie verräth. Endlich wurde man meiner Halsſtarrigkeit müde, und ließ mir ankündigen, daß meine mir anfänglich zugedachte Strafe in Gefängniß verwandelt ſey. Und welch ein Gefängniß! Ein Kerker, 6 Fuß lang, niedrig und feucht, in dem ich mit 60 Pfund Eiſen angeſchmiedet war. Während ſechs Monaten erlitt meine feſte Geſundheit, die den ruſſiſchen Winter ertragen hatte, einen heftigen Stoß. Das Eiſen hatte mir das Fleiſch bis auf den Knochen durchgerieben. Würmer verzehrten mich bei lebendigem Leibe. Ich wurde mit dem ſchwärzeſten Brode dabei ernährt, und war nahe daran, meinen Geiſt aufzugeben, als man mir die bevorſtehende Ankunft des Herrn Appert meldete.

Ein mitleidiger Kerkermeiſter ſagte es mir, der mich zugleich aufforderte, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen, wenn er durch den Corridor gehen würde, der zu meinem Kerker führte. Mein Aechzen that ſeine Wirkung; er verlangte, daß man ihm die Thüre öffnete, und bebte vor Entſetzen zurück bei meinem Anblicke. — »Was hat dieſer Arme verbrochen?« fragte er den Kerkermeiſter. — »Es iſt,« erwiderte dieſer, »ein politiſcher Verbrecher, dem der König das Leben geſchenkt hat.« — »Das Erſte, was man ihm ſchenken muß, iſt Luft und Licht,« rief Herr Appert voll Unwillen, »denn es iſt minder grauſam, mit dem Tode zu beſtrafen, als zu einem ſolchen Leben zu verdammen.«

Hierauf näherte er ſich mir, und erkundigte ſich mit ſanftem Tone über meine Verurtheilung, notirte meine Ausſagen, ſchenkte mir zehn Franken, und ermahnte mich, den Muth nicht zu verlieren. Sechs Wochen nach dieſem Beſuche wurde ich in das Centralgefängniß von Embrun gebracht, wo ich noch acht Jahre verlebte. Nachdem ich dieſe Strafe abgebüßt hatte, wurde mir das Rhonedepartement zum Wohnorte angewieſen, und ich lebte in dem Flecken Colombes von meiner Hände Arbeit, bis zum Ausbruch der Juli-Revolution.

Das Geſetz, welches den politiſchen Verurtheilten Entſchädigungen verheißt, rief auch mich nach Paris, um die meinige in Anſpruch zu nehmen. Meine Dienſte in der corſiſchen Legion ſollten dem Kriegsminiſter conſtatirt werden. Ich war ſeit 1813 Sergeant, und hätte die Epauletts erhalten müſſen, weil ich ſie wohl verdient habe; allein ich habe ſie noch nicht bekommen. Man zahlte mir meinen Gehalt von einigen Monaten, dann ſteckte man mich in eine Compagnie von Veteranen-Unterofficieren, wo ich keinen Vortheil für mich erblickte. Ich ſehe nicht ein, wie ich loskommen ſoll, und doch kann ich dort nicht bleiben, denn ich bin noch kräftig genug, um in der aktiven Armee zu dienen.« —

Dieſe beſtimmten und genauen Angaben, ſowie ſeine martialiſche Haltung nahmen mich zu ſeinen Gunſten ein. General F. beſtätigte die Wahrheit des Geſagten; denn er hatte ihn als Kind gekannt und wußte, daß er von Jugend auf militäriſche Gaben beſeſſen, die nur bedauern ließen, daß ſie keine wiſſenſchaftliche Ausbildung erhalten hätten. Sogleich intereſſirte ich mich lebhaft für ihn, und weil es mir doch nicht gelingen wollte, Fieschi zum Grade eines Officiers zu verhelfen, ſo bat ich ihn, in Ruhe beſſere Tage abzuwarten. Er beſuchte mich zuweilen, erzählte mir ſeine Abenteuer, ohne ſich zu widerſprechen oder lügenhafte Aenderungen dabei bemerkbar zu machen.

Als General F. 1833 nach Corſica gereiſt war, erſchien Fieschi, der mittlerweile aus den Veteranen getreten war, und klagte, daß man

ihm die Unterſtützung entzöge, worauf er als politiſcher Verurtheilter Anſpruch zu machen habe, bis er ſeine Verurtheilung beigebracht haben würde. Ich gad mir alle Mühe, dieſes Aktenſtück von dem Kriegsminiſterium zu erhalten; allein vergebens. Ich rieth nunmehr Fieschi, ſelbſt bei dem Gerichte, das ihn verurtheilt hatte, oder in dem Detentionshauſe zu Embrun nachzuſuchen. Er ſchien dieß ſogleich thun zu wallen, und ich ſchrieb ihm ſelbſt die nöthigen Briefe. Ich kenne jedoch das Reſultat nicht, allein wie ich ihm einige Zeit darauf begegne, ſagt er mir ganz freudig, daß er eine günſtige Antwort erhalten habe, und nun bald ſeine Penſion erhalten würde; ſollte dies jedoch fehlſchlagen, ſo hätte Herr C. ihm für dieſen Fall einen kleinen Poſten verſchafft, wodurch er ſeine Frau und ſeine Tochter ernähren könne; denn ſtets — dies muß ich noch beifügen — verließ ihn die zärtlichſte Sorgfalt für Beide nicht.

Hier endeten aber die Verbindungen, die ich mit dieſem Manne unterhielt, der jetzt ſo lebhaft die Augen der Welt auf ſich lenkt.

K u n s t.

Horace Vernet, der ſich den 28. Juli im Generalſtabe der Nationalgarde von Paris, im Gefolge des Königs befand, hat von Sr. Majeſtät den Auftrag erhalten, dieſe fürchterliche Scene zu malen.

T h e a t e r.

Robert und Severini, die Directoren der italieniſchen Oper in Paris, durchreiſen Italien, um Künſtler zu engagiren. Mad. Albertazzi, Prima-Donna, iſt bis jetzt ihre bedeutendſte neue Acquiſition. Rubini, Tamburini, Lablache, Santini, Iwanoff, die Griſi und Raimbeaux, ſind wie immer dabei. Mercadante ſchreibt ein neues Werk für ſie. Die Eröffnung wird am 1. Oktober ſtatt finden, und am 31. März 1836 wird dieſes Theater wieder geſchloſſen werden.

— Das Théatre français engagirt ein Ballet, um die alten Komödien, namentlich die von Molière, mit jenen Tänzen auszuſtatten, wie ſie am Hofe Ludwig XIV., zu den Kompoſitionen Lullys darin getanzt wurden. Auch das alte Koſtüm ſoll dabei beobachtet werden.

— Die bedeutendſten Mitglieder des franzöſiſchen Theaters in Berlin befinden ſich jetzt in Paris, ohne auf irgend eine Bühne zum Gaſtſpiel zugelaſſen zu werden.

I n d u s t r i e.

Der engliſche Mechaniker Worth will einen ungeheuern Luſtre verfertigen, der mit Gaze erhellt werden und in großer Höhe in die Luft gehängt werden ſoll, um für uns die Sonne zu erſetzen, während ſie unſern Antipoden leuchtet. Ein einziger Luſtre ſoll für eine große Stadt hinreichend ſeyn. Herr Worth will mit den Regierungen unterhandeln.

E i ſ e n b a h n e n.

Von der Anlegung folgender Eiſenbahnen iſt in dieſem Augenblicke in Deutſchland die Rede:

1) Von Nürnberg nach Fürth (ſoll bald eröffnet werden). 2) Von Dresden nach Leipzig (wird bereits angelegt). 3) Von Cöln nach der belgiſchen Gränze. 4) Von Elberfeld nach der Ruhr. 5) Von dort nach Düſſeldorf. 6) Von Minden nach dem Rhein. 7) Von Berlin nach Potsdam. 8) Von dort nach Leipzig. 9) Von dort nach Magdeburg. 10) Von Magdeburg nach Leipzig. 11) Von Berlin nach Stettin. 12) Von Hannover zur Elbe (iſt bereits aufgegeben, wegen erhobener Schwierigkeiten zwiſchen der Hannöverſchen Regierung und dem Hamburger Comité). 13) Von

Bremen nach Hannover. 14) Von Stuttgart nach Kannſtadt. 15) Von Frankfurt nach Mainz. 16) Von Mannheim nach Baſel. 17) Von Neuſtadt (Holſtein) nach Altona. In Oeſtreich ſollen die ungeheuern Eiſenbahnen zur Ausführung kommen, von Wien nach Lemberg, und von Wien nach Trieſt.

Mode.

Man trägt unter den Scheiben der Sommerhüte entweder eine Reihe kleiner Blumen, welche das ganze Geſicht umgibt, und auf jeder Seite mit Schleifen endet; oder eine Blumen- und Band-Agraffe mitten auf der Stirne. Dieſe Mode verlangt, daß man die Hüte ſehr nach hinten aufſetze. Sie ſind übrigens klein und von Außen nicht ſehr verziert. Weiße Federn auf einem Hut von Reisſtroh, ſind noch immer elegant. Auch der Paradiesvogel iſt adoptirt, doch nur in glänzender Equipage oder auf dem erſten Platze eines bedeutenden Konzerts. Zu Fuße, auf der Promenade, würde ſich keine elegante Dame darin zeigen, das hieße die Mode outriren. — Hüte von Stoff werden nur wenig getragen; öfter ſieht man Hüte von italieniſchem, von ſchweizer und von genähtem Stroh. Hinten wird ein Bavolet von Seide angeheftet, um den Nacken vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen. — Die Capotes von Gaze, einfach, mit einer Gazeſchleife garnirt, ſind ſehr paſſend für die Saiſon. — Junge Frauen tragen ſehr zierliche Hauben, à la paysanne genannt, die weit aus der Stirne getragen werden und deren Bärtchen auf den Buſen fallen. Mitten auf der Stirne ziert ſie eine Roſe. — Mantelets werden noch immer getragen; die von geſticktem oder einfachem Muſſelin ſind die beliebteſten. — Die Gürtel werden ohne Schnalle, mit Schleifen getragen; bei großer Toilette hängen die Enden lang hinab.

Im Ganzen ſind ſeit 14 Tagen keine weſentlichen Veränderungen in dieſem Gebiete vorgenommen worden.

Herren tragen Ueberröcke von Doppel-Merino, mit einer Reihe; ſchwarze Sammtcollets, engliſche Piquégilets bis oben zugeknöpft; ſchwarze Cravatten. Weiße leinene Pantalons, halbeng; ſpitzige Stiefel, mit hohen Hacken; Strohhüte mit ſchwarzer Seide geſtickt.

Oekonomisches.

Die Chocoladefabricanten Debauve und Gallais, rue des Saints-Pères Nro. 26 in Paris, haben eine neue Art von Chocolade erfunden, die ſie Thereobrome nennen, und die ſich in kalter Milch auflöſen läßt. Sie iſt auf Reiſen, und zur Bereitung kalter Leckereien ſehr zu empfehlen. Dieſelben haben auch eine „Monographie des Cacao oder Handbuch für Liebhaber der Chocolade“ herausgegeben.

Anecdote.

Als der König von Rom geboren war, ſollte in Rom ein Te Deum geſungen werden. Alles war zu dieſer kirchlichen Feierlichkeit bereit, die Geiſtlichkeit und das Publikum verſammelt, nur Zingarelli fehlte, der Kapellmeiſter. Man läßt ihn rufen, er aber erklärt, er wolle ſich lieber die Hand abhauen laſſen, als bei dieſer Gelegenheit dirigiren, er erkenne

weder Napoleon als ſeinen Herrn, noch den König von Rom an. Die Meldung wurde nach Paris gemacht und Napoleon, der in dieſem Punkte keinen Spaß verſtand, ſandte ſogleich den Befehl an den Präfecten von Rom, Zingarelli arretiren und nach Paris von Gendarmen transportiren zu laſſen. Dieſes erſchreckte indeß unſern fanatiſchen Maeſtro nicht im Geringſten. Er äußerte ſich ſo frei und feſt vor dem Präfecten, daß dieſer glaubte, die Gendarmen bei ihm weglaſſen zu können und ihm ſein Wort abnahm, daß er ſich ſelbſt in Paris ſtellen würde. Zingarelli hielt Wort und kam zur beſtimmten Zeit auf dem Boulevard des Italiens an, wo er in dem Hauſe abſtieg, das damals noch Gretry bewohnte. Er ließ ſogleich dem Kaiſer ſeine Ankunft melden. Man antwortet ihm nicht, und acht Tage vergehen ihm in der Ungewißheit. Er hatte Zeit ſich mit Ruhe auf ſeine Vertheidigung vorzubereiten. Endlich erſcheint ein Abgeordneter des Kardinal Feſch, der mit vieler Höflichkeit ſich nach dem theuern Befinden des Künſtlers erkundigt und ihm, ehe er ſich entfernt, tauſend Thaler im Namen des Kaiſers übergibt. Zingarelli hebt jetzt ſeine Vertheidigungsgründe für eine andere Gelegenheit auf und läßt ſeinen Dank vermelden. Während zwei ganzer Monate wurde er von keinem Boten der Gewalt mehr beläſtigt, und er glaubte ſich ganz vergeſſen, als er Befehl erhielt, eine feierliche Meſſe zu componiren. Dieſer Befehl war vom 1. Jan. 1812 datirt und die Meſſe ſollte den 12. deſſelben Monats aufgeführt werden.

Der Halley'sche Komet.

Der Halley'ſche Komet paſſirte (nach den Berechnungen von Damoiſeau, Roſenberger, Pontecoulant ꝛc.) am 6. Auguſt, früh vor Sonnen-Aufgang ſeinen aufſteigenden Knoten, d. h., trat über die Ebene der Erdbahn hervor, und zwar von der Erde 46, von der Sonne 37 Millionen Meilen entfernt, etwas nordweſtlich von dem der Milchſtraße am nächſten ſtehenden Stern (Zeta) des Stiers, doch wird er, weil er nur kurz vor der Sonne aufgeht, alſo von ihrem Glanze verdunkelt wird, und noch ſehr weit von uns entfernt iſt, wohl ſchwerlich vor Mitte des Monats zu ſehen ſeyn; dann aber, bis zum Ende dieſes Monats, geht er, etwa 50 bis 65° rechts von der Sonne abſtehend, ſpät Abends im Nordoſten auf und kann bis zum frühen Morgen beobachtet werden. Im Laufe des Monats rückt er von dem genannten Sterne des Stiers in der Richtung nach den Zwillingen durch die Milchſtraße bis zu deren öſtlichen Rande fort, und nähert ſich der Erde bis auf 28½, der Sonne bis auf 29 Millionen Meilen. — Wir werden von dem weiteren Verlauf der Route dieſes intereſſanten hohen Reiſenden pünktlich Bericht erſtatten.

— Dem Vernehmen nach iſt in der Nacht vom 30. zum 31. Juli gegen Morgen auf der Breslauer Sternwarte der Enke'ſche Komet aufgefunden und beobachtet worden.

Geſundheitspflege.

— Das Racahout der Araber, welches jetzt ſo ziemlich in ganz Europa als wohlnährendes, leicht verdauliches Nahrungsmittel bekannt und verbrei-

tet iſt, wird in neueſter Zeit in Paris von einem ebenfalls brevetirten und approbirten Mittel verdrängt, welches Allahtaïm Alladamia heißt, und neben den nährenden Stoffen auch beſonders milde und erfriſchende beſitzen ſoll. „Die Pflanze Sultane Bamia (hibiscus escolentus)," ſo berichtet der Rapport an die königliche Facultät der Medicin, „wird nicht nur im Orient, ſondern bei vielen Völkern der neuen Welt als Nahrungsmittel gebraucht. Sie ſoll vor dem Steine ſchützen, wenn man ſie täglich gebraucht."

— Als ſtärkend und leicht erregend wird ein Nahrungsmittel aus der Frucht des Palamond (Quercus ilex L.) angeprieſen, beſonders bei Reconvalescenten und der Diät in chroniſchen Krankheiten. Beide Mittel beſitzen einen angenehmen Geſchmack.

Vermiſchtes.

— Die Diligence Lafitte-Caillard begegnete am letzten Sonntag Abend in den Straßen von Nogent einem Frachtwagen, und beide fuhren an einander. Da man ſie nicht losbringen konnte, kam Jemand mit einem Licht herbei, welches er zwiſchen beiden Wagen hielt. Das Feuer ergriff den Laſtwagen und kurze Zeit darauf auch die Diligence, ſo daß beide zugleich verbrannten. Niemand wurde verletzt, einen einzigen Reiſenden ausgenommen, der eine leichte Verwundung davon trug.

— Auf einer Meierei in dem Kirchſpiel von Colebrook dienen fünf Knechte, deren Alter zuſammen 317 Jahre beträgt. Der Pächter iſt 92 Jahre alt, die Frau 88, die Tochter 68, das Pferd 28, die Sau 23 und der Hund 18. Neulich iſt die Lieblingskatze aus Altersſchwäche geſtorben.

— Eine Zeitung ſchließt den Nekrolog eines bedeutenden Mannes mit den Worten: „Durch ſeinen Tod verliert die Geſellſchaft eine ihrer ſchönſten Zierden, die Kirche einen treuen Diener, ſeine Gattin das Muſter eines Ehemannes, und wir einen pünktlich bezahlenden Abonnenten."

— Oehlenſchläger begleitet den Prinzen Chriſtian und deſſen Gemahlin auf ihrer Luſtreiſe durch Dänemark. Sie luden ihn perſönlich, bei ihrer Durchreiſe durch Odenſee, hiezu ein.

— Das vor vier oder fünf Jahren in Wien von zwei Berliner Einwohnern, den Herren Gerike und Wagner angelegte Tivoli, ſoll gegenwärtig öffentlich ausgeſpielt werden. Die beiden Inhaber haben dazu die Genehmigung der Kaiſerl. öſtr. Regierung erhalten, und der von dem Großhändler-Hauſe D. Zinner und Comp. ausgegebene Plan enthält die ganz neue Art der Einrichtung der Ausſpielung in Serien von 90 Zahlen; der erſte Ruf gewinnt das Tivoli mit dazu gehörigen Gebäuden, Grundſtücken und vollſtändiger Einrichtung, oder ſtatt deſſen eine Ablöſung von 200,000 Gulden W. W. u. ſ. w. Das Loos koſtet 5 G. W.W.

Nekrolog.

Einer der geiſtreichſten Schriftſteller der Voltair'ſchen Schule, Pigault-Lebrun, iſt in Celle, nächſt Saint-Germain in dem Alter von 83 Jahren geſtorben. Er wurde 1752 geboren, aber erſt mit 40 Jahren be-

Digitized by Google

gann er ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Le Citateur und l'Enfant du Carnaval waren ſeine erſten Romane, dann folgte die ganze Reihe, die ihn zum Liebling der Leſewelt machte. Raban, Victor Ducange, Paul de Kock und Auguſte Riccard ſind ſeine Schüler. Mit der Erſcheinung Walter Scott's nahm ſeine Beliebtheit ab. Er publicirte nur noch zwei Romane: l'Egoiste und St. Martin. Dann widmete er ſich ernſten Studien zur Geſchichte Frankreichs. Das Werk, welches ſie zur Folge hatten, hat wenig Aufſehen in der Literatur gemacht. Pigault Lebrun hat auch für das Theater Français einige Stücke geſchrieben, worunter les Rivaux deux mêmes, welches Kotzebue unter dem Titel „das Poſthaus zu Treuenbritzen“ ohne Angabe der Quelle bearbeitet hat. Die jetzige junge Welt ſpricht mit Geringſchätzung von dieſem Autor, ohne ſeine Werke zu kennen.

Die artistischen Beilagen.

Wir überreichen mit dieſem Hefte unſern Leſern:

1) Die intereſſanten Bildniſſe zweier engliſchen Künſtler, John Kemble und Miß O'Neil. Erſterer wurde von Talma ſelbſt für ſeinen Meiſter erkannt. Sein Geburtsjahr war 1757, geſtorben iſt er 1823. Er excellirte als Hamlet, Carialan, Brutus und Macbeth. Ueber die Rallen des Macbeth und Richard III. gab er ſehr merkwürdige Studien heraus. Er war der Freund der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit; nur Garrik hinterließ eine gräßere Künſtler-Repulatian in England.

Miß O'Neil war die groſe Nachfolgerin der Miſtreß Siddans. Ihre Erſcheinung war nur vorübergehend, und doch hat ſie einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Sie ſpielte im Trauerſpiel, wie in der Kamödie, war jedach im erſtern gräßer. Gebaren ward ſie 1791; ihre Eltern waren arme Kamädianten in Irland. Nachdem ſie in Dublin Beifall erhalten, ging ſie 1814 nach Londan, und gefiel ſehr als Julia, Belvidera, Manime, Evadne und Iſabella. Ihre Schönheit glich ihrem Talente. 1819 heirathete ſie ein reicher Grundbeſitzer in Irland, Milglied des Parlaments, Herr Belcher. Sie zog ſich nun vom Theater zurück, und lebt noch auf ihrem Schlaſſe in der Gegend van Mallaw, ſehr geehrt und geliebt. Das Porträt zeigt ſie als Iſabella, in Southerne's Tragädie.

2) Die Gallerie (Bazar) in New-Caſtle.

3) Das Porträt des Fräuleins van Marel, wie es von einem geſchickten Künſtler während des nächtlichen Verhärs gezeichnet wurde.

4) Eine Muſikbeilage: der Kuhreihn.

Das nächſte Heft wird unter Anderem die Bildniſſe des Marſchall Mortier und des verwundeten Fieschi bringen.

Herausgegeben von August Lewald.

Neueste Genrebilder aus London.

I.

Mein ſehr ehrenwerther Freund Bob.

(New Monthly Magazine).

In einer öffentlichen Schule war es, wo ich die Bekanntſchaft meines Freundes Bob Bournaby, eines hübſchen Kindes von zehn bis zwölf Jahren, machte. Ich war zwei älter, als er, und da zwiſchen unſern Aeltern einige Verbindungen ſtattfanden, ſo wurde er unter meine beſondere Aufſicht geſtellt. Er war als einziger Sohn ſehr verzogen worden, und die Welt erſchien ihm bis dahin nur wie ein Paradies voll Kuchen und Näſchereien. Sein Wille war die Richtſchnur des ganzen Hauſes, und ſeine Mutter dachte nur daran, ihm jeden Tag neue Vergnügungen zu verſchaffen.

Aus dieſer Erziehung konnte nur Unwiſſenheit und Müßiggang entſtehen, und alle Laſter, die ſich davon ableiten laſſen. Eine Ungehorſamkeit der ſtärkſten Art, die er ſich zu Schulden kommen ließ, hatte jedoch einſtmals den Zorn ſeines Vaters ſo ſtark erregt, daß er ihn aus dem Hauſe ſtieß, und ungeachtet der Drohungen, der Bitten und der Nervenanfälle ſeiner Mutter, ihn der Sorge des ehrwürdigen Doctors Nearpepper übergab.

Ich geſellte mich bald zu ihm, und er bezeigte mir auch viele Freundſchaft; da alle in der Schule neu für ihn waren, ſo konnte der arme Junge nicht ohne mich ſeyn; auch verließ er mich weder bei Tage noch bei Nacht. Wir ſaßen auf derſelben Bank, wir arbeiteten an demſelben Pulte, wir waren die Unzertrennlichen geworden. Kein Tag verging, wo er nicht einen loſen Streich verübte; das Geld ſchien ihm in den Händen zu brennen, und ſobald er keines mehr hatte, lieh er welches ohne Umſtände, um ſeinen Launen nachgehen zu können. Auf ſolche Weiſe war er eine bedeutende Summe unſerer Nachbarin, der dicken Miſtreß Puffy, ſchuldig geworden. Sie handelte mit Zuckerſachen. Wenn er ſich dann in Verlegenheit befand, ſo hatte er die häßliche Gewohnheit, durch Lug und Trug ſeine kleinen Uebelthaten verbergen zu wollen, und machte ſeine Angelegenheiten dadurch nur immer ärger.

Digitized by Google

Hätte ich ihn nicht wahrhaft geliebt, ſo hätte er meine Geduld bald ermüdet. Mehr als hundertmal mußte ich ihm mit meiner Börſe aushelfen, wo er mir dann immer die Zurückzahlung verſprach, es aber vergeſſen hatte, ſo bald er mich nicht mehr ſah. Ich muß es zwar geſtehen, daß er dann immer verlegen ausſah, daß ſeine Schamröthe von ſeiner Gemüthsbewegung Zeugniß ablegte, und ſchon damals war er im innerſten Herzen „mein ehrenwerther Freund.“ Mit ſechszehn Jahren verließ ich die Schule, und der arme Bob vergoß bittere Thränen bei unſerer Trennung. Er ſagte zwar nichts von den neun Schillingen, die er mir noch ſchuldig war, aber als ich ihm die Hand ſchüttelte, und ihn bat, mir zu ſchreiben, da ſah er aus, als erwartete er noch den Zuſatz: „und vergiß nicht, das Geld in den Brief zu legen!“ Ich ſah ihn während meines Aufenthalts in Oxford nicht wieder. Unſere anfangs lebhafte Correſpondenz hörte nach und nach auf, und während eines ganzen Jahres hörte ich nicht mehr von ihm ſprechen.

Endlich kommt eines Tages ein Packet unter meiner Adreſſe an, mit einer ſchönen prachtvoll gebundenen Ausgabe eines meiner Lieblingsautoren. Mein Name ſtand auf der erſten Seite eingeſchrieben: „Von ſeinem affectionirten und dankbaren Freunde Bob.“

Ja, dachte ich bei mir ſelbſt, Bob iſt noch mein Freund. Er hätte ſich geſchämt, nach einer ſo langen Zeit mir die elenden paar Schillinge zurückzuſchicken, aber ſeine Schuld vergaß er nicht, und hat nun einige Guineen ausgegeben, um ſich ihrer zu entledigen. Ein Brief begleitete dieß Geſchenk, worin er mir meldete, daß er Dienſte genommen habe, und nun mit ſeinem Regimente in die Fremde ziehe. Nachdem ich Oxford verlaſſen hatte, mußte ich auf den Continent. Bei meiner Zurückkunft nach London fand ich unvermuthet meinen Freund Bob in einem Gaſthofe. Unſerm Wiederfinden fehlte es nicht an Zärtlichkeit, aber es waren nicht mehr zwei Knaben, die ſich nach beendigten Vakanzen wieder ſehen, ſondern zwei Männer, die die Welt kennen, und ſich darin gebildet haben. Wir ſprachen von unſerem Aufenthalt in der Schule, von unſeren Spielen und muthwilligen Streichen, und während wir ſo Arm in Arm die Straßen von London durchliefen, lachten wir noch immer ſo herzlich und ſorglos, wie wir es in dem Garten des Doctor Rearpepper gethan hatten.

Ich bemerkte bald, daß Bob immer noch derſelbe war; er führte mich täglich zu einem Paſtetenbäcker, und ſagte beim Fortgehen, als wäre es bei Miſtreß Puffy: „Schreiben Sie es nur auf meine Rechnung!“ Ich ſah, wie er tauſend koſtbare Kleinigkeiten kaufte, ohne ein einzigesmal ſeine Börſe aufzumachen. Da ich wußte, daß er nicht den vierten Theil der erkauften Dinge zu bezahlen im Stande war, erlaubte ich mir, ihm meine Bemerkung darüber zu machen, und ſah alsbald an ſeiner Schamröthe, daß er die Richtigkeit derſelben empfand. Da er aber nicht im Stande war, von ſeinen Gewohnheiten zu laſſen, ſo hatte dieſes keine andere Folge, als daß er zurückhaltender gegen mich wurde. Dieß Verhältniß ſollte jedoch bald eine andere Wendung erhalten, als Bob eines Morgens herzulief, und mir meldete, daß ſein Regiment nach Indien beſtimmt ſey. Er zeigte mir ſeine

Briefe, und es war mir augenſcheinlich, daß er ſich zur Abreiſe richten müſſe. Wir frühſtückten zuſammen, und wie ich ſah, daß die Bedienten ihm immerwährend neue Rechnungen überreichten, ſo erwachte mein Argwohn wieder, aber ich hütete mich wohl, ihm denſelben mitzutheilen. Bald nach dem Frühſtück nahm er meinen Arm, und zog mich mit ſich fort. Wir durchliefen einige Straßen in ungewohntem Stillſchweigen. Mit einem Male kehrte er ſich heftig bewegt nach mir. „Es iſt kein anderes Mittel,“ ſagte er, „ich muß wegreiſen.“ — „Ja wohl, Bob, wenn ſie Euch nicht in's Gefängniß ſetzen.“ — „Gefängniß?“ wiederholte er, bis an die Ohren roth werdend, „wie verſteht Ihr das?“ — „Verzeiht, lieber Freund,“ ſagte ich, „aber es ſcheint mir unmöglich nach dem, was ich Euch ausgeben ſah, daß Ihr zu einer plötzlichen Abreiſe vorbereitet ſeyn ſolltet. Ihr kennet den Zuſtand meiner Finanzen, und werdet wiſſen, daß ich wahrlich nicht zu viel habe. Wenn ich aber, ſo wie ich jetzt da bin, Euch dienen kann, ſo disponirt über mich, wie es Euch gut dünkt.“

Bob drückte meinen Arm convulſiviſch, und ich ſah eine Thräne in ſeinem Auge. Da er jedoch nicht den Muth zu beſitzen ſchien, mir ſeine Verlegenheit ganz zu enthüllen, ſo brach er nach ſeiner Gewohnheit ſchnell ab und ſagte mit Lebhaftigkeit: „Ich habe nicht weniger von Euch erwartet, mein theurer Freund, und Ihr könnt mir in der That einen wahrhaften Dienſt erzeigen, wenn Ihr Euch für eine Forderung verbürgen wollt, die mich ſehr genirt.“ — „Ich hoffe,“ ſagte ich, „daß es ſich nicht um eine große Summe handelt? — „Ja — nein — größer in der That, als es Euch lieb ſeyn möchte.“ — „Wenn die Summe groß iſt, Bob, ſo bedenket, daß ich an Eurer Statt in's Gefängniß muß, ſobald Ihr ſie nicht bezahlt.“ — „Nie! nie!“ ſchrie Bob mit einer Miene, mit einem Gefühle, das man nicht verkennen konnte. — „So ſagt mir denn, wie groß die Summe iſt.“ — „Erlaubet mir vorerſt, daß ich Euch einige Umſtände enthülle, die fürchterlich auf meinem Herzen laſten; aber nicht hier, folgt mir an einen ruhigeren Ort.“ Und mit einem feierlichen Stillſchweigen führte er mich nach Park Lane. — „Was bedeutet das Alles?“ fragte ich ihn. — „Seht Ihr jenes Haus,“ nahm Bob wieder das Wort, indem er mit der Hand auf ein ſehr ſchönes Haus zeigte, vor welchem zwei reich gekleidete Lakaien die Viſitenkarten einer eleganten Dame abnahmen, welche in einem mit dem edelſten Wappen gezierten Wagen ſaß.

„Ja wohl ſehe ich das Haus,“ ſagte ich, „aber in welchem Zuſammenhange kann es mit Eurer Geſchichte ſtehen?“ — „Hier wohnt einer der reichſten Privatmänner Englands.“ — „Das ſehe ich wohl,“ erwiderte ich. — „Er iſt Vater einer Tochter, einer einzigen Tochter,“ ſprach Bob mit Emphaſe. — „Wirklich?“ ſprach ich. — „Seine einzige Erbin,“ fügte Bob hinzu. — „Nun, mein Lieber, und was geht das uns an?“ — „Ich ſchäme mich, ſo lange meinem Freunde ein Geheimniß daraus gemacht zu haben,“ brummte er zwiſchen den Zähnen. — „Was wollt Ihr damit ſagen?“ — „Es war nicht mein Geheimniß; dieſes himmliſche Mädchen hat mir ihr Herz geſchenkt,“ ſprach er erröthend. „Die reiche Erbin, ſie liebt mich,“ fügte er mit leiſer Stimme hinzu. — „Das iſt eine große Neuigkeit!“ rief ich aus.

„Dann braucht Ihr mich armen Teufel ja nicht mehr.“ — „Ach!“ ſprach Bob, „Ihr wißt noch nicht Alles. Wir lieben uns Beide zum Raſendwerden; wenn ihr reicher Vater aber hört, daß ich inſolvent bin, ſo wird man ihm nicht mehr von Heirath ſprechen dürfen.“ — „Das iſt vernünftig,“ ſagte ich. — „Und auch mein Grad iſt ein Hinderniß. Klara will, daß ihr Gemahl mindeſtens Kapitän ſey.“ — Hier konnte ich mich kaum des Lachens erwehren.

„Es iſt vielleicht eine Schwäche,“ ſagte Bob in einem pikirten Ton, „aber es iſt die einzige, die ich an ihr entdecke, und darum will ich ſie reſpectiren. Ich habe keine Hoffnung zum Avancement, wenn ich nicht nach Indien gehe, und ...“ — „Schon gut, ich begreife das Alles,“ ſagte ich. „Nun aber, ſprecht aufrichtig, was ſoll ich für Euch thun?“ — „Ich bitte Euch,“ ſprach er zögernd, „Euern Namen auf einen Wechſel von 190 Pf. Sterl. zu unterzeichnen.“ — „Barmherzigkeit, welche Summe!“ rief ich, indem ich zurückſprang. „Nach dem aber, was Ihr mir da eben geſagt habt, iſt es mir nicht erlaubt, zu zaudern, komme auch, was da will zur Verfallzeit des Wechſels.“ — „Ich werde dafür Sorge tragen,“ ſprach er lebhaft, „verlaßt Euch darauf.“ — „Thätet Ihr das nicht, ſo erinnert Euch, mein lieber Bob, daß ich in's Gefängniß wandern müßte. Doch jetzt genug über dieſen traurigen Gegenſtand. Kommt mit in den Gaſthof, um das Geſchäft abzumachen.“ — „Nur noch einen Augenblick,“ ſagte er, „ich kann mich von dieſem Hauſe nicht losreißen.“ — „Es iſt die Kaſſette, die Euer Kleinod bewahrt.“ — „Ja, und glaubt nur, daß ich Euch mein Glück mitgenießen laſſen will,“ ſprach er mit Gefühl. „Seht Ihr wohl jene drei Fenſter mit den Vorhängen von blauer Seide? Das iſt ein himmliſches Zimmer, das Ihr bewohnen ſollt, wenn ich endlich der Herr dieſes Hauſes ſeyn werde. Nichts auf der Welt iſt comfortabler, als dieß Gemach. Geſchmackvolle Meubel, eine bezaubernde Ausſicht auf den Park. Aber kommt, lieber Freund, von allem Dieſem wollen wir bei Tiſche ſprechen.“

Vor dem Ende der Mahlzeit ſchien Bob von ſeiner innern Bewegung ganz zurückgekommen, und ich konnte mich, als ich ihn im Begriff einer langen Trennung ſo munter und zufrieden ſah, des Argwohns nicht erwehren, daß er mehr mit der Erbſchaft, als mit der Erbin zufrieden ſey.

„Ich kann nicht begreifen, Bob,“ ſagte ich, „wie Ihr dieſe Verbindung habt einleiten können, da wir uns doch ſeit Eurer Ankunft nicht einen Augenblick getrennt haben.“ — „Keine Frage,“ erwiderte Bob, „erinnert Euch, daß das nicht mein Geheimniß iſt.“ — „Das iſt wahr,“ ſprach ich, indem ich einen andern Ton annahm. „Wird ſie das Haus bei ihrer Hochzeit bekommen?“ — „Ei, ſicher, mein Freund! und welch' ein Haus. Ich habe ſelten ein ſchöneres geſehen, und beſonders das Zimmer, das ich Euch beſtimmt habe. Doch apropos,“ ſagte er, indem er ſich unterbrach, „Ihr liebt beſonders die warmen Bäder, nicht wahr?“ — „Ungemein!“ — „In dieſem Zimmer iſt ein Divan mit blauer Seide, der, ſobald man an eine Feder drückt, ſich öffnet, um eine ſchöne Badewanne von weißem Marmor ſehen zu laſſen.“ — „Das iſt vortrefflich,“ ſagte ich. — „Und nichts

iſt vergeſſen worden, die drei Hähne“ — „Drei?“ ſagte ich, ihn unterbrechend, „Ihr irrt Euch, man braucht nur zwei.“ — „Nein, drei,“ erwiederte Bob, „einen für's heiße Waſſer, einen für's kalte“ — „Gut, das ſind zwei.“ — „Und einen“ ſagte Bob, „für das kölniſche.“ Abends unterzeichnete ich den Wechſel, und am andern Morgen trennten wir uns mit dem lebhafteſten Bedauern.

Ich fühlte mich ſehr verlaſſen nach der Abreiſe meines Freundes, und verſchiedene Umſtände hatten meine Zuflüſſe ſo verringert, daß ich ganz entmuthigt war, und zur Erholung auf den einſamſten Spaziergängen umherirrte. Ich erhielt nach und nach Berichte über ſo extravagante Ausgaben meines Freundes Bob, daß ich alle Hoffnung verlor, und nach vier Monaten, das heißt, zwei vor der Verfallzeit des Wechſels hatte ich alle Urſache, zu glauben, daß ich dem Gefängniß nicht entgehen würde. So brachte ich einige Wochen in einem Zuſtande der Aufregung und des Leidweſens zu, den ich unmöglich beſchreiben kann. Eines Tages ging ich trauriger und niedergeſchlagener als gewöhnlich nach Park Lane, und befand mich, ohne es zu wiſſen, dem Hauſe gegenüber, das die zukünftige Gemahlin Bob's bewohnte.

Ach, dachte ich, wenn mein Freund Eigenthümer dieſes Hauſes wäre, ſo ginge Alles gut, denn er iſt ein braver und rechtſchaffener Junge. Bevor er mich aber in das Zimmer mit den blauen Vorhängen und der Badewanne mit den drei Hahnen einführen wird, werde ich alt genug im Gefängniß werden, und den Schmerz haben, meinen Namen entehrt zu ſehen. Wie ich nun nach dem Balcon blicke, bemerke ich eine Frau, die einige Blumentöpfe begießt. Sie blickt nach mir, ſcheint mich zu erkennen, und macht mir ein Zeichen, näher zu kommen. Es war eine Freundin und Verwandte von mir, Namens Miſtriß Simmons.

„Ich bin erfreut, Sie zu ſehen,“ rief ſie herunter, „wir ſind ſeit geſtern hier in der Stadt bei unſerm vortrefflichen Freunde, Herrn Molesworth. Kommen Sie, ich bitte, es wird mich freuen, Sie ihm vorzuſtellen.“ Ich klopfte an die Thür in einer ungewöhnlichen Bewegung. Endlich ſollte ich das Haus betreten, wohin mich meine Einbildungskraft ſo oft ſchon geführt hatte. Vielleicht wird man mich in dem blauen Zimmer empfangen. . . . Die Erſcheinung der Miſtriß Simmons machte meinen Gedanken und Verlegenheiten ein Ende. Sie empfing mich an der Thüre des Salons, und ſtellte mich Herrn Molesworth vor, einem ziemlich podagriſchen Greiſe und ſeiner einzigen Tochter, einem liebenswürdigen Mädchen von achtzehn Jahren. Ich brachte glückliche Tage bei dieſer Familie zu. Das junge Mädchen beſonders intereſſirte mich um ſo mehr, als ich glaubte, das Geheimniß ihres Herzens zu kennen. Ich verband mich enger mit ihr, ohne zu beſorgen, daß man mich ernſter Abſichten wegen im Verdacht haben könnte, und unſere Vertrautheit wurde der Gegenſtand der Spöttereien aller unſerer Bekannten, ehe ich noch eine Ahnung hatte, daß zwiſchen uns die leiſeſte Sympathie obwalten könne. Wie groß war alſo meine Ueberraſchung, als ich an dem Vorabende des unglücklichen Verfallstages meines Wechſels Miſtreß Simmons ſich mir nähern ſah, mich

vertrauensvoll fragend, warum ich ſo traurig wäre, da Alles ſo gut für mich ſtände?

Ich antwortete ihr ausweichend, da ich Niemanden auf der Welt die ärgerliche Stellung, worin ich mich befand, enthüllen mochte. „Das bedeutet nichts,“ ſagte Miſtreß Simmons zu mir. „Gehen Sie nur den graden Weg, mein lieber Vetter, und machen Sie freimüthig Ihren Antrag. Ihre Familie gehört zu den achtbarſten. Sie ſind nicht reich, das iſt wahr. Werden Sie aber nicht einmal ein ſchönes Vermögen erhalten? Uebrigens können Sie mir es ſchon glauben, ſie hat Geld genug für zwei.“ — „Ich bitte Sie,“ ſagte ich erſtaunt, „wen verſtehen Sie darunter?“ — „Miß Molesworth,“ ſagte Miſtreß Simmons. „Ich bin gewiß, daß ſie eine Neigung zu Ihnen gefaßt hat.“ — „Sie irren ſich ganz und gar. Ich kann Ihnen ſagen. . .“ Hier ſtotterte ich einige Worte, weil ich mich erinnerte, daß ich nicht das Recht hatte, Bob's Geheimniß zu verrathen. — „Ich weiß, was ich ſage,“ erwiederte Miſtreß Simmons, „doch da kommt ſie ſelbſt. Ich will Euch allein laſſen; das wird am beſten ſeyn.“ Und damit ging ſie zu der einen Thür hinaus, während Miß Molesworth zu der andern hereintrat.

„Mein Gott, haben Sie etwas Schlimmes erfahren?“ fragte ſie mich lebhaft. „Sie ſcheinen ſo verwirrt und bewegt.“ — „Sind wir allein?“ fragte ich nach einem Augenblick des Stillſchweigens, „ich will mich offen erklären.“

Miß Molesworth ſenkte erröthend die Augen, und ein unwillkührliches Zittern nöthigte ſie, ſich zu ſetzen, während ſie mich anhörte. — „Beruhigen Sie ſich, erwiderte ich hierauf, „ich bin Bob's beſter Freund, und ich kenne das Geheimniß Ihres Herzens.“ — „Mein Geheimniß?“ fragte Miß Molesworth. — „Ja, Mademoiſelle, ja, ich wiederhole es Ihnen, ich bin Bob's vertrauteſter Freund!“ — „Bob!“ ſagte ſie mit Verwunderung. — „Ja, wir waren Schulfreunde!“ — „Aber ich bitte Sie,“ ſagte ſie, indem ſie ihre Hand mir entzog, die ich in die meinige genommen hatte, „wer iſt Bob, in welchem Verhältniß ſtehen wir zu einander?“ — „Nur ein wenig Aufrichtigkeit,“ ſagte ich leiſer, „verbergen Sie mir nicht, was ſich hier zugetragen, denn Bob hat Alles ſeinem Freunde vertraut, bevor er England verließ.“ — „Vertraut?“ rief ſie. — „Ihre wechſelſeitige Liebe, Ihre gegenſeitigen Verſprechungen,“ antwortete ich. — Miß Molesworth bebte. Ihre Wangen wurden röther, als Feuer. Sie konnte kein Wort hervorbringen und ſah mich ſtarr an. Endlich ſprach ſie:

„Ich weiß nicht, mein Herr, wie ich mir Ihr Betragen erklären ſoll. Ich habe nie ein ſolches Verhältniß unterhalten, nie irgend Jemand ein Verſprechen gegeben, und ich kenne durchaus Den nicht, den Sie meinen. Ich habe Sie immer für einen Freund gehalten, aber jetzt“ . . . . Sie konnte nicht ausreden, ſie verhüllte ihr Geſicht und weinte. Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich begriff die unverzeihliche Falſchheit Bob's, und hatte nun auch die feſte Ueberzeugung, daß der fatale Wechſel von ihm nicht bezahlt werden würde.

Miſtreß Simmons trat in dieſem Augenblicke ins Zimmer, und fand uns Beide einer ſtummen Verzweiflung preisgegeben. Miß Molesworth lief auf ſie zu, und verbarg ihr Geſicht an ihrem Buſen. Doch kaum war eine Viertelſtunde vergangen, ſo lag ich, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie, zu ihren Füßen, ſchwur ihr ewige Liebe, und dankte dem Himmel, daß ihre Liebſchaft mit meinem Freunde Bob nur eine Fabel geweſen war. Miß Molesworth ſchickte mich zu ihrem Vater, aber in ihren Augen las ich, daß ſie meinen Antrag günſtig aufgenommen hatte. Ich ging als Glücklichſter der Sterblichen zu Bette, und träumte, daß ich mit meiner Frau in einem Wagen fuhr, den ſechs Drachen zogen, die mit ihren Füßen über den verſtümmelten Leichnam von Bob Bournaby hinwegſchritten. Am andern Morgen war mein erſter Gedanke der Beſuch bei Herrn Molesworth. Leider aber wurde dieſe glänzende Perſpective durch die Erinnerung an den Wechſel verdunkelt, und die große Wahrſcheinlichkeit, daß ich am Ende des Tages meine leichtgläubige Güte im Gefängniß würde abbüßen müſſen. Konnte ich mich wohl in dieſer kritiſchen Lage dem ehrwürdigen Vater der Miß Molesworth vorſtellen, und Gefahr laufen, daß er am andern Tage genöthigt ſeyn würde, 190 Pf. Sterl. für mich zu bezahlen, um mich aus dem Gefängniß zu befreien? Nachdem ich lange mein trauriges Schickſal beklagt hatte, faßte ich endlich ein Herz, und ging zu Bob's Banquier, um Gewißheit über mein Schickſal zu erhalten. Ganz verzagt trat ich ein, aber ich verſteinerte faſt vor freudigem Erſtaunen, als ein Commis mir mit Höflichkeit ſagte, daß Herr Bournaby bereits ſeinen Wechſel eingelöst habe.

Zwei Gedanken beſtürmten mich zugleich. Ich hatte von meinem Freunde ſchlecht gedacht, aber ich durfte mich geſichert in Park Lane präſentiren. Die Präliminarien meiner Verheirathung wurden abgemacht, die Molesworths verließen die Stadt, um einige Zeit auf einem Gute hinzubringen, welches ſie in Wiltſhire beſaßen, und ich blieb, um einige Geſchäfte zu ordnen, zu denen ich einen bis zwei Monate brauchte.

Ich ſaß betrübt über die Abreiſe meiner Braut allein in meinem Zimmer, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde, und Bob zu mir eintrat. Er war ſo glücklich, mich wieder zu ſehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn freundſchaftlich zu empfangen. Er ergoß ſich in Dank über den Dienſt, den ich ihm erzeigt hatte, und nachdem ich ihm meine Beſorgniſſe und meine Zufriedenheit mit ſeiner Pünktlichkeit zu erkennen gegeben, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu ſagen:

„Nun, Bob, da Ihr Kapitän geworden ſeyd, wird Eurer Heirath wohl nichts im Wege ſtehen.“ — „Meiner Heirath,“ ſagte er erröthend. — „Ja,“ erwiederte ich, das Lachen unterdrückend, „Eurer Verheirathung mit der reichen Erbin von Park Lane.“ — „Ach,“ erwiderte er, indem er meine Hand feſt drückte, „ſprechen wir nicht mehr davon, ich bitte Euch.“ — „Und warum, mein Freund?“ — „Alles iſt aus,“ ſagte er ſeufzend. — „Wär' es möglich?“ rief ich. — „Ja, die Ungetreue! Aber ich kann nicht von ihr ſprechen! Es thut mir zu weh!“ — Ich verſprach ihm Stillſchweigen, und wir lebten einige Zeit vergnügt mit einander nach unſrer alten Weiſe, bis er

eines Morgens in Verzweiflung zu mir kam. Sein Schneider hatte ihm gedroht, ihn arretiren zu laſſen, wenn er die Rechnung nicht bezahlte. Ich verſprach ihm, mit dem Manne zu reden, und zu ſehen, ob er eine Friſt bewilligen wollte. — „Nur einen Monat noch,“ ſagte Bob; „gehe zu ihm, mein Freund, um zu ſehen, was ſich thun läßt.“ — Der Schneider war unerbittlich, aber er ſagte mir, wenn ich für Bournaby haften wollte, ſo wollte er zuſehen. Ich zögerte zwar einen Augenblick, aber der glückliche Ausgang des Geſchäftes der 190 Pf. Sterl. beſtimmte mich, mich für ihn zu verbürgen, und ich eilte, ihn aufzuſuchen, und ihm den glücklichen Erfolg meiner Botſchaft zu melden. Kaum hatte er mich gehört, ſo ſprang er auf einen Stuhl, und rief: „Ihr werdet doch nicht ſo dumm geweſen ſeyn, will ich hoffen, Euch dieſem erbärmlichen Kerl zu verbürgen?“ — „Das habe ich in der That gethan,“ antwortete ich. — „Dann,“ ſprach Bob, „werdet Ihr Euch herausziehen, wie Ihr könnt. Ich werde in einem Monat eben ſo wenig zu bezahlen im Stande ſeyn, wie jetzt. Ich hatte Euch nicht darum gebeten, und ich wiederhole es Euch, Ihr mögt zuſehen, wie Ihr Euch aus einer Verlegenheit ziehet, zu der ich Euch nicht veranlaßt habe.“ — „Mein lieber Bob,“ ſagte ich, „ich werde es um ſo weniger können, da ich zu jener Zeit andere Verbindlichkeit einzugehen habe.“

Bob wiederholte ſeine Rede, und verließ mich bei ziemlich übler Laune. Ich hatte in den nächſten Tagen mehre Geſchäfte, und ſah ihn ſehr wenig, und immer ziemlich kalt und gemeſſen. Am Tage vor dem Verfall des Wechſels fing ich an, mich ein wenig über meine Verantwortlichkeit zu beunruhigen. Ich ſagte Bob ernſtlich, in welche unangenehme Lage ich mich aus Freundſchaft für ihn verſetzt hätte. Er ſeufzte tief, wiederholte mir, daß er nicht ſchuld daran ſey, und verſicherte mich, daß er nicht einen Pfennig in der Taſche habe. Ich entſchloß mich endlich, zu dem Schneider zu gehen, und um einen Monat Verlängerung zu bitten. Aber kaum hatte ich dieß mit ſchwerem Herzen herausgeſtammelt, als er mir antwortete, daß mein ehrenwerther Freund ſchon dieſen Morgen da geweſen ſey, um die Rechnung zu bezahlen. Ich ging ſogleich zu Bob, der mich mit einer ſo natürlichen Luſtigkeit und ſo erfreut über den Streich, den er mir geſpielt hatte, empfing, daß ich mich nicht enthalten konnte, in ſein Gelächter einzuſtimmen, um ſo mehr, wenn ich bedachte, daß die Stunde der Rache vielleicht bald kommen könnte.

Die Familie Molesworth kam einige Tage darauf nach London zurück, um andern Tages die Hochzeit zu begehen. Bob war überraſcht, mich ſo gedankenvoll zu ſehen, und fragte mich um die Urſache, warum ich ihn ſeit Kurzem ſo vernachläſſigt hätte. „Mein lieber Bob,“ antwortete ich, „eines Geſchäftes wegen, das bis jetzt ein tiefes Geheimniß war. Aber ich will für meinen Freund jetzt keines mehr daraus machen. Ihr ſollt alſo wiſſen, daß ich mich morgen verheirathe.“ — „Iſt es möglich!“ rief Bob außer ſich. „Und mit wem? Iſt ſie hübſch? Iſt ſie reich?“ — „Das kann ich Euch nicht Alles im Augenblick beantworten,“ ſagte ich, „aber ich dinire um ſechs Uhr mit meiner neuen Familie, und bin Willens, Euch meiner Gattin vorzuſtellen. Macht

Toilette, und in einer halben Stunde wird mein Wagen vor Eurer Thür ſeyn.“ Wie wir nun Beide im Wagen ſaßen, fragte Bob: „Und wo werdet Ihr in Zukunft leben?“ — „Das wird Euch die Zeit lehren,“ erwiederte ich. — „Wohin führet Ihr mich?“ ſagte er in dem Augenblick, als der Wagen ſchnell nach Park Lane einbog. — „Ihr ſeht es ja, nach Park Lane.“ — „Und Eure Gattin wohnt?“ lachte er mühſam heraus. — „In Park Lane.“ — Er ſagte nichts mehr, denn er befand ſich in einer ſichtbaren Verlegenheit. Und wie der Wagen nun vor der Thür des Herrn Molesworth hielt, ſagte er mit erſtickter Stimme: „Ich verdiente dieſe Lection, ich bin beſchämt über meine Aufführung. Es iſt genug, treibt die Sache nicht weiter. Wir wollen in's Hotel zurückkehren.“ — „Das wäre mir nicht recht,“ nahm ich das Wort, während der Bediente den Schlag öffnete und den Tritt niederließ. — „Was wollt Ihr thun?“ ſprach Bob, und zog mich beim Rockſchoß zurück, als ich ſchon die Treppe hinaufſtieg. — „So kommt nur!“ ſprach ich. „Ihr werdet dort alte Freunde finden, und könnt mir das Zimmer mit den blauen Vorhängen und dem Bade mit kölniſchem Waſſer zeigen.“ — „Das geht zu weit,“ murmelte er. „Ich geſtehe ja mein Unrecht ein. Ich habe Euch betrogen; verzeiht mir. Aber jetzt laßt uns umkehren, oder man wird uns für Verrückte halten.“ — „Vertraut meinem Wort, mein lieber Bob, folgt mir, und ſeyd in Zukunft ſo wahrhaft, wie ich es ſtets gegen Euch geweſen bin bis auf dieſen Augenblick.“ Ich drückte ihm die Hand, und ſtieg vollends die Treppe hinauf. Er folgte mir mehr todt als lebendig. Als wir die Thüre des Salons erreicht hatten, ſagte er leiſe: „Wenn ſie die Geſchichte wiſſen, was werden ſie von mir denken?“ — „Sie wiſſen nichts,“ entgegnete ich ihm ſchnell, „und ſollen nie etwas erfahren, was dem Rufe meines ehrenwerthen Freundes Bob ſchaden könnte.“

„Nie mehr ſoll eine Lüge über meine Lippen kommen,“ ſagte er. — Und ich habe Urſache, zu glauben, daß er in dieſem guten Entſchluſſe beharrte.

II.

Der Roman einer Nacht.

Engliſches Abenteuer.

Welche Anmuth liegt in einem Frühlinsmorgen, welche Anmuth, nicht allein in ländlichem und poetiſchem Sinne, wo er Thautropfen, friſche Zephyre und pittoreſke Landſchaften in ſeinem Gefolge führt, nein, ein ſolcher Morgen hat eben ſo ſeine Reize, wenn er ſich uns in ſeiner künſtlichen, anti-romantiſchen, gemeinbürgerlichen Toilette zeigt, wenn Phöbus erſtes Morgenroth nur die Schornſteine, oder da und dort einen Glockenthurm von zweideutiger Bauart beleuchtet. Ja, ich liebe einen Frühlingsmorgen, ſelbſt wenn, ſtatt des ſüßen

Geſanges einer Nachtigall das Rollen eines einſamen Cabriolets an mein Ohr ſchlägt, welches ſeinen verſpäteten Herrn nach Hauſe führt, wenn die Luft nur von den Gemüſen duftet, die man nach dem Markte von Covent-Garden trägt, und ſich des Himmels Azur hinter dem Kohlendampf vom verfloſſenen Tage verſteckt. Einen auf dieſe Weiſe durch Kunſt und Civiliſation entſtellten Morgen möchte ich mit einem ſchönen Weibe vergleichen, das eine übel ſitzende Nachthaube trägt.

Ja, ich muß es noch einmal ſagen, ich liebe dieſe Stunde zweifelhaften Lichtes, wenn die Scheinwerfer am Regent-Street von den Strahlen des Tages erblaſſen, wenn die Laterne, welche der Polizei-Agent an ſeinem Gürtel trägt, nicht mehr für ein Irrlicht von dem Gentleman gehalten werden kann, den die Freuden eines leckern, lang gedehnten Mahles des freien Blickes und der Vernunft beraubt haben. Unſere materielle Perſon, Alles, was an uns nach den Anſtrengungen eines Balles übrig geblieben iſt, kehrt nach Hauſe, gehüllt in einen Mantel, der ſeit einem Dutzend Jahren Wind und Wetter trotzt, auf dem Haupte einen Claque von ſo ehrwürdigem Alter, daß man ſeine urſprüngliche Form ſchwer zu entdecken im Stande ſein möchte. Ich weiß nicht, ob es der ganzen Welt ſo geht, ich meiner Seits fühle mich bei ſolchen Gelegenheiten ganz beſonders zur Philoſophie hingezogen. Der Zauber des glänzenden Schauplatzes, den ich ſo eben verlaſſen, hat mich zu blenden aufgehört; ich vernehme nicht mehr die hinreißenden Töne von Weipperts Orcheſter; meine Eroberungs-Träume, meine galanten Plane weichen nach und nach reineren, heiligeren Gedanken. Ich frage dann mein Gewiſſen, ob ich mit Lady A. nicht zu weit gegangen bin, ob meine Aufmerkſamkeit nicht vielleicht Miſtreß B. compromittirt hat, und ich ſchließe meine Betrachtungen mit der Bitte, der Himmel möge die theuere Lady Mary meine Worte während des letzten Galopps nicht ſo buchſtäblich nehmen laſſen.

An einem ſolchen köſtlichen Morgen, im Monat Mai, kehrte ich von einem Balle bei Lady . . . . . . auf Portland-Place zurück, und gab mich ganz der Betrübniß hin, die mir unwillkührlich die Abweſenheit einer Perſon verurſacht hatte, in welche ich tant soit peu verliebt war; ich hatte vergebens auf ihr Erſcheinen gehofft. Mein Verſuch, die bewunderungswürdige Lehre des franzöſiſchen Moraliſten:

„Hat man nicht, was man liebt,
Muß man lieben, was man hat!“

in Ausübung zu bringen, war fruchtlos geblieben. Es hatte in der That bei dieſer Fête nicht an ſchönen Frauen gemangelt, und meine Eitelkeit fügte bei, daß ich auch hinreichend liebenswürdige Blicke und ermuthigendes Lächeln getroffen haben möchte, wäre mein Herz nicht durch einen mächtigen Bundesgenoſſen geſchützt geweſen. Aber was liegt daran? Meine eigene Rolle war ganz verfehlt. Vergebens hatte ich die Weſte angezogen, deren Farbe ſie gerühmt; vergebens einen großen Theil des Morgens damit hingebracht, einen Walzer-Pas zu ſtudiren, den ſie liebte, und der Strauß aus den ſeltenſten Blumen zuſammengeſetzt, die ich ſelbſt vor meinem Frühſtücke auf dem Covent-Garden Markte geholt hatte, war unnütz in der Taſche meines Klei-

des verwelkt. Mit einem Worte, ich fühlte mich von der widrigſten Gemüthsſtimmung heimgeſucht.

In ſolcher geiſtigen Verfaſſung wandelte ich Regent-Street hinab, wunderte mich, daß man den Muth haben könne, bis drei Uhr des Morgens auf dem Balle zu bleiben, und berechnete, ob ich mit mehr oder minder Wahrſcheinlichkeit darauf hoffen dürfte, die Dame meines Herzens in der dunkeln Loge im Erdgeſchoſſe der Oper zu treffen, in welcher ſie ihre äußerſt vorſichtige Mutter verſchloſſen zu halten pflegte, als des Prinzen von Talleyrand Wagen, der den Veteran der Diplomatik von ſeiner gewöhnlichen Whiſt-Partie im Klubb der Reiſenden heimbrachte, an meiner Seite hinfuhr. Während ich in der Unſchuld meines Herzens die Frage aufwarf, welche wichtige europäiſche Angelegenheit Seine Excellenz habe ſo lange auf dem Foreign-Office in einer Unterredung mit ſeinem confrère des protocoles hinhalten können, wurden meine Betrachtungen plötzlich durch eine weibliche Stimme unterbrochen und als ich mich umdrehte, ſah ich eine elegant gekleidete Perſon auf den Stufen einer Treppe an der Ecke von Jermyn-Street ſitzen, welche die Hände rang und ausrief: Ah! mon Dieu! mon Dieu! que vais-je devenir?

Anfangs hielt ich ſie für eine von den ſchönen, freien, Nachts in der Straße herumlaufenden Damen, und dachte, ſie habe ein wenig zu tief in die Wachholderflaſche geſehen; ich wollte ſo eben meines Wegs gehen und ſie der Sorgfalt jener bezahlten irrenden Ritter überlaſſen, die durch ihre Ordensregel verflichtet ſind, allen Schönen Beiſtand zu leiſten, welche ſie in ſolchem Zuſtande treffen und ihnen für die Nacht ein Aſyl in der gaſtfreundlichen Retraite zu verſchaffen, welche man gemeiniglich Wache nennt, aber ſie hielt mich durch Worte zurück die mein Mitgefühl ſtärker anſprachen: „Mon bon monsieur, par l'amour de Dieu!“ Der Ausdruck klang in meinen Ohren zu beſtimmt, als daß ich hätte länger vermuthen dürfen, die Perſon, welche mir zurief, ſey ihrer Sinne nicht vollkommen mächtig.

So angeſprochen näherte ich mich der intereſſanten Fremden und entdeckte bei näherer Betrachtung eines der niedlichſten Geſichtchen, das je unter dem Tülle, der Gaze oder Blonde eines pariſer Hutes hervorgeſehen. Es war eine von den April-Phyſiognomien, die ganz dazu geeignet ſcheinen, zu gleicher Zeit zu lachen und zu weinen; denn während Thränen aus ihren ſchwarzen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen hervorbrachen, ſpielte ein ſanftes Lächeln um die roſigen Lippen und ließ eine Reihe von Zähnen durchſchimmern, deren Perlfarbe das ſchönſte Gebiß, das je aus einer Werkſtätte hervorgegangen, beſchämt haben würde. Wider meinen Willen intereſſirte ich mich für ſie und als ſie mit anmuthig bittender Geberde zwei hübſche Hände ohne Handſchuhe zuſammenlegte, ſo ſah ich mich plötzlich von einem ritterlichen Geiſte erfaßt und entſchloß mich, der ſchönen Verlaſſenen nach Kräften — in allen Ehren — beizuſtehen. „Madame,“ ſagte ich, indem ich mich ihrer Mutterſprache bediente, und im reinſten Accente des Chauſſée d'Antin zu ſprechen bemüht war; „dürfte ich Sie wohl bitten mir zu ſagen, worin ich Ihnen von Nutzen ſeyn könnte?“

„Helas!“ entgegnete Sie im wahren Style der alten Romane,

„Sie ſehen eine unglückliche Fremde vor ſich, welche nicht weiß, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſoll.

„Madame, ich ſtehe ganz zu Ihren Befehlen. Sind Sie irregegangen, ſo werde ich mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich Ihnen wieder auf den rechten Weg helfen kann.“

Der Blick, den die junge Fremde auf mich warf, ſchien mir zu bedeuten, daß ich ganz ausſehe, als bedürfe ich eben ſo ſehr eines Führers, als ſie ſelbſt. In der That! ich glaube, mein Anblick mit allen Zuthaten aus der Ordnung gebrachter Toilette war nicht ſehr geeignet, großes Vertrauen einzuflößen. Ihre Kleidung befand ſich indeſſen in keinem beſſeren Zuſtande, als die meinige, ja es war eine Art von Desorganiſation ſichtbar, die mich für einen Augenblick auf die ſchon einmal verworfene Anſicht zurückführte.

„Wo wünſchen Sie hinzugehen, Madame?“ fuhr ich mit möglichſt ruhigem Tone fort.

„Helas! mein Herr, das werde ich Ihnen nicht zu ſagen wiſſen.“

„In jedem Falle nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu bemerken; daß dieſe Vorfrage große Bedeutung hat, und daß ſie zuvor erledigt ſeyn muß, ehe eine Dame ſich entſchließt, einen Spaziergang an ſo frühem Morgen zu unternehmen; und wenn es mir erlaubt ſeyn dürfte, Ihnen noch einen Rath zu ertheilen, ſo möchte ich beifügen, daß es am beſten wäre, Sie würden ſich nach Hauſe begeben.“

„Nach Hauſe, mein Gott!“ rief ſie aus, „ich habe kein Haus; das iſt ja eben der Grund, warum ich mir die Freiheit genommen habe, Sie zu beläſtigen.“

„Faſt möchte ich fürchten, Madame, daß ich Ihnen in dieſer Angelegenheit von wenig Nutzen ſeyn kann; aber wenn Sie nicht wiſſen, wo Sie hin wollen, ſo wiſſen Sie doch vielleicht, wo Sie hergekommen ſind?“

„Geraden Weges von Paris;“ antwortete ſie. „Es mag höchſtens eine Stunde ſeyn, daß ich mit dem Dampfboote von Calais angelangt bin.“

Hierauf unterrichtete ſie mich, daß ſie nach London gereiſ't ſey, um mit ihrem Bruder, einem Künſtler der Oper zuſammenzutreffen, daß ſie an einem gewiſſen Orte ausgeſtiegen, in dem ich, trotz dem, daß ſie den Namen ſo barock ausſprach, Tower-Stairs wiederzuerkennen glaubte, daß ſie ferner, ſo bald ſie von der läſtigen Neugierde der Douaniers befreit geweſen, ihre Perſon und ihren Koffer einem Cabriolet übergeben habe, das ſich anheiſchig gemacht, ſie ſicher zu ihrem Bruder zu bringen, deſſen leſerlich auf ein viereckiges Papier geſchriebene Adreſſe ſie in unbegränztem Vertrauen auf engliſche Rechtſchaffenheit in den Händen des Kutſchers gelaſſen habe. Aber der Verräther hatte ſie, ohne Rückſicht auf die Geſetze der Gaſtfreundſchaft und die Schande, mit der er ſeinen Stand zu bedecken im Begriffe ſtand, zu der Stelle geführt, wo ich ſie fand; hier ließ er ſie unter dem Vorwande, daß ſie am Orte ihrer Beſtimmung angelangt, ausſteigen, entriß ihr die Börſe, die ſie gezogen, um die Fahrt zu bezahlen, ſtieg dann wieder in ſeinen Wagen, und war mit einer Schnelligkeit auf und davon, als führe er auf einer Eiſenbahn; Börſe und Gepäck mit

ſich nehmend, hatte der Elende die Reiſende, vernichtet über ein ſolches Verfahren, zurückgelaſſen. Dieſes Abenteuer brachte ſie Morgens drei Uhr auf das Pflaſter der Regent-Street; ſie konnte kein Wort Engliſch, hatte keinen Heller in der Taſche und zählte zu ihren Unglücksfällen noch den, daß ſie die Adreſſe ihres Bruders verloren hatte, die ſie indeſſen nur mit größter Mühe verſtändlich auszuſprechen im Stande geweſen ſeyn möchte, wenn ſie ihr wieder eingefallen wäre. In dieſer verzweiflungsvollen Lage hatte ſie ſich vergebens an drei Vorübergehende gewendet, die auf ihr Anrufen nur mit jenem liebenswürdigen Goddam antworteten, das ihr durch ihre Bekanntſchaft mit den Engländern in Paris nicht fremd war. Sie fügte bei, daß ſie ſich in ihrem Unglück ganz gewiß in das Waſſer geſtürzt haben würde, hätte ſie gewußt, welchen Weg ſie einſchlagen müſſe, um dahin zu gelangen; aber jetzt wünſche ſie ſich wegen ihrer Unwiſſenheit Glück, ſeitdem ich ihr unter der Geſtalt ihres guten Genius erſchienen ſey, denn ſie verſichere mich, ſie habe vom erſten Augenblicke in meinem Geſichte geleſen, daß ich unfähig ſey, den Bitten einer unglücklichen Fremden zu widerſtehen, und deßhalb frage ſie mich, als einen galanten Mann, um Rath, indem ſie ſich ganz meinem Edelmuthe hingebe u. ſ. w.

Das war Alles ſehr ſchmeichelhaft, aber es ſetzte mich doch einigermaßen in Verlegenheit, denn ſo ſehr ich auch für einen kühnen Ritter zu gelten wünſchte, ſo wäre mir doch lieber geweſen, meine ſchöne Unbekannte hätte dieſen Wunſch nicht in meinem Geſichte geleſen. Ihre Erzählung konnte indeſſen wahr ſeyn, und ich durfte ſie nicht ihrem Geſchicke überlaſſen, das verbot mir die einfachſte Menſchlichkeit; aber was thun? Am leichteſten wäre es ohne Widerrede geweſen, ich hätte mich an den nächſten Polizei-Agenten gewendet und die Gaſtfreundſchaft der Wachtſtube für ſie in Anſpruch genommen, bis ſie ihre Freunde von ihrem Abenteuer in Kenntniß ſetzen konnte; aber ich hatte nicht ſobald ein Wort von dieſem Vorſchlage fallen laſſen, als ſie ſich mit Gewalt dagegen ſträubte und behauptete, das hieße ſie auf die grauſamſte Weiſe der Schmach preisgeben. Alles, was ſie von mir verlange, ſey, daß ich ſie zu ihrem Bruder führen ſolle. Sie könne ſich in der That ſeiner Adreſſe nicht mehr erinnern, aber es ſey ein Theil im Quartier der Oper. Uebrigens müſſe ich mich gewiß eines Künſtlers von faſt europäiſchem Rufe erinnern! **M. l'Echapé, coryphée dansant et premier mime du théâtre de S. M. le roi de Grande-Bretagne.**

Unſeliger Weiſe war mir Name und Stand dieſer europäiſchen Celebrität nicht ſo bekannt, um mir die Mittel, ihren Aufenthalt auszukundſchaften, an die Hand zu geben, und Alles beſtärkte mich in der Ahnung, daß die reizende Schweſter meinem Arme verbleiben werde, bis die Eröffnung des Logen-Vermiethungs-Bureau mir Gelegenheit böte, zu unterſuchen, wie weit ihre Erzählung der Wahrheit getreu ſey. Welche Partei ſollte ich aber nun einſtweilen ergreifen? Ich mochte nicht gerne an die Thür von einem der modiſchen Hotels klopfen, denn, in Betracht der Zweideutigkeit dieſes Begegniſſes mußte ich mich einer Weigerung auszuſetzen befürchten. Sie in meine Wohnung zu führen, ſchien mir nicht ganz verträglich mit den ſtrengen Geſetzen der

Schicklichkeit, und noch härter erschien es mir auf der andern Seite, mit ihr bis Morgens acht oder neun Uhr das Pflaſter zu treten, und doch war das die einzige Alternative, welche mir übrig blieb. In dieſem angenehmen Zuſtande von Verlegenheit ſchlenderte ich gedankenlos gegen Craven-Street hin, wo ich wohnte, während die Dame, durch ihr Mißgeſchick keineswegs der Sprache beraubt, an meiner Seite hinwandelte und mir Details über ihre Geburt, Familie, Erziehung, Aufführung und ihren Ruf zu geben ſich bemühte, was indeſſen wenig Intereſſe für einen Mann bot, der nur darauf bedacht war, ſich ſo ſchnell als möglich der ſchönen Erzählerin zu entledigen.

So gelangten wir an die Ecke von Waterloo-Place und Pall-Mall; hier hatte ein Weib, das angeblichen Thee verkaufte, ihre Bude aufgeſchlagen und ſchenkte ihre abſcheuliche Infuſion von einheimiſchen Blättern an eine Geſellſchaft des infamſten Geſindels von beiderlei Geſchlecht. Kaum hatte meine Schöne dieſe Bude erblickt, die ihr wie eine Oaſe in der Wüſte entgegenleuchtete, als ſie ausrief: „Ach! das iſt herrlich!“ und mich bat, ihr eine Taſſe von dieſem erquickenden Getränke geben zu laſſen, da ſie vor Durſt und Ermattung halb todt ſey.

Einige Zeit ſtand ich an, ihrem Verlangen Genüge zu leiſten, da ſie indeſſen wirklich entkräftet ſeyn konnte, und ich kein anderes Mittel beſaß, ihr zu trinken zu verſchaffen, ſo gab ich nach und ließ ihr von der Arznei reichen, welche ſie, ohne eine Miene zu verziehen, leerte. Als ich meine Börſe zog, um zu bezahlen, ſah ich zwei ältere Männer unter der Colonnade der Oper hervortreten, und, da ſie ſich näherten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Schrecken in dem Einen die Züge meines Vaters, eines, was die Schicklichkeit betrifft, äußerſt ſtrengen Mannes, und im Andern die des ſehr ehrenwerthen Herrn M.... ſeines intimen, nicht minder ſtrengen und gottesfürchtigen, Freundes. Sie kehrten nach Hauſe, nachdem ſie an einer langen Discuſſion im Unterhauſe Theil genommen; ſchmerzlich erregte mich der Gedanke an den Contraſt zwiſchen dem patriotiſchen Eifer, der ſie ſo oft zu wachen zwang, und der ſehr zweideutigen Unterhaltung, welcher ich mich in dieſem Augenblicke hingab. Das war nicht Alles; ängſtlich ſtrebte ich den Blicken und Vorwürfen meines ehrwürdigen Vaters zu entgehen, und mehr noch wünſchte ich, mein Benehmen, ſo liebreich es im Grunde war, möchte nicht falſch von Herrn M. ausgelegt werden, welcher allen Bibelgeſellſchaften vorſtand, unausgeſetzt alle proteſtantiſchen Verſammlungen von Exeter-Hall beſuchte, und mit aller Kraft im Parlament die Bill des Sir Andrew Agnew für ſtrenge Sonntagsfeier unterſtützte. Seine gute Meinung von mir war mir überdieß noch dadurch ſehr wichtig, daß mein Vorrücken von ihm abhing und er mir bereits die proviſoriſche Stelle eines Vice-Unterſecretariats-Aſſiſtenten bei der Kirchen-Commiſſion zugeſagt hatte.

So wenig ich hoffen durfte, nicht geſehen zu werden, ſo ſchlug ich doch meinen Hut in die Stirne, aber es war bereits zu ſpät. Meines Vaters äußerſt ſcharfes Auge hatte mich in der Mitte der ſeltſamen Geſellſchaft erkannt, in der ich mich eben befand. Mein Vater beſaß viele Tugenden, aber Geduld und Gleichmuth gehörten nicht

dazu. Seine Wuth kannte keine Gränzen, als er mich gewahr wurde; mit drohender Geberde und Zorn flammenden Blicken ſtürzte er auf mich zu, und redete mich in durchaus nicht ſanftem Tone an.

„Schön, ſehr ſchön, mein Herr, auf Ehre! ... infamer Taugenichts, der du biſt! ... unverſchämter, unverbeſſerlicher Burſche! So führſt Du Dich alſo auf, nachdem Du ſo heilig Beſſerung verſprochen haſt! Das werde ich nicht mehr dulden! Das ſollſt Du dein Tag des Lebens bereuen. Ich habe Dir Nichts mehr zu ſagen, ich enterbe Dich, ich verbanne Dich aus meinem Angeſicht ... ich ...“

Hier trat der ſehr ehrenwerthe Freund dazwiſchen, um dem Ausbruche väterlicher Wuth ein Ziel zu ſetzen, nahm meinen Vater unter den Arm, und führte ihn weg, nachdem er ihm einige vernünftige Worte in das Ohr geſagt. Aber Herr M. wandte ſich, ehe er wegging, noch gegen mich und ſprach, die Stirn mit der ſchlimmſten Vorbedeutung runzelnd, in feierlichem Predigertone: „Junger Mann, es betrübt mich ſehr, daß ich Sie in ſolcher Geſellſchaft finden muß; jedenfalls hätte ich gedacht, Sie würden in dieſem Augenblicke mehr Rückſicht auf Schicklichkeit nehmen. Ich weiß, daß es mir nicht zukommt, Ihre Handlungen zu tadeln, aber in Ihrem eigenen Vortheile bedaure ich, daß Sie ſich ſo wenig anſtändig benehmen.“

Er ſprach es, trat ab und zog meinen Vater mit ſich fort, der ſein Ohr allen meinen Bitten, ihm den Vorgang erklären zu dürfen, hartnäckig verſchloß.

Bei dieſen Zwiſchenfällen wurde meine intereſſante und beſtürzte Schutzbefohlene von Moment zu Moment mehr verlegen und in meinen Augen weniger intereſſant; da ſie indeſſen einzig und allein von meiner Dienſtwilligkeit abhing, ſo konnte es mir nicht einfallen, ſie zu verlaſſen. Uebrigens wollte ich mich nicht neuen Demüthigungen ausſetzen, und ich dachte daher ernſtlich daran, ſie an ſicherem Orte unterzubringen. Nach langer peinlicher Ueberlegung entſchloß ich mich, ihr einen anſtändigen Aufenthalt in meinem Zimmer anzubieten, bis der Morgen weit genug vorgerückt ſeyn würde, um ſie den Händen ihres Bruders zu übergeben. Ich muß mich meinem guten Sterne anvertrauen, um ſie aus meiner Wohnung zu bringen, ohne daß es meine ſüßſaure Wirthin bemerkt, dachte ich, im ſchlimmſten Fall iſt Miſtreß Simpkinſon eine kluge Frau, der ich ohne Mühe den ehrlichen Fall auseinanderſetzen kann. Sobald ich den Entſchluß gefaßt, marſchirte ich ſchnurſtracks auf Craven-Street los; aber man denke ſich meine Verlegenheit, als ich, an der Thür angelangt, entdeckte, daß ich den Schlüſſel vergeſſen hatte. Ohne die Bewohner zu wecken, konnte man unmöglich in das Haus gelangen, und meine Grundſätze von Anſtand und Sitte ließen ein Unternehmen nicht zu, das mich den unangenehmſten Deutungen ausgeſetzt haben würde. Mit gepreßtem Herzen und niedergeſchlagenen Augen begann ich meinen Spaziergang wieder; da fiel mir als letztes Hülfsmittel der Name eines Hotels in der Gegend von Adelphi ein, wo ich eine Anfrage um Aufnahme der unglücklichen Fremden wagen zu dürfen glaubte.

Auf dem Wege ſtieß ich auf ein Paar Polizei-Agenten, und es wandelte mich große Luſt an, auf dieſe meine Verantwortlichkeit, trotz

Digitized by Google

der Einreden der Dame, abzuladen; aber ſie zeigte einen ſo großen Widerwillen gegen dieſe Herren, daß ich meinen Marſch fortſetzte, von Minute zu Minute ſchweigſamer und übelgelaunter im Gedanken an die widrigen Folgen, welche das Zuſammentreffen mit meinem Vater und ſeinem Freunde haben konnte. Doch bald fand ich, daß das Schickſal noch nicht alle ſeine Tücke an mir ausgelaſſen hatte. Kaum war ich zwei hundert Schritte am Strande hingegangen, als ich eine andere Perſon meiner Bekanntſchaft traf, und zwar eine, die ich mehr, als jede andere in einer ſo gefährlichen Kriſe vermeiden wollte. Es war mein Freund Henry Lobham, der Bruder der nur allzu verführeriſchen Dame, welche durch ihre Abweſenheit bei dem Balle der Lady .... mir die Luſt ſo ſehr verkümmert hatte. Er war von dem guten Einverſtändniß zwiſchen ſeiner Schweſter und mir unterrichtet, und widerſetzte ſich dem Gedanken an eine Verbindung zwiſchen uns weniger, als ſeine eitle Mutter, und ſo wird man mir wohl glauben, daß ich kein Verlangen hegte, von ihm in einer Geſellſchaft geſehen zu werden, die der ſo ſehr entgegengeſetzt war, in welche mich die Pflicht eines treuen Unterthanen gegen ſeine Herrin rufen mußte.

Doch mein Freund Henry war in dieſem Augenblicke durchaus nicht zu moraliſchen Betrachtungen aufgelegt; denn er kehrte ſelbſt von Orgien heim und befand ſich in einem Zuſtande, der der Bewirthung eines Freundes, bei dem er den Abend zugebracht, alle Ehre machte. Er kam auf dem Trottoir einher, wie ein Schiff, das wider den Wind ſegelt, und mein böſer Genius wollte, daß ihn ein Stoß beim Laviren gerade an meine Seite führte.

„Holla! Ned, mein Junge, biſt Du es?“ rief er aus, und hielt plötzlich in ſeinem excentriſchen Laufe an. „Was iſt das für ein ſchöner Fiſch, den Du da gefangen? Ho, alter Fuchs, der Du biſt! Das iſt alſo deine Tu — Tugend! Wer iſt denn die ſchöne Freundin, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, zu fragen?“

„Ach! mein Gott! Er iſt betrunken!“ ſchrie meine liebenswürdige Gefährtin, „wie abſcheulich!“

„Was — was ſagen Sie?“ fuhr mein kurzweiliger Cobham fort, „Sie meinen, ich ſey betrunken, gerade das Gegentheil, mein Engel!“

„Mein lieber Cobham,“ ſprach ich, um mich dieſer Verlegenheit ſo ruhig als möglich zu entziehen. „Ich bitte, halte mich nicht auf; Du ſcheinſt in einem gewaltigen Irrthume begriffen zu ſeyn; dieſe junge Perſon iſt ſehr achtungswerth, und ich habe ihr verſprochen, ſie nach Hauſe zu führen.“

„Dem ſey ſo, mein Freund, Du weißt, man geht ſicherer zu Mehren. Nun denn mit Deiner Erlaubniß und — und ihrer Erlaubniß — werde ich Euch begleiten.“

Dem Worte folgte die That, und ſo trat er auf die andere Seite und bot Mademoiſelle l'Echappé den Arm, welchen ſie aber ausſchlug. Er marſchirte nun neben ihr her, und ſprach in einem halb engliſchen, halb franzöſiſchen Jargon ſie an, der mich zu anderer Zeit wacker zum Lachen gebracht haben möchte.

Endlich ging er in ſeinem artigen Benehmen ſo weit, daß er das Kinn ſtreichelte, auf welches Zeichen von Höflichkeit ſie mit einer wohl

angebrachten Ohrfeige antwortete. Dieſe Ohrfeige wurde mit einem **Aplomb** und einer Genauigkeit gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte, ſie ſey in dieſem Geberdenſpiel gar ſehr geübt.

Lobham ließ ſich durchaus nicht einſchüchtern und betrug ſich endlich auf eine ſo heftige Weiſe, daß ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, dazwiſchen zu treten, um den Gegenſtand ſeiner Wuth und zugleich ſeiner Bewunderung zu vertheidigen. Es entſpann ſich eine Art von Streit, und, obgleich ich nicht im Sinne hatte, ihn thätlich anzugreifen, ſo mußte ich ihn doch leicht zurückſtoßen, um die Dame zu befreien, wobei er denn ſein, bereits etwas precäres, Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel, während mein ſchöner Schützling aufkreiſchte, wie Miß O'Neill in der Rolle der Belvidera, — und ehe ich noch Zeit gewinnen konnte, mich zu ſammeln, rannten zwei Polizei-Agenten mit drohend geſchwungenen Stöcken herbei.

Lobham ſprang auf. Seine Trunkenheit ſchien ſich durch den Fall verloren zu haben, aber er war wüthend über mich.

„Mein Herr!“ rief er mit einem Schwure aus, „Sie werden mir für dieſe Beleidigung Rede ſtehen, ehe vier und zwanzig Stunden vorübergegangen ſind.“

„Wann es Ihnen beliebt!“ antwortete ich in einem Anfalle von Verzweiflung.

„Was ſoll das Gebrülle bedeuten?“ ſprach einer der Polizeimänner im gebieteriſchen Tone, „fort, meine Herren, Sie und dieſe Dame werden die Güte haben, uns auf die Wache zu folgen.“

Weder Lobham noch die Dame zeigten große Luſt, ſich dem Angriffe auf die Freiheit der Bürger gutwillig zu unterziehen; und ich meines Theils, als ich ſah, daß die Munizipal-Gewalt genug zu thun haben werde, dieſe beiden widerſpenſtigen Perſonen zum Gehorſam zu bringen, benützte einen günſtigen Augenblick zu entſchlüpfen, ließ meine Freundin ſich aus der Verlegenheit ziehen, ſo gut ſie konnte, riß aus und hielt nicht eher an, als bis ich vor meiner Thür in Craven-Street angelangt war.

Wie ſoll ich die traurigen Folgen dieſes unſeligen Morgens beſchreiben! Etwa acht Tage ſpäter ſaß ich in meinem Zimmer, den Arm in einer Binde, einer Wunde wegen, die ich im Zweikampfe mit meinem Freunde Lobham in Wimbledon-Common geholt, als man mir drei Briefe zur Antwort auf andere brachte, die ich, um mein Benehmen zu entſchuldigen, geſchrieben hatte.

Der erſte war von meinem Vater und lautete alſo:

„Ned, Du biſt ein ganz unverbeſſerlicher Hund! und alle Deine Entſchuldigungen ſind bloße Myſtificationen und können Deine Schuld nur vermehren. Von heute an iſt Deine Penſion auf die Hälfte herabgeſetzt, und beim Himmel, wenn Du Dich nicht änderſt, entziehe ich ſie Dir ganz.

Dein ergebener u. ſ. w.“

Der zweite Brief war von meinem ſehr ehrenwerthen Beſchützer, welcher mir ſchrieb:

„Mein lieber Herr, ich bedaure, Ihnen in der Angelegenheit nicht nützlich ſeyn zu können, von der Sie ſprechen. Der Erzbiſchof

hat heute ſelbſt Herrn M. zum proviſoriſchen Vice-Unterſecretariats-Aſſiſtenten bei der Kirchen-Commiſſion ernannt. Herr M. iſt unſtreitig ein Mann von vortrefflichem Rufe und untadelhaften Sitten, Sie begreifen alſo, daß ich gegen die Wahl Seiner Gnaden nichts einwenden konnte.“

„Verzeihen Sie, wenn ich mir mit der Hoffnung ſchmeichle, daß dieſe Ungunſt der Verhältniſſe Ihnen heilſam ſeyn und Sie zum Gefühle der großen Verantwortlichkeit führen dürfte, welche ſich an den Namen eines Chriſten knüpft.“.

„Ich bin, mein werther Herr, Ihr ergebener Freund und Diener ****“.

Der dritte Brief war der grauſamſte von allen; er enthielt ein kleines Medaillon nebſt folgenden Worten:

„Nach dem, was vorgefallen, werden Sie ſich nicht wundern, wenn ich mich beeile, Ihnen ein Bijou zurückzuſenden, welches ich gar nicht hätte annehmen ſollen, wie ich mich jetzt erſt zu meinem großen Leidweſen überzeugt habe. Mit Recht bin ich für den Ungehorſam gegen Mama beſtraft. Alles erdenkliche Glück mit dem aufrichtigen Wunſche, daß Sie ſich beſſern mögen! Von nun an werden wir nur gewöhnliche Bekanntſchaften für einander ſeyn.

Ihre Dienerin Emilie.“

Die drei intereſſanten Dokumente zerriß ich in tauſend Stücke, das Medaillon warf ich auf den Marmorboden im Foyer und zertrat es mit den Füßen. Da es mir indeſſen unmöglich war, auf das Geſchehene zurückzukommen, ſo ſchwemmte ich Schmerz und Verzweiflung in einer Flaſche Bordeaux à l'Athenaeum hinunter und begab mich in die Oper, um meinen niedergeſchlagenen Sinn wieder aufzurichten. Die ſchöne Emilie und ihre Mutter ſaßen im Erdgeſchoſſe in ihrer Loge. Um ihren Blicken zu entgehen, ging ich auf das Theater, und die erſte Perſon, die ich traf, war die Heroine des unſeligen Abenteuers, leicht geſchürzt wie eine Tänzerin, eben im Begriffe beim Ballet unter dem Namen Mademoiselle Euphrosine, de l'Académie royale de Musique, zu debutiren. Sie lehnte an einer Couliſſe und lieh ihr Ohr gar willig den ſüßen Anträgen meines Freundes Lobham.

Wir hatten uns auf dem Kampfplatze verſöhnt, aber Henry hatte mir nicht vergeben, darum war ich auch gar nicht erſtaunt, als er ſich bei meiner Annäherung umdrehte. Meine Entrüſtung ſtieg jedoch auf das Aeußerſte, als Mlle. Euphroſine, die falſche Urſache aller meiner Unfälle, mich mit einem Blicke tiefer Verachtung feſt anſchaute.

So verlor ich im Zeitraume von einer kurzen Stunde meinen Freund, meine Geliebte, die, beiläufig geſagt, zwanzig tauſend Pfund Sterling in dreiprocentigen Conſols zu ihrer Verfügung beſaß, die Liebe meines Vaters, die Hälfte meiner Penſion, die Hoffnung auf eine Anſtellung, eine Verwundung an der Schulter nicht gezählt, Alles, um einer Nymphe gefällig zu ſeyn, die mich mit dem ſchmählichſten Undanke belohnte.

Gewiß iſt nie eine ſolche Reihe unverdienter Unglücksfälle auf das Haupt eines Unglücklichen gefallen, und Alles nur in Folge einer ritterlichen Gemüthsſtimmung. Der Menſch bedarf übrigens nur einer

einzigen Action in dieſem Gebiete. Von dem Tage an war ich entſchloſſen, mich der Sache des ſchönen Geſchlechtes nie mehr anzunehmen, und ich ſprach, wie Paul Pey: „Wenn ich je in meinem Leben wieder Jemand einen Dienſt leiſte .... Sie werden ſehen .... Ich ſage nur dieſes ....

III.

Vergnügungen im Sommer.

„Ein krankes Auge ſieht in der Natur Alles verkehrt an.“ So geht es auch mit den Maulaffen der City in der großen Hauptſtadt; ſelbſt in ihren Vergnügungen ſcheinen ſie Dingen zugethan, die ganz dazu gemacht ſind, jedem Weſen von halbwegs unverdorbenen Sinnen Eckel einzuflößen. Um Pfingſten wird es ſo warm, als in der heißen Zone. Was fangen jetzt unſere Citybewohner an? Sie denken nur daran, wie ſie ſich am beſten unterhalten können und in der That ihre Art und Weiſe iſt äußerſt ergötzend. Steigen Sie gefälligſt zu den Werften der Themſe hinab und betrachten Sie die Dampfböte, welche nach Greenwich, Woolwich und Gravesand abgehen. Sehen Sie dieſe Hunderte und Tauſende von Perſonen und in Tonnen gepfropfte Gegenſtände; Männer, Frauen, Speiſen, Getränke, Pfeifen, Tabak in eine dichte Maſſe zuſammen gekeult; wie Einigen übel wird, Andere lachen, Alle ſchwitzen und Alle überzeugt ſind, daß ſie ſich unterhalten. Sobald das Schiff ſich zu bewegen anfängt, glaubt man, Alles ſtürze ſich in den Fluß. Indeſſen ſteigt ſchwerer Rauch in düſtern Wolken aus den eiſernen Kaminen auf und die Rußflocken fallen wie Schnee auf die Schweiß triefenden Geſichter herab und bilden auf dieſen eine ſchwarze Schminke. Der Dampf dringt hervor, ſein Geruch miſcht ſich mit dem der Fettigkeiten und des erhitzten Keſſels und fängt nun an die Geruchsnerven der Menge gar nicht angenehm zu kitzeln. Gleichviel — die Menge unterhält ſich und betheuert, nie etwas Vergnüglicheres geſehen zu haben.

Einſtweilen gelangt das Schiff am Orte ſeiner Beſtimmung an. Dann aber .... Welch' ſchrecklicher Verbrauch von Bier! Wachholder! Tabak! Die Kinder, blaß und aufgebläht von übermäßig genoſſenen, ungeſunden Eßwaaren, weinen wegen Unverdaulichkeit; um ihre Thränen zu ſtillen, ſtopft man ſie mit einer Zuthat dicker Kuchen voll. Ihre Eltern ſchlagen den Weg zur nächſten Schenke ein; ſie treten in einen, mit Menſchen gefüllten Saal, in welchem Bier und Tabaksqualm ſeit der Sündfluth Beſitz ergriffen zu haben ſcheinen. Der Mann läßt ſich eine Pfeife und einen Krug Bier geben; die Frau trinkt Branntwein mit Waſſer gemiſcht; das Kind theilt abwechſelnd mit Mama und Papa und übergibt ſich am Ende. Es ſchlägt die Stunde

zum Abgange des Schiffes — plötzlicher Tumult, man läuft, um wieder an Bord zu gelangen, man ſtößt ſich, drängt ſich, wirft ſich nieder, raucht, dampft und ſchwitzt ſich wieder an, und kommt am Ende nach Hauſe, um zum Abendmahl Brod, Käſe, Bier und noch einmal Bier zu verſchlingen. Dann geht man zu Bette voll von den *Vergnügungen* des Tages. So bringt der Arbeiter ſeine Feiertage zu.

Ein Ladenbeſitzer, der ſich mehr comme il faut dünkt, würde ſo gemeine Beluſtigungen verachten. Er beſteigt die Imperiale einer Stage und läßt ſich nach dem Lande fahren. Glauben Sie vielleicht, er ergötze ſich unterwegs am Anblicke der ſchönen Bäume, der reichen Gehöfte, er ſchlürfe mit Wolluſt den Geruch der blühenden Blumen und was ſonſt noch ländliche Düfte ſind, ein? O nein, das iſt nicht Mode bei ihm. Wenn er gleich auf der Imperiale ſitzt, ſo kennt er doch die Gebräuche der großen Welt. Er zieht eine Cigarrenbüchſe aus der Taſche, läßt anhalten, um Licht zu begehren, und ſchenkt dem Kutſcher, zur ſchuldigen Dankſagung für ſeine Gefälligkeit, auch eine Cigarre. Bald iſt Alles um ihn her in City-Rauch und Geſtank gehüllt. Für unſere Ellenreiter hat die ſchönſte und die häßlichſte Landſchaft den gleichen Werth; er öffnet den Mund nur, um von den kleinen Theatern zu ſprechen, ſeine Cigarren zu loben und zu ſagen, was ihm das Dutzend gekoſtet hat. Er kommt in ſein Wirthshaus, ſpeist, ſpielt den Unverſchämten, klatſcht ſich Beifall zu und verlangt ſeine Rechnung in einem Tone, als wollte er ſagen, wenn man nur bezahle, ſo könne man auch thun, was Einem beliebe. In Betracht, daß er ſich im Branntwein und Waſſer übernommen hat, ladet ihn der Kutſcher ein, den Rückweg im Innern der Kutſche zu fahren. Da begeht er Ungezogenheiten; man weiſt ihn zurecht; er theilt Fußtritte aus und wird mit gleicher Münze bezahlt. Drohend murmelt er zwiſchen den Zähnen, daß er Klage führen werde; das unterbleibt jedoch und ſo ſchließt er die Luſtbarkeiten des Tages.

Wir haben die modernen City-Bewohner beſchrieben. Es gibt indeſſen noch Manche von der alten Schule, die ihre Freunde auf dem Lande ruhig in ihrem Cabriolet beſuchen, oder ſich in einem anſtändigen Gaſthofe eine mäßige Ausgabe erlauben. Nichts gibt es Gemüthlicheres, als ſolche Leute am Abend eines heißen Tages mit einem Pferde, das in ſanftem Trabe ſeine fünf Meilen in der Stunde zurücklegt, heimkehren ſehen. Man braucht nur einen Blick auf ſie zu werfen, um ſicher zu ſeyn, daß ſie eben ſo genau ihre Gebete verrichten, als ihre Rechnungen bezahlen. Friede ſey mit ihnen, und Allen, die ihnen gleichen.

Engliſche Literatur.

The Pacha with many tales.

So heißt ein neues ſehr intereſſantes Buch des Kapitän Marryat. Der Titel bildet einen Calembourg, darum haben wir es auch nicht verſucht, denſelben zu überſetzen. Das Wort tales bedeutet Erzählungen, und tails, was auf die gleiche Weiſe ausgeſprochen wird, Schweife, ſo daß der Türke, der Held dieſer Geſchichte, ebenſo ein Paſcha mit mehren Erzählungen, als ein Paſcha von mehren Schweifen iſt, wie das der Leſer verſtehen will. Im beſonderen Falle erſcheint er uns übrigens mehr als Geſchichten=Liebhaber, denn als Würdenträger des Reiches.

Dieſer Paſcha, deſſen Namen uns nicht genannt wird, wurde zur edeln Barbierkunſt gebildet; aber mit perſönlichem Muthe ausgeſtattet, gelang es ihm, einen Dienſt zu leiſten, den man ſeinem Vorgeſetzten anzeigte, wodurch er zu einem Poſten von einiger Wichtigkeit bei der Armee empfohlen wurde. Später gefiel es dem Sultan, dem alten Paſcha die Schnur zu ſchicken und unſer Held erhielt an ſeiner Stelle das Paſchalik von Egypten. Keiner war dieſes Vertrauens würdiger, denn er war ſehr klein, ſehr dick, ſehr unwiſſend, ſehr zornmüthig und ſehr dumm.

Den Tag nach ſeiner Erhebung befindet er ſich unter den Händen ſeines Barbiers, eines klugen, verſchlagenen Griechen und überdieß noch Renegaten, mit Namen Muſtapha. Der neue Paſcha hatte oft Gelegenheit gehabt, den gewandten, feinen Geiſt dieſes Menſchen zu erkennen, darum befragte er ihn jetzt wegen der Wahl eines Weſſirs, und Muſtapha weiß ſeine Antworten ſo gut einzurichten, daß er ſich ſelbſt die Stelle geben läßt.

Muſtapha läßt ſeinem Herrn, um ihn zu unterhalten, von einem griechiſchen Sklaven „Tauſend und eine Nacht“ vorleſen, und der Paſcha iſt durch dieſe Geſchichten ſo entzückt, daß er, ſobald ſie erſchöpft ſind, durchaus verlangt, man ſolle fortfahren und ihm andere erzählen. Aber Niemand an ſeinem Hofe beſitzt hinreichend Erfindungsgabe. Endlich fordert ihn Muſtapha auf, dem Beiſpiele des Kalifen Harun zu folgen und verkleidet in der Stadt auf Abenteuer auszugehen. Der Gedanke gefällt dem Paſcha; er geht mit Muſtapha fort,

und nachdem ſie eine Zeit lang gewandert ſind, gewahren ſie an einer Straßenecke zwei Menſchen, die miteinander plaudern; der Eine ſagt zum Andern: Ich wiederhole es, Kaja, glücklich der, welcher jeder Zeit über eine Brodkrume verfügen kann, und wäre ſie auch ſo hart, als die, an welcher ich gegenwärtig nage. Dieſe Worte erregen des Paſchas Neugierde, er befiehlt, den Mann anzuhalten und nach dem Pallaſte zu führen, wo er ihn den andern Tag vor ſich kommen läßt, und um die Bedeutung ſeines geſtrigen Geſpräches befragt. Der arme Mann geräth in große Verlegenheit und betheuert, daß er jene Worte ohne beſondere Abſicht geſprochen; aber da ihm Muſtapha zu verſtehen gegeben, daß wenn ſich nicht eine wirkliche Geſchichte daran knüpfe, er eine erfinden müſſe, wobei er Gefahr laufe, dem Paſcha zu mißfallen und die Baſtonade zu bekommen, ſo beginnt der Unglückliche zitternd folgende Erzählung:

Die Geſchichte des Kameeltreibers.

Mein Vater beſaß viele Kameele, die ich bei ſeinem Tode erbte. Eines Tages gebar eines unſerer ſchönſten Kameele, während ich durch die Wüſte zog. Mein Futtervorrath war ſo zuſammengeſchmolzen, daß ich das Neugeborene anfänglich ſeinem Schickſale überlaſſen wollte, aber bei näherer Betrachtung fand ich daſſelbe ſo ſchön und kräftig, daß ich mich entſchloß, es aufzuziehen, was es mich auch koſten möchte. Ich täuſchte mich nicht in der Hoffnung, die ich auf das Thier ſetzte. Es wurde ſo groß und ſtattlich, daß ich mir ſchmeichelte, es würde ihm dereinſt die Ehre zu Theil werden, den Koran bei der Pilgerfahrt nach Mecca zu tragen. Hätte nicht ein Marabout, der mir, Gott weiß aus welchem Grunde, übel wollte, erklärt, es würde der ganzen Karawane Unglück zuſtoßen, wenn man mein Kameel mitnähme, ſo wäre die Wahl auch in der That auf dieſes Thier gefallen. Im folgenden Jahre war ich glücklicher. Zur Zeit der Abreiſe war der Marabout nicht anweſend und da man ſeine Weiſſagung vergeſſen hatte, ſo wählte man mein Kameel. Ehe ich wegging, umarmte ich Weib und Kind, und als ich mein jüngſtes, nur zwei Jahre altes Töchterchen auf die Arme hob, ſteckte es ſeine Hand in meine Jacke, um, wie ich glaubte, eine Frucht zu ſuchen, wie ich ſie bei der Rückkehr vom Bazar mitzubringen pflegte; dieſesmal war aber Nichts darin zu finden. Wir zogen ab. Als wir in Adjeroid einige Tage raſteten, trat mein Feind, der Marabout in unſer Lager, ſprach, da er mein Kameel mit dem heiligen Koran beladen erblickte, einen Fluch über die Karawane aus und ſchied. Der Emir wurde ängſtlich, doch es gelang mir, ihn zu beruhigen und wir ſetzten unſere Wanderung fort. Aber die traurige Prophezeiung des Marabout ging nur allzu getreu in Erfüllung. Wir hatten nur noch zwei Tagereiſen zurückzulegen, um in die Kaaba zu gelangen, als ſich der Wind der Wüſte erhob und die ganze Karawane unter dem Sande begrub. Menſchen und Vieh, Alles kam um, nur ich nicht. Aber, was nützte es mich, nicht vom brennenden Athem des Simoum getödtet worden zu ſeyn? Mein Tod war unvermeidlich, unſere Mundvorräthe waren verdorben, unſere Schläuche vertrocknet und ich hatte noch zwei Tage bis zum Ziele meiner Reiſe. Doch ich

faßte Muth, öffnete den Magen einiger Kameele und fand da Waſſer genug, um etwa einen halben Schlauch damit zu füllen. Mit dieſem Schatze belaſtet ſetzte ich mich in Marſch, ſobald die Sonne untergegangen war. Ich wanderte die ganze Nacht und hielt bei Tage ſtille, ſo auch die kommende Nacht und die nachfolgende und ſo gelangte ich endlich zum Brunnen. Welche Freude! Aber bald fühlte ich eine neue Qual. Ich hatte in drei Tagen keine Nahrung zu mir genommen, war im höchſten Maaße geſchwächt und konnte keinen Schritt mehr thun. Ich lag noch zwei Tage am Brunnen und fühlte, wie ich ſchwächer und ſchwächer wurde. Eben war ich im Begriffe zu verſcheiden, als mich der Zufall meine Hand in die Taſche meiner Jacke ſtecken ließ, aus der ich eine harte, trockene Brodkrume hervorzog. Das war das Frühſtück meines Kindes, welches daſſelbe am Tage meiner Abreiſe da hineingelegt hatte. Ich dankte dem Himmel, tauchte das Brod in das Brunnenwaſſer und aß es, meine Tochter ſegnend. Dieſes Brod rettete mein Leben, denn es erhielt mich vier und zwanzig Stunden lang, und am andern Tage kam eine kleine Karawane an und nahm mich nach Cairo mit. Erhabener Paſcha, hatte ich nicht Recht zu behaupten: „Glücklich der, welcher jeder Zeit über eine Brodkrume verfügen kann, mag ſie auch hart und trocken ſeyn!“

Der Paſcha iſt ſo zufrieden mit der Geſchichte des Kameeltreibers, daß er ihm fünf Goldſtücke geben läßt, und der Erfolg der erſten Wanderung beſtimmt ihn zur Fortſetzung. So geht er beinahe jeden Abend aus und Marryat's Werk beſteht nun aus den verſchiedenen Geſchichten, welche ihm die Perſonen erzählen, die er trifft, oder von denen er ſprechen hört. Sie folgen hier in ihrer Ordnung:

Die Geſchichte des griechiſchen Sklaven.

Der Paſcha hatte dieſen Sklaven zu einem ſeiner Freunde ſagen hören: „Dieſer Wein iſt abſcheulich und ich muß mich darauf verſtehen, ich, der ich die Eſſenz von einem Ethiopier, einem Juden und einem Türken deſtillirt habe.“ Die Deutung dieſer Worte iſt ſonderbar: der ſie ſpricht iſt der Sohn eines Böttchers in Smyrna, welcher ſeinem Vater im Handwerk folgte. Er tritt in die Dienſte eines jüdiſchen Weinhändlers, welcher in ſeinem Hauſe noch einen ethiopiſchen Sklaven von athletiſcher Kraft, einen geſchworenen Feind des Griechen, hatte. Eines Tages, da ſie allein im Keller ſind, will der Neger den Griechen umbringen, aber dieſer benützt einen günſtigen Zufall und tödtet den Ethiopier zu ſeiner Selbſtvertheidigung. Bald fällt es ihm ein, daß er nicht im Stande iſt, ſeine Unſchuld darzuthun; er wirft den Leichnam in eine halbvolle Tonne und man vermuthet, der Neger habe ſich davon gemacht. Der Janitſcharen Aga hatte die Gewohnheit, heimlich ſeinen Weinvorrath bei dem jüdiſchen Händler zu kaufen. Er kommt einige Monate nach dieſer Begebenheit zu ihm, verſucht mehre Stücke und findet das, welches die Leiche des Negers enthält, ſo köſtlich, daß er es ſogleich in ſeine Wohnung bringen läßt. Indeſſen entdeckt der Aga bald, daß ſein Stück nicht die Quantität von Wein enthält, welche es ſeinem Gewichte nach enthalten ſollte, er läßt den

Juden kommen, man leert das Faß in ſeiner Gegenwart und findet den Körper. Der Jude hat gut betheuern, daß er nicht wiſſe, wie dieſer Menſch da hinein gekommen ſey, der Aga iſt überzeugt, daß er ihn umgebracht habe und befiehlt dem Griechen, ſeinen Herrn in eine Weintonne zu werfen, daß er auf dieſelbe Weiſe umkomme, wie er den Unglücklichen hat ſterben laſſen. Der Grieche wagt es nicht, ſeine That zu geſtehen, gehorcht, und der Aga ſchenkt ihm das Handels-Kapital ſeines Herrn. Später iſt der Grieche durch ein anderes Abenteuer gezwungen, zur Vertheidigung ſeines Lebens den Janitſcharen Aga ſelbſt in ein Weinfaß zu werfen. Indeſſen verbreitet ſich der Ruf von der Vortrefflichkeit ſeiner Weine im ganzen Lande. Der Kadi will koſten und kauft gerade die drei unſeligen Tonnen. Natürlich kommt Alles an den Tag, der Grieche muß ſich flüchten und gelangt nach verſchiedenen Abenteuern in Cairo an.

Die dritte Geſchichte iſt die eines Dominicaner Mönches. Dieſer iſt ein Mönch mit doppeltem Geſichte abwechſelnd Mönch in ſeinem Kloſter und Lebemann in der Welt. In der Kutte ertheilt er Unterricht in der Muſik, in Uniform macht er den Damen den Hof. Er iſt ein Findelkind und gibt ſich für den Sohn einer alten Frau aus, deren Nichte er heirathen will; endlich wird er entdeckt, rettet ſich nach Spanien, um der Inquiſition zu entfliehen kommt er nach Cairo und geht zum Islamismus über. Dieſe Geſchichte iſt ein wahrer Irrgarten von Abenteuern, eine ſpaniſche Miſchung, deren Analyſe ſo lang ſeyn würde als die Erzählung ſelbſt und am Ende würde das Vergnügen die Mühe doch nicht aufwiegen. —

— Unter denen, welche ſich ſonſt von Muſtapha raſiren ließen, war ein franzöſiſcher Renegat aus Marſeille mit Namen Huckaback, ein Mann von ſcharfem, erfinderiſchem Geiſte, aber ohne alle Grundſätze, der ſich ſeit Muſtaphas Erhebung zum Weſſir in deſſen Dienſte begeben hatte und auf ſeine Rechnung eine Schebecke befehligte. Muſtapha läßt ihn rufen und ſagt ihm, daß er nothwendig Geſchichten zur Unterhaltung des Paſcha erfinden müſſe. Huckaback fragt über welchen Gegenſtand, und Muſtapha antwortet, er ſolle nur Reiſen erfinden in der Art wie Sindbad der Seemann. Nun ſetzt ſich der Renegat Abends an eine Straßenecke, wo Muſtapha den Paſcha vorüberführt, und im Augenblicke da ſie nahen, läßt er die Worte vernehmen: „Ach! Wann wird die glückliche Zeit kommen, die mir bei meiner ſiebenten und letzten Reiſe vorhergeſagt worden iſt.“ Der Paſcha will ſeiner Gewohnheit gemäß die Deutung haben, und Huckaback erzählt nach einander die äußerſt originellen Geſchichten ſeiner ſieben Reiſen.

Er iſt ſeiner Ausſage nach ein Barbier, und ſein Vater erzieht ihn, um ſeinen Beruf fortzuſetzen; aber ein galantes Abenteuer entſcheidet ſeine Beſtimmung für Reiſen. Er iſt verliebt in eine Nachbarin, verführt ſie, nimmt die Flucht aus Angſt vor der Rache ihrer zwei Brüder, und läßt ſich am Bord eines genueſiſchen Corſaren anſtellen, der von den Engländern genommen wird. Huckaback rettet ſich aber durch Schwimmen, ſchifft ſich einige Tage nachher auf einer Felucke nach Toulon ein, worauf ſich unter den Paſſagieren eine heilige Frau befindet, die ſich nach Frankreich begibt, um Aebtiſſin in einem

Kloſter zu werden, die Felucke leidet Schiffbruch, Huckaback allein rettet ſich vom Tode. Er findet den Leichnam der Aebtiſſin, zieht ihr die Kleider aus, legt dieſe an, und läßt ſich im Kloſter als die erwartete Aebtiſſin aufnehmen. Hier findet er Marie, welche aus Verzweiflung über ihr eigenes Vergehen und den Verrath ihres Liebhabers eben ihr Noviziat vollendet. Er entdeckt ſich ihr, und will ſie überreden, das Kloſter zu verlaſſen und mit ihm in ein fremdes Land zu gehen. Marie weigert ſich und fordert ihn auf, ſo ſchnell als möglich zu fliehen und die abſcheuliche Kirchenſchändung nicht länger fortzuſetzen. Huckaback, überzeugt, daß er, einmal erkannt, im Kloſter nicht mehr ſicher ſey, findet Mittel, in der Nacht wegzukommen, und die Kloſterfrauen zweifeln, in Betracht daß die Aebtiſſin im Rufe der Heiligkeit ſteht, nicht daran, daß ſie in den Himmel gehoben worden iſt. Indem Huckaback durch das Land ſtreicht, trifft er auf eine Reiſekutſche, die von Räubern angefallen worden iſt, und gibt ſich mit Hülfe einer Lüge beim Marquis von Fonſeca und ſeiner Tochter für einen Officier aus, der ſie retten wollte, welcher in der Wirklichkeit aber von den Räubern erſchoſſen worden iſt. Er verliebt ſich in Fräulein Ceriſe von Fonſeca und wird mit Gegenliebe belohnt. Er iſt im Begriff zu heirathen, als er Wind bekommt, daß der Marquis ſeine Täuſchung ahne, und ſo ergreift er einen Vorwand, um das Schloß zu verlaſſen. Auf dieſe Weiſe endigt Huckabacks erſte Reiſe.

Bei der zweiten ſchifft er ſich nach St. Domingo ein. Kaum war er aus der Straße von Gibraltar, als er auf ein Schiff unter engliſcher Flagge ſtößt, das ſich des ſeinigen bemächtigt. Die engliſche Bemannung beſteht aus fünfzehn, die des Huckaback aus ſechzehn Perſonen. Auf Befehl des Kapitäns ergreift jeder Mann vom erſteren einen Feind, ſchneidet ihm den Hals ab, und wirft ihn ins Meer. Huckaback, der ſechzehnte, wird allein in ſeiner Eigenſchaft als Barbier verſchont. Es ſteht nicht lange an, ſo wird die engliſche Grauſamkeit durch eine übernatürliche Macht beſtraft. Nachdem ſich mehre Nächte hintereinander eine Stimme Befehle ertheilend hatte hören laſſen, wonach das Waſſer ſogleich bis zu den Stückpforten ſteigt, daß man es erſt am Morgen durch Pumpen wieder hinausſchaffen konnte, ruft dieſelbe Stimme in einer Nacht die ganze Equipage auf das Verdeck, wo dieſe die blutigen Leichname der franzöſiſchen Bemannung ausgeſtreckt erblickt; der Eine von ihnen erhebt ſich, bemächtigt ſich eines Mannes und wirft ſich mit ihm in die See. Dieſes Schauſpiel erneuert ſich fünfzehn Nächte hintereinander, am Ende iſt die ganze Equipage ertränkt und Huckaback bleibt allein auf dem Schiffe. Ihn nimmt ein ſpaniſches Schiff auf, das nach Mexico ſegelt. Es überfällt ſie ein Sturm, da ſieht er, wie die ſpaniſchen Matroſen, ſtatt an die Rettung des leckgewordenen Fahrzeuges zu denken, vor einem Bilde des heiligen Antonius knieen; wüthend hierüber nimmt er das Bild und ſchleudert es in die See. Man will ihn ſeines Frevels wegen morden, aber im ſelben Augenblicke hört das Waſſer auf zu ſteigen, und wenige Tage nachher läuft das Schiff in den Hafen ein. Der Inquiſition überantwortet, erklärt Huckaback, daß ihm die heilige Jungfrau während des Sturmes erſchienen ſey und befohlen habe, das Bild in die See zu

werfen; man will ihm nicht glauben, aber man kielholt das Schiff und bemerkt, daß der Leck durch das Bild verſtopft worden iſt. Man ruft Wunder, und Huckaback wird in Freiheit geſetzt.

Seine dritte Reiſe macht er an Bord eines Wallfiſchfängers. Er geräth in das Eis, die ganze Mannſchaft ſtirbt, ihn ſelbſt ausgenommen; lange friſtet er ſich nur dadurch, daß er die Leichname ſeiner ehemaligen Reiſegefährten verzehrt, um die er noch mit einem dicken Bären ſtreiten muß. Von einer Eisſcholle geſtoßen, geht das Schiff unter, und Huckaback rettet ſich auf einem der Trümmer, das nach einer Inſel treibt, welche ſeit mehren Jahrhunderten von den Abkömmlingen einer ſchiffbrüchigen engliſchen Equipage bewohnt wird. Sonderbarer Weiſe beſteht die ganze Inſel nur aus Bimsſtein, den Bewohnern dienen zum Eſſen, Bauen, zur Kleidung, mit einem Worte für alle Lebensbedürfniſſe einzig und allein die verſchiedenen Theile des Wallfiſches. Man möchte Huckaback gerne hier zurückhalten, aber er langweilt ſich, findet Mittel zu entfliehen und nach Frankreich zu gelangen.

Auf ſeiner vierten Reiſe trifft Huckaback eine ungeheuere Seeſchlange, welche jeden Abend zu dem Schiffe kommt, ihren Kopf durch eine der Stückpforten ſtreckt, ſich einen Mann der Equipage holt, welche auch ganz umkommt, ſtets mit Ausnahme des Huckaback.

Seine fünfte Reiſe bringt Huckaback auf eine Inſel, genannt die Inſel der Goldquelle. Die Waſſer dieſer Inſel ſind vortrefflich zum trinken, aber ſie haben die Eigenſchaft, daß ſie Alle, welche viel davon genießen, in Chalcedon-Bildſäulen verwandeln. Huckaback wird durch die Prinzeſſin, welche ſich in ihn verliebt, darauf aufmerkſam gemacht, und entgeht ſo der Falle, die ihm der König ſtellt, um die Statuen zu vermehren, welche ſeinen Palaſt zieren. Er entführt die Prinzeſſin und verläßt die Inſel. Sie ſtirbt auf der Reiſe und Huckaback macht bei der Rückkehr nach Europa dadurch ſein Glück, daß er einige auf der Inſel der Goldquelle verſteinerte Männer der Equipage verkauft.

Den größten Theil ſeiner ſechsten Reiſe bringt er auf einer Menſchenfreſſer-Inſel zu; die ſiebente beginnt damit, daß er mehre Monate zwiſchen Eisbergen eingeſchloſſen iſt, wie eine Kröte in Stein; endlich wird er befreit, aber nur, um von einem Wetterwirbel in die Lüfte gehoben zu werden. Er fällt auf das Verdeck eines Schiffes, deſſen Kapitän, ein harter, grauſamer Mann, ihn auf das barbariſchſte behandelt. Bald wäre er der abſcheulichen Behandlung unterlegen, als ihm Mahomet erſcheint und erklärt, er werde ihn retten, wenn er ſich zum Islam bekennen wolle. Er macht ſich dazu anheiſchig und Mahomet ſagt ihm, daß er, wenn er ein braver Muſelmann bleibe, eines Tages das Glück haben werde, im Divan ſeine Geſchichte vor zwei Perſonen, gleich ihm gebornen Barbierern, zu erzählen, worauf er ſogleich zum Admiral der Flotte des Paſcha ernannt werden würde. „Aber,“ fügt er bei, indem er ſich ſtellt, als kenne er des Paſcha und Muſtapha's erſtes Handwerk nicht, „ich weiß wohl, daß das nie geſchehen kann.“

„Wie!“ ruft der Paſcha, „Muſtapha iſt Barbier geweſen und ich war es auch.“

„In dieſem Falle muß ich Euere Flotte befehligen. Es iſt der Wille des Propheten,“ antwortete Huckaback, und wird zum Admiral der Flotten des Paſcha ernannt.

Die Erzählung von Huckabacks ſieben Reiſen wird unterbrochen durch die bereits bekannte Geſchichte von der Entdeckung der Inſel Madeira durch zwei Liebende, welche Schiffbruch leiden, und durch eine orientaliſche Mähre von einem Könige, der ſeinen Thron ſeiner einzigen Tochter der Prinzeſſin Babebibobu unter der Bedingung hinterläßt, daß ſie einen Großen des Reiches heirathe, welcher keinen Flecken und keine Narbe auf dem Leibe haben darf. Sie wählt, und der Sohn des Weſſirs, der die Prinzeſſin ſelbſt heirathen möchte, der ſchönſte Mann des Königreiches, beſticht die Stummen, daß ſie Vitriolöhl dem künftigen Gemahl in das Geſicht ſpritzen. Dieſer ahnt Verrath, entkommt, und der Sohn des Weſſirs wird von ſeinen eigenen Wunden entſtellt.

Dann folgen die Geſchichten von Hüduſt, dem Sohne eines Janitſcharen, der an Allem zweifelt, und im Verlaufe ſeiner Erzählung die Motive ſeines Skepticismus gibt, dann die eines engliſchen Matroſen, der ſieben tauſend Stunden weit in fünf Monaten und drei Tagen über das Meer ſchwimmt.

Die Geſchichte des Waſſerträgers von Bagdad, die wir hierauf finden, iſt eine der intereſſanteſten des Werkes.

Unter der Herrſchaft des berühmten Harun al Raſchid lebte in Bagdad ein Waſſerträger mit Namen Thuſſuf, der in ſeinem Stande mehr Geld gewann, als jeder Andere, und dann ſtets Alles, was er ſich bei Tage erworben, dadurch wieder ausgab, daß er für ſich allein ein großartiges Feſt bereitete, und ſein Haus prachtvoll beleuchtete. Macht man ihm Vorwürfe, daß es unklug ſey, Nichts für den kommenden Tag bei Seite zu legen, ſo entgegnet er, Gott, auf den er ſein Vertrauen ſetze, werde ihn nicht verlaſſen. Der Kalif tritt bei ſeinen nächtlichen Wanderungen verkleidet bei ihm ein und verſucht es, ſeine Unklugheit zu beſiegen. Am andern Morgen verbietet er allen Waſſerträgern, während der folgenden drei Tage Waſſer aus dem Fluſſe zu ſchöpfen. Thuſſuf wird nachdenkend, aber er trifft einen ſeiner Bekannten, einen Bader, der ihn ſogleich in ſeiner Badeſtube anſtellt, und Thuſſuf gewinnt am erſten Tage genug, um ſein gewohntes Mahl zu bereiten. Den folgenden Tag läßt der Kalif alle Bäder ſchließen. Thuſſufs Induſtrie geht noch nicht zu Grunde; ſie erhält ſich noch mehre Tage. Thuſſuf läßt ſich am Ende im Palaſte des Kalifen ſelbſt einführen, in der Kleidung ſeiner Wachen, hat aber nur einen Säbel von Holz. Der Kalif erkennt ihn, will ſehen, wie weit ſeine Kühnheit gehe, und befiehlt ihm, einen Kopf abzuſchlagen. Thuſſuf entzieht ſich dieſer Verlegenheit wie der preußiſche Soldat beim großen Friedrich; er bittet den Propheten, ſeine Klinge in Holz zu verwandeln, wenn der Menſch, den er tödten ſolle, unſchuldig ſey, und der Kalif, erfreut über dieſe Geiſtesgegenwart, ſchafft eine neue Compagnie von Bildaes und gibt Thuſſuf den Oberbefehl.

Eine chineſiſche Erzählung, welche auf die von Thuſſuf folgt, hat ihrer Schwärmerei wegen wenig Reizendes; aber die von der „Alten Frau,“ einer Favorit-Sultanin und Art Roxelane, iſt äußerſt intereſſant. Die eingeſtreuten Unwahrſcheinlichkeiten ſind ſo natürlich gegeben, daß man am Ende Alles für möglich hält. Die Art, wie ſie ſich benimmt, um zu der hohen Gunſt zu gelangen, um ſich von ihren Rivalinnen zu befreien, um ihre Würde zu erhalten, indem ſie die Baſtonade ausſteht, wie ſie entflieht, um den Wirkungen der unſeligen Schnur zu entgehen, die Feſtigkeit, mit der ſie dann auf ihrer Trennung vom Sultan beſteht, der ſie liebt und von ihr angebetet wird, Alles das iſt vortrefflich erzählt; aber ihre Abenteuer, nachdem ſie das Serail verlaſſen, und in Rußland, bis ſie endlich in Cairo in das tiefſte Elend verſinkt, ſind erzwungen und weniger intereſſant.

Dieſe Geſchichte iſt die letzte des Werkes. Kaum iſt ſie vollendet, ſo bricht eine von Muſtapha und Huckaback angezettelte Verſchwörung gegen den Paſcha aus. Der Paſcha ſtirbt durch die Schnur; Muſtapha wird vergiftet; Huckaback erhebt ſich auf Beider Ruin und wird Paſcha von Egypten.

Dieſe Analyſe mag kaum einen ſchwachen Begriff von dem Vergnügen geben, welches das Leſen dieſes Werkes, deſſen Geſchichten indeſſen nicht immer denſelben Reiz der Neuheit gewähren, Denjenigen verſchaffen muß, welche ſich einige Stunden den geiſtreichen Schwärmereien des Kapitän Maryatt hingeben wollen.

Frankreich.

I.

Gallerie interessanter Zeitgenossen.

Véron.

Das Glück des Herrn Véron iſt eines der ſeltſamſten in dieſer Epoche, die ſo überaus Seltſames gebiert. Auf alle Fälle wird Herr Véron mit einer Million von der Operndirektion zurücktreten; die Kunſt kann freilich ein Wort dabei mitſprechen, aber ſein ſchneller Reichthum liefert den Beweis von einer großen Willenskraft, gepaart mit einem ſeltenen Spekulationsgeiſte Desjenigen, der noch vor ſieben oder acht Jahren als beſcheidener Journaliſt und noch beſcheidenerer Arzt ſich an Fortunens Rad angeklammert hat, bis daß es ſich nach ſeinem Willen drehte. Véron iſt ein Kind ſeiner Zeit; er verſteht ſie vollkommen. An einem ſchönen Tage ſagte er Lebewohl der kleinen Zahl ſeiner Patienten, Lebewohl der pâte-Regnault, jenem berühmten Bruſtteige, den Véron erfand und durch die Journale aller vier Theile der civiliſirten Welt verbreitete, und der für ſeinen Erfinder noch jetzt eine ergiebige Quelle des Reichthums iſt. Von den Seiten der Quotidienne, wo er unter den Auſpicien des Herrn Michaud dividirte, beſtieg er den Katheder der königlichen Geſellſchaft der bonnes lettres, wo er einen Curſus der Phyſiologie machte; dann erhielt er von der Regierung der Reſtauration den Titel eines Arztes, bei dem Muſeum angeſtellt; ein ſonderbarer Poſten, der darauf hinzudeuten ſchien, daß Véron für die Geſundheit der Diane, des Jupiters und des ganzen marmornen Olymps des Louvre zu ſorgen hätte. Hierauf, vertraut mit der Macht des Journalismus, der ſpäter von ihm ſo geſchmeichelt wurde, gründete Véron 1828 die Revue de Paris, und dieſe Revue war die Leiter, die ihn drei Jahre ſpäter zur Direktion der großen Oper führte.

Man muß geſtehen, daß die Umſtände auf ſeltene Weiſe günſtig waren, als Véron mit kühner Hand es wagte, ſich des Scepters der erſten lyriſchen Scene der Franzoſen zu bemeiſtern. Es iſt wahr, daß eine Subvention von 800,000 Franken dem neuen Direktor bewilligt worden war. Es war im Jahre 1831, ein Jahr nach der Julirevolution; die gute Geſellſchaft überließ die Feſte des Bürgerkönigthums dem Publikum der Läden und den Würdeträgern der Bannmeile; ſie

bedurfte daher eines Vereinigungspunktes, wo ſie elegante Vergnügungen fände, und wo ſie mit einem Worte unter ſich war. Dieſes begriff Véron vollkommen. Die andern Theater ließen ſich mehr oder weniger von der revolutionären Literatur beherrſchen. Véron beſchloß, die Oper dieſen Auserwählten wie ein Heiligthum zu eröffnen. Neben einem ungewöhnlichen Geſchicke hatte er auch noch ſehr großes Glück. Als der neue Selbſtherrſcher ſich auf ſeinen Thron ſchwang, lag auf den Pulten der Muſiker ein Meiſterſtück, welches die erſte Probe erwartete, ein Meiſterſtück, welches in ſeinem Schooße incognito die Geſchicke der neuen Adminiſtration trug, welche die Oper übernehmen mußte als eine Laſt ihres Vorgängers. Dieſes Meiſterſtück übernahm nun Véron. Er wollte es damit wagen, um ſo mehr, da Kleider und Decorationen ſchon beſtellt waren. Man riskirte es ohne große Hoffnung, dieſes Werk, das ein großes Vermögen aufwog, jenen **Robert le diable**, der in 130 Vorſtellungen noch nicht die Schauluſt erſchöpfte! Unter ſolchen Auſpicien trat Véron ſeine Regierung an. Das hieß mit einer Schlacht von **Rocroix** debutiren, die ein Anderer eingeleitet hatte.

Wir haben jedoch ſchon geſagt, daß Véron vor Allem ſeine Zeitgenoſſen begriffen hat. Sie wollten geblendet ſeyn, das wußte er wohl. Darum jene pomphaften Ankündigungen, jene gefälligen Liebkoſungen der Preſſe, jener Glanz der Scenerie, jene comfortable Eleganz im ganzen Saale, der einem ariſtokratiſchen Salon gleich ſah, jener ſchnelle Ruhm des Prächtigen, Verſchwendungen zu rechter Zeit, Alles dieſes waren die Hülfsvölker Véron's! Um viel einzunehmen, ſäete er viel aus. Er verſchmähte ſogar nicht, den armen Provinzial-Directoren die anſchlägigen Combinationen auf ihren Zetteln zu entlehnen, wie z. B. jene berüchtigte Scene des Ungeheuers, die zwar am erſten Vorſtellungsabende der Tentation gepfiffen wurde, ſpäter aber dem Ganzen einen neuen Reiz verlieh, und von dem Publikum deſto dankbarer aufgenommen wurde, da es Herrn Véron nicht gefiel, deshalb die Plätze zu erhöhen.

Dies war Véron's große Kunſt: er wußte die Oper in die Mode zu bringen, indem er das Publikum wach erhielt über das, was er thun und nicht thun wollte, ſo daß eine Verfügung ſeiner Verwaltung oft einen Artikel mit der Ueberſchrift „Paris“ nöthig machte, der neben dem Miniſterwechſel figuriren durfte. Wie wir ſo eben gezeigt haben, hat Véron, indem er den **Robert le diable** in die Scene ſetzte, nur ſein übernommenes Inventarium benützt. **Le siège de Corinthe, le Comte Ory, Moise, la Muette, Guillaume Tell**, alle dieſe Werke, die ſein ſtolzes Gebäude erhoben, waren ſchon unter den frühern Direktionen gegeben worden. Kein neues Meiſterwerk, das dem Robert zu vergleichen wäre, iſt unter Véron's Auſpicien in die Scene gegangen; weder **le philtre** noch **le serment**, weder **Gustave** noch **la Juive** können damit verglichen werden, und vermögen Véron von dem Vorwurf zu reinigen, als habe er dieſen Librettomacher oder jenen Komponiſten beſonders vorgezogen, die denn das Publikum, wie alle Privilegirten, mit großer Sorgloſigkeit behandelten. Man muß zwar geſtehen, daß die Logen alle gemiethet waren, der Saal immer gefüllt war, allein

Google

es geſchah dies, weil Véron die Oper in Schwung zu bringen wußte, weil die gute Geſellſchaft gezwungen war, ſich dort ſehen zu laſſen, ſie mochte Langeweile haben oder nicht. Und wer erinnert ſich z. B. nicht jener 1800 Wachskerzen in dem Ballſaal des Königs von Schweden, welche die journaliſtiſche Preſſe mit unterwürfiger Gefälligkeit dem Publikum vorzählte. Das war wohl in der That ein armſeliges Hülfsmittel für ein Theater, welches das Heiligthum für alle Künſte ſeyn ſollte: wo der Muſiker zum Piedeſtal dem Lampiſten dienen mußte. So wurde auch eines Tages im Publikum verbreitet, daß auf dieſem glänzenden Balle die jungen Leute der feinen Welt, Damen ſelbſt, die Laune ergriffen habe, ſich maskirt unter den Schwarm der Tänzer zu miſchen. War dem ſo? Darauf kommt's nicht an. Immer war es ein neues Mittel, Leute anzuziehen: man kam, um die Damen der hohen Zirkel in ihrem Incognito unter dem ſchwärmenden Balletcorps zu errathen. So hatte Véron faſt die Zeiten zurückgeführt, wo der Hof von Ludwig XV. und der König ſelbſt auf dem Hofoperntheater tanzten; wenig fehlte, und der Thronerbe ſelbſt würde den Galopp Guſtav III. mitgetanzt haben. Dies müßte ohne Widerrede Véron's ſchönſter Triumph geweſen ſeyn. Um dieſer ſo feenhaften Monarchie der Oper willen hatte Véron ein ſtreng abſolutes Syſtem eingeführt, welches zwar durch die allerliebſten Geſchenke gemildert wurde, die ſtatt Ehrenkreuzen in den Couliſſen verſchenkt wurden, nach den Wagramer und Auſterlitz-Tagen der Oper. Man erinnert ſich noch zu gut des reichen Schmuckes, der bei einer feierlichen Gelegenheit den Eifer der Mlle. Taglioni belohnte. Nur ein einziges Mal ſtieß der Director der Oper auf ſeinen Meiſter, dieſes war jener Herr Scribe, deſſen Gewandtheit in Geſchäften nicht minder bekannt iſt, als ſein geiſtreiches und graziöſes Talent. Wir wollen Herr Scribe hier nur als Vaudevilliſten betrachtet wiſſen, wie man ſogleich merken wird.

Herr Scribe iſt, wie man weiß, im Beſitz der ausſchließlichen Lieferung der Librette für die Oper; ein Geſchäft, das er als ächter Monopoliſt, d. h. mit einer entſetzlichen Nachläſſigkeit betreibt, ungeachtet er nicht minder dafür ungeheure Prämien erhält. Scribe hatte ein Gedicht für Meyerbeer gemacht. Das Gedicht wird Herrn Véron durch den dramatiſchen Fabrikanten ausgeliefert mit der Bedingung, ihm 10,000 Franken zu bezahlen, wenn das Werk bis zu einer gewiſſen Epoche nicht gegeben werden ſollte. Meyerbeer ſeinerſeits verpflichtet ſich gegen Véron, ihm 30,000 Franken zu bezahlen, wenn er ihm nicht in der beſtimmten Friſt ſeine Partitur übergibt, um einſtudirt werden zu können. Der Termin iſt da, und die Partitur iſt nicht fertig. Der Komponiſt entledigt ſich des eingegangenen Vertrags und zahlt dem Direktor 10,000 Thaler, von denen dieſer 10,000 Franken Herrn Scribe ſendet. Nach einiger Zeit zeigt Meyerbeer dem Direktor an, daß er ſein Werk nunmehr beendigt habe, bemerkt jedoch, daß er es nur gegen Rückerſtattung ſeiner 30,000 Franken herausgeben werde. Man wird leicht einſehen, daß eine Partitur des Komponiſten des **Robert le diable** damit nicht zu theuer erkauft ſey. Véron entſcheidet ſich ſchnell dafür, aber nicht ſo Herr Scribe, ſo daß erſterer mit 10,000 Franken zum Vortheile Scribe's im Vorſchuſſe bleibt. Wenn Meyer-

beer's neue Oper nun bald aufgeführt werden wird, ſo werden wir im Stande ſeyn, zu beurtheilen, ob das Libretto des großen Fabrikanten eine ſo theure Vorausbezahlung verdiente.

Wir ſind überzeugt, daß Véron dieſe kleine Angelegenheit mit ſeiner gewöhnlichen Größe behandelt haben wird; deshalb iſt es uns aber unbegreiflicher, wie er ſo kleinlich ſeyn konnte, die köſtliche Charge, welche er Dantan eingab, dem Publikum zu entziehen. Alle andern Perſonen, welche der große Karrikaturiſt in ſeiner Gallerie aufſtellte, haben zu allererſt über ihr närriſches Ausſehen gelacht, und ärgern ſich nicht im Geringſten, ſich den Augen der Gaffer in dem kleinen Muſeum der **Passage des Panoramas** ausgeſtellt zu ſehen. Die Charge Véron's iſt geiſtreich und malitiös, ohne etwas Beleidigendes zu haben, und da ſie nun gänzlich unbekannt iſt, ſo werden unſere Leſer nicht böſe ſeyn, ſie hier durch eine kleine Beſchreibung kennen zu lernen. Der Künſtler hat unſern Director nämlich vorgeſtellt mit einem jener beruhigenden Inſtrumente in der Hand, die durch den Marſchall Lobau ſo große Berühmtheit erlangt haben. Seine Naſenſpitze guckt nur ein wenig aus einer ungeheuern Halsbinde hervor. Unter dem Arm hält er eine ungeheure Rolle Muſikalien, und hinter ſich ſchleppt er einen Pfauenſchweif nach. Zu ſeinen Füßen liegen Büchschen mit der weltberühmten **pâte-Regnault** zerſtreut.

Véron's frühere Stellung kann ihm unmöglich zur Schande gereichen; wir glauben vielmehr, daß ſie ihn mit Stolz erfüllen ſollte, da ſie einen Beweis ſeiner Kühnheit gibt und ſeiner Einſicht in Geſchäften. Wir müſſen jedoch hinzufügen, daß, wenn gleich Véron Dantans Werk dem Publikum entzog, indem er die Form und alle vorhandenen Abgüſſe kaufte, er doch wenigſtens als Mann von Geiſt gehandelt hat, ein Titel, den ihm Niemand ſtreitig machen wird, indem er ſeinen Freunden Exemplare dieſer Burleske überſandte von einer Zueignung ſeiner Hand begleitet.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob die ſteten Einnahmen der Oper von 8 bis 10,000 Franken als Antwort auf jene Einwände gelten können, die wir von dem Standpunkte der Kunſt der Véron'ſchen Adminiſtration zu machen berechtigt ſind. Auch wollen wir hier nicht näher erörtern, ob die zum Theil ſehr kunſtreichen Mittel, wodurch Véron während ſeiner Geſchäftsführung die Oper auf einen ſo hohen Punkt hob, von langer Dauer ſeyn werden, oder ob ſie ſeinem Nachfolger das Geſchäft nicht unendlich erſchweren.

Dieſer Nachfolger, deſſen Wahl ſchon ſeit einem Jahre ſo viel ehrgeizige Plane rege machte, iſt Herr Duponchel, der gelehrte Zeichner der Coſtüme zur Oper: la Juive; derſelbe Duponchel, den ſchlechte Spaßmacher ſchon einmal unter Umherſchickung von Condolenzbriefen begraben ließen, und der ſich nichts deſto weniger ſehr wohl befindet. Man ſchreibt ſeine Ernennung dem Einfluſſe des Herrn Bertin, des Redacteurs der Debats, zu. Folgendes war der Grund, daß der Sollicitant die Protection des miniſteriellen Blattes erhielt. Bertin hat eine Tochter, deren muſikaliſches Talent auf die Bewunderung eines Salons wohl Anſpruch machen dürfte, welche ſich nun aber durchaus die Scene der großen Oper als Wirkungskreis erwählt hat. Zwei

Verſuche dieſer Mlle. Bertin, le loup garou und Fausto, welche in Feydeau und bei den Italienern gegeben worden ſind, haben unglücklicher Weiſe die Schwäche der jungen Dame in der ſchweren Kunſt dramatiſcher Kompoſition dargethan. Sie hat deſſen ungeachtet aber in ihren Verſuchen nicht nachgelaſſen. Victor Hugo ſelbſt hat, wie man verſichert, ein Gedicht in ſeiner grotesken Weiſe ihr für die Kompoſition anvertraut. Zu dieſem Gedicht hat die Bertin eine Muſik gemacht, die, wie alle Muſiker verſichern, unausführbar ſeyn ſoll, die nun aber die Familie des Mädchens in der großen Oper hören will. Um den Preis, daß er dieſes Werk aufführen laſſe, hat das Journal des Debats dem Herrn Duponchel ſeine hohe und mächtige Protection bei Herrn Thiers angedeihen laſſen. Wir wünſchen dem neuen Selbſtherrſcher der Rue Lepelletier, daß Mlle. Bertin keine andere Partitur mehr vorräthig habe, denn wenn ſie ſich vornehmen ſollte, das Repertorium der Oper reichlicher zu verſehen, ſo müſſen wir fürchten, von dem adminiſtrativen Geſichtspunkte aus betrachtet, daß der Scherz der Spaßvögel mit der Beerdigung Duponchel's bald zur traurigen Wahrheit werde.

Während nun Duponchel, mit der Oper der Mlle. Bertin beladen, das Ruder der großen Oper ergreift, bereitet ſich Véron vor, als Millionär in das Privatleben zurückzutreten. Er iſt wahrhaft glücklich zu preiſen: denn er hatte das zwiefache und ſeltene Talent, im rechten Augenblick zu kommen und ſich zur rechten Zeit zurück zu ziehen.

II.

Die Trauerfeierlichkeit in Paris.

Wir ſind nicht ſchnell genug, um der Geſchichte zu folgen; ein einziges Ereigniß unſerer heutigen Zeit würde ein ganzes Jahrhundert vergangener Zeiten erfüllt haben. Der ſchwarze Tod des vierzehnten, das trientiner Concilium im ſechszehnten Jahrhundert befriedigten die Neugierde der Völker, erregten das Staunen der Generation, und genügten den Chroniſten, den Philoſophen, den Theologen, den Dichtern, Allem, was damals dachte, ſchrieb, forſchte, las. Vergleicht man nun mit dieſen Ereigniſſen das, was wir erleben. Der Süden von Europa hat ſeinen ſchwarzen Tod, an den man dieſſeits der Rhone und der Alpen kaum mehr denkt; Kaliſch beruft ein militäriſches Concilium zuſammen, furchtbarer als das zu Trient. Soll von Ueberſchwemmungen geſprochen werden, das überſchwemmte Auvergne wird es uns ſagen. Wollen wir Bürgerkriege, Spanien und Portugal werden antworten. Wollen wir den Tod in ſeiner fürchterlichſten Geſtalt, den Selbſtmord, ſo dürfen wir uns nur an das Fenſter legen. Wir wollen uns jedoch nicht von dieſem Ueberfluß an Calamitäten erdrücken

laſſen, ſondern wir wollen auf die Wiſſenſchaft, auf die menſchliche, muthvolle, geprüfte Vernunft, auf den Verſtand der Völker bauen, und ſie werden dieſe verderbten Ueberreſte der alten Welt zerſtreuen.

Stärker als die Politik, womit ſie nichts zu ſchaffen hat, erhielt die unvergängliche Menſchlichkeit eine glänzende Rechtfertigung in der prachtvollen Trauer der ganzen Bevölkerung von Paris bei dem Leichenbegängniß der Schlachtopfer vom 28. Juli. Sie war ganz zugegen. Diejenigen, welche den vierzehn Leichenwagen nicht folgten, in ernſter Trauer mit dem Flor am Arme, ſtanden weinend zu beiden Seiten des Trauerzuges, noch mehr, ganz Frankreich geſellte ſich zu dieſer Stunde der Feierlichkeit bei, der traurigſten, der beweinenswertheſten, der nationalſten, welche es jemals geſehen. Wenn 800,000 Franzoſen bei dieſem Leichenzuge innerhalb der Mauern von Paris waren, ſo folgten ihm 32 Millionen außerhalb der Barrière.

Dieſe tröſtliche Einmüthigkeit beherrſchte alle finſteren Gegenbeſchuldigungen, den tiefwurzelnden Haß der Parteien. Nun da ſie ſich nicht umarmen konnten, weinten ſie zuſammen. Die Thränen ſind Schweſtern.

Es wurden ihrer ſo viele vergoſſen in jener glühenden Kapelle, wo vierzehn Särge der Reihe nach ſtanden zwiſchen drei Kreuzen und zwei Prieſtern; vierzehn Särge, erhellt von traurigen Lampen, die auch in der Dunkelheit Thränen von Feuer ergoſſen. Eine unausſprechliche Andacht erfüllte die Seele in dieſer glühenden Kapelle, weniger durch den Leichenapparat dieſer ſchwarzen Schleier, dieſer Särge, dieſer Lampen, dieſes Weihrauchs, weniger wegen des Todtengeruchs, wovon die Kirche erfüllt war, als durch den trüben Gedanken, daß faſt jedes Alter in dieſer Vereinigung ſeinen Repräſentanten hatte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, Handwerker, Angeſtellte, Tagelöhner, Soldaten, Anführer, ein General, ein Marſchall von Frankreich, der Herzog von Treviſo. Das eben machte traurig, denn hier war eine Muſterkarte der ganzen Bevölkerung jener blutigen Revue. Jeder Andere hätte an ihrem Platze geweſen ſeyn können. Sie hat das Schickſal für die Anderen getroffen, ſie allein büßten das Verbrechen, der Marſchall und das junge Mädchen.

Am Mittwoch Morgen um neun Uhr flatterte ein weiter Trauerflor über Paris. Der gedämpfte Trommelſchlag rief die ganze Nationalgarde zuſammen, die in Geſammtmaſſe mitmarſchirte, ſchön und majeſtätiſch, wie ſie es immer iſt, denn ſie weiß, daß die Todten das Heiligſte auf der Erde ſind, und daß nichts zu prächtig für ſie iſt, wenn das Vaterland ſie beweint.

Nach einem ungeheuern militäriſchen Gepränge rollten langſam die vierzehn Wagen einher mit einem geſtickten Anfangsbuchſtaben auf der ſchwarzen herabwallenden Sargdecke; der erſte Wagen führte Dem. Louiſe Joſephine Remi, 14 Jahre alt. Die Lebenden und Todten hatten dieſe Ehre gelaſſen dem reinen zarten Kinde, welches vielleicht am Abend vorher glücklich und ſchön über denſelben Boulevard ſchritt, wo es nun mit bleichem Geſichte vorüberzieht, und die Arme kreuzt für die Ewigkeit. Junge Mädchen hielten die Enden des jungfräulichen Bahrtuches, und riefen weit und breit Thränen hervor durch den Ausdruck ihrer rührenden Trauer. Sie waren weiß gekleidet, und gleich

der Todten mit Immortellen gekrönt. Wenn man bedenkt, daß auch ſie hätten getödtet werden können, dieſe hier, jene dort, dieſe an der Seite ihres Vaters, jene in den Armen ihrer Mutter!

Die andern Wagen waren mehr oder minder geziert nach dem Range, den die Todten in der Geſellſchaft eingenommen hatten; der des Marſchalls war bedeckt mit Silber und reichen Stoffen. Die Herzogskrone, von Engeln getragen, glänzte in der Sonne. Vier Marſchälle von Frankreich, Molitor, Gerard, Grouchy und Duperré, hielten das Bahrtuch, und das Schlachtroß folgte mit einem ſchwarzen Flor umhängt, worauf ſilberne Sterne geſtickt waren. Dieſe orientaliſche Sitte, das Roß des Tapfern bei ſeinem Leichenbegängniſſe mitzuführen, iſt ſehr gefühlvoll. Sein geſenktes Haupt, ſein ruhiger Schritt, ſein Erſtaunen, ſeinen Herrn nicht mehr auf ſich zu fühlen, ſein Trauerſchmuck endlich, der große Federbuſch, Alles dieß verleiht dem Pferde einen Charakter, der es über das Gewöhnliche erhebt. Man bedauert es wie eine Waiſe.

Hinter dem Wagen des Marſchalls ging Alles, was Frankreich Ausgezeichnetes in der Geſetzgebung, den Wiſſenſchaften und den ſchönen Künſten zählt, die Miniſter, die Pairs, die Deputirten, der Caſſationshof in rothen, der Rechnungshof in violetten Gewändern, die Facultäten mit ihren Pedellen, welche goldene Scepter trugen, der königliche Gerichtshof von Paris in rothen Kleidern, das Inſtitut in großem Coſtüm, das Municipalcorps von Paris, die medieiniſche Schule im Coſtum, das Tribunal der erſten Inſtanz, der Generalſtab des Geniewesens, die polytechniſche Schule, die Normalſchule und Deputationen der Handwerker.

Um ein Uhr hielt der Zug bei den Invaliden, wo das Amt gehalten wurde. Die Kirche war von außen und innen ſchwarz behängt und mit Trauerattributen umgeben. Cypreſſen, Kandelaber, Drapperien, Katafalke, Grabeslampen wurden überall geſehen.

Der König empfing die Todten, und während ein König von Frankreich, bis zu Thränen gerührt, ſelbſt dem Schickſal entkommen, welches alle dieſe Todten abforderte, Weihwaſſer auf die Särge ſprengte und die Kanonen auf dem Platze dazu donnerten, betete eine Königin auf beiden Knien für das arme Mädchen, wie für den Marſchall. Die Glocken ergoſſen ihre Trauerklänge über Paris, und Frankreich hörte zu.

Dieſer Tag war eine große geſchichtliche Lehre. Er hat vielen Leuten gezeigt, daß es noch abſichtsloſe Thränen gäbe für arme junge Mädchen, welche getödtet werden, für Handwerker, welche man verſtümmelt, für Marſchälle von Frankreich, die auf einem Tiſche im Kaffeehauſe den Geiſt aufgeben, welche ein langes Leben hindurch auf dem Schlachtfelde gekämpft und einen Sechsunddreißigpfünder erhofft hatten; daß es noch Thränen der Bewunderung gäbe für die Könige dieſer Erde und heilige Königinnen, die nach dem Morde in einen Fiaker ſteigen, ihren eigenen verwundeten Sohn vergeſſen, um mit einer armen Wittwe, ihrer Freundin, in Gemeinſchaft zu weinen.

Alles weinte: Greiſe über getödtete Greiſe, Jünglinge über getödtete Jünglinge, Weiber über getödtete Weiber, und junge Mädchen über das getödtete junge Mädchen.

Der Erzbiſchof von Paris hielt Meſſe für die Lebenden.

Türkei.

Gerechtigkeitspflege.

Obgleich die Aufmerkſamkeit des Publikums ſeit ſo vielen Jahren nach der Türkei hin gerichtet iſt, ſo iſt dennoch im Allgemeinen noch wenig von der Geſchichte und den Sitten dieſes Volkes unter uns bekannt; der Zuſtand ſeiner Civiliſation iſt nicht gehörig gewürdigt, und man macht ſich die falſcheſten Begriffe von der Regierung des Landes. Nach einem ziemlich allgemein verbreiteten Irrthume ſoll die Willkür des Sultans jedes Geſetz vertreten; allein es herrſchen hier wie überall geheiligte Grundgeſetze, die von der Regierung anerkannt und aufrecht erhalten werden.

Wir geben hier nach ſichern Quellen die hauptſächlichſten jener Geſetze und einige Notizen über die türkiſche Verfaſſung.

Der Koran iſt die Baſis aller politiſchen und bürgerlichen Geſetze.

Die Vorſchriften dieſes religiöſen Codex ſind verpflichtend für alle Muſelmanen. Selbſt der Sultan muß ſich ihnen unterwerfen. Ueberſchreitet er ſie, ſo wird er abgeſetzt oder getödtet.

Die Regierung, als auf den Koran gebaut, iſt heilig; die Perſon des Sultans unverletzlich; er wird wie der Stellvertreter des Propheten und der Repräſentant der Gottheit betrachtet.

Die Thronfolge iſt in der Familie Othman feſtgeſetzt; jedoch ohne Beobachtung des Rechtes der Erſtgeburt.

Jedes muſelmaniſchen Unterthanen Leben und Vermögen gehört der Vertheidigung des Geſetzes.

Dieſe Geſetze erkennen weder Adel noch ſonſtige Vorrechte. Vor ihnen ſind alle Unterthanen gleich. Niemand kann verurtheilt oder ſeines Vermögens beraubt werden, ohne Urtheilsſpruch.

Alle Unterthanen müſſen die Steuern entrichten, beſonders die Grundſteuer; Jeder kann zu allen Ehrenämtern gelangen.

Die ausübende Gewalt gehört dem Sultan uneingeſchränkt; er muß ſich jedoch den Ausſprüchen des Divan unterordnen.

Der Divan oder Staatsrath beſteht aus dem Groß-Vezier, erſtem Miniſter und Stellvertreter des Großherrn; aus dem Mufti, Oberprieſter; dem Kaimakan, Gouverneur von Konſtantinopel; dem Reis-effendi, Miniſter des Auswärtigen; dem Kiajabei, Miniſter des Innern; den Kadilaskers für Europa und Aſien, d. h. den Juſtizminiſtern; dem Therſana-Emini, Seeminiſter; den drei Ober-Generalen der Cavallerie, Infanterie und Artillerie; dem Kapudan-Paſcha, Admiral; den 6 Vezieren der Bank, Paſchas von zwei Roßſchweifen und aller jener Paſchas von zwei und drei Roßſchweifen, welche ſich gerade in Konſtantinopel befinden.

Der Divan, als Staatsrath, entſcheidet über alle höchſten Intereſſen des Reichs, über Krieg, Frieden, höhere Verwaltung u. ſ. w. Auch fällt er in höchſter Inſtanz das Urtheil in allen Civil- und Kriminal-Angelegenheiten. Er entſcheidet die Prozeſſe gegen alle Beamten, welchen Ranges ſie ſeyen. Seine Entſcheidungen erfolgen nach der Stimmenmehrheit.

Der Großvezier präſidirt, und in ſeiner Abweſenheit nimmt der Mufti ſeine Stelle ein. Wenn Einer von ihnen ſelbſt im Anklagezuſtand iſt, ſo präſidirt ſtets der Andere, und in Abweſenheit dieſes Andern, der Kaimakan. Wenn ein hoher Staatsbeamter verurtheilt wird, ſo muß das ganze Urtheil von der Hand des Mufti geſchrieben ſeyn.

Der Großherr kann nicht den Vorſitz im Divan haben, und hat ſogar keine Stimme darin. Er wohnt aber den Sitzungen hinter einem Vorhange bei.

Die Paſchas, welche im Divan Sitz und Stimme haben, können, wie die 6 Veziere der Bank, nicht abgeſetzt werden. Die Letztern ſind ſtets Männer von großer Klugheit und anerkannter Rechtlichkeit. Sie werden ſtets zuerſt um ihre Meinung befragt; ihnen iſt zugleich die Aufſicht über die Großwürdenträger übertragen und die Aufrechthaltung der Verfaſſung des Reiches.

Todesurtheile, welche der Divan fällt, müſſen ſtets vom Sultan unterzeichnet ſeyn; in andern Fällen genügt das Siegel des Mufti und anderer Räthe.

Die Auslegung der Ausſprüche des Koran, als Strafgeſetze, liegt dem Mufti in ſtreitigen Fällen ob.

Jeder Paſcha, dem der Sultan eine Provinz übergibt, erhält ein Tribunal, das gleichfalls Divan genannt wird, und das aus Effendi's, oder Rechtskundigen beſteht. Von dieſen Divans wird an den Divan in Konſtantinopel appellirt.

In ſchweren Fällen wird der Ausſpruch des Divan, wie der Wille Gottes verehrt. Der Sultan allein hat das Recht der Gnade und der Umwandlung der Strafen.

Die Mitglieder des Divan ernennt der Sultan.

Der Groß-Vezier iſt der erſte Staatsbeamte; ihm iſt faſt allein die Ausübung der Herrſcherwürde überantwortet; das große Staatsſiegel ruht in ſeinen Händen, das ihm der Sultan am Tage ſeiner Ernennung umhängt.

Die Ulemas ſind die Diener der Religion und des Geſetzes. Sie ſind entweder Effendis (Rechtsgelehrte) oder Imane (Prieſter). Der Mufti iſt ihr Chef. Alle Ulemas ſind heilig und können nicht eher zum Tode verurtheilt werden, bis daß ſie abgeſetzt und aus ihrer Korporation durch Divansbeſchluß ausgeſtoßen ſind. Die Stadtrichter (Kadis) werden aus ihnen gewählt, doch müſſen ſie Doctoren des Rechtes ſeyn.

Die Appellation von untergeordneten Gerichtshöfen zu den höhern, bis zum großen Divan in Konſtantinopel iſt durch das Geſetz feſtgeſtellt.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Hannover, 14. Aug.

(Aus der Paſaune.) In Hannover geht es gegenwärtig ſtill her. Der größtentheils ſchäne Sammer hat die halbe Stadt zu allen Thoren hinausgetrieben, und wer nicht Tage-, Wochenlang ansbleiben kann, verſucht es mindeſtens mit Nachmittagen. Aber am Ende wird es langweilig, die Bäume anzuſehen, die Blumen zu bewundern, den Stand der Feldfrüchte zu ſchätzen, die Stunde wohlthätig, aber heiß, und den Staud unerträgiich zu finden. Kurz — es geht in Hannover ſtill her! Der käniglich baieriſche Oberfeuerwerker Hornung verdient daher allen Dank, daß er dieſe Stille auf die brillanteſte Weiſe von der Weit aufrütteln wollte. Sein bekannter Ruf, wie das ſchönſte Abendwetter, hatten am 11. d. M. eine unabſehbare Menge nach dem Schützenplatze hinausgeiockt, denn, wer ihn etwa nicht in der Wirklichkeit geſehen, kannte hier den Brand von Moskau, ohne zu frieren oder zu verbrennen, in der behaglichſten Nähe betrachten. Freilich war dieſer Brand nur ein kleines Biid des wirklichen, der Schützenplatz iſt bekanntlich auch nicht die Stadt Moskau, und der Himmel bewahre uns in Gnaden vor der Wirklichkeit, denn wir könnten dann nicht ſagen, was auch keiner damals unter Napoieons Adier geſagt hat: Wir gingen erfreut und befriedigt nach Hauſe.

Petersburg, 23. Juli / 4. Aug.

— Die Handelszeitung meldet die Ankunft einer Karavane aus der Bucharei von 1072 Kameelen an der Douane von Trottsk zu Ende des Monat Mai.

München, 12. Auguſt.

M. — Das Bedeutendſte in unſerer Reſidenz, während der Adweſenheit des käniglichen Hafes und des gräßten Theils der hähern Geſellſchaft, iſt Ihres Seydeimanns Anweſenheit, der ganz ungiaublicher Weiſe bei dieſer afrikaniſchen Hitze das Haus füllt, und aite oft geſehene Stücke, die hier nur mit zweiten und dritten Subjecten beſetzt werden kännen, zu Caſſenſtücken umwandelt. Am erſten Abende wurde der ausgezeichnete Künſtler unmittelbar nach der Scene im vierten Acte (als Carlos im Clavigo) ſtürmiſch hervorgerufen, eben ſo nach der Darſtellung des Vatel, der ſehr angeſprochen hat. Als Ludwig XI., in deſſen Darſtellung er auf überraſchende Weiſe mit Ligier in Paris übereinſtimmt, ſo wie als Jude Schewa, wurde der

Gaſt empfangen und dreimal hervorgerufen. Publikum und Kritik laſſen ſich gleich lobend nnd rühmend vernehmen, und von den Krittteleien einer gewiſſen Clique in Berlin, die durchaus etwas an dem großen Künſtler zu tadeln wiſſen wollte, iſt hier keine Spur vorhanden. Die ferneren Rollen, worin wir Seydelmann hier noch bewundern werden, ſind Franz Moor, Mephiſtopheles, Wellenberger in den Advokaten, Ludwig XI. zum zweiten Male und als Schlnß der Shylok. — Eßlair und Vespermann ſind, als Seydelmann kam, auf's Land gezogen. — Die Schröder ſoll, wie es heißt, in Wien bleiben und Madame Birch-Pfeiffer an ihrer Stelle engagirt werden. Zu den Oktoberfeſten finden hier große Vorbereitungen Statt. Das prächtige Poſtgebäude mit ſeinen zwölf Säulen erſteht auf dem Max-Joſephsplatze, in deſſen Mitte ſich die Max-Joſephs-Statue erhebt. Die Reſidenz des Königs iſt bis dahin vollendet, und der Monarch wird bei dieſer Gelegenheit ſeine ſilberne Hochzeit begehen. —

Profeſſor Zimmermann, unter deſſen Leitung die Pinakothek und mehre andere große Bauwerke gemalt werden, tritt in dieſen Tagen eine Reiſe nach Düſſeldorf, in ſeine Heimath, an.

Prag, 10. Auguſt.

— A. Moritz's Gaſtrollen ſind nun zu Ende, und das Publikum überzeugte ſich von den bedeutendſten Fortſchritten, die er während dieſer Zeit gemacht hat. Der Beifall war ſo enthuſiaſtiſch, daß er an einem Abende vier Mal als Johann in Maske für Maske und eilfmal in den Drillingen, alſo fünfzehn Mal herausgerufen wurde. Man fand ſein Spiel nach allen Richtungen vervollkommnet, Organ und Haltung ausgebildeter und in Auffaſſung und conſequenter Durchführung der entgegengeſetzteſten Charaktere weit vorgeſchritten. Es freute den Freund der dramatiſchen Kunſt, aus des Künſtlers Munde zu hören, wie viel er davon des großen Seydelmann's Lehre und Beiſpiel verdanke. Jetzt iſt Herr Moritz nach Brünn abgereiſt, um den Reſt ſeiner Ferien mit einem Gaſtſpiel auf dem dortigen Theater auszufüllen, das ſich nach allen Berichten unter der kunſtverſtändigen Leitung des Herrn Direktor Schmidt auf einer für eine Provinzbühne ſehr ſeltenen Höhe erhält. — Bei der Geſunkenheit unſers ganzen Schauſpielweſens iſt ein ſolcher Beſuch wahrhaft erquickend und belebend.

Danzig, 11. Auguſt.

Zum feſtlichen Empfange des hohen Kaiſerpaars werden bereits die lebhafteſten Vorbereitungen getroffen. Der Artushof wird zu einem Feſtballe bei dieſer höchſt erfreulichen Gelegenheit ſtattlich dekorirt, und hoffentlich durch die Gegenwart der hohen fürſtlichen Häupter ein neues hiſtoriſches Intereſſe gewinnen. — Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, die, während der Anweſenheit unſrer Gäſte aus Rußland alle Blicke auf ſich zog, war der Tambourmajor der Ruſſiſchen Gardetruppen. Dieſer Muſikführer, ein Vierziger und aus Eriwan gebürtig, hat eine Körperhöhe von 7 Fuß und 2 Zoll. Mit dieſer ungewöhnlichen Körperhöhe ſteht die Körperſtärke und Muskelkraft dieſes Rieſen in genauer Proportion. Er iſt von den 54 Millionen Menſchen im weiten Ruſſiſchen Reiche der größte, und ſein Anblick erweckt Erſtaunen. Von den faſt durchgängig mit Ordens- und Dienſtehrenzeichen geſchmückten Gardiſten nahm beſonders ein Feldwebel unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Fünf Ruſſiſche Ordens-Zeichen ſchmücken die Bruſt des noch rüſtigen Feldwebels, der, als Dienſtehrenzeichen, 5 Streifen, 3 gelbwollene und 2 von Goldtreſſen, auf dem Arme trägt, von Moskau aus bis Paris den Schlachten beigewohnt, den Feldzug nach Perſien mitgemacht, den Balkan überſtiegen, und zuletzt in Polen mitgefochten hat. Eine gut geſchriebene Lebensgeſchichte dieſes Mannes würde zugleich eine reiche Kriegsgeſchichte ſeyn. Das großartigſte Schauſpiel für die Danziger, mehr aber noch für die Gäſte aus den kleinern Nachbar- oder fern vom Strande liegenden Landſtädten, wurde durch eine Spazierfahrt nach der Rhede, zum Beſuch der Kaiſerl. Ruſſiſchen Flotte, dargeboten. Noch heute ſehen wir, trotz des anhaltenden Sturmwetters, Schauluſtige dieſe Augenfreude ſuchen. Doch, einer kleinen Völkerwanderung gleichend, wimmelten, während der Ausſchiffung, Böte und größere Seefahrzeuge auf dem Oſtſeeſpiegel von den Moolen des Hafens bis zu den rieſigen Kriegsfahrzeugen. Das Impoſante dieſes Schauſpiels befriedigt auch jede Erwartung. Iſt die Seekrankheit, die den Neuling auf den tanzenden Wogen überraſcht, nicht zu angreifend und zu anhaltend, ſo hat er, wenn er die Kriegsſchiffe erreicht, bald das kleine Naturübel vergeſſen, und fühlt ſich, beim Anblick der ſchwimmenden Feſtungen (von welchen das eine Linienſchiff 120 Kanonen führt, und bei ernſtem Ereigniß eine Beſatzung von 1000 Mann hat), reich entſchädigt. Fern vom bergenden Strande, unter freiem Himmel, über unheimlicher Meerestiefe von ſchäumenden Wellen umringt und geſchaukelt, blickt man aus dem niedern Fahrzeuge ſcheu zu den Giganten des Meeres empor, und wähnt ſich in einem neuen Reiche, von den bisherigen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens getrennt, zu befinden. Eine wahrhaft erhabene Außenſeite gewann dieſes Schauſpiel, als am 3. Aug. das ruſſiſche Admiralſchiff zur Feier des Geburtsfeſtes unſres allgeliebten Königs eine Kanonade eröffnete. Mit dumpfem Donnerhall ſchallten die Kanonenſchläge aus dem Meere herauf und herüber.

Die Fantaſie rief abenteuerliche Gebilde wach: man glaubte, der Meergott Neptun ſteige königlich aus den Wellen empor und grüße jubelnd das Licht des Tages, der einſt den beſten der Herrſcher geboren. So folgte Schlag auf Schlag, bis bald das ganze Schiff von einer dichten Dampfwolke umgeben dem Auge des Anſchauers unſichtbar wurde. Erſt lange darnach erhob und verdichtete ſich dieſe Wolke, zog längs der Waſſerfläche dem Lande zu und ſchloß ſich einem Fichtenwalde an, an dem das ſchwarze Gewölk lange, als ſuchte es Ruhe van der Meerreiſe, gelehnt dlieb. Die Ruſſiſchen Marineoffiziere wetteiferten in gaſtfreundſchaftlicher Zuvorkammenheit. Freundlich wurden die uneingeladenen Gäſte von ihnen empfangen nnd durch die Schiffsräume geführt, wo, bis ins Detail, jedes dem Landdewohner Merkwürdige gezeigt und erklärt wurde. Einer dieſer gefälligen Offiziere, der, auf Befragen der neugierigen Geſellſchaft, welche er umherführte, ſich als den Sohn eines Weltumſeglers berühmten Namens zu erkennen gegeben, führte die Gäſte zuletzt in ſein eigenes Kajütenzimmer. Man erſtaunte über die hier vorherrſchende Ordnung, Reinlichkeit und zierliche Aufſtellung der Inſtrumente und der kleinen Bibliothek; als darauf der freundliche Wirth die ſeidene Gardine von einem weiblichen Bruſtgemälde mit den Warten zurückzog: »das iſt meine Fran,« rief ein Mitglied der Geſellſchaft: »dem Haare und den Geſichtszügen nach iſt Ihre Frau Gemahlin jedenfalls eine Deutſche.« — »Es iſt die Tochter des ermordeten Kotzebue,« erfolgte zum Beſcheide. Ueber 300 mit ſchauluſtigen Paſſagieren gefüllte Böte und kleine Schiffe zählte man gleichzeitig auf der Rhede. Das ſchöne Geſchlecht hatte diesmal die Gefahr nicht geſcheut, und luſtig und luftig flatterten die farbigen und weißen Schleier auf der beweglichen dunkelgrünen Waſſerfläche. Nicht ſelten ertänte auch ein ſanorer Angſtruf; während von oden der ſchelmiſche Wind mit den leichtgeſchwingten Sommerhüten tändelte, trieb der Wellenſchlag ſein loſes Schaukelſpiel mit den Boten, und ſelbſt mancher Leidenszuſtand wurde durch die Seeluft und ungewöhnliche Bewegung erweckt. — Am achten d. M. traf hier ein Ruſſiſcher Hof-Courier ein, der von zwei Tſcherkaſſen in Nationaltracht begleitet war.

Erfurt, 11. Auguſt.

— Dieſen Nachmittag ward hier von der Schwimmanſtalt ihr jährliches Schwimmfeſt gefeiert, das als eines der eigenthümlichſten und achtbarſten Volksfeſte erſcheint. Die Anſtalt ſelbſt ward var wenig Jahren von der hieſigen Garniſon gegründet, ausgeſtattet, und bisher unterhalten, auf einem Theile des zur Befeſtigung gehörigen tiefen, rundherum eingeſchloſſenen Stadtgrabens. Halb 4 Uhr beehrte die Generalität die Eröffnung; die Geübtern begannen in einem Zuge von vielen Reihen hinter einander, unter fortwährender Muſikbegleitung, die Hauptfahrt als Fahrtenſchwimmer, und jedes Auge erfreute ſich der weitbedeckten lebendigen Waſſerfläche. Davan zurückgekehrt ſang der ganze Kreis ein Schwimmlied ab. Dann ſtieg Einer der Generale auf die Bühne, leerte einen ſilbernen Becher auf das Wohl Sr. Majeſtät und warf ihn hinab in die Tiefe; hinein ſtürzten ſich jetzt eine Reihe von Tauchern, bis Einer den Becher als Preis heraufbrachte. Die Andern fuhren fort, van verſchiedenen Hähen auf verſchiedene Weiſe herabzuſpringen; Mehrere ſchwammen mit Gepäck und Waſſen, oder ſtürzten ſich eben ſo 3 Stockwerke hach hinunter und feuerten noch im Waſſer ab; 9 Knaben gaben im Becken, im Schwimmtritt eine Quadrille mit Touren; und ein Aufſeher endlich zeigte außerhalb eine Art des Fiſchfangens im Schwimmen — Alles unter fortwährender Muſik und zahlreichen Böllerſchüſſen. Ebenſo ging nun der ganze Kreis, wieder angekleidet, an zwei im Freien aufgeſtellte Abendtafeln, deren feſtliche Freude noch durch zahlreiche Zuſchauer getheilt wurde.

Nacogdoches in Texas, 16. Febr.

— »Auch ich reiste von Deutſchland nach Texas, um mich in der Auſtin- und Williams-Colonie niederzulaſſen, wo 6 Monate früher Freunde und Verwandte von mir aus Deutſchland hingereiſ't waren; doch was fand ich: leider! waren mehre bereits am Fieber geſtorben, andere kränkelten, und alle klagten über das Clima; hierzu kam, daß Auſtin und Williams ihre Colonie verloren, und diejenigen, welche mit dieſen Männern Contrakte abgeſchloſſen und Gelder dezahlt hatten, erkannte das Gouvernement nicht an. — Jetzt wurde uns erſt der ſchönſte Theil von Texas dekannt; ich reiſ'te dahin, das Land zu beſehen und hier angekommen, finde ich alles dasjenige nicht nur wahr, ſondern ich kann in aller Wahrheit verſichern, ich habe nie ein ſchöneres Land geſehen. Um Ihnen nur einen Beweis zu geben, wie wahr ich rede, ſa verſichere ich Sie, daß im letzten Jahre ſich in hieſiger Gegend 1200 Familien aus Nordamerika niedergelaſſen haben, Beweis genug, wie viele Vortheile Texas vor den vereinigten Staaten hat; auch braucht der Landmann hier nicht erſt ſein Feld von rieſenhaften Bäumen zu reinigen, welches ihm Jahre rauben würde, bevar er ernten kännte. Hier iſt das meiſte Land eben nnd ſehr gut, und gleich beim Lande befindet ſich Waldung mit allem in Europa dekannten Wildprett, vorzüglich Hirſche, Rehe und auch ſehr viele wilde Puter; einige Bären gibt es auch hier, doch ſind dieſe den Menſchen durchaus nicht

gefährlich und werden häufig geſchoſſen. Mit Wahrheit kann ich Ihnen verſichern, man reiſ't hier wochenlang durch menſchenleere Gegenden weit ſicherer, als in dem civiliſirten Europa. — Nachdem ich ſolchergeſtalt die Kenntniß vom beſten Lande bekommen, machte ich einen Antrag bei dem Gouvernement, mir käuflich ein groſses Stück Land zu überlaſſen; mein Antrag wurde von einigen Freunden, die ich hier gefunden, unterſtützt, und ich erhielt die Genehmigung vom Gouvernement, über die von mir ausgeſuchten 25 Meilen, zum Theil Land, Wald und Waſſer. Dieß Land liegt im ſchönſten Theile von Texas zwiſchen 30 und 50 engliſche Meilen Nord-Nord-Weſt vom hieſigen Platz, ſehr nahe dem einzigen Salzwerk von ganz Texas. Es führen durch das Land zwei Hauptwege, die ſehr lebhaft ſind, ein Weg von Arcanſas nach Mexico. Mehre kleine Flüſſe entſpringen in dem von mir gewählten Lande, und bilden den Natches und Angelino River, welche von dieſem Lande in einer Entfernung von 30 engl. Meilen ſchon für Schiffe von 100 Tonnen Groſse ſchiffbar ſind, und es gehen bereits mehre Dampfſchiffe darauf, da der Natches River mit dem Golf von Meriko in direkter Verbindung ſteht, was für das Land von groſsem Nutzen iſt. Der Boden des Landes eignet ſich beſonders zum Anbau von Baumwolle und Getraide aller Art, welches hier ſehr theuer iſt und jeden Tag abgeſetzt werden kann. Der Boden bedarf nie Dünger, und ſelbſt im Winter bleibt das Vieh in den nahen Waldungen, wo es ſich ſein Futter bei ſeinen wilden Brüdern ſelbſt ſucht und in reichem Maaße auch findet, da es eine groſse Maſſe von Nüſſen, Eicheln und Kaſtanien daſelbſt gibt. Das hieſige Klima iſt ſehr gut und geſund.

(Albert Emanuel, vormals in Aralſen,
an Herrn
Konſul Wichelhauſen in Bremen.)

Literarische Uebersichten.

VALIDA, OU LE COEUR D'UNE FEMME.

Man findet in dieſem Romane ſo viel Leidenſchaft in den Charakteren, ſo viel Wärme in den Begebenheiten, und der Styl genügt ſowohl den häuslichen Scenen, als den fürchterlichen. Eine ſo groſse Geſchicklichkeit in der Ausführung, wie in der Erfindung dieſes Buches iſt ſichtbar, daß es unmöglich ſcheint, daß eine Marquiſe, eine Dame dieſes Buch geſchrieben haben ſoll. Wir können jedoch verſichern, daß die Hand, die Valida gezeichnet hat, eben ſo weiß und zart, als von Stande iſt. Wir haben weder den Stammbaum, noch die Hand geſehen, aber aus dem Buche urtheilen wir von dem Range und Geſchlechte des Verfaſſers. Es werden in dieſem Buche ſolche Vergeſſenheiten des Herzens ſo fein entſchleiert, Schwächen der Seele und des Körpers ſo weiſe zergliedert, daß ein Mann dieſe Schilderungen wohl verurſacht, eine Frau aber nur ſie entziffert haben kann. Wir haben es zu lange anſtehen laſſen, den Liebhabern viel geleſener Werke dieſer Gattung den Reichthum der Details zu verkünden, welche in dem Romane der Marquiſe von C. glänzen. Wir wollen daher hier bloß dieß Werk bezeichnen, und auf ſeine Verfaſſerin hindeuten, aber nicht jene Elemente analyſiren, welche bereits der Gegenſtand der Unterhaltung in der höhern Geſellſchaft geworden ſind.

GEORGE, OU UN ENTRE MILLE,

par

Théodore Muret.

— Dieſes Werk ſcheint uns beſtimmt, jene krankhaften Symptome unſerer Zeit auf geſchickte Weiſe darzuſtellen, welche aus jeder Künſtler-Imagination ein Inſtrument oder eine Waffe macht, die ſie gegen ſich ſelbſt kehrt. Der Maler Robert hat ſich getödtet, der Maler Gros iſt ihm gefolgt. In beiden Fällen waltet ein Räthſel. Dieſe heftigen Entſchlüſſe können nur immer einem Jahrhundert angehören, das an ſich zweifelt, und deſſen männliche Kraft durch Sophiſterei untergraben wird. Die Folgen des Selbſtmords für die Familie und die gehäſſige Gleichgültigkeit der übrigen Geſellſchaft für das Schlachtopfer, haben dem Verfaſſer Théodore Muret zu Schilderungen von dem lebhafteſten Intereſſe Gelegenheit gegeben. Es iſt ein ächter Roman voll Kraft und Lehre, wie er dem wankenden Muthe, den vor der Kritik oder der Kränkung bebenden Seelen, dienlich ſeyn kann.

Musik.

Den 10. Auguſt fand die Prüfung der Geſangsklaſſe am Conſervatorium in Paris ſtatt. Die Verſammlung war die glänzendſte der Hauptſtadt. Eilf Concurrenten, acht Frauen und drei Männer ließen ſich hören. Der erſte Preis wurde zwiſchen vier Damen und einem jungen Mann getheilt. Drei Damen und zwei Männer erhielten den zweiten, ſo daß auf eilf Concurrenten zehn den Preis erhielten. Wir geben die Namen der Reihe nach:

Erſter Preis. Dem. Fleſchenr, Schülerin von Caſtelli und zuletzt von Ponchard; Dem. Hirne, Schülerin von Ponchard; Dem. Vernhet, Schülerin von Mad. Damoreau, ſpäter von Ponchard; Dem. Melotte, Schülerin von Bordogni; Herr Puig, Schüler von Ponchard.

Zweiter Preis. Herr Fleury, Penſionär, Schüler von Martin; Dem. Charlet, Schülerin von Martin; Dem. Caſtellan, Schülerin von Bordogni; Dem. Lemesle, Schülerin von Ponchard; Herr Achard, Schüler von Bordogni.

Herr Cherubini präſidirte dieſer Feierlichkeit.

— Ein Dilettant in der italieniſchen Geſangkunſt, Herr L. J. Eppinger, Dr. der Rechte in Wien, hat ſo eben italieniſche Arietten herausgegeben, welche ſich großen Beifalls zu erfreuen haben. (Wir werden mit Nächſtem eine derſelben als Probe unſerem Blatte beilegen.)

— Die königliche Akademie der Künſte zu Berlin hat, da der Mangel an Kompoſition für die Altſtimmen zu fühlbar iſt, einen Preis von 100 Thalern in Gold für eine neue, noch nicht gehörte, gelungene Kompoſition für die Altſtimmen geſetzt, und unſere Komponiſten aufgefordert, an dieſer Bewerbung Theil zu nehmen. Das Gedicht in deutſcher Sprache und von lyriſch dramatiſcher Form muß die Kompoſition eines Recitatives, Arioſo's und einer Arie zulaſſen. Auch fordert man die Anbringung eines Chors, dabei darf aber das Altſyſtem um nicht mehr als eine Terz nach oben überſchritten werden. Die Partituren müſſen zum 31. März 1836 eingereicht ſeyn. Die Zuerkennung des Preiſes folgt am 3. Auguſt 1836, an welchem Tage auch die gekrönte Compoſition zur Aufführung gebracht wird.

Theater.

Angelo, Tyrann von Padua, nach Victor Hugo von Theodor Hell, hat in dem Berliner Königsſtädtiſchen Theater nicht ganz ſo gefallen, wie auf dem Theater Français. Die Rollen der Mars und Dorval, welche dem Stücke in Paris den größten Schmuck verliehen, wurden in Berlin von den Damen Laddey und Siebert gegeben.

Aus der Geſellſchaft.

Das Feſt in Tivoli zu Paris am letzten Sonntage war eines der glänzendſten und beſuchteſten. Alle Fremden ſtimmten darin überein, daß es keinen köſtlichern öffentlichen Vereinigungspunkt geben könne. Während der Nacht wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt.

Wiſſenſchaftliches.

In der letzten Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften wurde ein arabiſcher Arzt eingeführt, welcher den General Allard nach Frankreich begleitet hat. Der Begleiter des Arabers lud die Verſammlung ein, ſeine naturwiſſenſchaftlichen und archäologiſchen Sammlungen zu beſehen, welche er während ſeiner zwanzigjährigen Reiſen in verſchiedenen Gegenden Aſiens anlegte. Auch findet ſich eine Flora des Himmalaya darunter. Es wurden ſogleich vier Akademiker, die Herren Miobel, Juſſieu, Richard und Brogniart mit der Unterſuchung dieſer Merkwürdigkeiten beauftragt.

Geſundheitspflege.

Nach ſchönen Augen iſt nichts ſo anziehend bei einer Frau, als ein ſchöner Mund, weiße Zähne und ein milder wohlduſtender Athem. Die Natur iſt leider nicht ſehr verſchwenderiſch mit dieſen Gaben, ſelbſt wenn ſie andere verlieh. Daher iſt die neue Erfindung eines engliſchen Doctors, Addiſon, in Paris ſehr zu berückſichtigen, die in einem ganz vortrefflichen Zahnpulver und Waſſer beſteht, wodurch die ſchlechteſten Zähne ſogleich ſehr weiß werden, ſelbſt dem Knochenfraße Einhalt geſchieht, und der Athem einen angenehmen Geruch erhält. Der Zulauf nach dieſen Schönheitsquellen iſt ungeheuer.

Geſchichtliche Notiz.

Das Haus Nr. 50 auf dem Boulevard, von wo die Höllenmaſchine am 28. Juli ihre Verheerungen anrichtete, ward einſt von dem Revolutions-Comité, unter der Benennung der Section von Gravilliers bewohnt. Dieſes Comité war aus folgenden Mitgliedern zuſammengeſetzt: Wallet, Peruquenmacher; Dutil, Exjeſuit und Schriftſteller; Delaunay, Schriftſteller; Laurent, desgleichen; Perinet, Pferdehändler; Simon, Gärtner und Auſſeher Ludwig XVII.; Fagnon, Gewürzkrämer.

Küstenfiſcherei.

Schon lange iſt die Küſtenfiſcherei eine der Hauptquellen des Reichthums und der Staatskraft der Holländer geweſen, während ſie in Frankreich ſich nie zu einer ſolchen Wichtigkeit erhoben hat. Nichts deſto weniger trägt dieſe Beſchäftigung auf eine ſehr bedeutende Art zu dem Wohlſtande der geſammten Küſtengegenden von Frankreich bei, und namentlich zur Bildung der Matroſen, eine Behauptung, für welche folgende Thatſache als Beweis dienen mag. Aus den Etats, welche alljährlich von den Küſtengegenden eingehen, und welche der Centralverwaltung überſendet werden, geht hervor, daß die Geſammtzahl der Leute, welche ſich freiwillig mit der Seefahrt beſchäftigen, ungefähr 100,000 beträgt, ſo daß alſo auf jede Meile der Küſte etwa 146 Matroſen kommen. Im Durchſchnitt haben dieſe Matroſen ein Alter von 14 Jahren und darüber, ſie ſtellen alſo eine Bevölkerung von 283,000 Seelen dar, was etwa $1/_{601}$ der ganzen Bewohnerzahl von Frankreich austrägt. Im J. 1816 betrug die Zahl der, mit der Küſtenfahrt oder den größern Fahrten beſchäftigten, Mannſchaft ſämmtlicher franzöſiſcher Fahrzeuge nur 32,000 Mann und die der Fiſcherboote 36,000; man kann alſo ohne Uebertreibung ſagen, daß ungefähr die Hälfte der franzöſiſchen Seeleute dem Fiſchfange ihren Unterhalt verdankt.

Die kleine Fiſcherei, von welcher hier hauptſächlich die Rede iſt, wird ziemlich nahe bei der Küſte getrieben und man bedient ſich dazu gewöhnlich kleiner Fahrzeuge, ohne Deck, von etwa 5—20 Tonnen Laſt, welche nur kurze Zeit auf dem Meere bleiben. Ihre Zahl hat ſich ſeit dem J. 1816 wenig vermehrt, wo ſie 5,356 Schiffe von 34,021 Tonnen Laſt mit 26,806 Mann Bemannung betrug, während ſie im Jahr 1828 5837 Schiffe von 39,797 T. L. mit 26,324 Mann ſtark war. Im Durchſchnitt beſchäftigt alſo die kleine Seefiſcherei ungefähr 26,000 Mann. Der Ertrag dieſer Fiſcherei

iſt im Ganzen nicht bedeutend, allein ſie gewährt den großen Vortheil der Beſchäftigung für Leute aller Alter, und iſt die Urſache, daß die ganze Umgegend auf dieſe Weiſe eine nahrhafte und zugleich wohlfeile Speiſe erhält. Der Ertrag war im J. 1817 ungefähr 13 Mill., 326,777 Fr., im J. 1827, 17 Mill. 834,068 Fr., und im J. 1828, bis 16 Mill., 639,645 Fr. Außerdem dient aber dieſe Fiſcherei zu einer Art von Schule für die angehenden Seeleute und bietet denen, welche ihr Alter verhindert, ſich weit hinaus zu wagen, ein Unterhaltsmittel dar. Die Zahl der Patrone (Schiffs-Eigenthümer) betrug im J. 1828: 4534, die der erwachſenen dienſtfähigen Matroſen 7,126, die der jungen, angehenden 1,696, die der Schiffsjungen 3,829, und die der nicht Klaſſificirten oder Dienſtloſen 9,139; zuſammen 26,324. Ein großer Nachtheil für die Küſtenfiſcherei iſt übrigens die allgemein anerkannte und bitter beklagte Abnahme der Fiſche, weßwegen man auch ſchon auf die Abſchaffung des Gebrauchs des künſtlichen Fiſchergeräthes angetragen hat, dem man namentlich die Zerſtörung des Fiſch-Reichthums an der franzöſiſchen Küſte zuſchreibt.

Eine eigenthümliche Beobachtung iſt die, daß die Fiſcherei ſich keineswegs in allen Theilen des franzöſiſchen Küſtengebietes entwickelt hat. So gab es z. B. im J. 1820 in den ſämmtlichen Häfen der Manche 22—23,000 Menſchen, welche ſich theils mit dem großen, theils mit dem kleinen Fiſchfange beſchäftigten, während in dem Theile Frankreichs, welcher von dem atlantiſchen Meere bekränzt wird, nur 9—10,000 Menſchen davon lebten, und an der Küſte des mittelländiſchen Meeres gar nur 7,000 Menſchen damit beſchäftigt waren. Wenn man die verhältnißmäßige Ausdehnung dieſer Küſten beobachtet, ſo gehet hieraus hervor, daß die allmählige Entwicklung dieſes Gewerbszweiges gegen Süden und Weſten ungefähr dieſelbe geblieben, dagegen im Norden die verhältnißmäßige Zahl dieſer Fiſcher mehr als zweimal ſo bedeutend geworden iſt, als in den beiden andern großen Abtheilungen des franzöſiſchen Küſtengebiets. Im J. 1820 waren an der Küſte des Departement der Manche 12,490 Mann auf 2,167 Schiffen von 29,997 T. L. beſchäftigt, und ihr Erwerb betrug 7 Millionen 793,424 Fr.

An den Küſten des atlant. Meeres trieben 8,769 Mann auf 2,159 Schiffen von 9,641 Tonnenlaſt die Fiſcherei und verdienten 2 Mill. 99,182 Fr., und an den Küſten des mittelländiſchen Meeres arbeiteten 5,615 Fiſcher auf 1,684 Fahrzeugen von 7,212 Tonnenlaſt, und ihr Erwerb betrug 2 Mill. 782,190 Fr. Man ſieht alſo aus dieſen Angaben, daß die Zahl der Fiſcher in der Manche um das Doppelte bedeutender iſt, als die am Ufer des mittelländiſchen Meeres, und daß die Zahl derer im weſtlichen Theile des Küſtenbezirks ſich ungefähr wie 4 : 6 verhält. Sonderbar iſt es, daß dieſe Angaben in durchaus keinem Verhältniß mit der Entwicklung der Handels-Marine in jenen Gegenden ſtehen. Man zählt eben ſo viele Matroſen in den weſtlichen Häfen, wie in denen der Manche, und in den mittelländiſchen Häfen findet man beinahe $^3/_5$ der Letzteren. Im Jahr 1826 gab es, nach den offiziellen Seeliſten auf den Küſten der Manche ungefähr 37,000 dienſtfähige und invalide Seeleute, 36,000 an der Küſte des atlantiſchen

Meeres, und 20,000 in den mittelländiſchen Häfen.

(Frankf. Hand. Correſp.)

Kleine Scherze des mittelländischen Meeres.

— Ein Uhrmacher auf Malta beſaß ein Landgut an der nordweſtlichen Spitze von Gozzo. Der Grund war Kalk, der ſich unmerklich zum Meere ſenkte, an deſſen Ufer er noch immer eine ſenkrechte Höhe von 40—50 Fuß behielt. Der Eigenthümer, der von dieſer Lage Vortheil zu ziehen trachtete, kam auf den Gedanken, eine Saline anzulegen, und ließ zu dieſem Ende große Aushöhlungen in den Felſen machen, um das Meerwaſſer darin aufzufangen. Unter dieſen künſtlichen Höhlen befand ſich eine natürliche, die ſich bis zum Meeresſpiegel erſtreckte. Dieſe Höhlen ließ er nun mit einander in Verbindung ſetzen, ſo daß das Meerwaſſer ſich darin anſammeln konnte. Das Unternehmen verſprach den glücklichſten Erfolg; die Baſſins waren kaum gefüllt, ſo trockneten ſie ſogleich wieder und man mußte ſie von Neuem füllen. Allein bald bemerkte man, daß das Waſſer ſich nicht verdunſtete, ſondern durch den zu poröſen Kalkſtein wieder in das Meer zurück floß, weßhalb denn auch nur wenig Salz zurückblieb. Dies ärgerte den Eigenthümer ſo, daß er darüber krank wurde, und ſeine koſtſpieligen Anlagen gänzlich eingehen ließ. Allein die Unannehmlichkeiten waren für ihn noch nicht zu Ende. Als im Winter die großen Stürme kamen, trat das Meer in die natürliche Höhle und von hier, durch den ungeheuern Druck, in die künſtlichen, von wo es als ein majeſtätiſcher Springbrunnen von 60 Fuß Höhe ſich erhob und mit großem Brauſen niederfiel. Das Schauſpiel war prächtig, aber das Salzwaſſer, welches weit über die Gränze des Uhrmachers ſprützte, zerſtörte viel von den Früchten der Nachbaren, die dieſe auf Malta ſo mühſam ziehen müſſen. Sie verlangten daher Entſchädigung von dem unglücklichen Salzfabrikanten, der aus Schmerz über alle dieſe Tribulationen im nächſten Frühjahr den Geiſt aufgab. Nun kamen die Nachbaren herbei, füllten die Löcher mit Steinen aus und glaubten Ruhe zu haben. Allein ſie bahnten damit nur einem neuen Phänomen den Weg. Als die Winterſtürme wieder begannen, hörte man ein unterirdiſches Getöſe in dieſer Gegend, bald wie Kanonenſchüſſe, bald wie Donner, der von der in der Höhle eingeſchloſſenen Luft herzukommen ſchien. Endlich wurden die Steine von der unterirdiſchen Gewalt weggehoben und der Springbrunnen entſtand noch mächtiger und ergoß ſich zerſtörend nach allen Seiten. Man verſtopfte ſogleich wieder die Oeffnung und das Getöſe begann auf's Neue. Bis jetzt hat die Eruption ſchon drei Mal ſtatt gefunden und die armen Leute wiſſen ſich nicht mehr zu helfen.

Anecdote.

Ein großer Mann, der ſeine Stiefeln wichſt.

Dieſer große Mann war auch ein guter Menſch; beide Eigenſchaften begegnen ſich nicht oft in demſelben Individuum. Er beſaß ſie und viele andere noch. Vor Allem war er ein vortrefflicher Familienvater; ſeit 15 Monaten ungefähr genoß der große Mann die Seligkeit, Vater zu ſeyn; ſeit 6 Monaten wurde der Sohn des

großen Mannes nicht mehr geſäugt, und Katharina, die Amme, eine junge, friſche und heitere Bäuerin, verlangte, daß man ihr erlaube, in ihr Dorf zurückzukehren, weil der Kleine ihrer nicht mehr nöthig habe, und wie ein ganz großer Menſch bereits Suppe eſſen könnte. Der große Mann wollte die Amme aber nicht wegreiſen laſſen, denn der gute Menſch hatte darüber ſo ſeine eigenen Gedanken. Er dachte, daß wenn eine Amme dem Sohn des Hauſes ihre Milch gegeben habe, ſie auch zur Familie gehörte. So oft alſo Katharina bat, that der große Mann, als hörte er nicht, und die arme Amme vergoß Thränen. Katharina war 22 Jahre alt und verheirathet. Ihr Mann war ein guter dicker Hercules von ein vierzig Jährchen, Maurer ſeinem Stande nach und Bauer von Geburt. Als Katharina ihr Dorf verließ, hatte ihr Meiſter Peter geſagt: „Vor allen Dingen bleib mir nicht länger als ein Jahr dort unten, ſonſt komm' ich, Dich zu holen, Du magſt wollen oder nicht." Nun war ſchon mehr als ein Jahr vorüber, und da kommt an einem ſchönen Junimorgen Meiſter Peter nach Paris. „Ei, da biſt Du ja, Peter," ſagte der große Mann, „was willſt Du?" — „Ich will meine Frau!" — „Schon recht, aber wir brauchen ſie nöthig." — „Und ich etwa nicht? Glaubt Ihr, daß man ſich verheirathet, um vier Stunden von einander entfernt zu leben. Was da? Ich muß meine Frau haben." — „Weißt Du was, bleib Du auch hier, und man wird Dir Beſchäftigung geben." — „He!" — „Du ſollſt mein Kammerdiener werden. Katharina wird nicht unſer Kind verlaſſen, und Du wirſt Katharina nicht verlaſſen." — „Ich, ein Kammerdiener! Was verſteh' ich davon?" — „Man wird es Dich lehren. Kleider ausklopfen, Stiefel wichſen, das iſt nicht ſchwer!" — „Für Euch, das glaub' ich wohl! Ich aber bin ein armer Maurer, das iſt wieder was anders." — „Genug, man wird Dich unterrichten!" — „Wer?" — „Ich!" — „Ihr, ſo ein großer Herr, Ihr würdet mich Stiefeln wichſen lehren? Ach, laßt mich in Ruh' mit Euren Narrenspoſſen!" — „Ich treibe keine Narrenspoſſen. Morgen früh wecke mich auf, ehe die Andern aufgeſtanden ſind; ich werde Dir die erſte Lection geben."

Am andern Tage um fünf Uhr war der große Mann, der ſonſt nicht vor Mittag aufzuſtehen pflegte, ſchon angekleidet. Er hatte eine weiße Schürze vorgebunden, in der linken Hand einen Stiefel, in der rechten eine Bürſte, und bürſtete, was es Zeug hielt, während Peter, auch mit einem Stiefel bewaffnet, ſehr aufmerkſam mit den Augen ſeinem wohlwollenden Lehrer folgte, der ihn, ſo gut es gehen wollte, in die Kunſt des Stiefelwichſens einweihte.

„Siehſt Du wohl, Peter, wenn Du die Wichſe aufgetragen haſt, dann nimmſt Du eine weiche Bürſte, wie es Dir die Aufſchrift der Bouteille verkündet, und dann reibſt Du, wie ich es eben jetzt thue, bis das Leder recht glänzend iſt. — „Ja, Herr!" — „Siehſt Du, wie prächtig das geht! Wie findeſt Du dieſen Stiefel?" — „Herrlich!" — „Auch ich finde ihn ſo; nun befleißige Dich, den andern eben ſo zu machen. Morgen zeige ich Dir, wie man Kleider ausklopft. Heute habe ich keine Zeit mehr, denn ich muß eine Rolle durchgehen; aber morgen, Peter, morgen! Und nun biſt Du Kammerdiener, und wir

behalten Deine Frau. Mein Junge wird recht zufrieden damit ſeyn. Wie liebt er ſeine Amme!“ Und er ging mit Freudenthränen in den Augen fort, der große Mann. Es war Talma. Zwölf Jahre ſpäter war das Haus des großen Mannes ſchwarz ausgeſchlagen, und neben einer Leiche beteten leiſe weinend eine Frau und ein Greis. Die Frau war Katharina, der Greis Meiſter Peter.

Vermischtes.

Am 31. Juli 1807 löſte der Marſchall Mortier den nach Dresden zum Napoleon berufenen Prinzen Jerome in dem Kommando des neunten in Schleſien ſtehenden franzöſiſchen Armeecorps ab. Mortier war nicht nur leicht zugänglich, ſondern auch verbindlich und freundlich gegen Alle, welche Beſchwerde bei ihm anbrachten und Abhülfe erbaten. Auch ſuchte er Künſtler und Gelehrte bei ſich zu verſammeln, und durch Höflichkeit und Wohlwollen die Spannung, die gegen ein ſo mächtiges Werkzeug franzöſiſcher Obergewalt vorherrſchen mußte, zu beſeitigen. Er gefiel ſich in Breslau in dem von ihm geſchaffenen freundſchaftlichen Kreiſe ſo wohl, daß er in der rauheſten Jahreszeit, im Anfang März, ſeine Gemahlin und ſeine vier Kinder, wovon das jüngſte kaum zwei Jahre alt war, von Paris nach Breslau kommen ließ. Er war vierzehn Monat in Breslau. Zu ſeinen Hausfreunden gehörte der jetzt verſtorbene Hofrath und Profeſſor an der Kunſtſchule, Bach, der die Kinder des Marſchalls im Zeichnen unterrichtete, aber jede Entſchädigung hiefür ſtandhaft zurückwies. Als bei Gelegenheit eines Familienfeſtes der Marſchall mit mehren andern Geſchenken auch eine Kiſte ſehr ſauberer Dragées aus Paris erhielt, und Bach ſich über die Zierlichkeit derſelben rühmend äußerte, verſprach der Marſchall, noch viel zierlicher und künſtlicher gearbeitete für Bach kommen zu laſſen. Das Verſprechen war lange vergeſſen, als im September 1808 Mortier zu einem Commando nach Spanien berufen wurde. Die Abreiſe geſchah ſehr eilig. An einem Morgen klingelt es an der beſcheidenen Wohnung des Profeſſors, und der Herzog von Treviſo trat mit ſeinem Adjutanten in Bachs Atelier, um Abſchied zu nehmen. Er umarmt den gerührten Künſtler und empfiehlt ſich eilig und ſehr bewegt. Er hat aber kaum das Haus verlaſſen, als einer ſeiner Adjutanten erſcheint, und ein Käſtchen mit den längſt verſprochenen Dragées aus Paris überbringt. Nach einigen Tagen, als Bach das Geſchenk näher beſieht, und einige derſelben auf den Boden fallen läßt, rollen aus den in Stücken gebrochenen mehre Dukaten heraus. Eine weitere Unterſuchung ergab, daß in den Dragées hundert Dukaten dem Künſtler verehrt worden waren.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern mit dem heutigen Hefte:

1) Das Bildniß des Marſchall Mortier.
2) Die genaue Abbildung Fieschi's, wie ſie von einem Künſtler entworfen wurde, der ſich ſeinem Lager nähern durfte.
3) Ein Modekupfer, worauf man eine ſogenannte Toilette habillée für Herren findet, und ein Jagdcoſtüm, in ungebleichtem Zwillich ausgeführt; ferner einen neumodiſchen Reisſtrohhut, eine brodirte Muſſelin-Pelerine, à la Cauchoise genannt, und ein Kleid von einem neuen Seidenſtoffe.

Herausgegeben von August Lewald.

Die Wissenschaft und das Leben,

in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen

betrachtet

von

Philipp Ludwig Adam.

Noch ſind die Akten nicht geſchloſſen, ja die Verhandlungen wurden in letzter Zeit von Tag zu Tag verwickelter und ſchwieriger über die Frage, deren Beantwortung der Titel dieſes Verſuchs ganz leichthin verſpricht. Hat er nicht ſchon darin gefehlt, daß er nicht mit ausführlichen Worten eine „Berückſichtigung der neueſten Erſcheinungen auf dem Felde des Lebens und der Wiſſenſchaft“ ankündigt? oder daß er nicht ſagt, „hier werde gehandelt von unübertrefflichen Luſt-Schiffen und Luſt-Schlöſſern, ſo wie von einer deutſchen Reichs- und Staats-Philoſophie, vermittelſt deren man im Stande ſey, obgenannte Inſtrumente der Bewegung und der Ruhe allein vollkommen zu fertigen,“ und ſo weiter. Hätte unſer Titel Letzteres gethan, wahrhaftig einen Rechtstitel und Grund hätte er nicht dafür gehabt, denn keineswegs auf ſo hohem Wagen fahren wir einher — aus Furcht, wir könnten von unſerm erhabenen Punkte aus vor lauter Ueberſicht des ganzen menſchlichen Treibens den Menſchen und ſein Treiben überſehen. Auch Der könnte ſeine Erwartungen getäuſcht finden, welcher hier eine Anleitung zur kunſtreichen Erlernung der Lebensart — und ebenſo Der, welcher etwa eine Methodologie zum wiſſenſchaftlichen Studium ſuchte. Vielmehr wollte der Verf. den alltäglichen Begriffen von Wiſſenſchaft und Leben einestheils ihre ſeitherige Würde retten, die ſie auf dem Punkte ſtehen, immer mehr durch bedeutungsloſes Gerede in geſprochener und gedruckter Converſation zu verlieren; anderntheils wollte er die in der Wiſſenſchaft eingetretene neue Epoche bezeichnen, die nicht verſäumen wird, auf das in jeder Beziehung darauf vorbereitete und

Digitized by Google

ihrer bedürftige Leben zu wirken, und ſomit der Wiſſenſchaft und dem Leben eine bis jetzt verborgen gebliebene Bedeutung nachweiſen. Daher konnte es nicht wohl anders kommen, daß Mancher ſich dem Eingange dieſes Aufſatzes ſelbſt fremd fühlt, weil hier kein bekannter Gedanke ihm begegnet, den er als alten Freund begrüßen und als Führer durch die neue Region mit ſich nehmen könnte. Der Verf. bleibt aber der Anſicht, daß um das Menſchenleben zu begreifen unmöglich von ihm ausgegangen werden konnte, ſondern von dem Leben überhaupt, wie es ſich überall und in Allem findet. Dann erſt konnte klar werden, wie ſich aus ihm Einzelnes, ſeyen es Dinge oder Erkenntniſſe, entwickeln, wie durch immer engere Begränzung und immer größere Entwicklung das Menſchenleben als der nächſte Gegenſtand der Unterſuchung ſich darſtelle, und wie man endlich einzig ſicher im Stande ſey, durch Erkenntniß des Lebens auf das Leben zu wirken. Darum haben wir uns ſeither mitten in das reiche Menſchenleben geworfen, ob wir nicht in dem ſcheinbar endloſen Gewirre des handelnden und wiederum dem des denkenden Theiles der Menſchheit, ſo wie endlich in dem ſchroffen Gegenſatze der Anſichten und Abſichten Beider, einen Haltpunkt, Lichtpunkt und Vermittlungspunkt finden möchten, und das Folgende wäre alſo eine Pflanze, entſproſſen aus dem Boden des praktiſchen Lebens und kein Treibhausgewächs des Studirzimmers; daß aber jene Pflanze groß wuchs und zur Entfaltung ihrer Blüthen gedieh an dem Sonnenlichte des Geiſtes, ſollte das ihr größter Fehler ſeyn? Immerhin! Leider gehört aber dieſe Pflanze mit ihren Blüthen zu denen, die einer andern ihres Gleichen bedürfen, um eine Frucht, das eigentliche Ziel ihrer Lebensdauer, anzuſetzen. Ein ſolche hat unſere Blume noch zu ſuchen, wir ſetzen ſie darum auf den Markt, um ihr dieß Suchen zu erleichtern, und wäre einer oder der andere der Vorübergehenden ſo freundlich, ſich ihrer anzunehmen, er würde im Voraus des aufrichtigſten Dankes gewiß ſeyn. — Kaum wagen wir es zu berühren, daß uns hier während des Sprechens die Andeutung eines Verhältniſſes zwiſchen unſerer Pflanze und den Freunden, die ſich ihrer freundlich annehmen, entwiſcht iſt, wie wir es zwiſchen der Wiſſenſchaft und dem Leben im Großen entdeckt zu haben glauben.

Die Welt, die man die gebildete nennt, theilt ſich fortwährend noch in die zwei Parteien der Theoretiker und der Praktiker, deren Vermittlung bis jetzt ein frommer Wunſch geblieben iſt. Kommt aber nur einmal das Bedürfniß einer Ausſöhnung recht lebhaft zum Bewußtſeyn, ſo bleibt ſicher ihre Ausführung nicht lange aus, und ſollte gegenwärtiger Verſuch auch bloß den Erfolg haben, jenes Bedürfniß

als ein Dringendes anſchaulich zu machen, ſchon genug würde ſie geleiſtet glauben. Vielleicht kommt bald ein Lehrmeiſter, der vernehmlicher ſpricht als Menſchenſtimmen, — die Noth mit immer zunehmendem furchtbaren Schrecken, daß dann auf einmal in's Werk geſetzt wird, was vorher für unmöglich oder gar unnöthig gehalten wurde, und auch für die Zeit der Noth wollte das Folgende einen Fingerzeig geben.

Daß die Vervollkommnung des Unterrichts dem Verf. als eines der wichtigſten Mittel zur Wiederherſtellung des reinen Verhältniſſes zwiſchen dem Leben und der Wiſſenſchaft erſcheint, kann in jetziger Zeit ſo wenig auffallen, als daß er die Theorie und Praxis in ihrer heutigen Geſtalt ſcharf angriff. Er iſt der feſten Anſicht, daß erſt dann, wenn man den Unterſchied von Theorie und Praxis — wie ſie jetzt ſind — ganz fahren läßt, ein gedeihlicheres Leben ſich entwickeln kann. Dann wird kein Dichter, auch nicht mit dem geringſten Scheine, euch mehr zurufen können:

> Lerne die Lehren der Schule, doch gleich der Leukothea-Binde,
> Biſt du am Ufer, ſo wirf ſie in die Wellen zurück.

Während Manchen Manches zu ausführlich behandelt ſeyn mag, vermißt vielleicht ein Anderer die eigentliche Entwicklung von Anderm, und dieß träfe mit des Verf. Plan zum Theil überein, inſofern er überhaupt nur Andeutungen geben wollte über das, was als das weſentlich Zeitgemäße ihm erſcheint, nämlich das Leben einmal mit Muth zu erfaſſen und nach allen Seiten ſo zu wenden und zu beſchauen, daß Nichts mehr wäre, was der Menſch nicht durchſchaut und dadurch beherrſchen gelernt hätte. Alles übrige etwa noch zu Erwähnende konnte nur Beiſpiel ſeyn, was Jedem bei der Hand liegt, denn Jeder darf nur alle die Verhältniſſe betrachten, in denen er lebt, und beſonders alle die Punkte, wo, wie man zu ſagen pflegt, ihn der Schuh drückt, dann hat er Exempel genug, die ihm den Beweis abgeben, wie ſehr das Leben, ſo lange es nicht durchſchaut iſt, den Menſchen beherrſcht und faſt mißhandelt, anſtatt daß der Menſch daſſelbe regieren ſollte. Die Anweiſung aber, wie dieß gelernt und wie es ausgeführt werde, glaubt beſonders der letzte Theil dieſer Andeutungen hinlänglich zu enthalten.

* * *

Es iſt in neuerer Zeit aufgekommen, aus der Anerkennung eines großen Mannes eine Mode zu machen, und ſo fängt es auch an Göthe'n zu gehen, ſo daß vielleicht Manchen unſerer Leſer eine Re-

miniſcenz aus ihm veranlaſſen mochte, uns als Eröffnung und Ouvertüre in die Feder diktiren zu wollen:

„Grau, theurer Freund! iſt alle Theorie,
Doch grün des Lebens gold'ner Baum!“

da dieß ja gerade die Strophe iſt, die, nur ſo obenhin genommen, in die Anſicht der Vielen zu taugen ſcheint. Allein die Mode in ihrem Reiche reſpectirend, müſſen wir ſie doch von unſern Gränzen ſtreng abweiſen. Noch vielmehr ſind wir weit entfernt zu glauben, wir erweiſen dem großen Dichter eine Ehre, wenn wir eine ſeiner Federn uns zum Schmucke und zur Empfehlung beilegen, gleich einer von einer berühmten Feder anderer Art geſchriebenen Recommandations-Vorrede.

Eher könnte uns beikommen, jene faſt einem Orakel gleich verehrten Worte Göthe's zu bekämpfen, wenn wir nicht, eben im Begriffe, die Präliminarien zu einem Akte des Friedens zu entwerfen, jeglichen Kampf jetzt vermeiden wollten. Der Kampf in der Literatur iſt freilich ein lebendiges Spiel des Geiſtes und, wenn er mit edlen Waffen geführt wird, wohl auch der Uebung werth, allein hier frommt uns mehr noch, die Natur deſſelben zu unterſuchen, ob wir nicht für unſern nächſten Zweck Boden daraus gewinnen.

Halten wir ihn einmal für eine weit gediehene Aeußerung des Lebens, ſey es Menſchenleben, Thierleben oder ſonſt in Natur oder Geiſt, ſo iſt ſchon dieß höchſt intereſſant, einen ſo durchgreifend in allen Gebieten ſich zeigenden Begriff als ſolchen zu finden und feſt zu halten, und ſo wollen wir denn uns jetzt gerade Kämpfe von der verſchiedenſten Art vor die Seele rufen, um durch ſie am Ende auf die genaue Betrachtung des gemeinſchaftlichen Gebietes, worauf ſie alle ausgekämpft werden, zu kommen. — Dieß könnte zugleich für uns ſelbſt und was wir zu ſagen bereit ſind, ein Kampf auf Leben und Tod werden; — wir ſind gefaßt!

Wie der Kampf zwiſchen Menſchen ausſieht, ſey er mit Waffen des Leibes oder des Geiſtes, mit achtungswerthen oder mit ſchlechten Waffen geführt, wiſſen Viele aus eigner Erfahrung, was er ſey, wiſſen jedenfalls Alle; nämlich nichts Anderes als die Aeußerung eines zwiſchen beiden Parteien thätigen Gegenſatzes, der zur Ausgleichung und anfänglichen Ruhe zu kommen ſucht durch friedliche Vermittlung — wenn nicht durch Vernichtung des Gegners. Betrachtet man ſolchen Kampf mit dem Auge der Geſchichte, ſo ergibt ſich, daß mit dem Entſtehen des Gegenſatzes in dem urſprünglich Einfachruhigen — mit dem Kampfe — ein Moment der Entwickelung gegeben iſt, der ſich das eine mal laut lärmend und mit grellen Farben, das andere mal nur

dem Scharfſichtigen und dem, der ſein Ohr durch Uebung fein gebildet hat, kund thut. — Auch die Thiere treten mit einander in Kampf und die Naturgeſchichte beſchreibt dergleichen z. B. von Ameiſen auf drollige Weiſe. Sie haben dieß vom Schöpfer als Mittel erhalten, die ſchlafenden Kräfte der Glieder und des Inſtinktes zu entwickeln, und während wir hier wiederum den äußern Gegenſatz der beiden gegneriſchen Parteien finden, iſt der innere Gegenſatz, der ſich in Entwickelung der ſchlafenden Kräfte kund gibt, der tiefere und eigentliche. — Was werdet ihr aber dazu ſagen, wenn wir einen Stein anſchlagend, bei Vernehmung ſeines Klanges behaupten, auch hier ſey Kampf? Daß der Stein, der ſo eben den Steinbruch verläßt, vorher in Ruhe war, iſt wohl unbezweifelt. Da ſchlug der Hammer mit Wucht darauf, es krachte und der Stein ſprang los. Entſtand hier nicht ein Kampf und Gegenſatz zwiſchen dieſem einzelnen Stein und dem Felſen, deſſen Theil er war? Der Kampf — oder der Gegenſatz — ſchlug zu Gunſten des Einzelnen — des Steines — aus, und dabei gab dieſer noch dazu einen Ton von ſich. Wunderbar! nicht nur Orpheus kann die Steine redend machen; dieſe Kunſt iſt Jedem vergönnt, und die Antwort des Steines auf unſere Frage iſt nicht die ſchlechteſte, die wir überhaupt erhalten können, ſie iſt nicht melodiſch, kurz — ja einſylbig, aber hinter dieſer Einfachheit iſt eine Tiefe verborgen, wie hinter aller Einfachheit, welche nur der ahnet oder gar erkennt, der genauer als nur im Vorbeigehen die Natur zu verſtehen ſtrebt — das Buch, das Allen aufgeſchlagen liegt und das ſo Wenige zu leſen vermögen. — Die Sprache der Steine nun alſo verkündet unermüdlich das große Wort: bloß dadurch, daß mit verwundendem Eingriff in das ungeſtörte ruhige Ganze des Felſen ein Gegenſatz und Kampf im Bereiche deſſelben hervorgerufen werde, der als Reſultat das Losreißen des Theiles hat, bloß dadurch entſtehe dieſer als für ſich exiſtirend und nunmehr auch ein Ganzes. Die Aeußerung dieſes Kampfes und des dabei innerlich thätigen Widerſtandes iſt eben der Ton, der ſich bei der angeſchlagenen Klavierſaite wiederum vernehmen läßt mit dem deutlichen Unterſchied, ob der durch das Anſchlagen der Saite mit dem Taſtenhammer in dem ruhig ausgedehnten Ganzen der Saite hervorgerufene Gegenſatz das Ganze beſiegt und die Saite zum Springen gebracht hat oder nicht.

Daſſelbe weiſt auf der Stufe der Pflanzen jeder Bohnenkern am anſchaulichſten nach, der ſeine Entwickelung mit dem Gegenſatze zweier aus ihm hervorgetriebenen Lappen beginnt, während den größten Reichthum dieſer Gegenſätze und Kämpfe der Menſch darbietet — in der geiſtigen und gemüthlichen Entwickelung des Jünglingsalters noch mehr

als in der ſeines phyſiſchen Organismus; ſo wie überhaupt auch hierin wieder neben der Welt im Ganzen der Menſch das reichhaltigſte und großartigſte Beiſpiel für Nachweiſung von Naturgeſetzen gibt.

Doch was wollen wir uns noch tiefer in das Detail der Exempel herablaſſen oder gar am Ende unſern Hauptpunkt aus dem Auge verlieren! Schon zu Viel iſt eher geſagt für Aufzeigung der offen liegenden Wahrheit, „daß aller Kampf und Gegenſatz entſteht aus dem urſprünglich gegenſatzloſen Einfachen, daß aber gerade die Entſtehung ſolchen Gegenſatzes mit den dabei zum Vorſchein kommenden Zeichen (wie der Ton z. B.) Beweis iſt für ein den Dingen zu Grunde liegendes inneres Leben, als dem, was eigentlich das Weſen oder, wie man ſehr richtig zu ſagen pflegt, die Natur des Gegenſtandes ausmacht.“ Ohne Leben, als dem eigentlichen Urelement, wie könnte der Stein klingen oder die Saite tönen? Wenn wir durchaus darauf beſtehen, Leben in Allem erkannt zu wiſſen, ausgegangen von Gott ſeinem Schöpfer, ſo iſt damit eben das gemeint, was das N. Teſt. ſo ausdrückt: „in ihm (Gott) war das Leben. Und das Leben iſt erſchienen, und wir haben geſehen und verkündigen auch das Leben, das ewig iſt, welches war bei dem Vater und iſt uns erſchienen;“ oder mit andern Worten: „alles Leben, welches individualiſirt in unſere Anſchauung fällt, iſt gegründet in dem Leben der Gottheit, welches ſich aus ihr der Welt mittheilt, auch iſt Nichts ohne Leben,“ und daher iſt es mindeſtens Thorheit, von einer todten Natur im Gegenſatz der belebten zu reden, da doch dem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen kann, wie in dem ſcheinbar Lebloſeſten, ja ſelbſt in dem, was man den Tod nennt, ewiges Bilden und Rückbilden, Entſtehen und Vergehen, ein ununterbrochener Lebensact Statt findet; nennt ja auch ſchon der Evangeliſt Johannes gleich ſchön und wahr als im Obigen das Waſſer mit Emphaſe „lebendiges Waſſer.“ — Dieſe Schöpfung aber ſetzt ſich unter unſern Augen immer fort, und gerade Gott iſt es, der ſeine ſämmtlichen Geſchöpfe mit Leben als Grund ihrer Exiſtenz durchdrungen erſchafft, einen wahrhaften Tod gibt es nicht, denn ſelbſt im Tode iſt noch Leben. Leben iſt die Seele von Allem, was exiſtirt, und hört ein Gegenſtand auf, als dieſer zu exiſtiren, ſo iſt es doch nur der Grad von Leben, der ſich verändert hat, und es entſcheidet hiebei ganz die Stufe des Lebens, auf welcher das Ding vorher ſtand. War es auf niederer oder niederſter Stufe, z. B. ein Stein oder Metall, ſo wird es nicht anders können als bei einer Veränderung, herkommend aus innern oder äußern Urſachen, durch Entwickelung ſeines Lebens eine höhere Stufe einzunehmen, d. h. Erde zu werden, um Pflanzen aus ſich entſprießen zu laſſen. Das animaliſche

Geſchöpf dagegen wird den höhern Grad entwickelten Lebens mit dem niedrigern der Pflanze und Erde vertauſchen. Das Leben aber gerade iſt es, das nie von den Geſchöpfen weicht als Baſis ihrer äußerlichen Erſcheinung, und während das Allem zu Grunde liegende Leben immer bleibt, ſind es offenbar nur die Erſcheinungsformen, welche wechſeln und die gerade die Dinge zu den verſchiedenen und zu den vielen machen, während ſie im Weſen alle eins ſind.

So wären wir denn von Göthe auf den Kampf, vom Kampf auf den Gegenſatz, vom Gegenſatz auf das einfache Weſen mit ſeinem Widerſtand gekommen, und als Grundlage des Weſens aller Dinge, als Princip ihrer Exiſtenz, hätten wir das ihnen gemeinſchaftliche Leben, ihre äußere Erſcheinung in dieſer oder jener beſtimmten Form aber als Reſultat der Art und Weiſe der Vermittlung jenes Gegenſatzes und als einzigen Grund ihrer Vielheit und Mannigfaltigkeit gefunden.

Dieſe Idee des Lebens, als welches die Dinge wie die Erkenntniſſe, das Reale wie das Ideale, gleich ſehr durchdringt, müſſen wir zuvörderſt anerkennen, wenn wir uns nicht jenem Urtheil in den Xenien ausſetzen wollen, daß wir auf der Oberfläche des Waſſers herumfahren und Häringe fangen ſtatt zu den Perlen der Tiefe zu tauchen.

Wer nun an lauter ätheriſche Koſt gewöhnt wäre, könnte ſich mit dieſer Idee des Lebens ſo zufrieden und glücklich fühlen, daß er ſich jegliche Störung ſeiner eigenen innern Fortbildung und Entwickelung derſelben verbäte; aber denen, die auch mit leiblichen Augen ſehen wollen, was ſie nährt, müſſen wir hinzuſetzen, daß die Welt der große Leib jenes „Lebens“ als ſeiner Seele iſt.

Zwei Herren aber regieren in der Welt, beide unter einander ſo gleich groß, wie Welt und Leben unter ſich, und beide zuſammen ſind wiederum gerade ſo groß als jedes von dieſen; — ſie heißen das Materielle und das Geiſtige, Leib und Seele, Reales und Ideales. Wenn nun Beide in der Welt als auf ihrem Boden und Tummelplatz erſcheinen, ſich ziemlich widerſtrebend, ſo iſt es wiederum die Idee des Lebens, in welcher Beide zugleich wurzeln, Beide von ihm durchdrungen als Geſchwiſter wie von mütterlichem Blut, und dadurch, daß das Leben in die beiden einſeitigen Formen von Geiſtigem und Materiellem heraustritt, kommt es dazu, wenn beide wieder vermittelt ſind, ſich in der Welt als ſeiner Totalerſcheinung völlig zu offenbaren. Zugleich ſpringt in die Augen, wie zwiſchen der Idee des Lebens und der Welt im Großen, gleichſam abſolut, daſſelbe Verhältniß liegt, das in kleinern, theilweiſen oder mittlern Beziehungen, d. h. relativ zwiſchem Geiſtigem und Materiellem ſchon dem Namen

nach Statt hat. Sprechen wir alſo von der Welt als der allſeitigen Erſcheinung des Lebens, ſo werden wir damit ſchon von den einſeitigen Aeußerungen des Lebens im Geiſtigen und Materiellen zugleich oder von einem derſelben geſprochen haben, ſo daß wir mit dieſen nur ſo nebenbei verfahren können. Und ebenſo von der Idee des Lebens und von der Welt — beide in dem Verhältniß von Innerm und Aeußerm feſthaltend — wird gleichmäßig ausgeſagt werden müſſen, was von dem einen von Beiden als wahr erfunden iſt, nur mit Berückſichtigung des einzig verſchiedenen Standpunktes, indem hier — bei der Welt — lauter Erſcheinung, dort — bei der Idee des Lebens — lauter Weſen und Urſache dieſer Erſcheinung ſich findet. Deßhalb darf man ſich ja nicht irre machen laſſen, wenn man die Erſcheinungen in der Welt, z. B. die faſt unendliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen, die der Formen der Thiere, die der menſchlichen Gedanken betrachtet, und darf nun nicht die dieſer ſämmtlich zu Grunde liegende Idee des Lebens als ebenſo mannigfaltig und faſt unendlich vielfach annehmen wollen. Schon oben wurde ausgeſprochen, daß das allen Dingen und Erkenntniſſen als Princip der Exiſtenz zu Grunde liegende Leben überall daſſelbe und einfachſte ſey, und die Dinge und Erkenntniſſe gerade durch die ſich in dieſer Einfachheit durchbrechende Entwickelung (von Gegenſätzen) eine Form gewinnen und vermöge dieſer Form bloß viele ſeyen. Das Leben und ſein Produkt, das Ding, unterſcheidet ſich alſo bloß durch die Entwickelung, indem jenes innerlich einfach vor aller Entwickelung, dieſes als Reſultat aller Entwickelung äußerlich mannigfaltig iſt, beide aber im Weſen gleich und eins.

Iſt uns nun erlaubt, uns in niederere Gebiete herabzubegeben und, während wir bisher auf der ganzen Welt auf einmal und zugleich Fuß gefaßt hatten, jetzt in einzelnen Theilen dieſer Welt, in einzelnen Reichen oder Gebieten derſelben uns niederzulaſſen, ſo wird, wenn das Obige das wahrhaft Univerſale ausſprach, nunmehr die Geſchichte des Partikulären und Speciellen folgen und endlich das Wechſelleben des Univerſellen und Speciellen ſich darſtellen.

Herrlich kommt uns hier die liebe Mutterſprache zu Hülfe, wenn ſie ſagt:

Kennſt du die Welt der Lieder, kennſt du die Welt des Sangs?
Ich kenn' eine Welt der Bilder, ich kenn' eine Welt des Klangs!

Die Welt der Geſtirne, die Pflanzenwelt, Thierwelt, die Welt der Gedanken — ſie legen uns insgeſammt auf die Zunge, daß hier Theile des Univerſums — des großen Weltganzen — wiederum zu in ſich geſchloſſenen Ganzen, zu kleinen Welten, ſich gebildet haben. Dieß deutet von ſelbſt auf den innerlichen Proceß, daß innerhalb des großen

Ganzen des allgemeinen Lebens im Univerſum abgegränzte und genau ausgebildete kleinere Gebiete von Leben, gleichſam als Stufen deſſelben, beſonders ſich entwickelt haben, die nun die Grundlage beſonderer Erſcheinungen wurden, und wir erkennen als Reſultat, daß jede kleine Welt von Gegenſtänden, z. B. die Steinwelt, das Produkt einer engern Begränzung, eine beſondere Beſtimmtheit des allgemeinen Lebens, oder eine beſondere Stufe davon ſelber ſey, und je weiter vorgeſchritten die beſtimmtere Begränzung des allgemeinen Lebens, deſto entwickelter und reicher die Erſcheinung des Gegenſtandes auf dieſem Gebiete, je unbeſtimmter und ſchwankender jene, deſto ärmer und unentwickelter dieſe. Die tägliche Erfahrung gibt hiezu ſo viele Beiſpiele an die Hand, daß eine längſt gemachte Bemerkung iſt, wie ein Menſch, der ſein Geiſtesleben in der Unbeſtimmtheit gelaſſen, wie es bei der Geburt war, ohne durch Kenntniſſe einzelne feſte Punkte und Gränzen gleichſam in ihm hervorzurufen — wie ein ſolcher bis an ſein Ende vor geiſtiger Leerheit nicht bloß ſelber faſt vergeht und Andere vergehen macht, ſondern wie er die perſonificirte Geiſtesleerheit ſelber iſt.

Somit wäre nun ein doppeltes Leben zu unterſcheiden: das allgemeine Leben, die Grundlage von Allem, was iſt, und ſodann der Theil des allgemeinen Lebens, der ſich durch beſtimmte Entwicklung und Abgränzung von jenem zur Grundlage eines beſtimmten Gegenſtandes gebildet hat, und man muß ſich hüten, die Summe des in den einzelnen Dingen vertheilten Lebens als allgemeines Leben vorzuſtellen, da dieſes als Ausfluß Gottes unendlich und unerſchöpflich iſt. Daher die folgende beiſpielsweiſe und bildliche Darſtellung wegen ihrer Materialität als in dieſem Punkte mangelhaft vorauszuſehen iſt. Stellen wir nämlich unter einer leeren Seite eines weißen z. B. runden Blattes Papier (um das Kleine mit dem Großen zu vergleichen) das noch unbeſtimmte allgemeine Leben vor, ſo wird dieſes ſich in einzelne verſchiedene ſpecielle Lebensreiche bilden, wenn wir etwa mit Dinte in der Nähe des Randes einen Kreis von der Form des Blattes punktiren, in dieſen hinein einen andern durch Striche angezeigten tragen, und in dieſen eine völlig ausgebildete Kreislinie. Die weiße unbeſtimmte Fläche des Papiers, die Anfangs nur durch einen realen Rand des Schnittes begränzt war *), erhielt durch den punktirten, den beſtrichelten und den

*) Was ſchon angedeutet wurde, iſt hier zu wiederholen: Diejenigen nämlich, welche tiefer gehen, werden bemerken, daß in dieſer Hinſicht obige Veranſchaulichung nicht paßt, weil ſie nicht paſſen kann, es wäre denn, daß wir im vollkommenſten Sinne hätten, was den Namen trägt, „endloſes Papier?“ Für jetzt aber müſſen wir immerhin uns zufrieden geben,

Linien-Kreis eine ſtufenweiſe immer ſchärfere Gränze und deßhalb ſchärfere Form; die ſchärfſte Form des Blattes aber — der innerſte Kreis — iſt als der beſtimmteſte auch der ſpeciellſte. Noch anſchaulicher iſt dieß, wenn man die Form des Blattes verlaſſend, irgend eine andere Gränze in die Fläche ſetzt, z. B. die leichteſten Umriſſe einer ſchönen menſchlichen Geſtalt. Je beſtimmter und ſchärfer dieſe leichteſten Umriſſe ausgeführt und am Ende zu einer fortlaufenden Umrißlinie werden, deſto beſtimmter wurde dadurch die innerhalb der Figur liegende Raumfläche von der ganzen äußern ſie umgebenden abgegränzt, — die ganze Fläche hat hier eine ſpecielle, nämlich die Fläche innerhalb der Umrißlinie der Figur aus ſich geboren, und zeichnet man das ganze Blatt mit in einander greifenden Figuren und Bildern ſo genau voll, daß auch nicht der kleinſte Raum, ohne zu einer ſpeciellen Figur begränzt zu ſeyn *), übrig bleibt, ſo wäre dieß ein Bild des allgemeinen Lebens, das nicht verſchmäht hat, in lauter abgeleitete kleinere partikuläre Lebenskreiſe einzugehen, ſo daß das allgemeine Leben nur noch in ſofern das allgemeine iſt, als es, die Grundlage der täglich neuen Individualiſirung, in allem Speciellen lebt und webt und das Band iſt, vermöge deſſen alles Einzelne als Glied des großen Ganzen zuſammenhängt. In der That verhält es ſich aber auch ſo, in dem Sinne, daß bei Erſchaffung der Welt das in Gott ruhende unendliche aber noch unbeſtimmte allgemeine Leben in lauter erſte Beſtimmtheit ſich eingelaſſen habe, die dann erſt und immerfort das Spiel der engern und weitern Begränzung innerhalb dieſer erſten Gränze, und ſo alſo das Spiel der reichern oder ärmern Entwicklung von Erſchei-

---

mit der Fläche eines möglichſt großen Bogens Papier das unendliche allgemeine Leben darzuſtellen.

*) Im Vorbeigehen hätten wir denn auch das Weſen der Zeichnung und des gezeichneten Bildes gefunden. Iſt es doch ſonderbar, daß man in der Regel die auf, z. B. weißen, Grund gemachten farbigen Striche, Linien und Punkte für das Bild hält, während es in der Wirklichkeit Niemanden einfällt, bei Anſicht eines Kopfes, z. B. im Profil, die Endpunkte des Profils, die ſich als eine Gränzlinie des Geſichtes ſichtbar machen, für den Kopf ſelber zu halten. Das **Weſen des gezeichneten Bildes** iſt demnach die in die Umrißlinie eingeſchloſſene **Fläche**, ſeine **Form** eben dieſe **Linie**, und das gezeichnete Bild ſelbſt iſt die Form, welche man der unbeſtimmten Fläche (z. B. Papiers) durch in ſie geſetzte zuſammenhängende Gränzlinien (Umrißlinien) gegeben hat. — Ein Beweis mehr, wie man ſo häufig falſch ſieht, weil man nicht **ſehen gelehrt** wird; vielleicht ginge der Menſch abwechslungsweiſe auf beiden Händen und beiden Füßen, wenn nicht die Noth uns die Wohlthat erwieſe, daß man uns gehen lehrt.

nungen im Reiche der materiellen Gegenſtände, wie im Reiche der Gedanken treibt. Was aber von allgemeinem urſprünglichen Leben nicht weiter als in jene allererſte Beſtimmtheit eingegangen, iſt nicht zur Exiſtenz eines Dinges gekommen, ſondern muß als Dasjenige angenommen werden, was die Naturphiloſophie auf ihrem Gebiete Aether nennt, das noch unbeſtimmte Etwas, aus dem die Dinge alle entſtehen, das aber ſelbſt noch kein einzelnes Ding iſt. Auf dem Gebiete des Geiſtes iſt man bis jetzt nicht auf die Idee eines Aethers gekommen, und noch weniger hat man ein Wort für das beiden Gebieten — der Natur und des Geiſtes — gemeinſchaftliche Leben, aus dem ſie nach ihrem Aufhören als gerade dieſe beſtimmten Dinge und Erkenntniſſe wie zu ihrer Mutter wieder zurückkehren.

Wie das Leben von ſeiner erſten Beſtimmtheit in immer größere Beſtimmtheit eingeht, eingeſchloſſen in immer engere Gränzen, und wie durch allmähliche Löſung dieſer Gränzen von der engſten und dieſer Beſtimmtheit von der beſtimmteſten an dieſes Leben wieder zurückgeht zu ſeiner erſten uranfänglichen, aber auch ſchwächſten, Beſtimmtheit — dieſes Lebensſpiel des Entſtehens und Vergehens der Dinge, des Auf- und Niederſteigens der Gedanken zu beobachten, iſt im höchſten Grade intereſſant, wie überhaupt die Geſchichte der Entwicklung der Natur und die Geſchichte der Entwicklung des Geiſtes (Natur- und Welt- [Menſchen-] Geſchichte) in ſolchem Sinne aufzufaſſen, zu den edelſten Beſchäftigungen gezählt werden muß. Wir finden zeitlich wie räumlich Perioden und Länderſtriche, wo im Reiche der Natur die größte Armuth oder der größte Reichthum, z. B. in der Vegetation ſich finden; die Menſchengeſchichte wie das jetzige räumliche Nebeneinanderleben der Menſchen weiſet bald eine Fülle von Gedanken, bald eine Leerheit an allem Geiſtigen auf. Die einzelnen Belege möge ſich Jeder aus ſeinem Vorrath von natur- und welt-hiſtoriſchen Kenntniſſen vor die Seele führen, nur das ſey noch hinzugefügt, daß dieſe äußerſt mannigfaltigen — im letzten Grunde aber doch einfachen — Erſcheinungen nur verſtanden werden können, wenn man Geſchichte überhaupt verſteht, zu welchem Verſtändniß hier ein Beitrag gegeben ſeyn könnte.

Doch wir eilen, uns und den Leſer nicht lange im Weltraum oder zwiſchen Himmel und Erde ſchweben zu laſſen; wir faſſen feſten Grund und ſtellen uns auf der Erde auf, ſie nun ſchon als ein Produkt des allgemeinen Lebens erkennend. Dabei haben wir mehr Muth im Sprechen, theils weil wir uns mit dem Wunſche ſchmeicheln, daß wir Denjenigen, welche uns bis daher vielleicht nur mit trüber Miene folgten, es jetzt mehr zu Danke thun, theils weil wir hoffen, hier

weniger mißverſtanden zu werden, da nun je mehr und mehr Alles mit der Hand erreicht werden kann.

So thut euch auf, ihr Pforten des Erdenlebens und ihr des Lebens der Menſchen. Die Scheidewand falle nieder, daß wir eingehen in das Heiligthum. — Wir treten in die Vorhalle: die ſchönſte Baumallee neigt ihre Wipfel zu einem gothiſchen Gewölbe von lebendigen Säulen getragen. Tief athmet die Bruſt, als wollte ſie mit dieſem Hauch das Herz emporſenden zu dieſen leichten Höhen, der Geiſt erhebt ſich im Schauen der Harmonie. Iſt es ein Traum, iſt es Wahrheit, warum darüber grübeln! Was wir geſchaut und wie wir geſchaut, geben wir wieder, möge dann Jeder denken und deuten, wie es ihn freut.

* * *

Der Erdgeiſt iſt der Menſch, und Menſch und Erde ſind ſo feſt an einander gekettet, daß, wer dieſe Verkettung, das innige Wechſelſpiel beider, nicht erkennen lernt, ein eitles Wort, doch nicht der Erde Geiſt verbleibt. Was aber die Erde iſt, und was ſie trägt, iſt dieß: den Boden der Erde, auf dem alles Andere entſteht und vergeht, bildet die beſtimmte Stufe des gebundenen Lebens, welche man die mineraliſche nennt. Der Name iſt wie alle Namen in allen Sprachen zufällig und willkührlich, und um eine klare Einſicht in das Material der Erde, das Mineralreich, zu haben, könnte man nicht anders, als die Art nachweiſen, wie dieſe Stufe der Begränzung des allgemeinen Lebens entſtanden und beſchaffen iſt. Wir würden mit Hülfe der Geognoſie, Aſtronomie und überhaupt der geſammten Naturwiſſenſchaften eine Geſchichte des Univerſums entwerfen, und der Zeitmoment ſo wie der Raumpunkt, wann und wo die Weltſchöpfung der Erde das Daſeyn gab. dieſe beiden würden fixirt als die nächſten Factoren der Erde. Denn nur dadurch, daß der Ort, wo, und die Zeit, als Etwas entſtand und war, in dieſem Verhältniß der nächſten Factoren des Gegenſtandes begriffen werden, kann der Gegenſtand erkannt werden; nur dadurch, daß das Herz da liegt, wo es liegt, iſt es eben Herz, und Karl der Große wird nie völlig zu würdigen ſeyn, wenn man nicht die Zeit ſeines Wirkens vollkommen auffaßt. — Die Geſchichte des Univerſums ſich nun auf die Erde beſchränkend und zur Geſchichte der Erde werdend, geht dann weiter, zu zeigen, wie ſich immer mehr ſpecielles Leben innerhalb des Erdenlebens entwickelt hat, und dieſe Entwicklung täglich ſich fortſetzt, wie dieſe zeitliche Entwicklung immer ein räumliches fixirtes Produkt hinterläßt, ſo daß das vierfüßige Thier, etwa das Pferd, nur eine in der erſten Schöpfung zeitlich

vorübergegangene Entwicklungsſtufe des allgemeinen Lebens iſt, die aber ſich verewigt hat durch Fixirung ihres Charakters in dem Produkt, nämlich der Klaſſe von Thieren, welche man Pferd nennt. Dieß iſt Geſchichte der Natur im eigentlichſten Sinn, und die Beſchreibungen der Naturgeſchichte ſind dabei nur das andere Geſchäft. Schon oben erwähnten wir ſolcher Naturgeſchichte in Verbindung mit Weltgeſchichte, welche letztere dieſelbe Aufgabe in der Entwicklungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes zu löſen hat, wo denn auch ſich ergibt, daß zeitliche Entwicklungsperioden fixirt zu Begriffen und Ideen wurden, die einzelnen oder allen Völkern für immer als Eigenthum angehören. Die politiſchen Geſchichten von Schlachten oder Haupt- und Staatsactionen ſind höchſtens das äußere Band, das die zeitlich fortlaufende innere Entwicklung auf der Oberfläche des Waſſers, dem Korkholze des Fiſchers gleich, andeutet.

Solche Weltgeſchichte erſt begreift den **Zeitgeiſt**, welcher als Charakter der jeweiligen Entwicklungsſtufe des Lebens der Geiſter einen kosmiſchen Urſprung hat, und dem vollkommen parallel geht, was man **Naturgeiſt** nennen könnte, als dem Ausdruck der jeweiligen Entwicklungsſtufe der Natur. Beide zuſammen, der Zeitgeiſt und der Naturgeiſt, Ausflüſſe und theilweiſe Erſcheinungsformen des einen Lebens, ſind in continuirlichem Fortſchreiten begriffen und tragen das Geſetz ihrer parallelen Entwicklung in ihrer Mutter, dem allgemeinen Leben. Will der Menſch zur Klarheit über ſich und die Welt kommen, muß er ſie beide gemeinſchaftlich begreifen. Zwar hat man bisher vom Zeitgeiſt viele Worte gemacht, ſo daß wohl Manchem ſcheinen mußte, was der Dichter ſagt:

„Und was ihr ſo den Geiſt der Zeiten nennt,
„Das iſt der Herr'n eigner Geiſt?“

An einen Naturgeiſt hat man aber gar nicht einmal gedacht. Leuten, die vom Zufall viel halten, iſt der Zeitgeiſt nun auch etwas Zufälliges, und ſo probiren ſie, ob ſie ihm nicht eine Naſe drehen oder ihren eigenen Charakter aufdrücken können. Allein iſt der Zeitgeiſt nichts Anderes als die beſtimmte Entwicklungsperiode der Menſchheit, ſo iſt vom Anfang der Welt ihm ein Geſetz der Entwicklung mitgegeben, das ſo wenig zufällig iſt, als irgend Etwas in der Welt, ſo daß der Weiſe daſſelbe vielmehr begreifen und, durch den Zeitgeiſt prophetiſch, herrſchen kann. Warum entſtehen in der einen Periode poetiſche Genie's, in der andern techniſche Talente, in einer andern philoſophiſche Köpfe? Dieſe Frage ſelbſt zeugt von halber Beobachtung. Vielmehr gilt: Das ganze Zeitalter iſt bald poetiſch, bald techniſch, oder philoſophiſch, oder religiös, oder profan u. ſ. f. Sobald wir mit wahrhaft univerſellem

Blick den Zeitgeiſt betrachten, ſo müſſen wir allen Zufall, alles Theilweiſe daraus verbannen. In geſetzmäßiger Entwicklung eine Zeitperiode eines Volkes durchdringend muß es kommen, daß zu gleicher Zeit an den entlegenſten Orten die nämlichen Erſcheinungen emportauchen, und immer häufiger und immer ſtärker ſich wiederholend endlich eine ganz neue Zeit hervorgekommen iſt. Die Beiſpiele aus der Geſchichte ſind beſonders vor jedem großen Ereigniß im Leben der Völker, welche die vollendete Beſchreitung einer neuen Entwicklungsſtufe anzeigen, ſo nahe bei der Hand, daß nur an den Untergang Roms von der Zeit der Bürgerkriege an, ferner an das Beginnen der Kreuzzüge, der Reformation u. ſ. w. erinnert werden darf. Daß dieſe geſetzmäßige Entwicklung im Leben der Geiſter nicht eine ſo unabänderliche ſey, der man mit dumpfem Schweigen ſich hingeben müſſe, bedarf kaum bemerkt zu werden. Eine ſolche Periode, wie ſie die Geſchichte leider gleichfalls kennt, würde gerade das Gegentheil von dem ſeyn, was ſie ſollte, denn ſie würde ein Minimum von Entwicklung anzeigen. Vielmehr haben die Geiſter in höchſt lebendiger Thätigkeit als Organe der Entwicklung des Menſchengeſchlechts die Rolle, ſchneller oder langſamer daſſelbe dem Ziele zu nähern, und wehe Dem, der mit arger Abſicht dem Ganzen ſich entgegenſetzte.

Haben wir nun dem Zeitgeiſt ſelbſt unſern Tribut bezahlt, ihn in ſeinen Grundverhältniſſen zu erkennen ſtrebend, ſo ſey uns vergönnt, auch vom Naturgeiſt Etwas zu reden.

Die Naturforſchergeſellſchaften Europa's werden uns mit ſpeciellen Thatſachen aus allen Gegenden der Erde und aus allen Reichen der Natur unterſtützen, wenn wir allgemein den Satz ausſprechen, daß im Großen und Ganzen der Charakter der Natur nicht feſt und conſtant iſt (wie man im gemeinen Leben annimmt), ſondern daß durch Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch ein allmäliges Wechſeln und Fortſchreiten der Erſcheinungen ſich kund gibt. Der erſte Unterſchied vom Zeitgeiſt iſt, daß der Naturgeiſt, wie die Natur überhaupt im Gegenſatz des Menſchen, viel coloſſaler, maſſenhafter und langſamer iſt, während der Menſchengeiſt raſch oft kleine und leichte Gebilde hervorbringt, ſo daß man in der Natur überhaupt das Princip der Stabilität — des langſamen und ruhigen Fortſchreitens — im Menſchen das mouvement wieder finden könnte, eine Vergleichung, deren Inhalt hier aber nicht zu entfalten iſt. Ein weiterer Unterſchied des Zeitgeiſtes in der Natur vom Zeitgeiſt im Menſchengeſchlecht, iſt, daß dort der Zuſammenhang mit dem ganzen Univerſum viel klarer hervortritt, den der Geiſt anerkennend doch ſo leicht als möglich erträgt, und auch hier zeigt ſich wieder auf Seite der Natur das Schwerere, auf Seite des

Menſchen das mehr Aetheriſche. Beide, Natur und Menſchengeiſt, ſind ein und demſelben Geſetze unterthan. Allein wenn ſchon die Natur demſelben nicht ſklaviſch oder pedantiſch folgt, vielmehr überall leichte Uebergänge und reiche Verkleidung ſucht, ſo iſt noch vielmehr im Menſchengeiſt das Spiel mit dem ihm inwohnenden Weltgeſetze im Laufe der Zeit ſo loſe geworden, daß es, obgleich nie im Stande, ihm zu entrinnen, in unermüdlichen Sprüngen doch ihm entfliehen zu wollen, das übermüthige Streben zeigt.

Die Naturwiſſenſchaft nun, wenn ſie dahin kommt, eine Geſchichte der Natur, d. h. eine Naturgeſchichte zu verfaſſen, achtet hauptſächlich auf den Charakter jeder einzelnen großen Entwicklungsperiode in der Natur, demſelben bis in's kleinſte Detail nachforſchend, und kommt dann ſo weit, die jetzige Periode zu begreifen und in ihrer Entwicklung verfolgen zu können. Endlich iſt der letzte Gewinn, die noch kommenden Perioden der nothwendigen Entwicklung der Natur und der Welt- (Menſchen-) Geſchichte vorauszuſehen.

So wären wir denn von dieſer epiſodiſchen Excurſion von ſelbſt auf die Hauptſtraße unſerer Rede zurückgekommen, und wenn wir das Verhältniß des Stammes zu dem unmittelbar aus ihm entſproſſenen Zweigchen klar auffaſſen, ſo iſt zu ſagen, daß der Zeitgeiſt in Welt-, (Menſchen-) und Natur-Geſchichte nichts Anderes iſt, als die geſchichtlich fortſchreitende Entwicklung deſſelben Lebens; es iſt daher endlich noch eine Aufgabe der Zukunft, ihren parallelen Gang aufzuweiſen.

Daß der Menſch der Erdgeiſt ſey, hat zum Theil ſchon das Obige nachgewieſen. Die Erde aber iſt Grundlage von Allem, was auf ihr exiſtirt, und als ſolche wird ſie in immer höheren Formen in alle Dinge aufgenommen. Durch Aufſchließung der Erde keimt die Pflanze, und dieſe wird von den animaliſchen Geſchöpfen als natürliche Nahrung aufgenommen; der animaliſchen Geſchöpfe leibliche Grundlage aber — ihr Knochenſyſtem iſt ſelbſt Erde. Im Materiellen iſt alſo der Menſch mit der Erde weſentlich Eines, da er aber ſchon im Phyſiſchen ſich vom Thiere durch das Gehirnſyſtem in höchſter Entwicklung unterſcheidet, während das Pflanzliche in ihm ſein Gefäßſyſtem (Pflanze iſt Gefäß) und das Animaliſche ſein Nervenſyſtem iſt, ſo hat der Menſch nicht nur die drei Stufen der Natur: die mineraliſche, vegetative und animaliſche in ſich aufgenommen, und in ſeiner höhern Art wiederholt, ſondern es iſt bei ihm noch eine vierte höchſte Stufe hinzugefügt, die wie alle höchſte Stufen einer organiſchen Entwicklung die vorhergehenden veredelt in ſich aufnimmt, und zu einer Totalität vereinigt ein Höchſtes hinzufügt. Dieſes Gehirnſyſtem, das materiell das feinſte iſt, ſo daß es ſich vielfach den anatomiſchen und phyſiologiſchen

Behandlungen entzogen hat, muß als äußere materielle Grundlage des Geiſteslebens betrachtet werden, welches eigentlich das iſt, was im höchſten Sinne die drei frühern Stufen der Natur in ſich aufnimmt und wiederholt — nämlich geiſtig. So nimmt alſo der Menſch phyſiſch und geiſtig die Natur in ſich auf, indem er gerade durch das Letztere ſich von ihr unterſcheidet, ſie ſich entgegenſetzt und zum Gegenſtand ſeiner Betrachtungen macht.

Eine natürliche Folge hievon iſt, daß der Menſch, wenn er anders ſeinem Zweck, wie ihn ſeine phyſiſche und geiſtige Beſchaffenheit klar ausſpricht, genügen will, die ganze Natur ſowohl, d. h. Alles außer ſeinem Geiſt, aber auch den Menſchengeiſt an Andern und ſich ſelbſt, mit einem Wort: die Welt, ſie begreifend und ſchauend, in ſich aufnehmen muß, worin ja ſein Körper nach ſeiner Art mit gutem Beiſpiel vorangegangen iſt.

Wenn Jemand ſpricht: ich will reiſen und die Welt ſehen, ſo erwiedert ihm Keiner, er könne dieß nicht, die Welt ſey ſo groß, daß, wenn er auch Alles — gar Alles — geſehen habe, was in ihr ſey, er doch nie die Welt geſehen habe. Sie mit Augen ganz oder auf einmal zu ſehen, dazu wird er es allerdings nie bringen. Dieſe Lücke füllt aber der Geiſt aus, deſſen Vorzug auch noch iſt, daß er zugleich anzuſchauen vermag, was Zeit und Raum unvereinbar trennt. Man kann aber auch die Welt ſehen ohne zu reiſen, und die neueſte Zeit hat das Verdienſt, hiezu jährlich mehr Gelegenheit in ihren Bilderwerken zu geben, die die beredteſten Lehrmeiſter ſind. Ferner kann man auch durch Leſung beſchreibender Werke und hauptſächlich durch Leſung des Buches der Welt vermittelſt aufmerkſamer Beobachtung an dem Orte ſeines Aufenthaltes die Welt kennen lernen. Doch aller dieſer Mittel verſteht man erſt in reifern Jahren mit Nutzen ſich zu bedienen, da man ſchon zum großen Theil mit dergleichen Kenntniſſen ausgerüſtet ſeyn ſoll. Was ſollte aber zur treuen Aufnahme des Univerſums mit Allem, was darinnen iſt, und zur Wiederdarſtellung deſſelben mehr beizutragen vermögen als die Schule? Wie viel ſie hiezu beitragen kann, hat auch die neueſte Zeit das Verdienſt gefühlt zu haben, die Erkenntniß, wie viel ſie hiezu beitragen muß, iſt ſchon von Manchen gleich tief als wahr dargelegt worden, beſonders aber in J. J. Wagner's Syſtem des Unterrichts (nebſt einer Abhandlung über äußere Organiſation der Hochſchulen. Aarau, 1821.) und Philoſophie der Erziehungskunſt. (Leizig, 1802.) Die Griechen haben es auch hierin uns mit wenig Aufwand von Gerede weit zuvorgethan, und es will ſchon Etwas heißen, daß man jetzt nicht verachtet, wenigſtens von den Alten zu lernen. Hievon gibt einen ſchönen

Beweis die jüngſt erſchienene „Erziehungslehre Platon's als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik“ (auch unter dem Titel „Platons praktiſche Philoſophie) von Dr. Alex. Kapp (Minden, 1833. 8.), die mit ausgezeichnetem Scharfſinn und wahrhaft philoſophiſch gebildetem philologiſchen Geiſte unter Anderm auch nachweist, wie Platon die Idee einer Kleinkinderſchule eben ſo zuerſt ausgeſprochen hat, als die Idee, daß die Staatswiſſenſchaft eine Staatserziehungswiſſenſchaft ſeyn müſſe.

Erziehung und Unterricht haben den Menſchen vom Augenblicke der Geburt an in die zweckmäßige Wechſelwirkung mit der Welt zu ſetzen, ſo daß er am Ende der Erziehungs- und Unterrichts-Jahre dahin gekommen ſey, die Welt zu verſtehen. Mag auch dieſer Zweck noch der Gründung keiner Unterrichtsanſtalt und keinem Studienplan zu Grunde gelegt worden ſeyn, nichts deſto weniger muß er als der einzig höchſte und wahre aufgeſtellt und erſtrebt werden. — Die vor der Geburt vorhandene völlige Beziehungsloſigkeit des Geiſtes des Kindes und die geringe Beſtimmtheit ſeiner leiblichen Beſchaffenheit erhalten nun Beziehung nach Außen und Beſtimmtheit von Außen. Sollen dieſe nur einigermaßen günſtig ausfallen, ſo müſſen ſie einem völlig organiſirten Syſtem von Einflüſſen folgen, die umſichtig geleitet werden, um die Fähigkeit der Auffaſſung und die Thätigkeit im Kinde zu entwickeln: dann iſt möglich, daß es bis zu der Zeit, da es aufhört, blos dem elterlichen Hauſe anzugehören, nach Leib und Seele zu einer ſchönen Entwicklung vorbereitet ſey. So gehe denn das Kind über in die Schule des Staats, und wenn es bei ſeiner Geburt nur räumlich in die Staatsgränzen, und rechtlich wie polizeilich in deſſen Schutz getreten iſt, ſo kommt es nun in nähere Verbindung mit ihm, indem der Staat ſein Lehrer wird. Der Proceß, den das Kind von der Geburt bis zum Austritt aus allem Unterricht und der vollendeten Ausbildung des Geiſtes durchmacht, iſt derſelbe, der als der erſte und Univerſal-Proceß, der eigentliche Weltproceß, ſchon Anfangs hier aufgeſtellt iſt: durch Entſtehen von Gegenſätzen im unbeſtimmten urſprünglichen Seyn und durch deren Vermittlung trete die Beſtimmtheit in einem Gegenſtande ein. So durch die ganze körperliche und geiſtige Ausbildung des Menſchen, und je reichlicher ſie iſt, deſto mehr entſteht ihm eine Beſtimmtheit in ſich ſelbſt, mit der er nunmehr nach Außen zu wirken hat. Dieſe geiſtige Bildung (von der hier ausſchließlich die Rede iſt), damit ſie jene Beſtimmtheit hervorbringe, wird durch Kenntniſſe erreicht, die eben ſo klar und treu als vollſtändig und allſeitig ein Bild der Dinge in der Seele des Schülers erzeugen. So eingerichtet könnte der Unterricht nicht anders, als die Welt verſtehen

lehren, und damit wäre auch ſchon erreicht, was Aufgabe dieſer Schrift iſt: Verſtändniß des Lebens, denn iſt nur das Leben die Seele der Welt, ſo wird man in der That keines ohne das Andere verſtehen können.

In dem Sinne aber, wie man Leben gewöhnlich zu nehmen pflegt, hat das Wort keine ſo großartige Bedeutung. Hier iſt es einzig das Menſchenleben oder die Art, wie der Menſch, wenn er zum Bewußtſeyn gelangt iſt, ſey es allein, ſey es in Verbindung mit andern Menſchen, ſein Verhältniß zu dieſen und zu der Außenwelt ſetzt. In wahrhaft niedrigem Sinn gebraucht man aber das Wort, wenn man ſagt: A verſteht zu leben, B dagegen hat keine Lebensart. Wenn man nämlich ſeinen Zuſtand nimmt, wie er durch Geburt und bisherige Lebensdauer gegeben iſt, und ihn nun auf jegliche Weiſe verſteckt egoiſtiſch aber mit dem Geſichte der Humanität zu verbeſſern oder zu benützen weiß, ſo iſt dieß nach gemeinem Sprachgebrauch ein Beweis, daß man zu leben verſteht *). Wir haben nur von der edeln Seite des Menſchenlebens zu reden: man kann nämlich zu leben verſtehen, indem man die ſämmtlichen Verhältniſſe des Menſchen zur Außenwelt nicht wie ſie im Laufe der Zeiten zuweilen getrübt wurden, ſondern in ihrer urſprünglichen Reinheit auffaſſen und zu realiſiren ſtreben.

In dieſem engſten Sinne nun das Leben genommen als Menſchenleben iſt es die Art und Weiſe, wie das allgemeine Leben auf dieſer höchſten Stufe der Entwicklung ſich überhaupt äußert und wie im Einzelnen der Menſch durch alle Perioden ſeiner Exiſtenz und auf allen Stufen ſeiner Ausbildung wirkt und Gegenwirkungen aufnimmt; Schule und Leben verhalten ſich dann gleich Vorſpiel und Hauptdrama. Wie nun die Schule mit Erfolg die Begründung des Eintritts in das Leben ſey, bleibt noch zu beantworten.

Sind in der Schule der Kenntniſſe ſo viele als möglich gründlich erlangt worden, und zwar aus allen Gebieten der Welt, ſo muß in dieſe vielen Kenntniſſe organiſche Form (ſonſt auch Syſtem oder Theorie genannt) und dadurch völlig klare Einſicht gebracht werden. Und falls dieſes nur gedeihlich vollbracht iſt, ſo muß zuletzt noch gezeigt werden, wie die erworbenen und nach — denſelben inwohnenden — Geſetzen geordneten Kenntniſſe anzuwenden ſeyen, um im gemeinſchaftlichen Treiben der Menſchen Verhältniſſe des Lebens

*) Wer Anleitung dazu hier ſuchte, findet Befriedigung in v. Knigge: Umgang mit Menſchen ꝛc.

darnach zu beſtimmen. Dieß wäre denn die **Praxis**, der Schlußſtein, aber auch der Prüfſtein der Schule.

Nun hat ſich aber im Lauf der Zeiten auch hierin das urſprünglich reine Verhältniß unrein und ſchief gemacht, ſo daß man täglich die Klagen vernehmen muß, wie die **Schule** und das **Leben**, die **Theorie** und die **Praxis** ſich feindlich gegenüberſtehen. Iſt dieſe Thatſache wahr, ſo können Theorie und Praxis nicht mehr das ſeyn, was ſie wollen. Schule und Leben, Theorie und Praxis dürfen aber nicht für völlig gleichbedeutend genommen werden. Die Schule enthält die Theorie als Theil des Unterrichts, und die Praxis als Schließer und Uebergangs-Punkt in's Leben. Theorie nämlich iſt das, was oben verlangt wurde, daß die erworbenen vielen Kenntniſſe nicht bloßes Aggregat, gleichſam eine rudis indigestaque moles bleiben, ſondern vielmehr nach den ihnen inwohnenden natürlichen Geſetzen geordnet und zu Ganzen gebildet werden ſollen: die Praxis aber, wenn ſie auch in der Regel für Leben ſelbſt genommen wird, muß feſtgeſtellt werden als die Art und Weiſe, wie die Lehren der Schule im Leben anzuwenden ſind. Wir haben es hier zunächſt noch mit der Theorie zu thun.

Mit dem Leben kann wohl nichts beſſer übereinſtimmen, als wenn man bei Allem, was in ihm getrieben wird, blos die Dinge nimmt, wie ſie ſind, nicht an ihnen künſtelt, ſondern einzig der Natur der Sache folgt. Ein dunkles Streben hatte nun freilich die Theorie immer gedrängt, dieſe Natur der Sache in Allem aufzuſuchen. Allein das Streben war nicht mit ſich ſelbſt klar und im Reinen — es gerieth auf Abwege. Die Geſchichte aber dieſer Irrfahrten und Mißgriffe der Theorie zu erzählen, iſt hier nicht der Ort, ſondern das Weſen der letztern zu unterſuchen. Auf den erſten Blick bietet ſich unter den Theorien eine Verſchiedenheit dar, die in der That auch einen tiefen Grund hat. Um nämlich einen Gegenſtand eigentlich zu durchſchauen, kann man den zweifachen Weg gehen, entweder daß man materiell ſeinen Inhalt erforſcht, oder daß man die Art, wie er ſich darſtellt, formell auffaßt.

Die Einen nun, um ihren Gegenſtand zu begreifen, erklären ihn mittelſt einer Vorausſetzung, dieß zur Grundidee machend, und leiten materiell aus ihr den ganzen übrigen Gehalt deſſelben ab, indem ſie Satz an Satz reihen. So könnte z. B., um die wahren Grundſätze der Nationalökonomie zu erfaſſen, die Vorausſetzung gemacht werden, jedes Volk müſſe auf Koſten aller übrigen reich zu werden ſuchen. Dieſe Vorausſetzung nun durch den ganzen Inhalt des Gegenſtandes durchgeführt, würde „Theorie des Nationalreichthums“ genannt; oder

um eine „Theorie des Nordlichts“ zu Stande zu bringen, würde man nordpolariſche Exploſionen (als Aeußerung des irdiſchen Centralfeuers) als Grundidee hinſtellen, und damit nun alle die Data, die man ſich über das Nordlicht geſammelt hätte, in Verbindung zu bringen ſuchen. Hierher gehört ferner die aus der Heilkunſt noch nicht ganz verſchwundene „Erregungstheorie,“ ſo wie die auch ſchon jedem Gebildeten bekannte moderne Theorie, daß alle Strafe Beſſerung und nichts als Beſſerung des Verbrechers bezwecke. Mit Theorien ſolcher Art ſind alle Zweige der Wiſſenſchaft reichlich verſehen, und ihr eigentlicher Name, den aber ihre Erfinder ſelten zu gebrauchen ſich herablaſſen, iſt Hypotheſe. Als bloße Hypotheſen haben ſie vielen Werth, denn indem ſie eine Seite des Gegenſtandes zum allein beſtimmenden für denſelben annehmen, darf man dieſer einen nur die entgegengeſetzte gegenüber halten, und ſie ſich gegenſeitig ergänzen oder aufheben laſſen, ſo wird man am Ende allſeitig zur Erkenntniß des Gegenſtandes und ſeines Inhaltes gelangen.

Die Andern nun, die vermittelſt der Form einen Gegenſtand erkennen wollen, haben gefunden, daß der menſchliche Geiſt nach gewiſſen Geſetzen denkt und nicht anders denken kann, und daß, wenn er dieſen — die man die logiſchen nennt — folgt, er nicht nur vor formellem Widerſpruche und Unſinn ſicher iſt, ſondern auch mit formeller Gewißheit im Denken vom Grund zur Folge in einer Conſequenzreihe weiter ſchreiten kann. Iſt nun das Material vorhanden, z. B. weiß man viel von dem Inhalte deſſen, was zur Aeſthetik gehört, und behandelt dieß in guter logiſcher Ordnung, ſo heißt es Aeſthetik mit Methode behandeln, und es gibt dieß eine Theorie der Aeſthetik.

Oft findet ſich aber auch eine Hypotheſe mit Methode durchgeführt, und dieß iſt Theorie in zweifachem Sinne, wie wenn man z. B. in der erwähnten Theorie der Aeſthetik als Vorausſetzung die Grundidee aufſtellt, „ſchön ſey das, was naturgemäß ſey.“

War es nun einſeitig, durch eine Vorausſetzung das ganze Weſen einer Sache erkennen oder eigentlich erklären zu wollen, ſo war es nicht minder halb, mittelſt der Logik auf die Auffindung der Wahrheit auszugehen, da die logiſche Richtigkeit im Denken materielle Wahrheit weder zeigt noch erzeugt, und ebenſowenig, was dieſer als der formelle Weg eigentlich ſollte, in den Stand ſetzt, die Form jedes Gegenſtandes zu verſtehen, denn hatte man nur wenigſtens einmal die Form jedes Gegenſtandes ergriffen, ſo hatte man zugleich auch ſchon Einſicht in ſein Weſen gewonnen, ſo wie umgekehrt, denn das Innerliche und ſeine äußere Erſcheinung laſſen ſich bleibend nie trennen. Hiezu wurden auch Verſuche gemacht, und ihre Anwendung auf Er-

kenntniß beſtimmter Gegenſtände geſchah auch durch Methode und ward wiederum Theorie genannt.

So oft es nun bei ſolchen Theorien an die Praxis kommt, ergibt ſich, daß man mit ihnen nichts anfangen kann, ja daß ſelbſt das gute Material entſtellt und zum Theil verdorben iſt. Die Syſteme, die Theorien und die Gelehrten, ihre Schöpfer, ſind daher, wie zu erwarten, in Mißcredit, und es hat ſich ſchnell die Anſicht verbreitet, die Theorie ſey grau, doch grün des Lebens Baum, nachdem das natürliche Gefühl gemerkt hatte, wie ſich mit jenen ſchönen Namen durchaus kein Schritt im Leben thun laſſe. Dem ſogenannten Schulkram zu entgehen, warf ſich die Praxis in die Willkühr.

Um nun aber überhaupt wahrhafte Theorie, d. h. Einſicht von einem Gegenſtande möglich zu machen, iſt nothwendig über ſeinen Inhalt und ſeine Form hinweg auf das Geſetz zurückzugehen, nach welchem er das geworden iſt, was er iſt. Dieß führt noch weiter über den einzelnen Gegenſtand hinaus, damit man die Welt, den Träger und Inbegriff aller Gegenſtände, als ein Ganzes auffaſſe und zu erkennen ſuche. In den Dingen wie in den Erkenntniſſen, ihren Bildern, findet ſich auch wirklich ein und daſſelbe Geſetz, und da die Dinge und die Erkenntniſſe, als die beiden Hemiſphären, die Welt ausmachen, ſo muß es das Weltgeſetz ſeyn, welches in der ganzen Welt im Großen und im Einzelnen bis in's kleinſte Detail das Geſetz ihres Entſtehens und Beſtehens iſt, welches bewirkt, daß die Dinge und Erkenntniſſe exiſtiren, und daß ſie gerade in dieſer ihrer Art und Form exiſtiren. — Hat man alſo einmal dieſes Geſetz aufgefunden, ſo braucht man es nur noch in jedem Gegenſtande nachzuweiſen, um deſſen Inhalt und Form völlig zu erkennen. Ferner iſt dieſes Geſetz eben ſo ſehr material als formal, indem es gleichmäßig zeigt, welches die Beſtandtheile jeden Gegenſtandes ſind, wie auch, welche Bedeutung jeder Beſtandtheil hat durch die Stelle, an der er ſteht, und welche Bedeutung durch dieſe Form das Ganze des Gegenſtandes hat. Somit iſt das bloß einſeitige Auffaſſen eines Gegenſtandes unmöglich gemacht, indem das Weltgeſetz allen einſeitigen Betrachtungsweiſen ihre untergeordnete Stellung und ihren relativen Werth im Ganzen anweiſ't, und dadurch alles Stückwerk der Theorie vernichtet. Dann wird der Gegenſtand in der Darſtellung materiell und formell erſchöpfend durchſchaut und er in ſeiner Ganzheit gelaſſen, wie ihn das Leben darbietet. Hat nun die Theorie durch die Zeit eine ſchlimme Bedeutung erhalten, ſo tritt an ihre Stelle die Wiſſenſchaft mit dem Weltgeſetz als Weltwiſſenſchaft. Nur aber, was vermittelſt deſſen zur vollſtändigen Erkenntniß gekommen iſt, verdient den Namen

Wiſſenſchaft. Die vielen Wiſſenſchaften, die noch nicht ſo weit gekommen ſind, müſſen ſich dieſen Ehrennamen erſt verdienen.

Mit einer ſolchen Wiſſenſchaft iſt man am zuverläſſigſten im Stande, die Erſcheinungen in Geiſt und Natur — überhaupt jede Erſcheinung in der Welt und im Menſchenleben insbeſondere — zu durchſchauen, und iſt dieß gelungen, ſo gibt es ſich von ſelbſt, die Anwendung davon im Leben zu machen. Die Praxis kann in der Einführung des erſchöpfend und klar Erkannten in das Leben nimmer irre gehen, und die Theorie, nichts als die Gegenſtände vollkommen erkennend, wie ſie ſind, ſtellt den alten Frieden mit dem Leben wieder her. Iſt z. B. vermöge dieſer Wiſſenſchaft das Weſen der Banken und des geſammten Geldweſens, oder des Gewerbsweſens, oder des Armenweſens u. ſ. w. gefunden und feſtgeſtellt, dann iſt man im Stande, mit ewiger Sicherheit das als wahr und als in der Natur der Sache begründet Erkannte in das Leben einzuführen, und hinfort alle willkührlichen Verſuche und Einfälle vielleicht guter Köpfe als lückenhafte Producte in der Luft ſchwebender Speculation entſchieden abzuweiſen. — Iſt die Wiſſenſchaft ſo beſchaffen, daß ſie die ganze Welt bis in das kleinſte Detail als Gegenſtand ihrer Unterſuchung mit Sicherheit zu erkennen verſteht, und dieß durch das unſcheinbarſte wie durch das glänzendſte Gebiet durchführt, in Jedem die Grundverhältniſſe in ihrer geſetzmäßigen Nothwendigkeit mit höchſter Einfachheit und Klarheit darſtellend, ſo fehlt nicht, daß in allen Zweigen des menſchlichen Lebens und Wiſſens eine Sicherheit und Einfachheit ſich findet, die es allein möglich macht, daß man die menſchliche Lebensaufgabe in einem Grade löſe, wie es faſt unmöglich iſt — mit einem Wort: „daß man menſchlich lebe.“

Setze man die Stände im Staat als ihrem letzten Grunde — der Arbeit — nach die vier von Erdarbeit, Handwerk, Handel und Staatsarbeit, ſo iſt ſchon durch die ganz unläugbar erſchöpfende Erkenntniß der ſämmtlichen Stände im Großen und Ganzen unendlich viel gewonnen. Wird nun jeder dieſer Stände im Einzelnen ſeinem ganzen Gebiete nach unterſucht, ſo ergibt ſich die allein mögliche Entwicklung und Zahl der mannigfaltigen Arten jedes einzelnen Standes und zugleich die jeder Art einzeln und in ihrem Zuſammenſeyn. Noch weiter in das Einzelne herab zeigt ſolche Wiſſenſchaft vermittelſt einer vollſtändigen Durchſchauung, z. B. der Technik mit entſchiedener Zuverläſſigkeit, welches die beſte und einfachſte Verfahrungsweiſe in jedem einzelnen Gewerbe, und wie viel noch in ihm zu leiſten ſey. Wie überhaupt durch dieſe Wiſſenſchaft, ſobald ſie alles Material durchdrungen hat, das geſammte menſchliche Wiſſen von ſeiner ſeitherigen unendlichen

Vermittlung in Allem auf die tiefſten und urſprünglichen Grundverhältniſſe und dadurch zur Einfachheit zurückgeführt, alle Arbeit dadurch, daß nichts Willkührliches, nichts Unnöthiges mehr geſchehen kann, außerordentlich erleichtert und abgekürzt wird: ſo kehrt dieſelbe Wirkung natürlich auch im Unterricht jeden Gegenſtandes wieder, und gleich wie der Gymnaſialſchüler vom achten bis zum achtzehnten Jahr unendlich viel reichere Kenntniſſe als bisher und die bisherigen kraft der durch die Wiſſenſchaft gefundenen Methode und Einfachheit weit beſſer ſich erwirbt, ſo hat auch der Handwerkslehrling nicht mehr drei bis fünf Jahre in der Lehre zu ſeyn, um am Ende doch kaum das A B C ſeines Gewerbes zu verſtehen, ſondern iſt dieſes und ſein Meiſter durch Ausbildung auf Gewerbeſchulen, die ſelbſt nach den von der Wiſſenſchaft erkannten klaren Verhältniſſen eingerichtet ſind, bis zur Durchſchauung gekommen, ſo iſt der Unterricht zugleich ein viel vollkommenerer und kürzerer. Es iſt ein noch gutes Zeichen der Zeit, daß, wenn auch planloſe Verſuche zur Vervollkommnung, die, falls ſie die wahre iſt, immer im Reſultat eine Vereinfachung in ſich ſchließt, in den Gewerben ſich kund geben, und von hier aus betrachtet iſt es eine nicht unintereſſante Erſcheinung, daß vor einiger Zeit ein Schneidermeiſter ſein Handwerk nach mathematiſchen Grundſätzen in wenigen Monaten zu lehren ſich anbot.

Hat nun der Staat ſchon den größten Vortheil, wenn die untern Stände und der Unterricht in jedem Zweige menſchlichen Wiſſens ſo zur klaren Einſicht in ſich ſelbſt und zur Einfachheit gedeiheten, ſo übt dieß eine noch weit wohlthätigere Rückwirkung auf ihn ſelbſt als Ganzes aus. Er kann mit dem Auge der Wiſſenſchaft nicht nur den höchſten Stand, welcher die Staatsarbeit im engſten Sinn treibt, ſondern durch und durch ſich ſelbſt im Ganzen und bis in's kleinſte Detail durchſchauen und durch klare Erkennung der Verhältniſſe, der Natur der Sache — die eben nicht auf der Oberfläche liegend oft ſo ſehr verkannt wird — überall folgend in allen Zweigen der Regierung mit einer Sicherheit Geſetze geben und Anordnungen treffen, die ſie vor dem gewöhnlichen Schickſale behütet, mit jedem wechſelnden Miniſterium als unpraktiſch und darum verwerflich erfunden zu werden *).

Ziehen wir den Kreis unſerer Unterſuchung immer enger, ſo müſſen wir ſagen, daß das Leben, als Leben und Treiben der Men-

*) Weitere Ausführungen ſehe man in J. J. Wagner's: **Organon der menſchlichen Erkenntniß** (Erlangen. 1830. 8.). **Der Staat** (Würzburg. 1815) u. A.

ſchen, zwei Richtungen in ſeiner Wirkung auf die Außenwelt hat, die eine nach der Seite der Natur, die andere nach der Seite der Menſchen und von beiden wiederum zurück. Nach beiden Richtungen wird es nur mit Erfolg wirken können durch klare Einſicht in den Gegenſtand, auf den gewirkt werden ſoll; und ſo wäre zum zweitenmale die Forderung uns entſtanden, Natur und Menſchen völlig kennen zu lernen, während das erſtemal ſie an uns erging durch Erkenntniß der Conſtruction und Organiſation des Menſchen. Wird nun die klare Erkenntniß von Natur und Menſch durch wahre Wiſſenſchaft geſucht, ſo iſt ihre genaue Betrachtung das Erſte, das alles Uebrige bedingt. Dieſe Betrachtung aber, wenn ſie wirklich genau und gründlich ſeyn will, kann nicht umhin, den Gegenſtand zu zerlegen, um ihn, was die Hauptſache iſt, von innen zu ſehen. Gleichwie die Anatomie, um den lebendigen Menſchen in ſeinem wirkſamen Organismus kennen zu lernen, den Todten bis in ſeine kleinſten und feinſten Theile zerlegt, und aller Phyſiologie unerläßliche Bedingung iſt, ſo muß, um Wiſſenſchaft von jedem Gegenſtande möglich zu machen, daſſelbe bei jedem geſchehen. Nur ſey man entfernt, dieſe Bedingung der Wiſſenſchaft ſelbſt ſchon Wiſſenſchaft zu nennen, gleich als ob der Generalbaß ſchon Muſik wäre. Alles bloße Aggregat von Kenntniß-Material kann höchſtens eine Disciplin, Doctrin oder dergleichen genannt werden. — Solches Zerlegen nun und die Anleitung dazu, gehört ausſchließlich als Vorarbeit zur Erkenntniß des Lebens mit ſeinem gegenſeitigen Wirken von Natur und Menſchen in die Schule und iſt der Schule große Aufgabe. Iſt es aber ſo weit gekommen, dann tritt die Wiſſenſchaft zu dem rohen ungeordneten Material und ſucht an der Hand des allen Dingen inwohnenden Geſetzes ihres Entſtehens und Wirkens daſſelbe auch in dieſem Gegenſtande ohne irgend einen Zuſatz auf, bloß das innere Leben, die eigentliche Natur des Gegenſtandes erforſchend. Siehe, da belebt ſich der in der Schule zerlegte Leichnam wieder von ſelbſt, ein Glied reiht ſich nach innerm Zuſammenhange organiſch zum andern — jedes an ſeiner Stelle, und der Gegenſtand feiert in Wahrheit ſeine Auferſtehung. — Man könnte fragen, ob es nicht beſſer wäre, dem Publikum nur jeden Gegenſtand lebendig und ganz in lebenvoller Darſtellung vorzuführen, anſtatt ihm den innern Organismus ohne äußere Bekleidung oder gar den zerlegten Leichnam zu zeigen. Die Antwort iſt verſchieden, je nach dem Gegenſtande und nach der Klaſſe des Publikums, zu der man ſich wendet, oder ob zu dem ganzen Publikum geſprochen wird. Wäre das Publikum in Maſſe der Schule entwachſen, dann könnte dreiſt ihm jeder Gegenſtand in ſeiner Ganzheit und Lebendigkeit dargeſtellt werden, denn es verſtünde die

äußerliche Haut ſich wegzudenken und ſogleich das innere organiſche Leben zu ſchauen. Dann müßte auch die Darſtellung denſelben Grad von Lebendigkeit haben, der gerade bei dieſem Gegenſtande iſt. Allein je zuweilen iſt es nützlich, wenn auch der Mann ein wenig in die Schule geht, und ob das Eine oder Andere der Fall iſt, hat der Schreibende wie Leſende immer wohl zu erwägen.

Wenn nun die Wiſſenſchaft jeglichen Gegenſtand ſo recht an der Wurzel erfaßt, ſo kommt es endlich dahin, daß ſie im Leben eine ſolche Sicherheit gewährt, die überall ſogleich das Wahre findet und dieſem gemäß in den Lebensverhältniſſen realiſirt; die Erkenntniß der Gegenſtände iſt klar, einfach und ſicher, die Wirklichkeit geneigt, ſie in ſich aufzunehmen, ihre Ausführung alſo ohne Schwierigkeit. Ertheilt ſomit die Wiſſenſchaft, die die ganze Welt und Alles, was darinnen iſt, zum Gegenſtande ihrer Erkenntniß macht, — ertheilt die „Weltwiſſenſchaft“ durch das „Weltgeſetz“ mit Nothwendigkeit die höchſte Klarheit und Sicherheit im Erkennen wie im Handeln, ſo iſt ſie das wahrhaft Praktiſchſte und das einzig Praktiſche, was es gibt, alles Uebrige bleibt ſpielende Willkühr.

Aber noch mehr: ſolche Wiſſenſchaft, „die das getreueſte Bild der Welt gibt,“ geht über Erkennen und Handeln im täglichen Leben hinaus; das Geſetz der Entwickelung kennend, umfaßt ſie Vergangenheit und Zukunft zugleich und lehrt den Geiſt der Geſchichte kennen und ſchauen, was früher oder ſpäter, langſamer oder ſchneller in Entwickelung der Menſchheit kommt und kommen muß, ſie iſt prophetiſch. — Nicht aber allein auf den Geiſt — auch auf das Gemüth wirkt ſolche Wiſſenſchaft wunderſam ein. Das Schauen des Weltgeſetzes im Großen wie im Kleinen, im Raum wie in der Zeit, im Reiche des Geiſtes wie in dem der Natur führt das Gemüth von ſelbſt auf Entwicklung gleicher Geſetzmäßigkeit und Harmonie in Grundſätzen und im Handeln, und ſo gibt es Charakter; die Seele erhält die Richtung auf die Natur und die Menſchen und damit endlich auf das Höchſte, das Göttliche.

Biſt du ſo in Geiſt und Gemüth zu voller Klarheit und Ruhe — zum wahrhaften Schauen — gelangt, ſo biſt du der Weiſe, in dem die Menſchheit ihren Triumph feiert.

Und wiederum feiert ſie ihr Hochfeſt in dem Künſtler oder Dichter, der nicht träumend ſondern ſchauend die Welt und ihr Bild mit ſeinem unendlich reichen Farbenſpiel in ſich abſpiegelnd in Bildern uns das Leben wiedergibt.

Der Herr der Wiſſenſchaft iſt Künſtler und Weiſer zugleich.

So wäre Leben und Wiſſenſchaft wie Leib und Seele ſo innig verbunden, daß, wo ſie von einander laſſen, ſie aufhören als ſolche zu exiſtiren. Sie ſind auch Urbild und Abbild, Original und die getreue Copie, der Spiegel und wer ſich darinn ſiehet; ſie ſind zwei Winkel, der phyſiſche und der von ihm auf die Fläche übergetragene und gezeichnete; ja ſie ſind Weib und Mann, die nicht ruhen, bis ſie einander gefunden und verſtanden haben. Haben ſie ſich einmal vermählt, ſo ſind Weiſe und Künſtler ihre Erſtgebornen, alle ihre Kinder aber Menſchen für's praktiſche Leben.

Frankreich.

I.

Die neue franzöſiſche Kirche.

Am andern Morgen nach dem 29. Juli, dreifarbigen Andenkens, dachten viele müßige Leute, die bis dahin ohne Erwerb geweſen waren, daran, einen Stand zu wählen, der ihnen ein Auskommen ſicherte. Der Augenblick ſchien ihnen günſtig dazu. Einige ſtrebten nach unge-meſſener Herrſchaft, Andere begnügten ſich damit, einen beſcheidenern Wirkungskreis zu erhalten. Jeder wählte Das, wozu ihn die innere Stimme antrieb, und ſo wurde denn der Abbé Chatel der Stifter einer neuen Religion, ein Unternehmen, das ſeit Muhammed kein Menſch gewagt hatte. Der Abbé Chatel glaubte aber ſeine Zeit zu verſtehen; er miethete einen Saal, und gab ſeinem Werke die beliebte Pfennig-einrichtung. Er ertheilte bedeutenden Rabatt, ſtiftete ökonomiſche Meſ-ſen und Predigten zu 2 Sous das Stück. Die Pariſer ſchrien zwar nicht über Profanation; aber ſie kümmerten ſich wenig um ihn. Seine ganze Kundſchaft beſtand aus einigen alten Soldaten, die nichts zu thun hatten, und aus den Köchinnen und Stubenmädchen ſeiner Ge-gend. Weil er anfänglich kein Geld forderte, ſo dachte auch Niemand daran, ihm welches zu geben; Wachs und Oel ruinirten aber den armen Abbé zuſehends, denn der Altar und die ewige Lampe erforderten Beides. Der Abbé zog Wechſel in's Blaue hinein, die Niemand ac-ceptirte, die Polizeidiener traten, den Hut auf dem Kopf, in die neue Kirche; man legte das Allerheiligſte unter Siegel und der Eigenthümer des Saales, der den Miethcontract ganz im Ernſte genommen hatte, kehrte ſich an nichts. Chatel bemühte ſich zwar, dieſe Unheiligen aus dem Tempel zu vertreiben, das gelingt aber nicht einem Jeden. Die Unheiligen jagten dießmal den Apoſtel zum Tempel hinaus.

Chatel gab ſeinen Plan dennoch nicht auf; wer einmal von der Ehre gekoſtet hat, iſt nicht mehr zurückzuhalten. Er rannte durch die weite und gute Stadt Paris, um eine ſchickliche Localität für ſeine neue Erfindung zu ſuchen. Ueberall aber erkundigten ſich die Eigenthümer, ob der heilige Mann auch Geräthſchaften von Werth beſitze, um die Miethe zu ſichern; Chatel ſenkte das Haupt in Demuth, und begnügte ſich damit, den Bann über jeden Eigenthümer von Paris auszuſprechen; ſo gelang es ihm, in einem Monat zwar alle Waffenfähigen von Paris in den Bann gethan zu haben, aber er befand ſich nichts deſto weniger unter freiem Himmel.

Um dieſe Zeit verließ Martin, der Beſtienbändiger, ſeine Bretterhütte auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle; der Platz war noch ganz warm; auch viele leere Käfige blieben zurück; es war ein Hotel-garni ohne Bewohner. Der Abbé Chatel inſtallirte ſich dort mit großem Stolze, denn er gedachte des Stalles von Bethlehem, um ſich über die Profanation zu erheben. Er ließ geweihte Fluten in die Wanne des Krokodils fließen und ſegnete den Käfig des Löwen Nero, der eben geſtorben war, zum Altare ein. Dann ließ er über dem Eingang zwiſchen zwei gemalten Leopardenköpfen die Worte ſetzen: Eglise française, und rief die Gläubigen herbei.

Im Innern waren einige bemerkenswerthe und geſchmackvolle Veränderungen vorgenommen worden. Der Abbé Chatel excellirt darin. So hing er z. B. ein Reliquienkäſtchen in einen wohlvergitterten Käfig, über welchem man die Worte las: Tigre du Sénégal. Eine kleine Statue Fenelons richtete er im Häuschen eines Mandrils auf, und den größten Käfig wählte er ſich zur Kanzel, und tapezirte ihn mit einer hochrothen Draperie.

Lange Zeit hindurch waren die Spaziergänger des Boulevards überraſcht, in Martins Hütte fromme Geſänge anſtimmen zu hören, und konnten ſich des Menageriebeſitzers Laune nicht erklären, der ſeine wilde Heerde auf ſolche Weiſe erbauen ließ. Einige bemerkten ganz naiv: „Aha! wir verſtehen, ſo zähmt er ſie wohl!“ Wenn manchmal aber ein Neugieriger mit ſeiner ganzen Familie aus dem Omnibus ſtieg, um die Ungeheuer der Wüſte zu bewundern, und ſeine 6 Franken am Eingange erlegte, wie ward er da frappirt, mit Weihwaſſer regalirt zu werden.

Er trat ein, indem er ſeine Frau beruhigte, die ſchon das Brüllen irgend eines Ungeheuers vernahm, aber die arme, unſchuldige Familie blieb wie angenagelt am Eingange ſtehen, wenn ſie den Abbé Chatel im Meßgewand erblickte, der ihnen entgegenrief: Der Herr ſey mit Euch! und ihnen dann ſeinen Segen gab.

Trotz alles deſſen kam der arme Abbé dießmal wieder nicht auf ſeine Koſten. Sein Vorgänger Martin war viel glücklicher geweſen. Dabei war der Miethpreis für die Hütte ungeheuer. Wachs und Oehl fingen auch wieder an zu mangeln. Am Oſterfeſte ſah Chatel ſich genöthigt, um die große Feſtkerze anzuſchaffen, einen ausgeſtopften Tiger in das Leihhaus zu tragen, der von Martin vergeſſen worden war. Der Boulevard-Bonnenouvelle iſt ſehr gottlos, denn die ſchlechten Stücke des Gymnaſe-Dramatique haben ihn längſt verdorben. Dieſes philoſophirende Stadtviertel warf keinen Heller in Chatels Opferſtock. Die Folge war, daß die Wechſel wieder proteſtirt wurden, und daß über unſern Heiligen von dem Tribunal erſter Inſtanz zu Paris der Concurs verhängt wurde. Der furchtbare Verhaftsbefehl wurde Chatel eröffnet, er ſollte nach Ste. Pelagie gebracht werden, aber dieß war eine Heilige, die er nie in ſeinen Litaneien angerufen hatte. Nur mit Mühe entkam er in die Gegend des Pflanzengartens, gehüllt in eine Löwenhaut, die ihm als Altardecke gedient hatte.

Chatel ſah ſich nun ganz in die Lage der Biſchöfe der erſten Kirche verſetzt. Nach dem Beiſpiele Marcellin's zog er ſich Nachts auf den Kirchhof des père Lachaise zurück, und betete und ſegnete die Stadt und die Welt. Er ſchlief unter der Grabespyramide Maſſena's, trank hellen Thau der elyſäiſchen Gefilde, und um ſeine Gelüſte zu bekämpfen, faſtete er. Ziemlich ruhig verfloßen ſeine erſten Stunden in dieſer Einſamkeit; ſchon glaubte er die neue Aurora Konſtantins zu erblicken, oder den Sturz des Tyrannen Maxentius, den der beeidigte Häſcher Rigal in ſeinen Augen vorſtellte, aber ach! die Flamme der Verfolgung ſollte nicht ſo bald für ihn erlöſchen!

Um Mitternacht pflegte er gewöhnlich nach dem Vorgange eines andern Heiligen den Hügel des Kirchhofs zu erklimmen, den man Mont Louis nennt. Dort ſang er Pſalmen, jedoch nicht die Pſalmen Davids, ſondern ſeine eigenen, die ihm aus dem einfachen Grunde beſſer gefielen, weil er ſie ſelbſt gemacht hatte. Der Mann, der dieſen Ort zu bewachen hat und ſeine Todten nie aus den Augen verliert, erblickte einſtmals in der Nacht Etwas, das wie ein Lebendiger ausſah. Er ergriff ſeinen Doppellauf, und leiſe, von Grab zu Grab, erreichte er bald den Mont-Louis, indem er ein Qui-vive! ausſtieß, das die Todten ſelbſt erbeben ließ. Chatel war leichtfüßig; wie ein Reh flog er nach dem ariſtokratiſchen Viertel des Gottesackers, und verbarg ſich im Schooße der Marmorfamilie eines ruſſiſchen Bojaren, zwiſchen der Statue ſeines troſtloſen Sohnes und der noch untröſtlicheren Mutter, die ſich ſo eben in Moscau wieder vermählte. Unglücklicher-

weiſe hatte er es mit einem Kirchhofwächter zu thun, der das Perſo-nal ſeiner Trauergallerie ſehr wohl kannte, und daher leichtlich auf dem Sarkophage eine ſchwarze Geſtalt unterſchied, die nicht zu der weißen Bojarenfamilie gehören konnte.

„Was macht Ihr da?“ ſchrie der Wächter der ſchwarzen Statue zu.

„Ich bete zu Gott auf dem Berge,“ erwiderte dieſe.

„Wollt Ihr wohl herunter dort, oder ich ſchieße!“ ſchrie der Andere wieder.

Chatel ſang einen frommen Vers.

„Noch einmal, herunter! oder —,“ rief der Andere.

Und Chatel wieder wie oben.

„Ich gebe Feuer, krächzender Rabe!“ waren des Wächters Worte.

Und ſchon legte der Wüthende an, aber der Abbé Chatel ſtieg hernieder und ſprach ſehr ſanft zu dem Manne: „Haltet Ihr mich denn für einen Dieb, daß Ihr ſo in der Nacht mit Stangen und Spießen bewaffnet einherzieht?“ Der Wächter aber ergriff ihn beim Kragen, und ſagte ebenfalls ganz gelaſſen, indem er ihn zur Pforte hinaus-führte: „Wenn Ihr Euch noch einmal hier ertappen laſſet, ſo begrabe ich Euch unter dieſer Thränenweide! verſtanden?“

Der Abbé eilte quer durch Paris, um ſich in den Katakomben zu verbergen, nach dem Beiſpiel des heiligen Sebaſtian, während deß wurde er aber von dem gottloſen Handelstribunal zu Paris dreimal wegen ſeines Nichterſcheinens verurtheilt.

Auf ſolche Weiſe war die neue Religion nahe daran, zu verküm-mern, wenn nicht ihr Rächer plötzlich gekommen wäre. Dieß war der muthvolle Abbé Lejeune, denn Muth gehörte wahrlich dazu. —

Für den unternehmenden Lejeune war bald ein Local gefunden; es war ein Schuppen, unter dem Niveau des pariſer Straßenpflaſters gelegen, auf dem Boulevard-Beaumarchais Nr. 25, nämlich. Um koſt-bare Decorationen zu vermeiden, wurde dieſe neue Kirche mit Pſalmen, nach Chatels Ueberſetzung, tapezirt. Der Handel ſchien floriren zu wollen; die Vorſtadt St. Antoine contribuirte zwar nicht bedeutend, aber auf dem Boulevard des filles du Calvaire ſchien ſich einige fromme Regung einzuſtellen. Ein junger Tiſchler aus der rue de Charonne, der durch das Leſen eines Romans von Pigault-Lebrun zum vollende-ten Philoſophen geworden war, ließ ſogar ſeine Ehe in der Hütte des Abbé Lejeune einſegnen. Das war ein ſchönes Feſt; vier Kerzen wur-den dabei angezündet, Fahnen rings umher gehängt, der Nachbar Tröd-ler mußte zwei alte Gobelins herleihen, vorſtellend: Telemach, Calypſo und ihre nackten Nymphen, und darüber ſchwebte das Bildniß Fene-

Google

lons. Der Abbé Lejeune ließ ſogar nach dem Credo Erfriſchungen geben. Ein alter Herr, der noch Voltaire perſönlich gekannt hatte und ihn ſehr verehrte, war in Entzücken aufgelöſ't bei dieſer rührenden Zeremonie: „Das wird den Jeſuiten den Garaus machen," ſtammelte er, „das iſt die Religion, die der Menſch von Jetzt verlangt! Aber dieß Alles verdanken wir nur dem Herrn von Voltaire!" Und dabei warf er einen Sou in das Becken, zur Erhaltung der Kirche des Abbé Lejeune. Dieſer triumphirte. Der ganze Baſtillenplatz war nach und nach andächtig geworden, und ſchon ſpürte man einige Symptome von Bekehrung in den angränzenden Straßen. Die Hütte erſchien immer aufgeſchmückter, denn die Großmuth der Gläubigen ſpendete dem Abbé Lejeune bald eine verbleichte Blume von dem Hute einer Dame, den ſie am letzten Carneval getragen hatte, bald ein Kriſtallglas, das geſprungen war, bald ein vergilbtes Tiſchtuch, das ſeine Zeit in irgend einer Kneipe gedient hatte, und unſer Abbé rieb ſich dabei zufrieden die Hände und ſchmunzelte: „das geht! das geht!" und dabei ſah er nach den Thürmen von Notredame und dem Pantheon, wie Napoleon als Artillerie-Lieutenant auf die Tuilerien blickte.

So ſtanden die Sachen, als am 26. April d. J. der Eigenthümer der Hütte, der noch keine Miethe erhalten hatte, mit einem Hammer in der Hand erſchien, um Alles zu zerſtören und zu entwürdigen. Der Abbé hielt ihm eine Rede, worin er ihn mit Nebucadnezar, Antiochus, Sanherib und Sardanapal verglich, er weiſſagte ihm ſogar, daß bei dem erſten Hammerſchlage auf dieſe geweihten Gegenſtände, zwei Engel auf weißen Pferden ſich herablaſſen würden, um den neuen Heliodor des Boulevard-Beaumarchais mit Ruthen zu züchtigen. Aber der Eigenthümer der Hütte ſteckte gelaſſen beide Hände in die Taſchen ſeines Ueberrocks von Caſtorine, und ſagte zu dem Abbé, er frage nichts nach Engeln auf Pferden und ihren Ruthen, ſondern er müſſe ſeine Steuern an den Einnehmer in der Straße St. Louis entrichten, und daher verlange er ſeinen Zins, den man ihm ſeit zwei Terminen ſchuldig geblieben ſey. Der Abbe ſchlug dem Eigenthümer vor, er wolle an demſelben Abend noch eine Vorſtellung zu ſeinem Vortheil geben, aber Jener wollte auch davon nichts wiſſen; der Abbe öffnete nun den Opferſtock, als man aber hineinblickte, war nichts darin; da rief man einen Maurer herbei; die Gerüſte und Altäre fielen; aber die Engel Heliodors erſchienen nicht.

Lejeune eröffnete nun eine Subſcription am Fuße der Julisäule, die ſo eben erbaut wird. Man widmete ihm Bemitleidungen und Seufzer genug, aber das Geld blieb aus; er war genöthigt, an die

Thür einer andern Hütte, rue de la Toquette Nro. 18, anzuklopfen; Alles umſonſt; er legte ein härnes Gewand an, kaſteiete ſich, faſtete, und erhob ſeine Stimme, aber ſie verhallte in der Wüſte, nicht einmal ein Teufel der großen Oper wollte ſich herbeilaſſen ihn zu verſuchen, oder auf die Zinne des Tempels zu tragen, noch ſonſt ein Wunder mit ihm vorzunehmen. Aber ein anderes Unglück ſollte den Nachfolger Chatels treffen.

Dieß andere Unglück war der Abbé Auzou, auch einer von jenen Prieſtern, die immer zum Schisma bereit ſind, und es dem Pabſt nicht vergeſſen können, daß er ſie nicht Alle zu Erzbiſchöfen gemacht hat. Auzou wollte die kleine, bereits erlöſchende Gemeine des Abbé Chatel wieder zu erbauen anfangen, die wir in Habacucs Löwengrube verlaſſen haben. Er wählte daher ſeinen Sitz im Boulevard St. Denis Nr. 10, und gab ihm ein viel anſtändigeres Anſehen. Auzou wollte dem Volke den Beweis liefern, daß er mit Gebeten und Meſſen keine ſchmutzige Speculation triebe, ſondern daß ſeine Sehnſucht dahin ginge zu dem wahren Gottesdienſte, die Magdalenen der rue Beauregard zurückzuführen, und den Götzendienſt der marchands de vin zu zerſtören. Deßhalb ließ er nachſtehendes Placat drucken, wie es Jeder auf dem Boulevard St. Denis leſen kann:

Ein Stuhl . . . . 1 Sous.
Eine Trauung . . . . 2 Sous.
Ein Todesfall . . . 2 Sous.
Eine Geburt . . . 2 Sous.
Ein Sacrament. . . . 2 Sous.

Man muß geſtehen, daß das billig iſt; eine ungeheure Concurrenz iſt eröffnet! Man betrachte einmal, was eine Trauung in einer ordentlichen Kirche koſtet; und wird man nun gar auf hergebrachte Weiſe geboren, oder will man in üblicher Art ſterben, ſo mag man's machen wie man will, man wird in der Wiege oder im Grabe faſt ruinirt. Der Abbé Auzou hat für dieß Alles geſorgt. Eine Trauung bei dieſem würdigen Mann iſt jetzt für jeden Stand ſo leicht zu erſchwingen, daß ein Concubinat keine Entſchuldigung mehr finden kann. Das dünkt uns ein großer Schritt zur Moraliſirung unſeres Zeitalters!

Der Abbé Auzou hat übrigens einen hübſchen Altar mit ſechs hohen Kerzen, eine Kanzel von weißem Holze und zu beiden Seiten den heiligen Vinzenz von Paula und Fenelon. Der Abbé hat den Verfaſſer des Telemach canoniſirt. Die Statue ſtellt den Heiligen in dem Augenblicke dar, wie er ſagt: Calypso ne pouvait se consoler du départ d'Ulysse.

Digitized by Google

So hat in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren die neue franzöſiſche Kirche Altar gegen Altar aufgerichtet, während die alten, durch Jahrhunderte geheiligten Altäre nahe daran ſind, in dieſem Lande des ewigen Wechſels einzuſtürzen! Aber die Religion, die ächte, wahre, heilige, hat mit dieſen Neuerungen nichts zu ſchaffen, ſie kann ruhig auf die Narrheiten eines Chatel und ſeiner Nachfolger herabſehen.

II.

Diner, von Jules Janin.

Der, welcher mit Einſicht dieſen gaſtronomiſchen Artikel zu ſchreiben im Stande wäre, Brillat-Savarin, dieſer geiſtvolle Mann, der ein Mann von doppeltem Geſchmacke war, iſt todt. Er ſtarb, wie er gelebt hatte, ſanft, langſam, glücklich. Ich nun, ein Novize in ſeiner Kunſt, geſtützt auf ſein Buch, welches zur Autorität wurde, bitte meine Leſer um Vergebung, mich einer Wiſſenſchaft zu nähern, deren Studium ein ganzes Leben erfordert: die Kunſt zu diniren.

Dieſe Kunſt iſt ſchon ſehr alt. Sie fing in jenem Momente an, wo der Menſch aufhörte, ſich von Früchten zu nähren und klares Waſſer zu trinken. Der Erſte, der ein Thier tödtete, um es zum Eſſen zu bereiten, bahnte den Weg den größten Köchen dieſer Welt. Seitdem war die Mahlzeit kein Zufall mehr. Sie wurde bereitet, ſie wurde zum Studium. Seitdem fand der Menſch in ſich ſelbſt dieſes Axiom: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, das heißt, es iſt nicht gut, daß der Menſch allein eſſe. Brod und Salz wurden die Zeichen eines Bundesvertrags. Die Gaſtfreundſchaft iſt der Anfang aller Civiliſation. Mit dem erſten gemeinſchaftlichen Mahle begannen zu gleicher Zeit Geſchichte und Politik, die Sitte der Familie und die Sitte des Menſchengeſchlechts. Was der Thurm von Babel Uebeles erzeugte durch die Sprachverwirrung, das hat die Vereinigung der Menſchen an demſelben Tiſche wieder gut gemacht, denn hier entſtand Vertrauen und Brüderſchaft unter den Gäſten. Der Tiſch iſt eben ſo gut, wie die Sprache, der Unterſchied zwiſchen dem Menſchen und dem Thiere. Das Thier ernährt ſich, der Menſch allein verſteht zu eſſen. Das Thier hat Hunger, der Menſch Appetit. Bei Tiſche

herrſcht die ſanfte Freude, die lächelnde Vertraulichkeit. Der Tiſch gibt den erſchlafften Gliedern ihre Schnellkraft wieder, Wärme den entfärbten Geſichtern, Blick und Leben dem geſchwächten Auge. Der Tiſch vereinigt die entgegengeſetzten Leidenſchaften. Er heißt den Ehrgeiz ſchweigen, den Haß, die Intrigue, alle übeln Eigenſchaften; er hemmt ihre traurigen Wirkungen jeden Tag während zwei bis drei Stunden. Der Tiſch iſt die Beſchützerin der ſchönen Künſte. Um die Mahlzeit zu ſchmücken, erfand man die reichen Ciſelirungen, den blendend weißen Damaſt, den glänzenden Kryſtall, die koſtbaren Vaſen mit Blumen, Muſik, um die Gäſte zu erfreuen, Poeten, ſie zu beſingen, elegante Tänze, um den Nachtiſch zu ſchmücken, weite Gewölbe, grünende Plafonds, ſpringende Waſſer, herniederſtrömende Wohlgerüche. Eigentlich iſt der Tiſch das einzige Ziel, Beginn und Mitte aller Künſte.

Es ließe ſich eine ſchöne Geſchichte darüber ſchreiben, beſonders wenn man von den Requiſiten des Tiſches zu den Gerichten gelangt, wenn man von den Feſten Homer's, von dem Zelte Achills zu den Gaſtmählern des verfloſſenen Jahrhunderts übergeht. Welche verſchiedenen Speiſen von dem erſten Glas Madeira bis zum letzten Glaſe Punſch! Wie viel Regeln, Vorſchriften, Unterweiſungen, Maßregeln ſind dabei nöthig! Und vor Allem, welche Maſſe von Geſundheit, um gut diniren zu können!

Ich gebe hier einige ſehr complicirte Regeln dieſer ſchönen Kunſt, welchen unſere Leſer leicht auf Erfahrung gegründete hinzufügen werden, denn es heißt im Sprichwort: So viele Menſchen, ſo viele Arten zu eſſen. Tot homines, tot sententiae! Erſtens muß die Anzahl der Gäſte nicht minder als ſechs, nicht mehr als neun ſeyn. Einige behaupten, man könne ſie bis auf zwölf ausdehnen; das ſcheint mir aber eine ſchlechte Zahl: Numero Deus imparo gaudet. Zweitens wähle man die Gäſte ſo, daß ſie ſich unter einander lieben, und es ſich in drei Stunden ſagen können. Männer von Geiſt ohne Anmaßung, liebenswürdige Frauen ohne Koketterie; keine dem Diner fremde Zerſtreuung, ſo lange man ißt. Ausgewählte Speiſen ohne zu viel Klügelei; Weine von der beſten Gattung, vom Schwereren zum Süßen, vom Ernſten zum Gefälligen; man eſſe langſam, wie ehrliche Leute, die nichts anderes zu thun haben; heißer Kaffee; der Speiſeſaal elegant, einfach, reinlich; die Temperatur 14 bis 16 Grad Reaumur; der Salon geräumig; ein leichter Thee; Ende nicht vor eilf Uhr, nicht nach Mitternacht; und bei dieſem Allen ein guter Magen, das heißt Glück.

So ſprechen die Gaſtronomen. Aber glaubet nicht, daß der, welcher die Kunſt, zu diniren verſteht, jener erſtickenden und entnervenden Vorbereitungen bedürfe, woraus die großen Diners des gemeinen Gourmands

Digitized by Google

zuſammengeſetzt ſind. O nicht doch! Es iſt die Qualität und nicht die Anzahl der Schüſſeln, die Auswahl und nicht die Menge der Weine, welche die Mahlzeit eines Mannes von Geſchmack ausmachen. Nicht das Fleiſch in Haufen, nicht die Gläſer bis zum Rande gefüllt, keine Etalage, kein Geräuſch, kein ängſtliches Suchen, keine Paſteten, die ſich wie Thürme erheben, ſolche Thürme, die ihre Breſchen nicht auszubeſſern verſtehen. Der Gaſtronom begnügt ſich mit Wenigem, wenn nur dieſes Wenige vollendet, ausgeſucht, vollſtändig iſt. Jede Mahlzeit ſeines Lebens iſt ein Feſt in ſeinem Gedächtniß, wenn er nur ſeine Mahlzeit verdauen kann, wie er ſie genoß, mit Glückſeligkeit. Fragt nur einmal einen ſo glücklichen Menſchen, und er wird Euch geſtehen, daß ſeine beſten Mahlzeiten auch ſeine einfachſten waren: „Ich erinnere mich," ſpricht er, „es war an jenem Tage, es ſind ſchon zehn Jahre, da hatte ich zum Frühſtück meinen Freund, den Doctor, eingeladen, der ſchon 78 Jahr alt war, meinen alten Kameraden, den Kapitän, von 67, und ihre gute Schweſter Jeannette, das einfache, ſanfte Mädchen, die noch ſo gut ihre Süßigkeiten bereiten kann mit ihren 75 Jährchen, die ſie alt ſeyn mag. Es war ein ruhiger, ſchöner Morgen. Ich hatte von oben bis unten mein Haus rein geſcheuert und glänzend wie ein Spiegel zugerichtet. Eine Viertelſtunde vor der Zeit kamen meine Freunde an, friſch gepudert, raſirt, mit weißer Wäſche, und nun gar Demoiſelle Jeannette, noch ſo reizend und liebenswürdig wie immer!"

„Guten Tag, ſagten ſie, guten Tag, lieber Freund! aber vom Frühſtück nicht ein Wort. Und ich nicht anders. Ich führte meine Freunde in meinen kleinen Salon mit meinen guten alten Möbeln aus der Zeit Ludwig XV. geziert, die wieder Mode geworden ſind. Ich öffne die beiden Flügel meines Arbeitszimmers, wo man nur wenige Bücher ſieht, aber gute und ſchöne Bücher, geſchmückt und reich, Meiſterwerke von innen und außen. Meine Freunde ſind immer aufmerkſam. Das geht gut! Wir ſind glücklich alle vier, bei ſo guter Laune zu ſeyn. Man liebt ſich, man ſieht ſich an, man ſpricht mit einander, oder man ſpricht auch nicht; man thut, was man will. Meine Freunde öffnen meine Bücher, bewundern meine Kupferſtiche, oder ſie betrachten mit Wohlwollen am Fenſter meine Roſen und meine kleinen Erbſen, die in der Blüthe ſtehen. Da ſchlägt es zehn! Das iſt die Stunde; jetzt ſind wir in dem Speiſezimmer. Welcher Glanz, welche ſchöne Pracht, wie glänzend ſind die alten Möbeln! Welches ſchöne altmodiſche Silberzeug, wie weit und ſchwer und nützlich! Welch einfaches Porcellain, mit den alten Goldſtreifen, die noch nichts verloren haben! **Munda supellex**, ſagt Horaz. Man ſetzt ſich zu Tiſche. Da ſind geöff-

30 *

nete Auſtern, die auf uns warten. Die trefflichen Auſtern! Friſch, klein und ſalzig! Nach den Auſtern Nieren am Spieß, ein wenig blutig, was ſchadet das? Nach den Nieren eine Terrine fetter Gänſelebern mit Trüffeln, und endlich die Hauptſchüſſel, die erwartete, die Schüſſel der Ueberraſchung, die Schüſſel, die ich ſelbſt bereite! Gerührte Eyer mit Käſe ganz einfach; dann Erdbeeren, Conſerven, eine halbe Taſſe Mocca, aber ächten Mocca, ich rieche ihn noch! Und zum Schluſſe zwei Sorten Liqueurs, alten recht ſcharfen Rhum und ich weiß nicht welche ſüßere Gattung, um die Stärke des Rhums zu mildern. Das nenn' ich ein Frühſtück!“

„Mein Gott!“ ſagt ein Anderer, „Euer Frühſtück erinnert mich an ein excellentes Mittageſſen, welches ich 1804 in dem ſchönen Jahr bei meinem Freunde Dubois, dem Finanzſecretär, machte. Das iſt ein Mann! Welche Naſe, welche Hände, welcher Gaumen! Ich komme in einem guten Wagen an, und trete ein. Es war im Winter.“ Und nun erzählt mein Freund, Schüſſel für Schüſſel, Scene für Scene, dieſes glückliche Diner, von der Suppe mit Parmeſankäſe bis zu den Confituren, von dem erſten und letzten Glaſe Bordeaux bis zu der Taſſe Thee und dem Glaſe Punſch. Liebliche und unſchuldige Erinnerungen.

Man hat dicke Bücher über die Küche geſchrieben. Ein Buch, das mehr Auflagen, als die Fabeln von Lafontaine, erlebt hat, iſt die Cuisinière bourgeoise, eine fürchterliche Nomenclatur, die mehr Vergifter gemacht hat, als die Bücher des Herrn Orfila. Die Profeſſion der Gourmands wurde gefeiert und beſungen; wir haben ein ganzes Gedicht über dieſen Gegenſtand: Die Gaſtronomie am Bergoux, ein Gedicht voll ſchöner Verſe. Im Ganzen wurden die Gourmands mit Lob überſchüttet. Man hat ſie wie die ſanfteſten, die eleganteſten der Menſchen geſchildert. Man hat geſagt, daß die Gourmandiſe der Feind der Exceſſe ſey, daß ſie unter allen Verhältniſſen nur Lob und Aufmunterung verdiene. Sie verſchaffe und erhalte die Geſundheit. Sie ſey ein Impuls des Schöpfers, der uns befohlen hat, zu eſſen um zu leben, und uns durch den Appetit zum Eſſen reizt. Die Gourmandiſe iſt mehr noch als der Dreizack Neptuns, der Scepter und das Band, das ſich um die Welt ſchlingt. Sie ſendet von einem Pol zum andern Weine, Zucker und Gewürze, Eingeſalzenes und Geräuchertes, Fiſche von aller Gattung, ſelbſt Eyer und Sardellen. Sie unterhält auf ihre Koſten ein Volk von Fiſchern, Jägern, Gärtnern, Köchen, Paſteten- und Zuckerbäckern; ſie ſtützt ſich zu gleicher Zeit auf die größten wie auf die mäßigſten Vermögensumſtände; ſie erhält das europäiſche Gleichgewicht, denn wehe der Nation, die ſich nur von Früchten und Ge-

müſſen nähren würde, die Heere der Fleiſchfreſſenden würden ſie bald bekämpfen. Eben ſo iſt die Gourmandiſe der Nerv der Zölle, der Accciſe und der indirecten Abgaben, und ſo iſt ſie die feſteſte Stütze des öffentlichen Schatzes. Endlich und um die Vortrefflichkeit dieſer ſocialen Tugend zu beweiſen, behaupten die Gaſtronomen ſtolz, daß man ſich einer eigenthümlichen Organiſation erfreuen müſſe, um Gourmand zu ſeyn, daß die Kunſt zu eſſen verſagt ſey den Zerſtreuten, den Plauderhaften, den Ehrgeizigen, den Beſchäftigten. Dieſe eſſen nur, um ſich zu füllen, und die Gourmandiſe war die einzige Höhe, die der Kaiſer Napoleon nicht erreicht hat. Auch fügen dieſe ehrlichen Praktiker immer hinzu: Es kann nicht Gourmand ſeyn, wer will.

Dieß iſt das phyſiologiſche Portrait eines Gourmands: fünf Fuß, zwei Zoll, rundes Geſicht, feuriges Auge, kurze Stirn, kurze Naſe, fleiſchige rothe Lippen, gerundetes Kinn. Was die Gourmands unter den Frauen betrifft, ſo ſind ſie rund, mehr hübſch als ſchön, und ein wenig über die gewöhnliche Corpulenz hinaus. Ganz im Gegenſatze ſind die, welche dazu verdammt ſind, nicht eſſen zu können. Alles iſt lang an ihnen, Geſicht, Naſe, Taille, die Augen; die Haare ſind dünn, ſchwarz und glatt; ſie ſind es, die die Pantalons erfunden haben. Unter den Gourmands muß man die Gourmands aus Prädeſtination und die Gourmands dem Stande nach unterſcheiden. Die letztern ſind die Financiers, daher gibt es verſchiedene Zubereitungen à la Financière; nach den Financiers kommen die Chevaliers, die Gelehrten, die Andächtigen und die Abbé's. Im Allgemeinen lebt der Gourmand lange, und wird ſelten krank. Es iſt nicht erlaubt, Gourmand zu ſeyn unter 5,000 Franken Einkommen. Dieß iſt der Gourmand der Kalbskeule, des indianiſchen Hahns mit Kaſtanien, der fettgemäſteten Tauben und der Schüſſel mit Sauerkraut. Mit 15,000 Franken jährlich wird man ein behaglicher Gourmand: dann tritt man in die Ochſen-Filet's mit rothem Safte, geſpickt und in ihrer eigenen Sauce, in das Viertel Reh mit Gurken, Steinbutten im Salzwaſſer, Schinken von Presalé, indianiſchen Hahn mit Trüffeln, junge Früherbſen. Mit 30,000 Franken iſt man ein reicher Gourmand. Platz da für das Geflügel zu ſieben Livres, vollgeſtopft mit Trüffeln aus Perigord! Platz da der ungeheuern Gänſeleber-Paſtete aus Straßburg! Platz für den Rheinkarpfen, die trüffelgeſpickten Wachteln, den geſpickten Flußhecht, den gebratenen Faſan, die Spargeln von ſechszolligem Diameter, den Ortolan à la provençale! Ueber 30,000 Livres Renten iſt man kein Gourmand mehr. Man ißt zu viel, und das iſt betrübender, als wenn man nicht genug zu eſſen hat. Jetzt wollen wir als ein emiritirter Profeſſor uns mit den verſchiedenen Elementen beſchäftigen, die aus

den Schüſſeln und Getränken beſtehen, aus welchen ein Diner zuſammengeſetzt iſt. Wie viele Bände wir über dieſe Materie ex professo ſchreiben könnten, von der Suppe anzuſangen und mit dem Kaffee zu endigen.

Hier geben wir einige Indicationen: Die Suppe beſteht aus guter Fleiſchbrühe, aus Gemüſe, aus Brod oder Teig. Um gute Fleiſchbrühe zu haben, muß das Waſſer langſam ſieden, damit der Eiweißſtoff nicht zuſammenrinne, das Aufkochen muß kaum bemerkt werden, damit die verſchiedenen Theile, die nach und nach aufgelöst werden, ſich innig und ohne Widerſtand vereinigen können.

Das Suppen-Rindfleiſch iſt eine feſte Nahrung, aber wenig Kraft gebend, weil es ſeinen Nahrungsſtoff verloren hat. Man ißt das Suppenfleiſch aus Routine, aus Ungeduld, aus Unaufmerkſamkeit. Der Gourmand ißt niemals Suppenfleiſch; für ihn iſt dieß Fleiſch ohne Saft.

Das Geflügel iſt für die Küche, was die Leinwand für den Maler iſt, der unerläßliche Grund: man ſervirt es gekocht, gebraten, gebacken, warm oder kalt, ganz oder zerſchnitten, mit oder ohne Sauçe, mit ausgelösten Knochen, mit abgezogener Haut, farcirt, aber immer mit gleichem Beifall. Die Gegend von Caux, Mans und Breſſe machen ſich die Ehre ſtreitig, das beſte Geflügel zu liefern. Breſſe iſt der König der Länder für die Hühner; was die Kapaune betrifft, ſo iſt immer der der beſte, den man eben ißt.

Der kalekutiſche Hahn iſt, wenn gleich nicht immer das feinſte, doch das ſaftigſte aller Hausthiere. Paris verzehrt jährlich für 720,000 Franken mit Trüffeln geſpickte kalekutiſche Hähne.

Man verſteht unter Wildpret Thiere, die gut zu eſſen ſind, und in den Wäldern, oder auf den Feldern im Zuſtande der natürlichen Freiheit leben. Es gibt drei Serien Wildpret: die Droſſeln und kleinen Vögel, den Wachtelkönig und dann hinauf zur Schnepfe und zum Rebhuhn, zum Faſan, zum Kaninchen, bis zum Haſen.

Dann kommt das Schwarz- und Rothwild, der Eber und das Reh. Wildpret iſt eine warme, ſaftige Nahrung, wohlſchmeckend und leicht zu verdauen. Die Feigendroſſel iſt der vornehmſte der kleinen Vögel, die Wachtel iſt der lieblichſte und feinſte, die Schnepfe iſt ein ſehr ausgezeichneter Vogel, der Faſan iſt über alles Wildpret zu ſtellen, wenn er zur rechten Zeit bereitet wird. Rara avis! ein Faſan, der in den erſten acht Tagen nach ſeinem Tode gegeſſen wird, iſt weder ein Rebhuhn, noch ein gemeines Huhn mehr.

Der Fiſch, weniger nahrhaft als das Fleiſch, aber ſaftiger als die Pflanzen, iſt das einzige Juſtemilieu, wie es alle Temperamente

brauchen können. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Meer- und dem Süßwaſſerfiſch.

Die Auſtern laſſen ſich immer eſſen.

Trüffeln! die Trüffel iſt der Diamant der Kochkunſt. Die beſten franzöſiſchen Trüffeln kommen aus Perigord und der Haute-Provence. Die Trüffel iſt ein eben ſo geſundes als angenehmes Nahrungsmittel, und was man auch von ihrer Unverdaulichkeit ſpricht, wenn man ſie mit Mäßigkeit genießt, ſo paſſirt ſie wie ein Brief auf der Poſt.

Der Zucker thut nur dem Beutel weh. Zuckerwaſſer, Syrup, Gefrorenes, geröſtetes Brod in Wein, Zuckerbäckereien und Bonbons, Crêmes und Blancs-Mangers, Kaffee, Marmeladen, Conſerven, Candirtes, Liqueurs, in allen dieſen Sachen iſt der Zucker das Condiment. Er verdirbt nichts. Beklaget unſere Vorfahren. Der Zucker war kaum bekannt unter Ludwig XIII., und heute koſtet er höchſtens zwanzig Sous das Pfund.

Der Kaffee. Die Türken, die hierin unſere Meiſter ſind, ſtoßen ihn im Mörſer mit hölzernen Keulen; die beſte Manier, Kaffee zu machen, iſt die Cafétière à la Dubelloy. Voltaire und Buffon haben ihr ganzes Leben hindurch ſtarke Doſen getrunken.

Die Chokolade. Es iſt in ganz Frankreich nur ein Mann, der ſie zu bereiten verſteht, das iſt Herr Debauve. Wenn Ihr gute Chokolade trinken wollt, machet ſie den Abend vorher in einem Kaffeetopf von Steingut, und laſſet ſie ruhig ſtehen. Die Ruhe der Nacht macht ſie dicker und gibt ihr eine Conſiſtenz, die zu ihrem Wohlgeſchmacke viel beiträgt.

Die erſte civiliſirte Mahlzeit, deren Beſchreibung wir geleſen haben, war das Gaſtmahl des Achilles. „Achilles bringt der Flamme nahe einen Topf, welcher die Schulter eines Schafes und den breiten Rücken eines ſaftigen Schweines enthält. Nachdem das Fleiſch fertig iſt, vertheilt Patrokles Brod um den Tiſch. Achilles ſelbſt aber zerlegt das Fleiſch. Alle greifen nach den Speiſen, welche man ihnen bereitet hat.“ Die Griechen blieben nicht bei der Küche der Helden Homer's ſtehen. Alle Künſte glänzten bei ihren Mahlen. Die Römer Auguſts überließen ſich mit einer Wuth dieſem für ſie neuen Vergnügen.

Nach Rom kamen 5 oder 6 barbariſche Jahrhunderte, in denen man nicht zu eſſen verſtand, aber Carl der Große, der außerordentliche Menſch, gab der Welt einige Muße, damit man endlich etwas Sorgfalt in die Mahlzeiten bringen könnte. Die ſchönſten Burgfrauen machten ſich eine Ehre daraus, die Tafeln ihrer Herren zu beſorgen. Bald darauf holten die Kreuzritter die Chalotte aus den Ebenen von Ascalon, und die Peterſilie aus Italien. Schon unter Ludwig XI. bilden die Wurſtmacher eine

mächtige Corporation. Unter Carl IX. ſind die Paſtetenbäcker ein beträchtliches Corps. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bringen die Holländer den Kaffee nach Europa. Zu gleicher Zeit bekommen wir Zucker, Branntwein und Tabak. Die Feſte von Ludwig XIV. geben der franzöſiſchen Küche einen unbekannten Glanz. Bei dem großen Condé erſticht ſich der große Vatel mit ſeinem Degen, weil die Seefiſche ausbleiben, und Frau von Sevigné ſchreibt eine Trauerrede über den Koch, mit derſelben Feder, welche die Trauerrede über Turenne ſchrieb.

Es war für den alternden Ludwig XIV. erwünſcht, daß man die ſüßen und wohlriechenden Liqueure erfand. Hierauf kam die Regentſchaft: der Herzog von Orleans. Dieſer luſtige Mann von Geiſt, dieſer ſehr liebenswürdige Despot, ließ auf ſeinen Tiſch geſpickte Sachen von außerordentlicher Feinheit bringen, appetitliche Matelottes und die erſten mit Trüffeln geſpickten kalekutiſchen Hähne; aber erſt unter Ludwig XV. traf man ernſtliche Diſpoſitionen, einen Tiſch gut zu ſerviren. Seit dieſer Zeit war die Kunſt der Küche immer im Fortſchreiten. Phyſik und Chemie wurden mit Nutzen um Rath gefragt. Das Backwerk theilte ſich in verſchiedene Zweige: der große und der kleine Ofen; die Nahrungsmittel, die man beſſer kennen lernte, wurden auch am meiſten beibehalten; die Gartenkunſt blieb nicht zurück. Gemüſe, Obſt, Melonen, tropiſche Früchte in den Treibhäuſern erlangten einen hohen Grad von Vollendung; zugleich kamen die Weine aller Länder der Erde in den Handel; der Madeira, welcher die Mahlzeit eröffnet; der Bordeaux in der Mitte, und der ſpaniſche Wein am Schluſſe. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo man den Bordeauxwein blos für die Dienerſchaft hielt.

Die franzöſiſche Küche hat viele wichtige Eroberungen in fremden Ländern gemacht: das Beefſteak und den Karik; der Kaffee iſt populär geworden. Selbſt das Wort Gaſtronomie wurde erfunden; der Name für eine halb gemachte Wiſſenſchaft.

Dieß iſt das Reſultat des Unterrichts unſeres Verfaſſers, des ſeligen Brillat-Savarin, deſſen Buch einen ſo tiefen Eindruck hervorgebracht hat. Ich wünſchte, beſſer im Stande geweſen zu ſeyn, ſeine weiſen und gelehrten Vorſchriften zuſammen zu ſtellen. Wie ſoll ich aber einen ſo großen Doctor auf ſeinem Lehrſtuhl remplaciren? Wo ſoll man einen beſſer erfüllten und mehr von ſeinem Gegenſtande gefüllten Mann wohl finden?

Ich that, was ich konnte, man entſchuldige die Fehler des Autors.

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Danzig, 13. Auguſt.

Sechs Kaiſ. Ruſſ. Wagen mit zur Dienerſchaft beider Majeſtäten gehärenden Perſonen, ſind geſtern hier angekommen und noch mehre werden erwartet. Eben ſo ſind von Warſchan zwei, zu einem Reiterregimente gehörende Tſcherkeſſen hier eingetroffen, die durch ihr ſchönes Aeußere Aller Augen auf ſich ziehen; es ſind zwei große breitſchulterige Männer, van kräftiger und edler Geſichtsbildung, in feinen blauen Ueberröcken, auf jeder Seite der Bruſt eine Art von Taſchen, aus denen, in Döschen befindliche, Patronen zierlich neben einander gereiht, hervorſehen; verſchiedene Bandeliere, zu Dolch und Säbel, hangen am Körper herab; auf dem Kopfe prangt eine Mütze von ſchwarzen Lammfellen, mit rothem Baden. — Es iſt intereſſant, dem Ruſſiſchen Gottesdienſte der Krieger beizuwohnen. Der Pope, in einem Prachtgewande, einem weit abſtehenden, mit goldenen Sternen wie beſäeten Mantel von grünem Atlas und einer, über den halben Rücken herabhangenden goldbrokatenen Decke (Kaſel) leitet das Ganze und ſchlägt unzählige Kreuze, die darauf von den Kriegern wiederholt werden. Dazwiſchen ſingen die geübten Regimentsſänger eine einfache, ſtets wiederkehrende Melodie; es iſt eine bekannte Sache, daß die tiefſten und metallvollſten Baßſtimmen im Innern von Rußland angetroffen werden; wer nur je einem Gottesdienſt der herrſchenden Kirche in Rußland beigewahnt hat, der bekanntlich ohne Orgel abgehalten wird, und bei welchem das Chor der kirchlichen Sänger in fartwährender Thätigkeit iſt, wird geſtehen müſſen, in keinem andern europäiſchen Lande einen ſo einfachen und dennoch ſo effektvallen Geſang angehört zu haben. — Unterdeſſen geht oder läuft vielmehr der rieſenhafte Pape längs den Reihen der Soldaten und ſprengt nach allen Seiten mit großer Kraftanſtrengung Weihwaſſer, ſo daß wahl nur Wenige ſeyn dürften, die nicht wenigſtens einige Tropfen davon getragen haben ſollen. — Das Mittagseſſen von 1200 Gardiſten im untern Raume des Zeughauſes ſchildert ein Augenzeuge wie folgt: 24 Tiſche waren in 12 Reihen aufgeſtellt worden, zwiſchem jedem der vier Pfeilergänge drei Reihen und an jeder Seite eines ſolchen Tiſches war für fünf und zwanzig gedeckt; eine große irdene Schüſſel, ein Glas zum Branntwein, ein mit Bier angefüllter blecherner Becher und Meſſer und Gabel gehörten zu jedem Couvert, die Löffel hingegen führten die Soldaten ſelbſt mit ſich.

Digitized by Google

Mit groſſen, Erbſenſuppe enthaltenden Eimern, liefen nun eine Menge dienſtthuender Weiber hin und her und ſchöpften aus; an Nebentiſchen tranchirten unterdeſſen Preußiſche Soldaten das zur Suppe gehörende Schweinefleiſch, worauf es vertheilt wurde; eben ſo wurden die den zweiten Gang bildenden Braten tranchirt. Während dieſer Vorbereitungen waren die zu ſpeiſenden Krieger auf dem vor dem Zeughauſe befindlichen Kohlenmarkte aufgeſtellt, indem die Thüren noch zugehalten wurden. Unterdeſſen hatten ſich, außer dem zur Bedienung gehörenden Perſonale, die vornehmſten Preußiſchen und Ruſſiſchen Offiziere in der Halle verſammelt und vielleicht ein hundert durch Nebenthüren hereingelaſſene Zuſchauer der höheren Stände. Endlich wurde die Hauptthüre für die Soldaten geöffnet, und, zwiſchen den Generalen und den Oberſten hindurch, ihren berühmten Rieſen, jenen Tambour-Major an der Spitze, hielten dieſe jetzt ihren Einzug, reihten ſich auf, beteten, und ließen auf ein Zeichen ihrer Obern, nachdem ſie Platz genommen hatten, Tiſchweiſe eine Art von Hurrahgeſchrei erſchallen. Bald darauf trat der Ruſſiſche General en Chef Iſlenieff an einen Tiſch, koſtete von der Suppe, ſchenkte ſich, wie mir ſchien, ein Glas von dem für die Soldaten beſtimmten Branntwein ein und trank es, unter einer tiefen Verbeugung, dem neben ihm ſtehenden kommandirenden Generale von Natzmer, auf die Geſundheit des Königs zu, was dieſer darauf in derſelben Art auf die des Kaiſers erwiederte, worauf von den Soldaten ein nochmaliges Hurrah erfolgte. Jetzt endlich wurden ihre Kinnbacken zum Eſſen in Bewegung geſetzt. Ich machte mich unterdeß an das Tambour-Majorchen, welches, da Bank und Tiſch für ihn viel zu niedrig waren, beklagenswerth gebückt ſaß. Was große Männer (und beſonders ſolche die Uniform tragen!) doch ſtets bei dem ſchönen Geſchlecht für Glück machen! Ein altes Weib, welches bei dem Ausſchöpfen angeſtellt war, ſchien zu glauben, daß ein großer Mann auch einen großen Appetit haben müſſe, und kam daher mit einem Töpfchen Erbſenſuppe angerannt, welches ſie dem rieſenhaften Manne mit gutmüthiger Höflichkeit und plattdeutſchen Redensarten aufkomplimentiren wollte. Die daneben ſitzenden Hautboiſten fingen an zu lachen, während der Goliath ſtolz die Gabe verſchmähte und dem Weibe ein mit einer abweiſenden Wendung ſeiner mächtigen Hand begleitetes: Paſchol! zurief. Doch war das Mütterchen nicht ſo bald fortzubringen; ihre ſtaunenden Blicke hafteten noch lange an der rieſenhaften Geſtalt, bis ſie ſich endlich, den Topf unter der Schürze, mit den Worten: »dat es doch noch ene ſchöne Mannſchperſchon« in den Hintergrund verlor. Die Scene wäre einem geſchickten Maler zu einem Genrebilde zu empfehlen.

Paris, 15. Auguſt.

— Man erzählt als ganz gewiß, daß das Fräulein Morel, in Folge einer ſtarken Hemorragie, wieder ihren normalen Geſundheitszuſtand erlangt habe. (!)

La Roncière's Geſuch iſt vom Caſſationshof verworfen worden. —

Breslau, 17. Auguſt.

— Am 9. iſt Se. Durchlaucht der Fürſt Auguſt zu Hohenlohe-Oehringen von Stuttgart kommend in Slawenzicz eingetroffen, und hat daſelbſt das neue Schloß bezogen.

St. Petersburg, 30. Juli. / 11. Aug.

— Am verwichenen Donnerſtage, 26. Juli, iſt der Herr Graf v. Lerchenfeld, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter Sr. Majeſtät des Königs von Baiern am Kaiſerlichen Hofe, auf ſeinen Poſten zurückgekehrt und von Sr. Majeſtät dem Kaiſer in einer Privataudienz empfangen worden.

Algier, im Auguſt.

— Wir haben hier ſeit vier Wochen eine beſtändige Hitze von 35° im Schatten.

Literariſche Ueberſichten.

DER CHEVALIER.

Ein Roman in drei Bänden von Theodor Mügge.

Leipzig bei Georg Wigand 1835.

(*) Der Verfaſſer hat ſich zu ſeinem Werke das blutige Vorſpiel des Bürgerkrieges auf St. Domingo gewählt, der, ein Sprößling der franzöſiſchen Revolution unter glühenden Sonnenſtrahlen geboren, mit ſeinem tödtenden Feuer im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts alle Blüthe und Kraft der herrlichen Inſel verheerte. Der Zweck des Romanes iſt ein conſervativer. Der Held ſtirbt für das göttliche Recht des alten Regime. Der hiſtoriſche Roman hat ſeinen Beweis aus Thatſachen zu entnehmen; allzu ausgedehnte Reflexionen ſollen ſeinem Weſen fremd ſeyn. Von dieſer Wahrheit ſcheint Mügge nicht durchdrungen zu ſeyn; durch Reflexionen, wie er ſie gibt, bekommen die Facta lahme Beine, namentlich wenn die Bemerkungen vollends an einer obſoleten Natur leiden, wenn die Geſchichte über den Meinungsſtreit einen entſcheidenden Ausſchlag gegeben hat. Der Schilderung der Situationen und Charaktere gebricht es indeſſen durchaus nicht an Leben. Der Deutſche mit ſeinen Forderungen an Reinheit möchte über die eingeſtreuten frivolen Scenen und üppigen Liebes-Abenteuer die Stirne falten, aber es

darf nicht vergeſſen werden, daß der Held ein Franzoſe iſt, der mitten unter Stürmen und Gefahren ſein frohes, für Liebe empfängliches Herz nicht ſchlummern läßt, und daß der Himmel von St. Domingo das Blut in raſchere Wallung ſetzt, als der lange deutſche Winter. Ueberdieß beginnt dieſer Roman in Turin mit dem Grafen d'Artois — unſere Frömmigkeit und der Graf d'Artois in jüngeren Jahren! — ſo unhiſtoriſch darf der hiſtoriſche Roman nicht zu Werke gehen. —

Theater.

In Norddeutſchland gaſtirte in der letzten Zeit ein junger Sänger, Namens Eicke, ein Hamburger von Geburt, deſſen volltönende herkuliſche Stimme, die ſich beſonders im tragiſchen Geſange geltend machen ſoll, ſehr gerühmt wird.

— Ein Stück im Vaudeville-Theater, unter dem Titel: „L'habit ne fait pas le moine“ hat großes Glück gemacht. Zwei Reiteroffiziere ziehen Mönchskutten an, um ſich in ein Kloſter von Carmeliterinnen hinein zu ſtehlen. Dies geſchieht unter dem Miniſterium des Cardinals Richelieu, der durch dieſes Abentheuer gerettet wird, denn die Mönche, deren Kutten die beiden Offiziere anziehen, ſind vom heiligen Stuhl geſendet, ihn zu ermorden. Dieſes Vaudeville ſprüht von Witzfunken und Luſtigkeit. Die Verfaſſer ſind St. Hilaire und Paul Duport. Mlle. Mayer war ſehr liebenswürdig in dem Schleier einer jungen Carmeliterin.

— Man ſpricht davon, daß die vier erſten Theater von Paris einen königlichen Kommiſſär als Ober-Intendanten erhalten werden, der in directem Rapport mit dem Miniſter des Innern ſtehen ſoll.

— Der Beitrag aus der Staatskaſſe für die große Oper in Paris iſt unter dem jetzigen Director Duponchel um 50,000 Franken geringer, als bei ſeinem Vorgänger Veron.

— Das kleine Vaudeville-Theater in Paris, das ſchon lange hätte abgebrochen werden ſollen, iſt jetzt mit vielen Koſten neu decorirt worden; man ſagt, im perſiſchen Geſchmack.

— Nach franzöſiſchen Blättern ſollen auch bei uns, wie es ſchon lange bei ihnen der Fall war, die ſogenannten Représentations-monstres in Aufnahme kommen. Am 24. d. M., ſo melden ſie, wurden in Frankfurt die Räuber, die Stricknadeln von Kotzebue und der Freiſchütz an einem Abende aufgeführt. In den Zwiſchenakten ſollten Künſtler Solo's ausführen. Die Franzoſen machen die Bemerkung, daß die Zuſchauer wohl mit Sonnenaufgang erſt aus dem Theater gehen werden. Dies iſt wieder eine von den Myſtifikationen, welche franzöſiſche Journaliſten ihren Leſern aufbinden.

Mode.

Unter den Abendtoiletten auf Spaziergängen bemerkten wir weiße Peignoirs oder von zartfärbigem Mouſſelin. Einer derſelben zog beſonders unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war von dickem Mouſſelin und hatte eine Garnitur von feingefältetem Mouſſelin, woran ſich ein bordirtes Entre-deux ſchloß. Der Vordertheil dieſes Peignoirs waren drei Abtheilungen; der Hals bildete eine Pelerine mit Garnirung und der Untertheil des Aermels war aufgeſchlagen und gleichfalls garnirt; der Gürtel war von Mouſſelin, nachläßig geſchlungen und mit langen Enden.

Noch kürzlich trugen junge Perſonen geflochtene Haare oder an die

Schläfe gelegt à la Ferronnière genannt; jetzt aber muſs man die Haare in angelegten Flechten tragen, die durch ein sehr schmales Sammetband feſt gehalten werden. Dies iſt eine alte, wieder aufgekommene Mode. Hüte von Reisſtroh haben kürzere Scheiben, als im Sommer, und werden mit grünem oder weißem Atlas gefüttert. Man trägt keine Blumengarnituren mehr auf der Stirne.

In einer glänzenden Geſellſchaft der Faubourg St. Honoré ſahen wir zum erſten Male sehr graziöſe Sommerkleider von einem neuen Schnitt. Unter dieſen Ueberröcke von durchſichtigem Mouſſelin, gefüttert mit gelber oder roſa Seide, und eben ſolche Bänder durch die Säume der Pelerine vorn herunter und unten gezogen. Dieſe Kleider haben drei Falten, woran Spitzen oder gefältelter Tüll geſetzt iſt, immer aber ein Band durch den Saum und die Falten gezogen. Ein breiter herabfallender Gürtel, Bandſchleifen, Bracelets von Band geben dieſer Toilette ein ſehr friſches und elegantes Anſehen.

Ferner ſahen wir ein Kleid von Jaconas, brodirt mit Streifen von Roſen und Kornblumen, auf der Bruſt kreuzweis, mit weiten Aermeln. Ein anders von Gros de Chine, von röthlicher Aſchfarbe, mit Bouquets von Himmelsſchlüſſeln und grünen Blättern; der Leib war offen griechiſch und eine Nadel befeſtigte die Falte; die Aermel waren anliegend bis auf die Hälfte des Vorderarms; hiezu eine Schärpe von chineſiſchem Crepp, ſchwarz mit lebhaften Farben geſtickt; Schuhe von dunkelblauem Saffian.

Herrenmoden. — Der Kragen der Röcke wird ſehr lang getragen, die Klappen, die ſchmal ſind, vereinigen ſich unten, und ſind rund ausgeſchnitten, die Schöße ſind lang, aber die Taille kurz, beſonders vorn. Dieſe Röcke trägt man nur zum Negligee. Eine halb habillirte Toilette wäre ein Kleid à Française von melirtem Tuch (weiß und braun), eine Reihe Knöpfe, lange ſchmale Schöße, Weſte von weiß croiſirtem Pique, bis oben zu geknöpft, ſchwarze Cravatte, Pantalon von weiß und ſchwarz geſtreiftem Zwillich, grauem Filzhut, Stiefel von Saffian mit engliſchen Hacken. Seidene Gilets werden in grau, dunkelviolett oder ſpaniſcher Tabakfarbe getragen. Sie wetteifern mit den weiſſen Piquegilets oder denen mit ſchmalen dunkeln Streifen. Die Pantalons trägt man weiß.

In Möbeln werden beſonders die Etagèren ſehr in Affection genommen, die mit allen erdenklichen Curioſitäten beſtellt werden. In der Mitte einer Wand kann ſich ſehr gut eine hohe, mit Glasthüren verſehene Etagère befinden. Kleine runde Möbel von Roſen- oder Cedernholz vertheilt man in den Zimmern. Statt der Bronce ſieht man vergoldetes Kupfer. Die Teppiche ſind von einer Farbe. Die Neuerung, die man in den Salons bemerkte, hat ſich auch bis auf die Studirſtuben erſtreckt. Man ſieht darin unpaſſende Möbel von allen Formen und allen Nüancen.

Aus der Geſellſchaft.

Vor einigen Tagen wurde in dem Abendzirkel der Herzogin von Abrantes eine Komödie in einem Act von einem Herrn van Roosmalen aufgeführt, wozu eine Anekdote aus dem Leben der Herzogin das Sujet lieferte.

Sie ſoll allerliebſt ſeyn, und wurde in vier und zwanzig Stunden gedichtet, gelernt und geſpielt.

Cholera.

Die Seuche breitet ſich immer weiter in Italien aus und nähert ſich Rom. Genua, Livorno und Florenz ſind davon ergriffen.

Avignon iſt verödet. Alles flüchtet nach den Gebirgen. Die Wohnungen haben keinen Werth.

Die halbe Bevölkerung von Aix lebt auf den Feldern. Man kann fünf bis ſechs Straßen durchlaufen, ohne einem einzigen Menſchen zu begegnen.

Man ſchreibt aus Bern vom 8. Auguſt: „Die Cholera nähert ſich mit großen Schritten der Schweiz. Der Staatsrath hat in einer außerordentlichen Sitzung über die Sanitäts-Maaßregeln Beſchluß gefaßt, die zu ergreifen ſind.“

Wir geben hier eine Neuigkeit, ohne ſie zu verbürgen. Eine glaubwürdige Perſon in Paris verſichert, daß eine Staffette aus Marſeille angekommen ſey mit der Nachricht: „daß der Apotheker Boyer, der Sohn, ein Mittel gefunden habe, die Cholera zu heilen. Von dreißig Cholerakranken, welche das äußerſte Stadium der Krankheit erreicht hatten, wurden von ihm neun und zwanzig radical geheilt; der dreißigſte befand ſich bereits außer Gefahr.“ Dieſe Nachricht ſoll auch durch den Telegraphen nach Paris gelangt ſeyn.

September-Rennen

zu Paris 1835.

Ein großes Feſt bereitet ſich für die Pferdeliebhaber auf dem Champ de Mars vor. Dies ſind die Wettrennen der Geſellſchaft der Liebhaber, eben ſo glänzend und mit eben ſolch reichen Preiſen verſehen, wie die der Regierung.

Wir geben hier eine Ueberſicht:

Erſter Tag (Sonntag, 6. September). Für die zwei Arondiſſements-Preiſe. Der eine von 2,000 Franken für die Füllen von drei Jahren, der andere von 3,000 Franken für die Hengſte und Stuten von vier Jahren und darüber. Die Bahn iſt einmal um das Marsfeld.

Zweiter Tag (Donnerstag, 10. September). Hauptpreis: 5,000 Fr. für Hengſte und Stuten von vier Jahren und darüber.

Dritter Tag (Sonntag, 13. September). Königlicher Preis: 6,000 Fr.

Vierter Tag (Donnerstag, 17. September). Großer königlicher Preis: 12,000 Fr.

Der Hauptpreis kann nur von Pferden der Norddiviſion errungen werden. Hingegen können um die andern Preiſe Hengſte und Stuten aller Diviſionen rennen. Die Rennbahn iſt zweimal um das Marsfeld.

Fünfter Tag (Sonntag, 20. September). Preis des Königs: 6,000 Fr., von Sr. Majeſtät ſelbſt bewilligt für Hengſte von vier Jahren und darüber; und Preis des Kronprinzen: 3,000 Fr., von dem Herzog von Orleans für Hengſte, Wallachen und Stuten von jedem Alter und jeder Gattung, die in Frankreich geboren und erzogen ſind. Der Preis des Königs beſteht in einer Vaſe von Vermeil, 1,500 Fr. an Werth und einer Summe von 4,500 Fr. an Gelde. Der Preis des Herzogs von Orleans beſteht in einer Vaſe von Silber, 1,000 Fr. an Werth und 2,000 Fr. in

Geld. Das Rennen beginnt um ein Uhr Nachmittags. Für die einmalige Bahn ſind drei Minuten, für die zweimalige ſechs Minuten feſtgeſetzt. Der große Preis muß in fünf Minuten dreißig Sekunden errungen ſeyn. Die Pferde dürfen eine halbe Stunde ausruhen.

Anecdote.

Man weiß, mit welcher Strenge Napoleon ſeine Brüder behandelte, die ſich, als ſie durch ihn Könige geworden waren, manchmal eine Eigenmächtigkeit zu Schulden kommen ließen, oder nicht blindlings den Befehlen des großen Mannes nachkamen. Hieronimus war beſonders ſchlecht angeſchrieben, und kein Courier kam von Paris nach Caſſel, der nicht irgend eine befehleriſche Depeſche, oder oftmals ſelbſt einen derben Verweis mitgebracht hätte. Eines Tages, als der Kaiſer darin ſehr weit gegangen war, zeigte der König von Weſtphalen ſeinem Bibliothekar, Pigault Lebrun, die Depeſche, und dieſer rieth ihm, ſich nicht fortwährend wie ein Kind behandeln zu laſſen, und mit der Würde zu antworten, die einem Herrſcher zieme." — „Das iſt ſehr gut," ſagte Jerome; „wer aber ſoll den Brief ſchreiben? Ich wahrhaftig nicht. Entwerfen Sie ihn ſelbſt." — Pigault gehorchte. Der General Rapp überbrachte des Kaiſers Antwort. Hieronimus eröffnete die Depeſche und las: „Der König, mein Bruder, hat einen Tag Arreſt in ſeinem Pallaſte, und der Schreiber des Briefes ſoll auf drei Monate in das Gefängniß geſchickt werden." Der Eine wie der Andere mußten ihre Strafe erdulden.

Vermiſchtes.

In voriger Woche wurde der Graf von Suſſy, Director der Münze von Frankreich, nebſt ſeiner Frau, ſeinem Sohne, der Herzogin von Otranto, ſeiner Tochter, zweien ſeiner Freunde und ſeinen ſechs Dienſtboten in Paris vergiftet. Das Gift war in einem Gerichte weißer Bohnen enthalten, und zwar ſo reichlich denſelben mitgetheilt, daß nach Ausſage der geſchickteſten Chemiker, denen die Unterſuchung übertragen war, eine einzige Bohne Arſenik genug enthielt, um eine Perſon zu tödten. Dieſem Uebermaaße, welches ſogleich heftiges Erbrechen bei Allen herbeiführte, verdankten die Unglücklichen ihre Erhaltung. Die Herzogin von Otranto iſt noch immer ſehr leidend, und einer der Freunde flößt große Beſorgniſſe ein. Die Thäterin iſt eine alte Köchin des Hauſes.

— Curioſum. — Die Wiener Theater-Zeitung von Bäuerle enthält ein größeres Gedicht: „Mephiſtopheles und der Schüler," von einem Herrn Langer, worin wir folgende Verſe finden:

Ha, mich erfüllet ein göttliches Schauern!
O, welche Töne
Brechen durch's Thor
Meiner Gefühle! —
Sind's der Kamöne
Saitengeſpiele? —
Heben das Herz mir
Die Füße empor?
Möcht' vor Entzücken
Faſſen bei'm Ohr,
Die kreiſenden Welten,
Möchte ſie drücken,
Bis ſie erſticken
An meiner Bruſt!
Heuchelnde,
Schmeichelnde,
Hüpfende,
Schlüpfende,
Juckende,
Zuckende,
Spukende Luſt! —

— Die Cholera, der Taſchenſpieler Bosco, der Improviſator Langenſchwarz und M. G. Saphir ſind in dieſem Augenblick in Mailand.

— Die neue ſehr ſchöne Straße von Straßburg nach Paris iſt ſeit dem 1. d. M. beendigt. Sie iſt um zehn Stunden kürzer als die alte.

— Die Dichter auf dem Lande. Eugene Sue ſchreibt ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Marine in dieſem Augenblicke auf dem Schloſſe des Thales von Montmorency; Lamartine dichtet ſeine melancholiſchen Hymnen am Fuße eines einſamen Hügels; Scribe beruft die Schauſpieler des Theater français nach ſeinem herrlichen Hauſe in Montalais, um ihnen ein neues Stück vorzuleſen; Alphonſe Royer malt uns in Chantilly Venedig und den Orient; Roger de Beauvoir redigirt in Brunoy ſeine Erinnerungen aus Holland; Balzac iſt der einzige, der aus ſeinem Aufenthalte ein Geheimniß gemacht hat; wir wiſſen nicht, in welchem Schlupfwinkel er die jungen Frauen analyſirt, deren Bekanntſchaft er vorigen Winter in der Oper gemacht hat. Der große Dichter Beranger lebt in Paſſy, wo man ihn Abends nachläſſig ſpazieren gehen ſehen kann, die Hände auf dem Rücken und ſeinen kahlen Kopf mit einem breiten Strohhut bedeckt. Sein Haus ſteht nahe an der Kirche, und aus ſeinem Fenſter blickt er in das eines andern heitern Liederdichters, des Vaudevilliſten Brazier. Außerdem wohnen noch zwei Vaudevilliſten in Paſſy, Dumerſan und Frederic de Courcy. Außer dieſen leichten Sängern wohnen hier zwei Akademiker, Renouard, der Verfaſſer des Trauerſpiels les Templiers, und Herr Droz, jener problematiſche Unſterbliche, welcher ſeinen Sitz in der Akademie der Freundſchaft Picard's verdankt. Man glaubt gewöhnlich, er habe nichts geſchrieben; das iſt aber ein Irrthum. Er hat ein Werk geſchrieben: „Die Kunſt, glücklich zu ſeyn;“ und er übt dieſe Theorie aus, indem er in Paſſy in ſüßer Behaglichkeit lebt. Ein ſchönes Eigenthum unter dem provencaliſchen Namen la Viste (die Ausſicht) bekannt, gehört einer politiſchen und literariſchen Illuſtration zugleich, nämlich Fulchiron.

— Fieschi hat erklärt, daß, wenn er vor einigen Monaten über fünfzig Thaler zu disponiren gehabt hätte, er Paris würde verlaſſen haben und man nichts weiter von ihm gehört hätte.

— Entdeckter Mord. — Nach achtzehn Jahren wurde ein Mord, den Richard Brown in Woodbridge in England verübte, entdeckt, und der Thäter, 78 Jahre alt, vor die Aſſiſen nach Suffolk gebracht. — Es wurde nämlich vor einigen Monaten ein gewiſſer Grea wegen eines Diebſtahls von ſechs und zwanzig Schafen zur Deportation verurtheilt. Er erbot ſich, wenn man ihn begnadigen würde, den Mörder des Pächter Easton, deſſen Tod einmal großen Lärm im Lande gemacht hatte, anzugeben. Auf die formelle Verſicherung, daß er Gnade erhalten ſolle, welche er auch wirklich erhielt, machte er ſehr beſtimmte Entdeckungen und gab die wünſchenswertheſten Beweiſe. Folgendes iſt die Subſtanz ſeiner Angabe: „Richard Brown und ich, wir wohnten in Woodbridge vor ungefähr 20 Jahren, und waren dort die berüchtigtſten Wilddiebe. Im Monat Juni 1817 waren wir alle Beide eines Abends auf den

Anſtand in einem Felde des Pächters Caſton. Richard Brown warf ſo hin: „Ich wollte wohl ſtatt eines Feldhuhns oder eines Haſen, daß der Herr dieſes Feldes mir ſchußrecht wäre; dieſer Spitzbube hat mich angegeben, und ich bin ihm eine gute Ladung ſchuldig.“ — Da wollte es das Unglück, daß in demſelben Augenblick der Pächter vorbeiritt; Richard Brown warf ſeine Flinte weg; lief aber mit ſeinem dicken Stocke ſeinem Feinde nach, ſchlug ihn von hinten über den Kopf, und ſtreckte ihn todt nieder.“

Zu dieſer Erklärung kamen andere Anzeichen hinzu, denen der achtzigjähjährige Beklagte nur ſchwaches Läugnen entgegenſetzen konnte; er wurde eines unüberlegten Todtſchlages für ſchuldig erklärt, und dennoch zur lebenslänglichen Deportation verurtheilt.

Nekrologe.

Der Verfaſſer der trefflichen Geſchichte von Paris, Dulaure, geweſenes Mitglied des National-Convents, iſt in ſeinem achtzigſten Jahre in Paris geſtorben.

— Der bekannte Volkskomponiſt Wenzel Müller, der weit über hundert Opern und Singſpiele geſchrieben hat, worunter die allgemein beliebten Schweſtern von Prag, neue Sonntagskind, luſtiges Beilager, Aline, Mädchen aus der Feenwelt u. ſ. w., iſt kürzlich in Wien als ein ehrwürdiger Greis von 78 Jahren geſtorben. Er war unerſchöpflich in Erfindung reizender Melodien und arbeitete mit ungemeiner Schnelligkeit. In ihm hat die Volksmuſik den würdigſten Repräſentanten verloren.

— Der auch als Schriftſteller bekannte Privatgelehrte Adolph Wagner iſt in Leipzig geſtorben.

— Der rühmlichſt bekannte Schauſpieler Jacobi in Hamburg, ein Schüler Schröder's, iſt, nachdem er vor Kurzem die Bühne verlaſſen hatte, geſtorben.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben mit dieſem Hefte unſern Leſern:

1) Zwei Abbildungen ungariſcher Magnaten in der glänzenden Nationaltracht, wie ſolche im Krönungszuge ihres Königs auftritten, nach treuen Originalzeichnungen.

2) Ein Morgenlied, componirt von Herrn Louis Hetſch in Stuttgart.

Herausgegeben von August Lewald.

Spanien.

I.

Eine Reiſe mit der Armee der Königin.

September 1834.

Wir geben hier das Bruchſtück einer Reiſe, wie ſie nur für einen Engländer zu unternehmen war. Es iſt dieß ein Journaliſt, dem ſein Arzt Bewegung und eine Luftveränderung anempfiehlt.

Der Touriſt nimmt alſo einen Paß nach der Halbinſel, und während ſeine Landsleute, weniger entſchloſſen oder friedliebender, ſich ganz gelaſſen nach Bagnières führen laſſen, miethet er eine Trincadoure, die ihn von Bayonne mitten durch die Truppen der Königin nach St. Sebaſtian führt. Sogleich enrolirt ſich unſer Engländer in der ſpaniſchen Armee, wenn auch eben nicht als Mitkämpfer, ſo doch als Geſchichtſchreiber, und ſchon des andern Tages muß er früh ſein Quartier verlaſſen, um mit einem Detachement El Paſtor's zu dieſem berühmten General nach Toloſa zu ſtoßen.

„Um fünf Uhr, ſo erzählt unſer Engländer, ſah man die Soldaten, welche die Escorte bilden ſollten, Einen nach dem Andern, ankommen. Da ſie beſſer als ich die Lebensweiſe ihres Chefs kannten, ſo banden ſie ihre Haberſäcke los, ſo bald ſie ſahen, daß noch nicht Alles bereit zum Abmarſch ſey, legten ſie auf die Erde, und bedienten ſich ihrer als Kopfkiſſen, um noch wenige Augenblicke unter den Arcaden zu ruhen, welche die Piazza umgaben.

„Endlich erſchien der Commandant, ein kleiner Mann mit einer wichtigen Miene, ungefähr fünf und vierzig Jahr alt. Er ritt ein Pferd, das kaum ein Poney von Shetland an Größe übertraf, das aber außer ſeinem Herrn noch zwei vollgepackte Mantelſäcke zu tragen hatte. Hinter dieſem Reiter kam ein Karren, von Ochſen gezogen und verſchiedene Maulthiere. Sie waren mit Geldſäcken und Schuhen für die Armee beladen. Die Soldaten nahmen ihre Gewehre, und

Digitized by Google

wir marſchirten mit dem üblichen militäriſchen Ceremoniell durch das Thor.

„Ein langer und beſchwerlicher Marſch führte uns nach Villabourna, wo wir Halt machten, um einige Erfriſchungen zu nehmen. Wir fanden große Schwierigkeiten, uns dergleichen zu verſchaffen. Auf dem Wege ſchon hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, wie ſehr die Truppen der Königin verhaßt waren. In den Dörfern grüßte uns Niemand, im Gegentheil die finſteren Blicke und zuſammengekniffenen Augenbrauen der Bauern, die ſich zufällig auf unſerm Wege fanden, zeigten uns deutlich, wie feindſelig ſie gegen uns geſinnt waren. Aber die Soldaten blieben ihren Gegnern nichts ſchuldig. Je weniger ſie auf die Freundſchaft der Bevölkerung zu rechnen hatten, mit deſto größerer Wuth ſangen ſie die conſtitutionelle Hymne, und warfen ihren Refrain wie eine Ausforderung den Carliſten hin. Man verwundere ſich nun noch über den wechſelſeitigen Haß, der dieſen von allen Seiten mit Grauſamkeiten befleckten Kampf ſo oft entehrt.

„Eine Stunde ſpäter zogen wir in Toloſa ein, wo El Paſtor damals ſein Hauptquartier hatte.

„Die Stadt war überfüllt, und unſer Touriſt hätte leicht unter freiem Himmel bleiben müſſen, wenn er nicht einem alten franzöſiſchen Dragoner begegnet wäre, der ihn, ſo gut es ging, beherbergte.

„Unter andern Annehmlichkeiten hatte das Haus des Dragoners die angenehme Lage der Wohnung El Paſtor's gegenüber, und denſelben Abend noch erſchien der berühmte Parteigänger auf ſeinem Balcon, um die milde Luft zu genießen.

„Jauregup iſt ungefähr fünf und vierzig Jahr alt, von mittler Größe, mit einem dicken runden Geſichte; um Mund und Kinn zeichnet ſich die Entſchloſſenheit ſeines Charakters, aber die offene Stirn und das heitere Auge deuten auf Freimüthigkeit und gute Laune. Dieſe letztere Eigenſchaft wird auch noch angedeutet durch den ungewöhnlichen Umfang eines vorſpringenden Bauches, der den Körper eines Alderman der Alt-Stadt London nicht verunzieren würde, hier aber der ſymmetriſchen Anordnung der militäriſchen Uniform etwas in den Weg tritt. Wirklich konnte der breite weiße Gurt, woran der Säbel des Generals hing, nicht den Platz behaupten, der ihm eigentlich beſtimmt war, und ſo war er auf die Untertheile des Bauches herabgerutſcht, und ſchien ſeine auseinandergehende Maſſe zuſammenzuhalten. So ſah denn unſer guter El Paſtor dem alten Sir John Falſtaff etwas ähnlich. Das Kleid von blauem grobem Tuche war am Hals und auf den Klappen reich mit Golde bordirt, ohne andere Unterſcheidungszeichen, denn die ſpaniſchen Offiziere tragen vom Capitän aufwärts

keine Epaulette mehr. Beinkleider von etwas hellerem Blau, und hohe Stiefeln über das Knie gezogen, vollendeten den Aufzug Jaureguy's, der wahrlich einem Landedelmanne aus dem alten luſtigen England ähnlicher ſah, als einem Anführer leichter Truppen, daran gewöhnt, durch Berge und Thäler zu ſtreichen.

„Wenige Menſchen haben ſolchen Wechſel erlebt, als der Held, deſſen Portrait ich hier ſkizzirte. Er war nichts anders, als ein Schäfer, als Napoleons Einfall in Spanien ihn von ſeinen friedlichen Beſchäftigungen verjagte und ihn zwang, Karabiner und Dolch zu ergreifen. Unter dem Beiſtande einiger Gebirgsbewohner, nicht minder entſchloſſen, als er, verſchaffte er ſich ſchon gleich im Anfange einen Ruf, und nahm mehre koſtbare Transporte für die franzöſiſche Armee weg. Der Glanz, den ſolche Thaten über ſeinen Namen verbreiteten, ſchmeichelte ſeinem Ehrgeiz, ſo wie die Beute, die er machte, ſeinen Geiz föderte. Nun verließ er für eine glänzendere Laufbahn ſein erſtes Geſchäft, von welchem er nichts als den Spottnamen El Paſtor behielt, unter dem er jetzt allgemein bekannt iſt. Während des Krieges der Unabhängigkeit entwickelten ſich ſeine Talente ſtufenweiſe, und als ſie durch einen glänzenden Erfolg gekrönt worden waren, wurde der Name El Paſtor neben Mina genannt, deſſen Prinzipien Jaureguy mit Eifer ergriff, als die Conſtitution proclamirt wurde. Nachdem Ferdinand durch die Anſtrengungen der franzöſiſchen Soldaten und Thaler auf ſeinem Throne wieder befeſtigt war, wurde El Paſtor verbannt, und ſuchte ein Aſyl in der Fremde, bis die Regierung der jungen Königin ihn zurück berief und ihm mit dem Grade eines Diviſionsgenerals das Kommando von Guipuzcoa übertrug.

„Es hätte ſchwer gehalten, einen beſſern Mann für dieſen Poſten zu finden. Jaureguy vereinigt mit Muth und Thätigkeit populäre Manieren. Auch ſpricht er das Idiom der Völker, zu deren Aufſicht er berufen iſt. Was ihn aber vor Allem dazu befähigt, in dieſem Lande den Krieg der Parteigänger zu führen, das iſt die genaue Kenntniß der Localitäten, wo er ſeine Jugend verlebte, bald als herumirrender Schäfer, bald als Guerillero. Man ſagt, daß es keinen Paß, keinen Steg, keine Schlucht, kein Thal in den Pyrenäen gäbe, welches der unermüdliche El Paſtor nicht kennte.

„Eins macht ihm Ehre. Mitten in dieſem wilden Krieg, wo Blut reichlicher floß, als Waſſer, erhoben ſich alle Parteien zum rühmendſten Lobe ſeiner Mäßigung und Menſchlichkeit. Ich erfuhr in Toloſa, daß er während ſeiner ganzen Regierung nur zwei Menſchen hatte erſchießen laſſen. (Man denke nur an die zahlreichen Hinrichtungen, welche den Ruhm der Generale, ſowohl ſeiner Collegen als ſeiner Geg-

ner, beſudelt haben). Einer davon gehörte zu ſeinen beſten Freunden. Es war der Maire einer kleinen benachbarten Stadt, der carliſtiſchen Partei zugethan, und einige ſeiner Intriguen zu Gunſten dieſer Partei hatte man eben Jaureguy verrathen. Der General läßt ihn kommen, ſchließt ſich mit ihm ein, eröffnet ihm die Anklage, und zeigt ihm die Beweisſtücke. — „Dieſes erſte Mal, ſagte er dann zum Schluſſe dem erſchrockenen Maire, verzeih' ich Euch in Rückſicht auf unſre alte Bekanntſchaft. Aber das Vaterland hat eben ſo gut ſeine Rechte, als die Freundſchaft, und Ihr mögt Euch in Zukunft beſſer aufführen." — Dieſe Warnung war unnütz. Zwei Tage ſpäter ſchickt der unglückliche Parteigänger des Don Carlos Zumalacareguy Informationen über die Bewegungen der Armee der Königin. Sein Botſchafter wird gefangen oder verräth ihn, und ein von ihm eigenhändig geſchriebener Brief gelangt zu Jaureguy. Er hielt Wort. Sein alter Freund wurde unmittelbar verhaftet, und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

„Obgleich El Paſtor im Heere und in der Geſellſchaft einen bedeutenden Rang einnahm, ſo hatte er doch die Einfachheit ſeiner Jugend beibehalten, und äußerte ſtets die aufrichtigſte Anhänglichkeit an die Verwandten und Freunde, die er in einer fernen Region der Geſellſchaft zurückgelaſſen hatte. In dem Augenblick, wo ich ihn beobachtete, ſprach er vertraulich auf ſeinem Balcon mit zwei Soldaten in rothen Mützen. Man ſagte mir, dieß ſeyen ſeine Vetter. Ihr Coſtum unterſchied ſich in nichts von dem der Andern. Sie trugen, wie alle ihre Cameraden, die Pantalons bis an's Knie aufgeſchürzt, und zeigten ihre von der Sonne verbrannten Beine ohne Strümpfe. Aber ihr Vetter, der ſich leicht mit einem Paſcha von drei Roßſchweifen meſſen konnte, ſchien ſich über dieſe Mangelhaftigkeit ihrer Toilette nicht ſehr zu kümmern, und lachte nichts deſto weniger aus vollem Herzen über die Scherze, die ſie unter einander austauſchten in ihrem rauhen Gebirgsdialecte.

„Dieſe Bonhomie bildet die ſicherſte Grundlage ſeiner Macht, denn es iſt gewiß, daß von allen Generalen der Königin El Paſtor am beſten unterrichtet iſt von den Kräften und den Bewegungen des Feindes. Das kommt daher, weil in dieſem Kriege, wo der Bruder ſich gegen den Bruder, und der Vater ſich gegen den Sohn bewaffnet, ſeine leutſeligen und freimüthigen Manieren ihm ſelbſt bis in die Reihen der Carliſten warme Anhänger verſchafft haben.

„Sie öffnen, um ſeine Fragen zu beantworten, ihren, den Drohungen oder dem Golde Rodil's hartnäckig verſchloſſenen Mund. So hörte ich überall ſein Lob bis auf die Armee des Letztern. Dort kön-

nen die Offiziere, welche zu den edelſten und reichſten Familien der Halbinſel gehören, ihm ſeine niedere Herkunft nicht vergeſſen, und beneiden ſeinen mit dem Degen errungenen Titel. Da ſie ſeine Ueberlegenheit in einem Parteikriege nicht läugnen können, ſo ſprechen ſie nur mit der größten Verachtung von ſolchem Kriege überhaupt. Auf der andern Seite wiſſen ſie, daß dem armen Schäfer der Unterricht gefehlt hat, deßhalb erheben ſie die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und ſetzen die Praxis unter die Theorie, indem ſie behaupten, daß ächte Erfahrung ſich nur durch Bücher erringen laſſe, und wollen demzufolge einen Schulpedanten als vollkommenes Muſterbild eines Heerführers aufſtellen.

„Am folgenden Abende verließ El Paſtor mit ſeiner Diviſion die Stadt. Das leichte Truppencorps, woraus die Vorhut beſtand, iſt das furchtbarſte in der ganzen Armee der Königin. Es wurde ganz eigentlich ausgehoben, um gegen die Carliſten in den Engpäſſen zu agiren, wo ihre Behendigkeit, ihre Art, ſich zu ſchlagen, und ihre Ortskenntniß ihnen ein zu großes Uebergewicht über die regulären Truppen geben, welche für offene Gegenden geeigneter ſind. Dieſes Corps zählt nur 800 Mann, theils deſertirte Franzoſen aus den Gränzregimentern, theils Basken, welche der Name des berühmten Chriſtino-Chefs anzog. Ihr Sold beſteht in ſechs Realen oder dreißig Sous täglich.

„Eine ungeheure Summe, bemerkt der Verfaſſer, in einer Gegend, wo die Lebensmittel nichts koſten. Mithin iſt dieß ein deutlicher Beweis, daß die Königin mit ſilbernen Gründen die wankende Treue der Navarreſen unterſtützen muß, die ihre Sache noch nicht ganz und gar verlaſſen haben.“ —

„Dieſe Leute tragen eine Uniform, welche den engliſchen Karabiniers (Rifles) gleichkommt, das heißt: ein grünes Kleid und einen Gürtel mit Cartouchen, der in der Mitte des Leibes zugeſchnürt wird. Ihr Gewehr iſt leichter, als das der Linientruppen. Man nennt ſie Chapelgorris, auf baskiſch: „Rothe Mützen“ wegen der Farbe ihrer Kopfbedeckung, welche ſie von den Carliſten unterſcheidet. Dieſe letzteren tragen blaue Mützen, ganz ſo wie jene der Schotten an der Gränze. Die Soldaten der regulären Regimenter waren beſonders der Schönheit ihres Wuchſes wegen merkwürdig. Was ſoll ich aber von ihrer Equipirung ſagen? Selbſt die Offiziere trugen Röcke, die mit Stücken von allen Farben, Größen und Geſtalten geflickt waren.

„Ein merkwürdiger Fall zeige uns, wie die Städte, welche in der Gewalt der Königin ſind, von den Carliſten blokirt werden. Zwölf Stunden nach dem Abmarſche dieſer Diviſion von 3,200 Mann wußte noch Niemand in Toloſa, zu welcher Seite ſie ſich hingewendet hatte. Die Straße führte zwei Meilen von der Stadt nach einem Kreuzwege.

Die allgemeine Meinung war, daß El Paſtor ſich rechts gewendet hatte nach der Seite von Ascoytia, während er in der That aber links den Weg nach Villafranca eingeſchlagen hatte, aber kein einziger Einwohner war kühn genug, ſich bis zu dem Kreuzwege hinzuwagen, um der Wahrheit ſo auf die Spur zu kommen. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß dieß in allen Städten der Fall war, welche die Chriſtino's beſetzt hielten. In San Sebaſtian gleichfalls, wo man eine Garniſon von mehr als **1000** Mann hat, iſt es nicht klug gehandelt, ſich mehr als auf Schußweite von der Citadelle zu entfernen. Andern Tages, als Jaureguy Toloſa verlaſſen hatte, rückte dort das Hauptcorps der conſtitutionellen Armee, unter Rodil's unmittelbarem Befehl, ein.

„Rodil iſt ein ſchöner Mann, ungefähr zwei und vierzig Jahr alt. Seine bleiche Geſichtsfarbe läßt noch mehr die faſt römiſche Regelmäßigkeit ſeiner Züge hervortreten, und in ſeinem kalten und ſtolzen Auge malt ſich Strenge. Hauptſächlich findet ſich in dieſem Geſichte ein ſtark charakteriſirter Ausdruck von Entſchloſſenheit; aber an der Plumpheit der Contoure um Mund und Kinn kann man ſich nicht des Argwohns erwehren, daß dieſer ſtoiſchen Eigenſchaft die Belebung durch Thatkraft mangelt: es iſt ein Mann, der gern auf ſeinem Poſten ſtürbe, der aber keinen Fuß rührt, um ſeinen Gegner beſſer treffen zu können.

„Das Kleid der ſpaniſchen Generale iſt, wie wir ſchon geſehen haben, blau mit reich geſtickten Kragen und Aufſchlägen. Rodil trug, als ich ihn ſah, nur einen Stern; er ſoll aber mehr Sterne und Kreuze haben, als irgend einer in Spanien. Sein Ruhm datirt aus den amerikaniſchen Kriegen; beſonders erwähnt man ſeine Vertheidigung von Calao zu Gunſten der königlichen Armee. Man behauptet, daß er dieſe Feſtung nicht eher übergab, bis weder Maus noch Ratte darin waren, Suppe oder Braten zu liefern. Uebrigens ſchlägt Rodil ſelbſt ſeine militäriſchen Talente nicht gering an. Vielmehr iſt er ſo übermäßig ſtolz darauf, daß er ſich für einen zweiten Bonaparte hält. In der That ſieht er ihm in einem Stücke ähnlich. Er trägt nämlich einen dreieckigen Hut nach dem Muſter desjenigen, den der Sieger von Auſterlitz unſterblich gemacht hat, und er ſetzt ihn eben ſo auf, wie der große Mann den ſeinigen auf die kaiſerliche Stirn zu drücken pflegte. Rodil oder Napoleon II. ſaß, als ich ihn ſah, auf einem Maulthier, das ein feines ſeidenes Netz bedeckte. Hundert Mann leichter Cavallerie, in guter Haltung und wohl equipirt, folgten ihm. Aber die Infanterie, die dann kam, erregte Mitleid. Nie ſah ich eine Truppe in einer elenderen Lage. Faſt Alle waren in eine Art von

grauem Oberrock gekleidet, der theils in Fetzen geriſſen, theils mit fremdartigen Flecken ausgebeſſert war. Die Pantalons waren alle bis zum Knie aufgeſchlagen, wahrſcheinlich um die nervigte Beſchaffenheit der Waden zu zeigen, denen die Sonne ihren ſchwärzenden Stempel aufgedrückt hatte. Einige trugen Kamaſchen, nie aber bemerkte ich etwas, das einem Strumpfe ähnlich ſah. Die Glücklichſten konnten ſich mit einer zuſammengeſetzten Fußbekleidung brüſten, halb Schuhe, halb Sandalen, ſo daß ſie, um ihre Unparteilichkeit an den Tag zu legen, den einen Fuß dem Sandalenſyſtem, den andern dem Schuhſyſtem gewidmet hatten. Nachdem ich den Zuſtand der Dinge wohl erwogen, überraſchte es mich nicht mehr, ſo viele Hinkende zu erblicken. Viele waren auch verwundet, und ſchleppten ſich mühſam mit ihren Waffen dahin.

„Mit der Arrièregarde kam die Bagage, von 300 Maulthieren, nicht mehr, nicht weniger, getragen. Dieſer Luxus überraſchte mich als Gegenſatz zu der Einfachheit Jaureguy's, der nur 20 für ſeine ganze Diviſion hatte. Rodil's Armee beſtand damals aus der dritten und fünften Diviſion, unter den Befehlen der Generale Cordova und Bedoya, und belief ſich, außer dem gewöhnlichen Gefolge einer Armee, auf 7,500 Infanteriſten und 300 Pferden. Die ganze Artillerie beſtand aus zwei kleinen Stücken, höchſtens 50 Zoll lang, deren jedes ein Maulthier trug. Die Lafetten und Pulverkaſten machten die Ladung zweier anderer Thiere aus, die von Kanonieren escortirt wurden.“

Von Toloſa marſchirte dieſe Armee, die dem Kaiſer von Marocco oder Tombuctu Schande gemacht haben würde, auf Ascoytia, wohin unſer Touriſt ihr tapfer folgte. In dieſer Stadt ward es ihm eben ſo ſchwer, als in Toloſa, ſich eine Wohnung zu verſchaffen. Die Gaſthöfe waren voll. Endlich verdankte er es ſeinem engliſchen Namen, eine Wohnung bei einem Kaufmann zu finden, der jedoch eine ſo ſeltene Uneigennützigkeit an den Tag legte, daß er für ſeine Gaſtfreundſchaft keine Entſchädigung empfangen wollte.

„Mein Wirth bewohnte das ganze Haus. Im Erdgeſchoſſe befand ſich der Laden, wie es recht und billig war. Das erſte Stockwerk hatte er ſeiner Familie aufgehoben, und um zu verhindern, daß ſie nicht beläſtigt würde, bewahrte er ſelbſt ſorgfältig den Schlüſſel; auch fand ich ſtets die Thür verſchloſſen. Ich mußte alſo in die obere Etage ſteigen, denn mich drängte es, die Ruhe zu ſuchen; die quaſi himmliſchen Regionen, wohin ich nun gelangte, waren damals der Aufenthalt zweier Generale, die dort einquartirt waren; des Generals Bedoya, Commandanten der fünften Diviſion, und ſeines Freundes, des Generals Iriarte. Die Anhänglichkeit dieſer beiden Männer iſt zum Sprichwort

in der Armee der Königin geworden; doch iſt es ſchwer, für Damon und Pythias ſo verſchiedene Manieren und Aeußeres zu finden. Don Romano Gomez Bedoya wird für den ſchönſten Mann der ſpaniſchen Armee gehalten, und iſt höchſtens 38 Jahre alt. Sein Wuchs iſt hoch, ſeine Züge edel, ſeine Geſichtsfarbe bleich und ſein Blick durchdringend. Die Natur wollte in dem ganzen Menſchen den Stempel des Edelmanns ausdrücken (Gentleman). Frei, leicht, lebhaft, liebenswürdig, gewöhnlich ſehr volksthümlich; mit einem Worte, ſeine Eigenſchaften eignen ihn, eben ſo auf dem Schlachtfelde zu glänzen, als in einem minder gefährlichen Kriege. Wenn aber die öffentliche Meinung es ziemlich laut verkündet, daß der verführeriſche Bedoya das Lächeln der Damen auf ſich zu ziehen wußte, ſo hat er dieſe Gunſt mindeſtens doch nicht erlangt, ohne ſie durch Anſtrengung verdient zu haben. Mitten unter zerriſſenen, zerfetzten und abgenützten Kleidern, welche die plebejiſchen Körper ſeiner Umgebung einhüllten, glänzte die Uniform des ſchönen Generals neu und prächtig. Auf dem Kragen, auf den Aufſchlägen und an den Enden der Schöße, ſo wie längs der Bruſt prächtig geſtickt, ſchmiegte ſie ſich ungemein zierlich ſeinen eleganten Umriſſen an. Man ſah, daß er eine große Sorgfalt darein geſetzt hatte, nichts von ſeinen natürlichen Vortheilen verloren zu geben. Sein Federhut war mit einer Treſſe eingefaßt nach Art der napoleoniſchen Marſchälle, und wurde mit Koketterie von einem ſchwarzen Bande unter dem Kinne feſtgehalten, wie es einige petits maitres des letzten Jahrhunderts zu tragen pflegten. Im Ganzen ſieht Bedoya wie ein Fant aus, welches ſich freilich ſchlecht zu ſeinem Alter paßt. Um aber dieſe harmloſe Lächerlichkeit wieder gut zu machen, ſind ſeine Manieren ſo frei, ſo ungezwungen, ſo zuvorkommend, daß Niemand, ſelbſt wenn er es verſucht, über den Dandy zu ſpotten, von dem Manne ohne Achtung und Lob zu ſprechen wagen wird.

Daſſelbe findet bei ſeinem Gefährten Don Firmin Iriarte nicht Statt. Dieſer iſt ein Mann von 50 Jahren, eher klein als groß und vierſchrötig gebaut. Sein Geſicht iſt rund, gemein, mit dicken Augenbrauen, welche dem mißtrauiſchen Blicke ſeiner Augen viel Härte verleihen. Ein Kleid, das, ſtatt aller Zierde, kleine koniſche Kupferknöpfe hat, und ein lackirter Czako mit hohem Kopfe, fügen eben keinen neuen Reiz ſeinem Aeußern zu, welches keine Bewunderung zu erregen im Stande iſt. Wenigen Individuen im Heere iſt es minder geglückt, als ihm, ſich eine Partei zu ſchaffen. Grob und dumm, das ſind die Eigenſchaften, die man ziemlich allgemein ihm beilegt. Uebrigens iſt er ein tüchtiger Soldat, und keine beſtimmte Klage gegen ſeine Aufführung, keine Beſchuldigung der Grauſamkeit konnte ihn

treffen. Welcher Urſache iſt daher ſeine Unpopularität zuzuſchreiben, die ſo ſeltſam mit dem ganz entgegengeſetzten Rufe ſeines Freundes contraſtirt? Ich verſäumte es nicht, mich darüber aufzuklären.

„Der Schlupfwinkel, wohin ich mich geflüchtet hatte, um einen Augenblick auszuruhen, war ein Winkel des Corridors, welcher beide Theile des Gebäudes verband, nämlich die Façade und den Hintertheil. Die Zimmer Bedoya's gingen auf die Straße, Firmin Iriarte bewohnte die andere Seite. Wenn ſie ſich beſuchten, ſo mußten Beide durch meinen Corridor paſſiren. So oft Bedoya an mir vorüberging, ſpendete er mir Gruß und Lächeln, Iriarte aber ſenkte den Kopf, wie ein gereizter Stier, und warf mir einen finſtern Blick zu, der mir das Zuſammenziehen ſeiner Augenbrauen deutlicher machte, ohne mir ſonſt im Geringſten das kleinſte Zeichen von Höflichkeit und Aufmerkſamkeit zu ſchenken. In England wäre die Sache erträglich geweſen, da ſie nicht gegen die Gebräuche verſtößt, aber in Spanien, wo noch immer, wie Gil Blas that, tief gegrüßt wird, erſcheint eine ſolche Art als unausſtehliche Grobheit, und dieſe iſt es allein, welche Jedermann von einem Menſchen entfernt hält, dem durchaus keine Unmoralität oder Bosheit zum Vorwurf gemacht werden kann.“ —

— Nun folgt die Beſchreibung eines ſpaniſchen Nachteſſens, wo gewöhnlich um zwölf Uhr ſchon zu Mittag geſpeist wird. Lykurg's Mäßigkeit ſelbſt würde über dieſe Einfachheit den Sieg nicht davon getragen haben. Ein Wort genügt, die Tafel zu ſchildern. Der erſte Gang beſtand aus Käſe, der zweite noch einmal aus Käſe, der dritte gleichfalls aus Käſe. Zwar gab es noch hin und her einige Verbindungsgerichte, wie zum Beiſpiel einige hin und wieder zerſtreute Schnittchen Brod, wenige harte Eier und Ueberbleibſel eines Huhns, aber der Hauptbeſtandtheil der biscayſchen Nahrungsmittel behielt immer den Vorrang, und verband die Phaſen des Mahls zur charakteriſtiſchen Einheit. Dies wird übrigens erzählt, ohne der Gaſtfreundſchaft des Kaufmanns zu nahe zu treten. Um auf ihn zurück zu kommen, muß man nicht vergeſſen zu erzählen, daß er zu Philadelphia erzogen worden war.

— „Mein Wirth hatte zu lange in den vereinigten Staaten gewohnt, um dort nicht von den Lehren des Radicalismus durchdrungen worden zu ſeyn. Auch gehörte er zu den heftigſten Feinden des Don Carlos, nicht als ob er ſehr feſt der Königin ergeben geweſen, ſondern er geſtand es ſelbſt, daß er ein Republikaner ſey. Er war lange aus Klugheit gezwungen, ſeine Geſinnungen zu verbergen, und ſchien Erleichterung darin zu finden, ſie ſorglos vor einem Fremden auszuſchütten. Sein Geſpräch war daher politiſch. Nach ihm war die Sache des

Don Carlos ohne Zukunft. Die Prieſter waren ihm nützlich, das iſt wahr, indem ſie für ſeine Rechnung unwiſſende Bauern aufwiegelten, aber dieſe Intervention der Geiſtlichkeit trug mehr als Alles dazu bei, ihm die mittleren und aufgeklärten Klaſſen zu entfremden, denn dieſe fürchteten mehr, als Alles, die Wiederherſtellung der geiſtlichen Macht und die Wiederkehr jener grauſamen und unzüchtigen Scenen, welche der weite Mantel der Inquiſition mit ſeinem Schatten überdeckte. Was die konſtitutionelle Sache anging, ſo haben die Verſchwendungen der Königin Mutter viele Leute verſcheucht, die ihr hätten günſtig werden können. So ſprach zum mindeſten der Handelsmann von Ascoytia. Im Uebrigen ſchloß er zum Vortheil der Republik. Dies wäre nach ihm das einzige Mittel, Spanien von der Bigotterie der einen Partei und dem Günſtlingsſyſtem der andern zu befreien.“

Am andern Abende ſetzten ſich die Truppen in Marſch, und der engliſche Touriſt reiste ab zu gleicher Zeit mit Don Gomez Bedoya. Zwei Tagemärſche von Ascoytia erreichte die Armee und ihr improviſirter Geſchichtſchreiber, Eybar, die einzige Stadt in den baskiſchen Provinzen, welche der Sache der Königin ergeben iſt. Einer ihrer eifrigſten Anhänger war zu jener Zeit ein gewiſſer Don, bei welchem unſer Engländer ſo glücklich war, eine Wohnung zu finden.

„Ich fand in dem Salon den Oberſten F., der vor mir angekommen war. So wie ich eintrat, kredenzte mir eine holde Hebe von höchſtens ſechszehn Jahren Eiswaſſer, Citronen und Zucker, welches in Spanien die gewöhnliche Bewillkommung iſt. Kurze Zeit darauf trat der Oberſt St. Y. zu uns, der von der franzöſiſchen Regierung zur Armee der Königin geſendet worden war. Wir wechſelten einige Worte. Dann wollte der Franzoſe meinem Beiſpiele folgen und ſich zur Limonade bekennen, da es aber an Citronen fehlte, ſo wollte er einem kleinen Menſchen, der ſich um uns herum drehte, den Auftrag ertheilen, welche zu holen, da er ihn für einen Haushofmeiſter nahm, als der Oberſt F. es zur rechten Zeit gewahr wurde und ihm denſelben als den Herrn vom Hauſe vorſtellte, als einen Edelmann voll prachtvoller Titel, als den Don Eugenio Aroſtegui von . . . . . u. ſ. w.

„Ich muß es geſtehen, daß von Allem, was mir in Spanien begegnet war, mich nichts ſo ſehr als dieſer bizarre Zufall frappirte. Meine Ideen über Spanien und ſeine Einwohner hatten ſich vor dieſer Epoche lediglich nach der Lectüre des Don Quixotte und des Gil Blas gebildet. Der Typus des ſpaniſchen Dons war in meiner Einbildungskraft aus den vereinigten Zügen des Hauptmanns Chinchilla und des Ritters von La Mancha zuſammengeſetzt. Ich darf nicht erwähnen, daß ich wohl vorausſetzte, er habe dem ſiebzehnten Jahrhundert ſein

Digitized by Google

Wamms, ſeinen Mantel, ſein Schwert und ſeinen Schild überlaſſen, welche meine vorzugsweiſe geliebten Autoren ſo maleriſch beſchrieben, aber ſelbſt im neunzehnten ſollten ſie ihre impoſante Statur, die ſtolzen und edeln Züge, die würdige und ernſte Haltung ihrer Vorältern noch behalten.

„Wie groß war alſo meine Ueberraſchung, als die Worte des Oberſten mir als Repräſentanten der alten Hidalgos den kleinen unbedeutenden Kerl bezeichneten, der ſeit einer Viertelſtunde ſchon ſich in Courbetten und Kratzfüßen erſchöpfte. Man ſtelle ſich eine Art von Zwerg vor mit einer gelblichen Geſichtsfarbe, mit blitzenden Augen und einer Naſe, deren Beſchaffenheit und Farbe auf den erſten Blick die hiſtoriſchen Kupferminen des Kapitäns Knochdunder in's Gedächtniß rief. Um das Maaß zu füllen, trug dieſe proſaiſche und groteske Figur eine farbige Halsbinde, ein gigantiſches Jabot und war angethan mit einer Art von kurzer Jacke, wie ſie des Morgens die Lakaien in Paris und London zu tragen pflegen. Doch wollen wir dem guten Don Eugenio ſein lächerliches Aeußere verzeihen, denn er war uns allen ein trefflicher Wirth voller Aufmerkſamkeiten.“

II.

Die Kathedrale von Cordova.

Cordova, 3. Mai 1835.

Wenn man nach Cordova reiſte, lediglich um die Kathedrale zu ſehen, ſo würde man ſehr recht haben. So viele Denkmäler ich auch geſehen, keines hat mir ſo einzig in ſeiner Art geſchienen, als dieſes. Es gleicht einem Walde, auf den man ein Dach geſetzt hat. In der Mitte dieſes dunkeln Waldes von granitenen Bäumen erheben ſich architektoniſche Maſſen, unregelmäßig zerſtreut, welche verſchiedenen Fabriken gleichen, die in einem Parke liegen. Dieſe Maſſen ſind der Dom, der Chor und die Seitencapellen der Kirche. Ich betrachtete das Monument mehr aus dem hiſtoriſchen Geſichtspunkte, denn als Bauwerk. Als ſolches iſt es nicht hoch genug für ſeine ungeheure Breite und Länge. Die Ringmauer der Kirche dient der Stadt Cordova als Promenade, mit Ausnahme, daß die Baumſtämme von Mar-

mor und der Himmel von Gold iſt, und die Steine wie ein Stoff geſtickt ſind.

Einem ſolch' bizarren Gebäude gegenüber iſt es natürlich, daß die Geſchichte die Oberhand gewinnt und die Kunſt in den Hintergrund drängt. Der Genuß, den wir empfinden, entſpringt mehr aus der Reflexion, als aus der Imagination; was man vor Augen hat, iſt das Reſultat einer Vermiſchung der Jahrhunderte, der Völkerſchaften, wie es kein zweites in der Welt gibt. Der Katholicism hat in Cordova für den Mohamedism gethan, was er in Rom für den Pantheism that: er hat eine Moſchee genommen, und hat ſie zu Kirche geweiht.

Aber dieſe Moſchee war ſchon, bevor ſie Kirche ward, die Erbin zweier Tempel: eines römiſchen Janustempels und einer chriſtlichen Kathedrale unter den gothiſchen Königen. So viele Metamorphoſen haben nun eben das ſeltene Denkmal hervorgebracht; man kann es genau beſchreiben, ohne deſſen ungeachtet eine Idee von dem Effecte zu geben, den es hervorbringt. Wer ſollte glauben, daß die Architektur mit ihren ſo poſitiven Regeln, mit ihren ſo feſt geſtellten Berechnungen, ihren gegebenen Linien und abſoluten Bedingungen beſſer als irgend eine andere Kunſt, die Verwirrung, das Unſtäte, das Geheimniß der Leidenſchaften ausdrücken könnte? Und das ſieht man hier verwirklicht. Ich habe über dieſes Problem nachgedacht, ſo lange ich in der Kathedrale von Cordova war.

Die Moſchee wurde gebaut von Abderamen im achten Jahrhundert, ſpäter haben die Spanier den Boden erhöht, indem ſie ihn mit einem Pflaſter von Ziegeln bedeckten, die ſchlecht mit der Pracht des Monuments übereinſtimmen. Die Baſis der Säulen bleibt unter dem modernen Pflaſter begraben, und dieſes macht, daß der obere Theil derſelben an Eleganz und Leichtigkeit verliert.

Die Moſchee des Abderamen war, wie man ſagt, zweimal größer, als die gegenwärtige Kathedrale; aber nichts rechtfertigt die Uebertreibung der ausſchließlichen und unſinnigen Bewunderer des arabiſchen Volkes.

Die jetzige Kirche hat ſechs hundert zwanzig Fuß in der Länge und vier hundert fünfzig in der Breite, ſie hat neun und zwanzig Schiffe in der Länge und neunzehn in der Breite. Nahe an tauſend Säulen (ich glaube, man zählt deren neun hundert und ſechzig) tragen das Gewölbe; alle ſind von koſtbarem Marmor; es gibt deren ſelbſt von Jaſpis. Ihr Durchmeſſer iſt ein und einen halben Fuß, und die Höhe fünf und dreißig. Das ganze Gebäude iſt ein langes Viereck, deſſen eine Seite ſich nach einem ungeheuern Kloſter öffnet, das einen weiten Hof umgibt. Unter dem Pflaſter dieſes Hofes iſt eine gewölbte Ciſterne.

Bevor man in die Kirche eintritt, muß man in dieſem Kloſter umher gehen, welches der Kathedrale als Vorhof dient. Man findet hier Orangenbäume von ungeheurer Dicke und großem Alter. Man ſagt, ſie ſeyen zu den Zeiten der mauriſchen Könige gepflanzt worden. Aus dieſem unbedeckten Boskett tritt man in einen finſtern Wald, nämlich die Kirche ſelbſt, wo man bewundernd ſtehen bleibt. Das Sanctuarium hat ein Dach, und dieſes iſt auf den erſten Blick das einzige Merkmal, wodurch es ſich vom Garten unterſcheidet. Von allen Tempeln, die ich geſehen habe, verſinnlicht dieſer am meiſten die Eindrücke der Natur. Es iſt aber eine Feen- und Genien-Natur, eine Natur aus Tauſend und einer Nacht. Man denke jedoch hier nicht an eine Kathedrale; es iſt ein morgenländiſches Blumenbeet, es iſt der Pallaſt irgend einer Favorit-Sultanin; aber Abends fühlt man, daß die Feerie ſich in Religion verwandelt hat; in ſolcher Stunde der Betrachtung werden die arabiſchen Mauern, deren Zierathen im Schatten verſchwinden, nur zu Umgränzungen eines fantaſtiſchen Monuments, das ſich in ein chriſtliches Heiligthum verwandelt hat. Aus allen dieſen Widerſprüchen entſpringt etwas Unausſprechliches, welches auf die Seele einen Eindruck macht, den man nirgend anders empfindet. Man erwartet hier ein außerordentliches Schauſpiel, etwas Erſtaunendes, Wunderbares, und erſt wenn man ſieht, daß ſich nichts ereignet, kommt man zu ſich ſelbſt zurück. Man ſtelle ſich eine Esplanade vor, geziert mit neun hundert ſechszig antiken, wenig erhöhten Säulen, alle von verſchiedenem Marmor, die einen doppelten Rang durchbrochener mauriſcher Bogen tragen, und die Decke mit koſtbarem Holze getäfelt; ſo zeigt ſich auf den erſten Anblick die Kathedrale von Cordova.

Aus der Mitte dieſes Labyrinths erhebt ſich der Dom; dieſe Kuppel verdirbt ein wenig den Geſammteindruck des Gebäudes, weil ſie modern iſt; aber die mauriſchen Bogen, die ſie bis zu einer großen Höhe tragen, ſchienen mir von bewundernswerther Kühnheit. Uebrigens ſind ſie mit ſehr feinen und eleganten Moſaiken geſchmückt. Der Choraltar und der Dom wurden zu den Zeiten Karl V. erbaut. Siebzehn Thore führen in die Kathedrale; ſie ſind mit ſehr ſchön gearbeiteten Bronzen bedeckt. Nahe bei dem Dome befindet ſich der Chor der Domherren, der ein koſtbares Monument verſchließt. Dieſes ſind die in Holz geſchnittenen Stühle, deren jeder in einem Felde einen Gegenſtand des alten Teſtaments darſtellt. Ein Künſtler in Cordova, Don Pedro Duque Corneja, hat ſie in zehn Jahren vollendet. Unweit von dieſem Chore iſt des Künſtlers Grabmal; ihm gegenüber der Hauptaltar, der keineswegs die Harmonie des Tempels ſtört, und

dieſes iſt ein großes Lob. Es gibt eine ſolche Menge Kapellen, daß ich ſie weder zählen, noch ihren Namen behalten konnte. Doch hat eine jede ihren Charakter, und eine jede verdient ihre beſondere Beſichtigung. Aber die Zeit ſcheint dem Reiſenden kürzer als andern Menſchen zu ſeyn, und das Monument, welches ich hier beſchreibe, iſt eine Welt.

Man findet hier gute Gemälde, aber nicht eines ſchien mir von einem erſten Meiſter. Die Kirche ſteht unter dem Schutze des heiligen Cyklus und der heiligen Vittoria, Geſchwiſter, die in Cordova den Märtyrertod erlitten. Ein ziemlich gutes Bild ſtellt dieſes Martertbum dar. Es befindet ſich in einer der Hauptkapellen. Am meiſten ergriff mich eine Art Zelle, in rein mauriſchem Geſchmacke, wo noch Alles ſo gelaſſen iſt, wie es zu den Zeiten der Mauren war. Die Chriſten haben nur einen Altar und ein Grabmal hinzugefügt. Arabiſche Inſchriften in Moſaik ließen mich meine Unwiſſenheit bedauern, und dennoch fügt dieſe Unwiſſenheit ein vages Intereſſe dem Erſtaunen bei, welches die Ueberbleibſel dieſer profanen Gebäude erregt, die von den Beſiegern der Ungläubigen beſchützt und durch das Zeichen unſers Glaubens geheiligt wurden.*) Hier bewahrten die Mauren ein Original des Korans. Man erzählte uns ſehr ernſthaft in Cordova, daß ſie Spanien noch jetzt einen jährlichen Tribut zahlen, damit man nicht die Meſſe in ihrem verlaſſenen Heiligthum leſe.

Von welchem Punkte aus man auch das Innere dieſer Kathedrale betrachten mag, ſo iſt man immer gewiß, ein pittoreskes, belebtes, originelles wie durch Zauberei erhelltes Tableau zu erhalten. Dies iſt reine Poeſie. Das Licht fällt nämlich in die Kirche durch die Menge der kleinen Dome, die dem Gebäude eben ſeine orientaliſche Phyſiognomie ertheilen.

Ein Volk von Bettlern folgte uns; dieſe Geſtalten ſchienen abſichtlich hieher gekommen zu ſeyn, um uns Studien à la Murillo zu liefern. Valencianiſche Bauern in ihrem bunten Koſtüm belebten dieſe Gruppen. Dieſe Leute gehen den Sommer nach Andaluſien, um das Land zu bebauen. Sie tragen griechiſche Sandalen; das ſind Sohlen von ſehr harter Wolle, zwei Drittel eines Zolles dick, durch Riemen auf antike Weiſe feſt gebunden. Andere haben ein Stück Leder um den Knöchel des Fußes mit Stricken gewickelt; die Wade iſt nackt; die Beinkleider weit und kurz bis zum Knie, welches ſie bloß ſehen laſſen, wie die neapolitaniſchen Fiſcher; doch nähern ſie ſich mehr

*) Als der heilige Ferdinand die Stadt Cordova im Jahr 1236 von den Mauren eroberte, war es das erſte, daß er die Moſchee reinigte und ſie Gott weihte.

dem ſchottiſchen Schurz oder der griechiſchen Fuſtanella. Ein Mantel von ſchreiender Farbe wird über eine kurze runde Jacke von blauem Sammet geworfen, die um die Hüfte mit einer roth ſeidenen Binde befeſtigt wird. Dieſe Kleidung iſt leicht, ſeltſam und dem Klima am angemeſſenſten.

Dieſe halb wilden Menſchen knien mit einer tiefen Andacht in den geheimnißvollen, ich möchte ſagen wollüſtigen Winkeln der chriſtlichen Moſchee. Der Abend kam; ſie antworteten aus der weiten und dunkeln Ferne den Stimmen der Chorherrn, die aus dem Dome tönten. Wer könnte dieſe Scene beſchreiben? Das Traurigſte für den Reiſenden iſt, wenn er fühlt, daß das, was er ſagt, nie die treue Darſtellung von dem erreicht, was er geſehen hat.

Man zeigt dem Reiſenden auf einer der Marmorſäulen ein eingegrabenes Kreuz, welches nach der Sage ein armer Chriſtenſklave, den die Mauren hier angeſeſſelt hatten, mit den Nägeln eingegraben haben ſoll. Man muß ſich viele Dinge einreden laſſen, ehe man ſich hievon zur Rührung oder zum Erſtaunen hinreißen läßt. Zuerſt muß man glauben, daß die Sache möglich ſey; dann muß man glauben, daß die Mauren die Chriſten in ihren Moſcheen ankettete; und wenn man das Alles glaubt, wird man auch an Wunder glauben und glücklich ſeyn.

Beim Hinausgehen aus der Kirche führte man uns nach der biſchöflichen Reſidenz. Ein Haushofmeiſter näherte ſich uns mit ernſter und geheimnißvoller Miene. Der Prälat hielt eben Sieſte. Er hat 400,000 Piaſter jährliches Einkommen. Er iſt von geringer Herkunft, und nur durch ſeine Talente geſtiegen. Die Konſtitution der ſpaniſchen Geiſtlichkeit iſt republikaniſch; die hohen Prälaten der ſpaniſchen Kirche ſind ſowohl durch ihre Sitten als durch ihre Kenntniſſe viel ehrwürdiger, als die gewöhnlichen Pfarrer.

Der Garten des Biſchofsſitzes von Cordova iſt ein Boskel von Orangenbäumen, mit Blüthen und Früchten bedeckt. Dieſer himmliſche Aufenthalt wird beſtändig von Springbrunnen erfriſcht. Von der einen Seite begränzt ihn der biſchöfliche Pallaſt, von der andern ein mauriſches Schloß, welches früher das Inquiſitionstribunal war, ſeit zehn Jahren aber in ein Gefängniß verwandelt wurde. Nur die nicht breite Straße trennt dieſen furchtbaren Ort von dem entzückenden, wo ich in träumeriſcher Wolluſt einen Theil des Tages zubrachte.

Der Name „Inquiſition“ flößte mir die Luſt ein, die Kerker des heiligen Amtes zu ſehen; allein der Beſitzer meines Gaſthofs ſagte mir mit einer ernſten und furchtſamen Miene, daß ich mich ſehr verdächtig machen würde, wenn ich auf dieſem Vorhaben beſtehen wollte.

Er fügte hinzu, daß der alte Pallaſt der Inquiſition in dieſem Augenblicke viele Liberale umſchließe; daß meine Ankunft in Cordova bereits die Aufmerkſamkeit der Polizei auf ſich gezogen habe; daß ihre Spione mir überall folgten, und wenn ich jetzt noch von dem Gefängniß ſprechen würde, man ſogleich argwöhnen möchte, daß ich mit den Feinden der Regierung unterhandeln wollte. Hierauf gab ich meinen Wunſch auf, die Gefängniſſe des heiligen Amtes zu ſehen, und ſah mich genöthigt, gegen jede feindſelige Anſchuldigung zu proteſtiren; als aber mein dienſtfertiger Wirth hinausgegangen war, ſo fragte ich mich ernſtlich, warum man die Inquiſition unterdrückt habe. Man muß geſtehen, daß ſie ſehr vortheilhaft erſetzt iſt; die halb fromme, halb politiſche Polizei iſt, wie man ſie auch benennen mag, eines der nothwendigſten Elemente der ſpaniſchen Regierung.

Cordova iſt, als Stadt betrachtet, häßlich; das Pflaſter, beweglich und nicht zuſammenhängend, hindert in dieſer Jahreszeit am Gehen. Die Straßen voll rollender Steine ſind überdies mit Maulthieren und Eſeln angefüllt, die mit grünem Getraide beladen ſind, welches in den Straßen und auf den Plätzen verkauft wird. Dieſe Waare macht nun vollends die ganze Stadt ſchmutzig, die dadurch das Anſehen eines großen, von allen Seiten offenen Stalles bekommt.

Das Koſtüm der Männer iſt oftmals ſehr gewählt; ſie tragen den allgemein üblichen ſpaniſchen Hut, die andaluſiſche Weſte von Tuch oder Sammet mit Stickereien und Schnüren, eine kurze, enge, geſtrickte Hoſe mit einer Reihe Knöpfe vom Gürtel zum Knie und reich geſtickte Lederkamaſchen dazu. Es gibt kein Mittelding zwiſchen dieſem zierlichen Anzuge und den maleriſchen, doch nicht immer aneckelnden Lumpen der Armen. Wir ſahen den Bolero auf einem der Hauptplätze tanzen. Dieſer Nationaltanz wird im Volke nur noch von Männern ausgeführt; auf dem Theater tanzen ihn auch Frauen; hier iſt er aber zu ſehr auf Effekt berechnet und verliert an Originalität. Die Tänzer waren dieſelben Leute, welche am Morgen die heiligen Inſignien trugen bei der Mai-Proceſſion. Sie hatten lebhafte Bewegungen, jedoch ohne Anmuth, und begleiteten ſich mit Caſtagnetten, die ſie zum eintönigen Dudelſack ſchlugen. Viele Leute waren verſammelt, um dieſer wahrhaft ſpaniſchen Unterhaltung beizuwohnen. Auch viele Prieſter waren darunter. Das religiöſe Syſtem verträgt hier trefflich die Miſchung der bei uns ſo genannten profanen Dinge und der heiligen. Die Religion iſt hier die Baſis von Allem; ſie miſcht ſich in Alles, und da ſie von nichts ausgeſchloſſen wird, ſo vermittelt ſie Alles.

Indem ich durch die Volksmenge ſtreifte, bemerkte ich mehre Menſchen in Mäntel gewickelt, unter denen das Ende eines Flinten-

laufs hervorſah; ſo bewaffnet ſich ein Jeder, der die Stadt verläßt, wär' es auch nur auf zweihundert Schritte. Indem ich meinen Gaſthof erreichte, hörte ich das Angelus läuten. Sogleich hörten die Tänzer auf. Alles, auch die Prieſter, entblößte die Köpfe; jeder ſprach ein kurzes, leiſes Gebet, und dann fing ſogleich das Leben wieder an.

Ich ging mir einen ſpaniſchen Hut zu beſtellen; der Kaufmann ſpielte Guitarre und ſang. Ich mußte auf ſeine Antwort warten, bis er den Bolero beendigt hatte; wer die Sache nicht näher betrachtet, müßte glauben, daß die Spanier nur leben, um ſich zu unterhalten. So viel iſt gewiß, daß hier die Arbeit keinen andern Zweck hat, als dem Menſchen die Mittel zu verſchaffen, nichts zu thun. Man könnte ſagen, daß die Regierung das Syſtem hat, Alles zu erſchweren; ſo z. B. beſtehen Zölle im Innern des Königreichs. Nichts kann von Madrid nach Cordova kommen, ohne am Thore unterſucht zu werden, und eine Menge von Gegenſtänden muß Einfuhrzoll zahlen. Dies nennt man hier die Lokalfreiheit ſchützen, und ſich den Mißbräuchen der Centraliſation widerſetzen. Ich hatte mehr von dieſer Zollwirthſchaft auszuſtehen, als von den Scheerereien der Polizei, die jedoch hier, wie überall im Königreiche, die Fremden genug quält. Ich kann ihr keinen andern Namen beilegen, als den einer ſimplificirten Inquiſition. Was die Religion betrifft, ſo hat ſie ſeit lange ſchon nichts mehr mit dieſer frommen Einrichtung zu ſchaffen, die in eine politiſche Maſchine ausgeartet iſt, bei einem halbafrikaniſchen Volke und mit einer orientaliſchen Regierung.

III.

Rita.

Spaniſche Novelle.

Sechs Monate waren verſtrichen ſeit M.'s Abreiſe; er hatte mir häufig Briefe geſchrieben, alle voll Enthuſiasmus und Bewunderung, als ich plötzlich wenige Zeilen aus Madrid von ihm erhalte, die mir melden, er habe einen „ſehr leichten“ Dolchſtich empfangen. „Bald,“ ſetzte er aber hinzu, „werde ich wieder bei Dir ſeyn.“

Dieſe Nachricht erſchreckte mich ſehr. Ich ſah M. in der Sierra, von Schleichhändlern angefallen, halbtodt und nackt zwiſchen den Felſen liegen, oder dachte mir eine Scene der Eiferſucht, was mir

bei meinem leichtfertigen Freund am Natürlichſten ſchien. Ich wurde nicht eher ruhig, als bis ich wußte, M. habe die Bidaſſoa überſchritten. Einige Tage ſpäter empfing ich ihn bei mir. Sein rechter Arm lag in der Schlinge und mein Blick ruhte auf ſeiner verbundenen Hand, ohne daß ich eine Frage darüber an ihn zu richten wagte. Er merkte meine Neugierde, lächelte und begann zu erzählen.

„Hätte ich nicht eine ſo geſchickte Hand, in Piedraita wäre ein Grab mehr.“ — „Piedraita, mein Geburtsort!“ rief ich aus. — „Ja, höre.“

„Du weißt, wie kindiſch ich mich bei meiner Abreiſe freute, Antonio; Du ſah'ſt meine Luſt, als ich nach Spanien reiſte. Ich muß Dir geſtehen, meine Einbildungskraft wurde beſiegt. Es gibt Dinge, die man nur dann begreift, wenn man ſie geſehen hat. Aber ich wollte keine Vergleichungsleiter; ich reiſte ſchnell durch die Königreiche, welche Frankreich von Andaluſien trennen, und ich wollte zuerſt in dieſer bewundernswürdigen Provinz mich umſehen, unter dieſem wunderbaren Himmel, der uns mit einer neuen Klarheit überſchüttet. Dieſe von Wohldüften durchdrungene Atmoſphäre machte mich erbeben, wie der Hauch eines Weibes. Es ſchien mir, daß ich bis dahin nicht gelebt hatte. Das poetiſche Volk, die ſchönen Andaluſierinnen, die ſich ſo geheimnißvoll verbergen, dieſe Menſchen, die nur am Tage ſchlafen, um Nachts zu tanzen und zu ſingen, dieſe Guitarren und Mandolinen, dieſes ganze Daſeyn, gewoben aus Ruhe, Liebe und Harmonie, machte mich närriſch, und ich glaube, wenn ich daran denke, daß ich es wieder werden könnte! ....“

M.'s Auge glänzte. Ich hatte ihn nie ſo ſchön geſehen. Er war etwas bleicher geworden; dagegen aber hatte ſein Geſicht den warmen Ton erlangt, der ſo viel magnetiſche Kraft den ſüdlichen Köpfen verleiht.

M. fuhr fort: „Ich beſuchte Santa Fe ſo voll von Erinnerungen; Sevilla, Jaen, und indem ich durch die Sierra Morena ging, ſah ich Toledo und ſeine reiche Kathedrale, bis ich nach Piedraita kam. Ich ſah das Zimmer, wo Du geboren wurdeſt. Hätt' ich es gewagt, ſo würd' ich nach Deiner Wiege gefragt haben, die ſicher Deine gute Großmutter bewahrt hat.“

Wir tauſchten eines jener milden Lächeln, welche Thränen in ihrem Gefolge haben. „Ich ſage Dir nichts von dem Empfang, den ich bei den Deinigen genoß; ich werde ihn aber nie vergeſſen.“

„Es iſt eine ſchöne Stadt, Freund, Dein Piedraita; die Umgebungen ſind reich, die Stadt iſt reinlich und ſelbſt die ärmere Klaſſe iſt es. Sey es aus Liebe zu Dir, oder zu dem Empfang, der mir

wurde, oder aus einem geheimnißvollen Ungefähr, genug, ich blieb in Piedraita länger, als es ſeine Merkwürdigkeiten verdient hätten, die in einigen ziemlich erhaltenen Ruinen beſtehen, welche die Mauren im Jahr 1020 erbaut haben.

„Eines Tages nach der Sieſte waren wir in einem großen Saale; Deine Großmutter, Deine Baſe und Deine liebenswürdigen Muhmen. Ganz vergeſſen in einem Winkel, horchte ich der lebhaften farbenreichen Converſation der ſpaniſchen Frauen, dem wunderbaren Wiederſcheine der ſo gerühmten arabiſchen Plaudereien. Wie viel mehr ſagt dieſe Sprache, als alle andern! Wie helfen die beſtimmten und bezeichnenden Bewegungen dieſen beredten Zügen nach, worin Alles Poeſie iſt, Alles großartige Leidenſchaft verräth!“

„Plötzlich wird die Thür geöffnet, und eine ganz junge Frau tritt mit leichtem und zugleich ernſtem Weſen herein; Deine Muhmen ſpringen ihr an den Hals, und bald erfahre ich, daß ſie Rita heiße und einen alten, aber reichen Hidalgo geheirathet habe.“

„Rita's Züge zeigten nichts Außerordentliches; nur ihre Augen waren von hinreißender Schönheit. Du kennſt ſie, die Augen, die man nur in Spanien findet. Sie ſprach wenig, und war weder anmaßend, noch verlegen. Mit einem bezaubernden Tone bat ſie mich, von Frankreich zu erzählen. Sie hörte mir aufmerkſam zu; ihr Blick ſchien meinen Worten zu folgen. Ich lobte mein ſchönes Vaterland, unſere Gelehrten, unſere Tapfern; aber erſt nachdem ſie mich nochmals befragte, ſchilderte ich ihr die Frauen von Paris. Sie mögen mir es verzeihen; ich wollte nicht, daß Rita glaube, ich ſey in eine Pariſerin verliebt.“

„Als ich geendet hatte, ſtand ſie auf und ſprach mit einem Blicke: — „das iſt Alles recht ſchön, aber Ihr Franzoſen ſeyd leicht und falſch,“ — und dann fügte ſie mit Nachdruck hinzu: — „Ihr habt keine Religion.“ — Sie ſchlug andächtig ihr Kreuz, umarmte Deine Muhmen und ging fort.“

„Dies ſind alle Umſtände unſerer erſten Zuſammenkunft. . . . Du wirſt wohl errathen haben?“

Ein Nicken mit dem Kopf war meine Antwort.

„Antonio, dieſe Frau hatte mir faſt nichts geſagt, und ich liebte ſie, wie närriſch. Sie war nicht ſo ſchön, wie Deine Muhme Paccecitta, die ich in Madrid geſehen habe, und dennoch liebte ich ſie; aber ihr Auge ſagte Alles, ihre Stirn war ſo breit, ſo weiß, ſo rein; ihre ſchmalen Lippen deuteten auf Energie, ſie war ſo fein gebaut und geſchmeidig, und ſchien dennoch ſo kräftig, kurz, ich liebte ſie, ohne mir von ihrer Schönheit Rechenſchaft zu geben; ich liebte, weil ich ſie liebte.“

„Bald wußte ſie es. Die Frauen Deines Vaterlandes kennen keine Heuchelei, indem ſie uns mit Küſſen bedecken, uns mit Zärtlichkeiten überſchütten, geſtehen ſie uns ihre Leidenſchaft. So liebte mich Rita.“

„Du weißt, Antonio, daß ich bis dahin manche Salon-Bekanntſchaft hatte. Dieſe artigen, verſchwiegenen Liebeshändel, dieſe Leidenſchaften von ſo viel Stunden die Woche, wo Alles im Voraus wohl berechnet wird, ſo liebte Rita nicht. Hätteſt Du ſie geſehen, Du würdeſt jene ruhige und ſtille Frau nicht wieder erkannt haben. Ihr Blick war verändert. Ach! ſie war ſehr ſchön!“

„Siehſt Du,“ — ſagte ſie zu mir, — „ich habe Alles um Dich vergeſſen können, ſelbſt meinen alten Mann, der immer ſchläft. Ich weiß, es iſt Verbrechen! Ach, ich glaube Dich heftiger zu lieben, als wenn ich frei wäre.“ — Dabei lachte ſie, wie ein holdes Kind, ſpielte, ſang, und gleich darauf war ſie wieder traurig und ernſt und weinte; denn es gibt keine Liebe ohne Traurigkeit und Thränen. Sie hatte Gewiſſensbiſſe, Beſorgniſſe; ſie ſprach von der Hölle; das glühende Weib zitterte, wie ein Laub, wenn ſie an die Qualen der Verdammten dachte.“

„Einſt, Nachts, ſagte ſie zu mir: — „Ich liebe Dich, und wenn Du Satan wäreſt, ich müßte Dich anbeten.“ — „O ich bin nicht ganz Satan; aber ich bin ein Jude! . . . .“ — Das Haupt der Meduſa hätte keinen furchtbareren Eindruck auf ſie machen können, als dieſes Wort. Sie ſah einer Sterbenden gleich. Ein wirres Lächeln umſpielte ihre Lippen, und ſie hauchte, mich umarmend, die Worte: — „Du haſt mir ſehr wehe gethan!“ — Am andern Tage ſah ich ſie wieder; aber ſie war finſter. — „Siehſt Du dieſen Lorbeerzweig,“ — ſprach ſie; — „er iſt verwelkt. Dies iſt das Schickſal von uns Frauen. Wir opfern Alles, Ihr nichts, nichts!“ — Hierauf fing ſie an zu weinen.“

„— Rita, Rita, für Dich könnte ich Alles opfern, außer mein Vaterland! . . . .“ —

„— Alles! . . . .“ —

„Ich nickte mit dem Kopfe; ſie ſtieß einen Schrei aus, der mich erbeben machte; ſie zögerte. — „Opfere mir Deinen ſchändlichen Glauben!“ — „Kind,“ — ſagte ich, und Küſſe vollendeten meine Antwort.“

„Bleich und zitternd riß ſie ſich aus meinen Armen. — „Aber ſo bedenke doch,“ — ſchrie ſie, — „daß ich verdammt bin, weil ich Dich geliebt habe, Dich, Jude!“ Sie vergoß einen Strom von Thränen; auf der Stirn ſtrotzten dicke Adern, ihre bleichen Lippen bebten; ſie ſtand auf und ging hinaus. Mehre Abende vergingen, ohne daß ich

ſie ſah. Ich wandte Alles an, nichts wollte glücken. Am Abend vor meiner Abreiſe, die ihr bekannt war, trat ſie in mein Zimmer; ich erkannte ſie kaum, ſo ſehr war ſie verändert. Ich ging auf ſie zu, ſie ſtieß mich zurück; dann ſetzte ſie ſich. Ich wußte nicht, warum ihre Züge mir Entſetzen einflößten. — „Ich komme her,“ — ſagte ſie, — „weil Gott es will. Ich war Dein; jetzt bin ich verloren, weil ich Dich geliebt habe: ſchwöre ab, und ich bin gerettet!.... Aus Mitleid,“ — fuhr ſie dann fort, — „aus Erbarmen! Ich will Dich lieben, ich will Alles verlaſſen, ich will Deine Sclavin ſeyn! Werde Chriſt aus Liebe zu Deiner Rita!“ —

„Ihre Stimme erſtickten Thränen, ihr Auge flehte, ihre Arme umſchlangen mich mit Heftigkeit. — „Rita,“ — erwiderte ich, — „ich werde der Religion meiner Väter treu bleiben!“ —

— „Das hatte er mir wohl geſagt.“ — Sie ſtand auf und ſchritt groß umher.“

— „Schändlicher,“ — ſchrie ſie, — „Du haſt mich betrogen, entehrt; Du haſt mich der Hölle zugeſchleudert und höhneſt mich nun, verfluchter Jude! Aber Du entkommſt mir nicht! Entweder geh'ſt Du als Chriſt oder niemals von hinnen!“ —

„Ich ſtand auf und ſagte mit ſtarker kräftiger Stimme: — „Ich werde von hinnen gehen!“ — Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ſie ſich wie eine Furie auf mich ſtürzte. Ich ſah etwas in ihrer Hand glänzen, ich hielt ihr meine entgegen, und fühlte die Kälte des Eiſens meine Hand durchdringen. Rita ſtürzte erſchöpft zu Boden. Ich wähnte ſie todt. Es dauerte lange, bis ſie zu ſich ſelbſt kam; ſie erwachte wie aus dem Schlaf und fuhr mit der Hand über die Stirn. Bei dem Anblicke meines Bluts ſtieß Rita einen Schrei aus, der mein Herz durchbebte; ſie ergriff meine Hand, trank mein Blut, trocknete es mit ihren ſchönen Haaren, indem ſie dankte und um Gnade bat.“

— „Rita,“ — ſagte ich, — „wer hat es Dir geheißen?“ —

— „Der Pater Inigo .....“ —

„Ich brüllte vor Zorn; ſie auf den Knien hielt meine Hand; es war das Kind voll Liebe wie ehemals. Ihre Augen waren ſanft und ſchön geworden, wie die Augen einer Gazelle, wenn man ſie ſtreichelt.“

„Sie nannte mich ihren Gott; ich glaube, ſie hätte geläſtert, ſo aufgebracht war ſie gegen ihren Beichtvater, der ihr befohlen hatte mich zu ermorden. Sie wollte meine Wunde ſehen, ſie flehte um Gnade, aber mit welcher Stimme! ..... Antonio, es iſt nur zu wahr, ich liebte ſie jetzt noch mehr. Wir trennten uns, als es anfing Tag zu werden.“

„Abends reiste ich aus dem Thore nach Madrid; eine Frau in einer dichten Mantille nahte ſich mir. Ich erkannte ſie wohl; ſie weinte; ſie küßte meine verwundete Hand, übergab mir ein kleines Käſtchen, ſagte mir einige Worte, die ich nicht verſtand; denn auch ich weinte.“

Hier ſchwieg mein Freund; er unterdrückte mit Mühe ſeine Thränen: „Sieh,“ ſprach er, „wie ſchön dieſe Haare ſind!“ Zwei große Thränen rollten langſam über ſeine Wangen hernieder.

Deutſchland.

Wiederaufſtellung der Rudauer Schlachtsäule.

Den 3. Auguſt 1835.

Mitten unter blühenden Auen und geſegneten Feldern erhebt ſich in einer breiten Ebene, von Hügeln und Wäldern umkränzt, eine alte ehrwürdige Säule als Siegesdenkmal einer vor 465 Jahren gewonnenen großen Schlacht, und als Todesmal eines gefallenen vaterländiſchen Helden. Bei dem Dorfe Rudau in Oſtpreußen, vier Meilen von Königsberg und eine Viertelmeile von Cranz entfernt, wo vormals eine feſte Ordensburg prangte, hatte ſich das Heer der Litthauer in feſter Stellung aufgeſtellt. Sie waren vereint mit Ruſſen und Tartaren unter Anführung ihrer Großfürſtin Kynſtutte und Olgjerd mitten im Winter über das mit Eis bedeckte kuriſche Haff eingebrochen. Raub und Brand bezeichneten ihre Pfade. Von dem Quednauer Berg ſah das Ordensheer Flammen und Rauch aufſteigen. Es eilte unter Anführung des Hochmeiſters Winnrich von Kniprode und des Ordensmarſchalls Henning Schindekopf, muthig den Barbaren entgegen. Auf dem Rudauer Felde kam es zur Schlacht. Die aufſteigende Mittagsſonne ſah Tauſende von Erſchlagenen. Da brachte der Ordensmarſchall zuerſt den linken Flügel der Feinde zum Weichen. Später ſchlug der Hochmeiſter den rechten Heereshaufen. Seinen Sieg verfolgend, drängte der Marſchall das fliehende heidniſche Heer in die Gegend des jetzigen Tranßau und Laptau. Hier ſetzte ſich der Feind und verſuchte, Verhaue anzulegen. Aber der tapfere Heerführer gab ihm keine Raſt, ſondern warf die dicht gedrängten Schaaren nieder mit blutigem Gemetzel. Mitten in dieſem hitzigen Kampfe ſank er jedoch ſelbſt tödtlich verwundet vom Schlachtroß. Auf der denkwürdigen Stelle ließ nachher der Hochmeiſter ſeinem Freunde und langjährigen Waffengefährten eine hohe Säule errichten mit einer Inſchrift, beſtimmt, deſſen Namen und Heldenmuth auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen.

Zeit und Witterung hatten den Gipfel der Säule herabgeſtürzt, die Tafeln und Inſchriften mit Schindekopfs Namen und Heldenthaten waren ein Raub muthwilliger Hände geworden. Trauernd ſtand die Säule, dem Umſturz nahe, in den einſamen Feldern, und nur ſelten blickte ein zufällig Vorüberfahrender darnach hin, oder ein Freund der Geſchichte, dem vaterländiſche Erinnerungen heilig ſind.

Vielfältig ſind Vorſchläge und Anregungen zur Wiederherſtellung des merkwürdigen Denkmals geſchehen. Endlich richtete der Vorſtand des Kunſtvereins ſein Auge darauf, und übertrug dem Herrn Stadtrath Degen in Königsberg die gänzliche Ausführung des Geſchäfts. Es wurde beſchloſſen, auf den Gipfel der Säule als Symbol der ſiegreichen Erhebung ein großes Ordenskreuz zu ſetzen, mit dem Adler in der Mitte und dem vergoldeten Lilienkreuz innerhalb, das Ludwig der Fromme zum Denkzeichen ſeiner Huld dem Ordenswappen verlieh. Eine hohe marmorne Tafel ſollte das Piedeſtal zieren, oben in halb erhabener Arbeit das alte Wappen, welches dem Ordensmarſchall im Felde vorgetragen wurde: ein geharniſchter Ritter mit geſchloſſenem Viſier, auf ſeinem Schlachtroß ſitzend, die hohe Lanze mit dem wehenden Fähnlein in der Hand, darunter in eingegrabener goldener Schrift folgende Worte:

AM 17. FEBR. 1370

FIEL HIER ALS SIEGER

UEBER

OLGJERD UND KYNSTUTTE

DES DEUTSCHEN ORDENS MARSCHALL

HENNING SCHINDEKOPF.

Der 3. Auguſt, Geburtstag des Königs von Preußen, wurde zur Wiederherſtellungsfeier und erneuten Weihe dieſes wichtigen vaterländiſchen Denkmals beſtimmt. Der Morgen war heiter und ſchön. Von allen Seiten eilten die Landleute in ihren Sonntagskleidern herbei. In der Mitte des Kreiſes, am Monument, ſtand der Oberpräſident der Provinz, Herr von Schön, der ſich durch die Wiederherſtellung der Marienburg ein unvergeßliches Verdienſt erworben. Die hellſtrahlende Sonne beleuchtete das erneuerte Monument und ſeine goldenen Verzierungen und Inſchriften. Sieben grünende Birken umgaben den Halbkreis der innern Bewährung, mit blühendem Weißdorn bepflanzt. An der vordern Seite des Eingangs ragten rechts und links zwei

ſtattliche Trophäen empor, von alten Rüſtungen und Waffen gebildet Chriſtliche Schwerter, heidniſche Streitäxte und Schlägel von ſeltſamer ſtachlichter Form durchkreuzten ſich, größtentheils auf dem Rudauer Schlachtfelde ausgegraben, oder aus der Alterthumsſammlung des königlichen Archivs zur Feier des Tages mitgetheilt. Dazwiſchen Kränze und Vaſen von grünendem Laubwerke. Neben der Säule wehten drei Fahnen mit dem Landwehrkreuz auf der Spitze, und den Inſchriften Rudau, Tranßau, Laptau. An dem Fuße des Monuments waren reiche Blumenkränze niedergelegt. Innerhalb des Kreiſes, ſo viel der Raum zu faſſen vermochte, befand ſich eine Verſammlung von allen Ständen: Militär, Gutsbeſitzer, Badegäſte aus Cranz und Gäſte aus Königsberg, ein gewählter Cirkel von Damen, und dahinter die Einwohner der Dorfſchaften Rudau, Laptau und Tranßau, die von ihren Schulzen angeführt, in geordneten Zügen ſich hieher begeben hatten. Den äußern Raum umgab die dicht gedrängte Menge der Dorfbewohner.

Drei Kanonenſchläge gaben das Zeichen zum Anfang der Feier. Eine militäriſche Inſtrumentalmuſik erſchallte, dann hielt der Pfarrer des Kirchdorfs Laptau eine Rede, worauf das Volkslied: „Den König ſegne Gott!" von allen Anweſenden, unter Begleitung von Inſtrumentalmuſik geſungen wurde. Hierauf wurden die Schulzen der drei Dorfſchaften vorgerufen, und das Denkmal in ihren beſondern Schutz empfohlen. Als nächſte Hüter und Bewohner deſſelben erhielten ſie die drei neben dem Monumente wehenden Fahnen, welche bei jedem Schulzen aufbewahrt und ſeinem Nachfolger überliefert werden ſollten. Hierauf wurde die Feier mit Muſik beendigt.

Die große Begebenheit, die ſich hier vor ſo vielen Jahrhunderten ereignete, war für das ganze Land von den wichtigſten Folgen. Im Angeſicht der Säule überſieht man das ſich weit ausdehnende Schlachtfeld. Den Blick nach Norden gerichtet, hat man Tranßau und das dadurch gedeckte Rudau im Rücken, rechts liegt Laptau mit ſeiner Kirche; vor ſich ſieht man Mülſen, wohin eigentlich der verwirrte Rückzug der Litthauer ſich wandte. Sehr ferne Hügel und Waldungen im Umkreiſe laſſen noch manche Punkte der Schlachtbeſchreibung gewahr werden. Bei hellem Wetter und hohem Wellenſchlage ſieht man von der Säule aus die blaue Fluth der Oſtſee ſich erheben. Es iſt ein Beweis von der gänzlichen Unkenntniß der Taktik der damaligen Zeit, hier auf dieſem Platze zu ſchlagen, wo man die Oſtſee ſo nahe im Rücken hat. Auch mußte der Rückzug mit größter Gefahr ſich ſeitwärts auf langer Linie zum kuriſchen Haffe wenden, wo auf dem einbrechenden Eiſe zahlloſe Horden der Eingefallenen in

Menge ertranken. Preußen wurde durch dieſe große Schlacht von fernern Einfällen der Litthauer befreit.

Nach Beendigung der Feier zogen die Dorfſchaften nach dem mit einer Ehrenpforte geſchmückten Tranßau. Hier wurde auf freien Plätzen an drei Tafeln gegeſſen, auf das Wohl des Landesvaters getrunken und luſtig getanzt. Nach zweiſtündigem Vergnügen zog jedes Dorf, von Muſik begleitet, nach ſeiner Heimath und brachte die Ehrenfahne in die Wohnung des Schulzen.

Der Kunſtverein in Königsberg hat einen Zweig ſeiner Beſtimmung, vaterländiſche Denkmäler wieder herzuſtellen, hier auf eine würdige Weiſe angewandt.

(Muſeum).

Frankreich.

Die Pariſer Lazzaroni.

Jn Neapel hat der Lazzarone, nachläſſig auf dem Boden ausgeſtreckt, halbgekleidet, trunken von friſcher Luft, vom Anblick des Golfs und eines wolkenloſen Himmels, wenig Sorgen. San Gennaro und die Madonna ſchaffen ihm ſeines Leibes Nahrung, und dieſelbe Hand, die vom Himmel Manna für das Volk der Wüſte regnen, die aus dem Felſen Waſſer ſpringen ließ, die fünftauſend Menſchen mit fünf Broden und fünf kleinen Fiſchen nährte, dieſe Hand wird wohl auch für die Bedürfniſſe des Lazzarone ſorgen, ſie wird ihm ein Bißchen Maccaroni zuſchleudern und einen Schluck Eiswaſſer reichen. Was braucht er mehr? Zuweilen eine Schnitte Waſſermelone oder ein Stück frutta di mare, dann la morra, dieſes ächt neapolitaniſche Spiel, eine Canzonette und Marionetten mit Girolamo, Pulcinella und Brighella halb ſchwarz, halb weiß. Hat der Lazzarone von Neapel vom allmächtigen Vater ſeine Maccaroni für den Tag erbeten und empfangen, ſo bleibt ihm kein Wunſch mehr übrig; in köſtlicher Trägheit legt er ſich auf die Steinplatten des Hafens oder auf den Marmor der Chiaja, um zu träumen.

Jm Orient reicht es zum Leben hin, ſich unter Palmbäumen oder auch wohl an friſchen Ciſternen Träumereien zu überlaſſen, eine Pfeife zu rauchen, ein wenig Sorbet oder Kaffee zu ſchlürfen, einige Feigen und Oliven zu verzehren, und auf Erzählungen zu hören, welche in den Blicken Gold, Silber, Edelſteine, Genien, Feen und Magier erglänzen laſſen. An den Ufern des Euphrat macht den Armen ein Mund voll Pilau glücklich; hat er das erhalten, ſo wendet er ſich gegen die Sonne und dankt Mahomet, dem großen Propheten.

Jn dieſen Ländern ſucht der Menſch die Arbeit auch nicht, im Gegentheil er flieht ſie. Für ihn iſt ſie eine Pein ohne Entſchädigung, eine Mühe ohne Wiedervergeltung. Die Einfachheit ſeiner Bedürfniſſe und Vergnügungen geſtattet es, daß er ſich lange Stunden dem

ſüßen Müßiggange hingeben kann, ohne Gewiſſensbiſſe und Entbehrungen befürchten zu müſſen.

Ich erinnere mich, daß in Italien einſt aus der Ferne über der herrlichſten Ernte einer von jenen Orkanen brüllte, welche aus den Regionen der heißen Zone zu kommen ſcheinen, ſo plötzlich, fürchterlich und verheerend zeigen ſie ſich; da wurden die Armen von den erſchrockenen, reichen Eigenthümern gebeten, ihnen beizuſtehen, um das Getreide heimzubringen, welches zwar allerdings das Vermögen von Wenigen ausmachte, aber die ganze Gegend ernähren mußte. Statt aller Antwort wurde ihnen ein gleichgültiges, ironiſches Lächeln zu Theil; vergebens bot man höhern Arbeitslohn, der indolente Italiener ſetzte ſich, in ſeinen dalmatiſchen Mantel gewickelt, ruhig in Bereitſchaft, die Verheerung zu beſchauen; er rief den Sturm herbei, wie er das Aufziehen des Vorhangs verlangt hätte, damit die Komödie beginnen könne. Ein Landmann wies mit dem Finger auf einen Sack Mais in der Ecke ſeiner Hütte, und ſagte mit unbegreiflicher Ruhe: Herr Meiſter, damit nähre ich mich und meine Familie acht Tage lang; während dieſer Zeit wird mich all' Euer Gold nicht von der Stelle bringen. Ich will ſchlafen. Kommt am Ende der Woche, dann wird der Sack leer ſeyn, und für einige Pfennige verrichte ich Euch die verlangte Arbeit.

So erzählt die orientaliſche Sage von einem armen Pilger, er habe, von Hunger erſchöpft, an einer Ciſterne einen ledernen Sack erblickt, ſey gierig mit dem Ausrufe hinzugelaufen: „Allah ſey geſegnet, das ſind Datteln!“ Als er aber den Sack geöffnet und nur koſtbare Perlen und Goldſtaub darin gefunden, ſo habe er ihn mit Verachtung von ſich geworfen.

In unſern weſtlichen Ländern geht es bei dem Armen nicht ſo; nur mit Anſtrengung und Mühe vermag er ſeines Lebens Friſtung zu gewinnen; er muß tiefe Furchen ziehen, um ſich die Erde unterthan zu machen. Er braucht viel Verſtand und wenig Träumerei, lange Tage unausgeſetzter Arbeit, kurze Nächte, kurzen Schlaf. In unſern Klimaten hat man auch nicht allein den unverſöhnlichen Hunger zu ſtillen; man muß ſich gegen Reif und Nebel abhärten, der Kälte unſerer Winter entgegenarbeiten, die ſo ſehr zögern, uns zu verlaſſen; man muß die Näſſe trocknen, welche unſere anhaltenden, durchdringenden Regen im Gefolge haben.

Es iſt eine rauhe Erde, die Erde des Weſten. Vermöge ihrer natürlichen Beſchaffenheit mit Entbehrungen dicht bewachſen, iſt ſie doch voll von Bedürfniſſen vermöge der Civiliſation ihrer Bewohner.

Wie viele geſunde, lebenskräftige, ehrliche, arbeitſame Menſchen, vom Kinde bis zum Manne in reiferem Alter, erheben ſich in unſern Städten am Morgen, ohne zu wiſſen, wo ſie das Brod für den Tag nehmen ſollen. Ihren Bedürfniſſen iſt nicht mit einem Mund voll abgeholfen. Da erſcheinen Mahomet, San Gennaro, die Madonna und ſelbſt der Gott der Wüſte ohnmächtig; wehe Dem, der ſich auf ſie verlaſſen wollte; der göttliche Beiſtand würde ihn ſicher auf die Polizei-Präfectur bringen.

Der Lazzarone von Paris weiß, daß er nur von ſich ſelbſt Etwas zu hoffen hat; er iſt ſo geſcheidt und erfinderiſch, als ſeine Genoſſen in Italien und im Orient träge und geiſtesunthätig ſind.

Ein pariſer Lazzarone hat das Sprichwort gemacht: „Es gibt kein ſchlechtes Gewerbe.“

Es iſt eine neue Aufgabe, ihn in den tauſenderlei, von ihm improviſirten, Gewerbszweigen zu verfolgen. Wir wollen es einmal verſuchen. Zuerſt erſcheint:

Der Hundebader.

Es gibt Pflanzen, welche nur in gewiſſen Erdſtrichen gedeihen; Blumen, welche verſchmachten und verdorren, wenn man ſie weit von dem Boden wegbringt, dem ſie entſproſſen ſind. Der Hundebader — das iſt, redlich geſtanden, ſeine einzige poetiſche Seite — hat eine Aehnlichkeit mit der Pflanze und Blume. Man findet ihn nur in Paris; in der Provinz würde man ein Gewerbe nicht verſtehen, das den Mann nöthigt, ganze Tage im Waſſer zu bleiben, und am Ende Dem, der es ausübt, täglich nicht mehr, als die mäßige Summe von fünfzehn Sous einbringt.

Man muß auch ſehen, wie der Hundebader ſein Paris liebt, wie er dankbar iſt für die Mittel, die es ihm zum Unterhalte bietet. Wer den Beweis hievon will, darf ihn nur an einem Tage zum Cicerone nehmen, da ihn das ſchlechte Wetter verhindert, ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung nachzugehen. Ihr werdet ſeinen Stolz gewahren, wenn er Euch durch die Stadt führt, wie er lächelt, wenn er Euch Notre-Dame, die Vendome-Säule, die Omnibus und das Palais Royal, das Hotel der Invaliden und das Dampfſchiff, die große Oper und die Magdalenen-Kirche, das Pantheon und die Menagerie im Pflanzengarten zeigt! Und die Seine endlich! die Seine! haben Sie je einen ſolchen Fluß geſehen, mein Herr, einen Fluß, aus dem ganz Paris trinkt, ohne daß er abnimmt, im Gegentheil! Der arme Kerl, er betrachtet die Seine wie ſeine Mutter! Aber, in der That, nährt ſie ihn nicht auch, erhält ſie ihm nicht das Leben?

Der Stand der Hundebader hat das Gute, daß er keine großen Vorauslagen erfordert. Ein Bund Stroh und ein Stückchen Seife reichen zu, um das Gewerbe anfangen zu können, die Seife, um ſeinen Dienſt verrichten zu können, das Stroh, um ſich darauf auszuſtrecken, wenn er ihn nicht verrichtet.

Selten oder nie trifft man einen Hundebader allein. In der Regel verbindet er ſich mit zwei Freunden, welche die Arbeit mit ihm theilen. Der Eine bleibt auf dem Quai, um auf Kunden zu lauern. Dieſer muß das *Geſchäft machen* und dem Bürger beweiſen, daß ſein Hund ſchmutzig iſt; man nennt ihn den *Anfeuerer*. Der Andere ſteht bis an die Knie im Waſſer, hält ein Stückchen Seife in der Hand, reibt und badet den Hund, welchen ihm der *Anfeuerer* zuſendet. Der Dritte endlich (der *Aufpaſſer*) hat über das alte Wamms und die Schuhe des Baders zu wachen.

Man glaube indeſſen nicht, daß Jedem ſein Geſchäft ſo zugewieſen iſt, daß er es einzig und allein betreibt. Nein dieſe *Herren* ſteigen wieder der Reihe nach. Der Aufpaſſer wird Anfeuerer, der Anfeuerer Bader und ſo fort. Die Verhältniſſe wären zu ungleich, verhielte es ſich nicht ſo. Jeder würde mit Ausſchluß des Andern *Aufpaſſer* ſeyn wollen, um den Bund Stroh und die wohlgeſtopfte Pfeife, die zwei Prärogative dieſer Stelle, genießen zu dürfen.

Die Kleidung des Hundebaders iſt außerordentlich einfach. Sie beſteht aus Beinkleidern und einem Wamms von Sackleinwand, Strümpfe, Hemd, Weſte, Halsbinde ſind als unnützer Luxus aus ſeiner Garderobe verbannt. Auf ſeinem Kopfe ſitzt meiſtens eine alte Polizeimütze, der er allerhand groteske Formen zu verleihen weiß. Er badet nicht allein Hunde, ſondern auch Pferde, und fängt die kleinen Fiſche, mit denen man bei den Reſtaurants um 32 bis 40 Sous bedient wird, wenn man gebackene Fiſche verlangt.

Man ſchwebt noch ziemlich im Dunkeln über die bürgerliche Exiſtenz des Hundebaders, der ſich in der Regel nicht verheirathet. Einige Phyſiologen verſetzen ſeinen Wohnort in die verfallenen Neſter der Cité. Es läßt ſich übrigens behaupten, daß er ſich in den Hundeſtällen dem Faubourg Saint-Marceau, zunächſt der Barriere d'Italie aufhält.

Wir glauben dieſe getreue Schilderung nicht beſſer ſchließen zu können, als wenn wir die Geſchichte eines armen Hundebaders erzählen, eine wahre, einfache Geſchichte, an welcher durch die Preſſe der Blüthenſtaub noch nicht verwiſcht worden iſt.

Digitized by Google

Jean Louis zählte achtzehn Jahre, als er das Hoſpiz der Findelkinder verließ. In dieſem Alter trat er hinaus in die Welt, auf dieſe weite, für den Armen ſo dürre, wüſte Erde, ohne einen Freund zur Stütze, zum Führer zu haben. Im Hoſpital hatte man ihn im Schneiderhandwerk unterrichtet; davon ſuchte er Nutzen zu ziehen, aber in Paris muß man bekannt und wohl gekleidet ſeyn, um in einer Werkſtätte zugelaſſen zu werden. So oft ein Schneidermeiſter ſein Livret verlangte, und Jean Louis antwortete, daß er ſeine Lehre im Hoſpiz der Findelkinder gemacht habe, ſo warf Jener einen verächtlichen Blick auf ſeinen mehr als beſcheidenen Anzug und ſprach, indem er ſich von ihm abwandte: „Mein Lieber, es iſt mir unmöglich, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen.“

Jean Louis klopfte vergeblich an alle Thüren, kehrte dann voll Verzweiflung zu ſeiner alten Heimath, dem Hoſpital zurück, und bat, man möchte ihn wieder aufnehmen. Aber ſeinen Platz hatte längſt ein Anderer eingenommen, und ſeine Bitte wurde nicht bewilligt.

Da überlegte Jean Louis, ob er ſich umbringen oder ſein Leben fortſetzen ſolle — er wählte das Letztere. Nur an einem Abend ſtützte er ſich mit dem Elbogen auf den Pont-Neuf, und betrachtete den Fluß mit verlangendem Blicke, da gewahrte er aber mehre Menſchen, welche Geld einnahmen, nachdem ſie Hunde gewaſchen hatten. Unter Leuten, die an demſelben Uebel leiden, im ſelben Elende ſchmachten, herrſcht eine lebhafte Sympathie; ſo wurde denn auch Jean Louis am andern Tage in die Gemeinſchaft der Hundebader aufgenommen.

Mittlerweile ſah er ein Mädchen und liebte es, wie man bei ſeiner erſten Liebe liebt. Allein der Gegenſtand ſeiner Liebe, als ſollte es kein Glück für ihn auf Erden geben, wurde gefährlich krank. Ein Arzt, der aus Barmherzigkeit gekommen war, ſagte ihm, daß ſie gerettet werden könnte, wenn man ihr einen gewiſſen Trank einflößen würde, der zwanzig Sous koſte. — Aber woher dieſe zwanzig Sous nehmen? Wo dieſes Geld finden? Er iſt zu arm, als daß man es ihm leihen ſollte, zu arm, um Etwas verkaufen zu können. Was beginnen?

Da ſendet ihm Gott eine Eingebung; er läßt die Kranke allein, läuft fort und gelangt zur Seine. Es waren eben keine andern Bader anweſend, und ein Herr wartet mit ſeinem Hunde; Jean Louis nimmt ſich nicht die Zeit, ſeine Erhitzung zu dämpfen; er ſpringt, wie er iſt, in den Fluß, die Kälte packt ihn und er ſtürzt todt in's Waſſer.

Bald darauf genas ſeine Geliebte.

Rußland.

Tetera.

Koſakiſche Legende.

Tetera war ein junger Koſak; ſeine Seele war ungeſtüm, ſeine Geſtalt beweglich und ſtark; er war ein Füllen der Steppe.

Praxede war ſeine Geliebte, ein junges Mädchen, mit verſchämter Stirn und glühendem Herzen, eine beſcheidene und wohlduftende Blume der Wüſte.

Die Augen Tetera's waren ſchwarz, wie die Sturmnacht, oft auch ſchoſſen ſie Blitze; die Augen Praxede's waren blau, wie der Himmel nach dem Regen und eben ſo feucht.

Eines Abends ſaß der Koſak mit ſeiner Geliebten am Ufer des Dnieper, die Wangen Praxede's glichen der Milch, in die ein Bluts-tropfen gefallen.

Tetera's Hand hielt ihren Arm, und folgende Worte ſprach er zu ihr: „Weißt Du, Praxede, was meine Liebe iſt? Sie iſt das Feuer des Himmels, welches die Menſchen nicht verlöſchen können. Sie iſt mein Leben und mehr als mein Leben; ſie iſt meine Seele. So lange noch etwas von mir da ſeyn wird, ſo wird es Dich lieben.“

Und Gott weiß, er ſprach die Wahrheit, und kein Menſch hätte daran zweifeln können, wenn er ihn ſah, denn ſeine Augen und alle ſeine Züge ſprachen nach, was ſeine Lippen geſagt hatten.

Darauf hob Praxede ihre Lieder von Sammet, ihre Lieder mit ſchwarzen langen Wimpern; ſie ſenkte ihre Blicke in die Blicke ihres Geliebten.

„Ach, auch ich liebe Dich!“ ſagte ſie mit einer Stimme, ſanft wie die erſten Geſänge des Frühlings, rein, wie der jungfräuliche Hauch, der aus der Wüſte ſtrömt.

Aber ihr Mund öffnete ſich kaum, als ſie dieſe Worte ſagte, und ſie erröthete, nachdem ſie ſie geſagt hatte, denn es war eine wahrhaft keuſche und himmliſche Seele.

Tetera zog ſeine Geliebte zu ſich hin, und ſie ſetzten ſich Beide auf einen Fels, wo der Dnieper an ihrer Seite rollte.

Manchmal waren ſie dahin gegangen, um die Waſſerfälle des Fluſſes zu betrachten, die dort ewig Berge von blendendem Schnee bilden.

Jetzt achteten ſie nicht darauf, ſie ſahen auch nicht auf die ſchöne untergehende Sonne, welche die Steppe mit Purpur überſtrahlte.

Tetera hatte nur Blicke für Praxede, Praxede dachte nur an ihren Geliebten; ihre Augen vergingen und ihr Mund vereinigte ſich.

Das war ein Liebeskuß, wenn es je einen gab, ein langer Kuß, der ihnen wie ein Blitz erſchien, ihre Seele berauſchte und ihr Blut zum Sieden brachte.

Eine ſanfte Ruhe folgte dieſem Kuſſe; ſie ſpielten wie die Kinder.

Tetera erblickte ſich in den feuchten Augen des jungen Mädchens, und Praxede's weiße Hand ſpielte mit den Locken ihres Geliebten.

Sie wickelte die braunen Ringe derſelben um ihre Finger, und der ſtürmiſche Jüngling blieb auf den Knien vor ihr liegen, ſanft und ruhig, wie ein Lamm.

„Höre, ſagte er, ich will dein weißes Geſicht auf Taffet malen laſſen, und wenn es ſeyn muß, gebe ich mein Pferd und meine Waffen für dieſes Bild, wie ich die ganze Welt für Dich geben würde.“

Praxede antwortete: „Du könnteſt die Welt der Länge und Breite nach durchlaufen und von Haus zu Haus ſuchen, um eine Frau zu finden, die Dich liebt, wie ich Dich liebe.“

Sie ſenkte ihr Haupt, und gleitete hinab in die Arme ihres Geliebten. Der graue Schein der Dämmerung verlor ſich in die Finſterniſſe der Nacht, welche die Liebenden wie mit einem ſchwarzen Mantel umgab, und ſie ſo den Blicken der Natur entzog.

Die Stunden rannen fort, bis daß der Hahn in der Hütte Mitternacht krähte; das Pferd des Koſaken wieherte, als wollte es ihm das Zeichen zum Aufbruch geben.

Der Koſak verreiste nicht auf einen oder zwei Tage, er zog nicht auf den Fiſchfang, er ging nicht, den Dammhirſch oder das Elen zu jagen.

Der Krieg rief ihn. Ein langer Feldzug für den Liebenden, der für ihn ach! zu ſchnell enden könnte.

Tetera ſtand auf, umfaßte ſeine Geliebte ſtark, und gab ihr einen Flammenkuß, der lange auf den Lippen, ewig im Gedächtniß glühte.

„Wirſt Du treu ſeyn, Praxede?“ ſprach er mit einer dumpfen und tiefen Stimme. Das junge Mädchen öffnete den Mund zur Antwort, aber ihre Worte erſtarben auf der Zunge.

Denn es hatte ſich eine fremdartige Muſik plötzlich in ihrer Nähe erhoben. Eine Balalaika ſchlug einen finſtern Ton an, und eine höhnende Stimme, ſchmerzhaft anzuhören, ließ dieſen klagenden Geſang vernehmen:

„Ich verlache den Wanderer, der ſich ohne Mantel der Frühlingsſonne ausſetzt; ich verlache den Schiffer, welcher ſchlafend ſeinen Nachen dem Wildbach vertraut.

„Ich lache des Thoren, der ein feſtes Glück in der Gunſt der Könige ſucht; aber der Jüngling, der den Schwüren einer Schönen traut, iſt ein größerer Thor als alle drei.

„Höret! . . . Fedor hatte ſtolzen Muth wie der Löwe der Wüſte, er war edel und ſchön, wie ein wildes Pferd, und frei wie die Lüfte.

„Bei Fackelſchein zu tanzen und auf der Steppe zu jagen, war er der Erſte; kaum keimte auf ſeinen Lippen das Haar, wie flockiger Sammt.

„Unter tauſend Schönen, die ſeine Zärtlichkeit erregten, wählte er Maryna, das ſchüchternſte Kind, welches jemals von der Liebe geſtachelt wurde.

„Die Blume vom Schleedorn und die weiße Roſe ſind nicht ſo weiß und zierlich, nicht ſo leicht iſt das Eichhorn, welches auf dem Zweige ſpringt, ein Schilfrohr nicht ſo ſchmiegſam.

„Sie liebten ſich wie zwei Turteltauben, und waren vereinigt wie zwei Zwillingsgeſtirne, die am Himmel ſchwimmen.

„Eher hätte man den Mond mit einer Kugel erreichen können, als behaupten, daß ein ſo zärtliches Mädchen jemals ihrer jungfräulichen Stimme untreu werden könnte.

„Doch als der Tag kam, wo die kreiſchende Trompete den Krieger erweckte, da zog er fort, und verließ ſeine kindliche Geliebte und ſeinen weißen Jagdhund.

„In den Thränen ihrer Augen war die Schöne gebadet, und ſaß in großer Trauer; der Hund heulte mit offenem Rachen und harrte auf der Schwelle.

„Der Feldzug war zu Ende, und der gute Fedor kehrte zurück; freudig ſah er ſeine Hürde vom Hügel herab glänzen.

„Ein Hurrah ließ er luſtig ertönen. Das Echo erkannte ihn; doch allein nur antwortete es dem erſtaunten Krieger. Niemand lief herbei.

„Er ſpornte ſein Pferd, es flog; er dachte, daß Alles todt ſey. Leer ſein Haus, weder Frau noch Mann, außen noch innen.

„Aber der Sand zeigte die friſchen Spuren zweier Pferde und die Fährte des Hundes, hie und da unter den Weiden.

„Der arme Liebende galloppirt weiter den Weg entlang. Bald ſieht er ſeine Geliebte und neben ihr einen jungen Reiter.

„Und Fedor ſprengt herbei mit eingelegter Pike, aber das Weib ſieht nicht in ihm ſeinen Befreier.

„Ich liebe ihn,“ ſchreit ſie, indem ſie ſich zwiſchen Beide ſtürzt, und Fedor, erſchreckt, hält ſeinen Renner an.

„Zieh hin,“ ruft er dem jungen Räuber zu: bald iſt die Reihe an Dir; liebſt Du ſie wirklich, ſo hüte Dich, ſie einen Tag zu verlaſſen.

„Der treue Hund erkannte ſeinen Herrn, und obgleich ihn dieſer von ſich ſtieß, ſo folgte er ihm doch.

„Vergebens lockte ihn Marpna mit ihrer ſchmeichelnden Stimme. Er zeigte ihr die Zähne und lief ſeinem Herrn nach.

„Denn der Hund lebt und ſtirbt treu; aber vom Weibe ſing' ich ein andres Lied. Sein Schmerz iſt Lüge und ſein Leben nur ein Netz ſchwarzen Verraths.“

— Tetera hörte zu mit leiſem Athemzug, mit halb geöffnetem Munde und hingerecktem Ohr, als hätte er gefürchtet, eine Sylbe zu verlieren. Die Männer ſind immer begierig nach dem, was ſie quält.

Bald träufelte das Gift der Eiferſucht in das Herz des jungen Mannes. Er blickte auf ſeine Geliebte, als hätte er ſchon eine Beleidigung zu rächen; er zitterte, als ob ein Abgrund ſich vor ihm öffnete.

Als die Stimme geſchwiegen hatte, ſchüttelte es ihn. Er ſchien einen Entſchluß zu faſſen, und zog das Mädchen nach dem Ort, von wo der Geſang ertönt hatte.

Dort ſahen ſie einen ſchönen Greis mit glänzenden Augen und ſilberfarbigem Barte. Er ſaß auf einem Felſen und ſah in den aufgehenden Mond, die Balalaika ruhte in ſeinen Händen.

Die Saiten des Inſtruments waren unbewegt, aber die boshaften Worte hallten wieder in den Zügen Tetera's.

„Greis, ſagte er mit einer vor Wuth erſtickten Stimme, Greis, Zauberer oder Teufel, dein hölliſcher Hauch hat meine Seele verſengt und mein Glück in Aſche verwandelt.

„Der aber, der eine Wunde ſchlägt, muß auch Kraft haben, ſie zu heilen. Du, der mich lehrte, an der Treue meiner Geliebten zu zweifeln, Du wirſt auch Zaubermittel beſitzen, mir ihr Herz zu bewahren.

„Rede, Greis, denn ich ſag' es Dir, meine Geduld iſt kurz, mein Arm ſchnell und mein Säbel ſcharf.“

Der Sänger lächelte bitter; er ſchien damit ſagen zu wollen, daß die Andern zu fürchten hätten, und nicht er.

„Kind, ſagte er, ich kenne vielleicht Zaubermittel, um die Winde mitten in ihrem Laufe zu hemmen, um die Flammen des Blitzes zu erſticken, oder das Leben in einem todten Körper wieder zu erwecken.

„Aber ich kenne nichts, um eine Frau treu zu machen; doch höre: man kann ſie wenigſtens verhindern, untreu zu werden.“

Und die Augen des Greiſes leuchteten, wie die eines Wolfes, der ſich auf die Beute ſtürzt.

„Du kannſt befolgen, was der tapfere Selim that, der gefürchtete Paſcha der weißen Stadt, als er die aufrühreriſchen Araber jenſeits des Helleſponts bekämpfte.

„Vor ſeiner Abreiſe gab er in ſeinem Serail ein großes Feſt. Er ſagte ſeinen ſchönen Odalisken Lebewohl, die in Thränen und Seufzern zerfloſſen, um ihrem Herrn zu gefallen.

„Alle ſprachen ſie ihm nur von ihrer Liebe, von ihrem Schmerze, daß ſie von ihm getrennt würden. Der entzückte Selim umarmte Eine nach der Andern.

„Um ſie zu tröſten, ließ er zehn Eunuchen kommen, zehn ſchwarze und ſchreckliche Eunuchen, welche weiße Turbane auf ihren Köpfen tragen und in ihren Händen blinkende Schwerter.

„Frauen! ſagte Selim, Ihr liebt mich alſo? — Ja! erwiderten ſie Alle mit einer Stimme: Ja, Herr! wir lieben Dich über Alles. — Und Ihr würdet lieber ſterben, als mir untreu werden. — Ja, Herr! erwiderten ſie noch einmal.

„Und ſie ſagten wahr, ohne es vielleicht zu wollen. Der tapfere Selim gab ſeinen aufmerkſamen Eunuchen ein Zeichen, und dieſe hieben mitleidslos alle dieſe lieblichen Geſchöpfe nieder.

„Jetzt konnte der Paſcha ruhig abreiſen und ſeine ganze Seele in die Schlacht hintragen, denn nur ſo kann man ſich eines Weibes bei den Gefahren der Abweſenheit verſichern.“

Hier ſchwieg der Greis. Seine Lippen bewegten ſich, wie die eines Wolfs, der ſo eben heißes, noch lebendes Blut leckt.

Tetera war trunken; Alles drehte ſich um ihn, und ſeine Gedanken verwirrten ſich in ſeinem Hirn, und doch hatte nur die reine Quelle des Felſen ſeine Lippen benetzt.

Plötzlich erwachte Praxede aus ihrem Brüten, und den Geliebten mit ihren Armen umfaſſend, rief ſie aus. „O mein Geliebter! höre nicht dieſe entſetzlichen Worte. Entziehe Dich den Einflüſterungen dieſes böſen Geiſtes. Du weißt es, daß ich Dich liebe ...“

Ach, das waren ihre letzten Worte. Tetera's Finger hatten

krampfhaft den Griff ſeines Säbels gefaßt; er ſah nichts mehr in ſeinem Wahnſinn, als drohende Thränen und blutende Körper, er hörte nichts mehr, als Geſchrei der Rache und des Entſetzens.

Er gehörte ſich nicht mehr an. Wie er ſich umarmt fühlte, wurde er wüthend. Sein Säbel zuckte in der Luft, wie ein Blitz, und fuhr nieder wie ein Strahl.

Der Kopf des ſchönen Mädchens rollte zu den Füßen ihres Geliebten im Augenblick, als ihr Mund das Wort Liebe ſprach. Der Krieger ſtieß einen wilden Schrei aus, ſtürzte vor, wie ein verwundeter Eber, den Felſen hinan, wo der Greis ſaß.

Aber er ſah Niemand, nur ein grauſames Hohngelächter gellte in ſein Ohr, als wollte es ſeinem Verbrechen Beifall ſpenden, oder ſeines Wahnſinns ſpotten.

Der Koſak warf ſich auf ſein Pferd, welches ächzend über die Steppe ſprang, als wenn die Krallen eines Geiers ſich in ſeine Seiten geſchlagen hätten.

Das Roß ſtürzte ſich in den Strom, und theilte ihn mit ſeiner breiten Bruſt. Es gewann das andere Ufer, aber es hemmte nicht ſeinen Lauf.

Am Felſen blieb nur der Körper des Mädchens in ſeinen weißen Kleidern, der Kopf mit flatterndem Haar ein wenig ſeitwärts, und Blut rings umher.

Der Mondſchein bleichte die Steppe, die Waſſerfälle des Dnieper donnerten und glänzten; der Hahn ſchrie zum zweiten Male.

S c h w e d e n.

D i e s c h ö n e D a l k u l l a.

Ein Mädchen aus dem hohen Norden Scandinaviens hat ſo eben unter den Einwohuern von Stockholm eine allgemeine, unglaubliche und blendende Senſation gemacht; dieß iſt die ſchöne Dalkulla.

Dalarne oder Tahllaud iſt der Name einer ſchwediſchen Provinz, die zu bevölkert iſt, um nicht arm zu ſeyn; beſonders in ihrem höher gelegenen Theile, in deu Gebirgen, welche Schweden von Norwegen trennen, zcigt ſich die Unfruchtbarkeit des Bodens in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Sie iſt ſo groß, daß ſie den größten Theil der Einwohner zwingt, im Herbſt eines jeden Jahres hinabzuſteigen in die fruchtbarſten Theile des Vaterlandes, um dort Arbeit und Brod zu begehren. Seit den entferuteſten Zeiten genießen dieſe Gebirgsbewohner in ganz Schweden den Ruf der Einfachheit und der Sittenreinheit der erſten Menſchenalter. Ueberall werden ſie geliebt und gut aufgenommeu. Gewöhnlich werden ſie zu den härteſten Arbeiten verwendet, wobei ihre Frauen ihnen helfen, deren Anhäuglichkeit ſo groß iſt, daß ſie ſich dazu bernfen fühlen, alle Mühen der Männer zu theilen. Während der Erndte dreſchen ſie das Getreide, und wenn die rauhe Jahreszeit ſie zwingt, in Stockholm zu bleiben, ſo verſehen ſie Ruderdienſte auf den Ueberfahrtskähnen. Faſt alle Frauen oder Mädchen, die man auf dicſen findet, ſind aus Dalarne. Gegen das Ende des folgenden Jahres kehren dieſe wackern Lente in ihre Berge zurück, ſtolz auf ihreu kleinen Gewinn, reich an Zufriedenheit uud beglückt durch Hoffnung.

Im letzten Sommer ſtellte ſich ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, aber von großer Geſtalt alle Morgen auf den Hauptplatz, um ihre Milch zu verkaufen. Man drängte ſich hinzu, um die regelmäßigen Züge und den ſanften reinen Blick dieſer Galathee zu bewundern. Die Menge nahm ſo überhaud, daß endlich die Polizei gezwungen war, dazwiſchen zu treten und ihre Maßregeln dagegen zu nehmen.

Jedoch mitten in dieſem neugierigen Haufen, den eben ſo unbeſcheidenen als lüſternen Blicken gegenüber, behielt das junge Mädchen ſeine engliſche Reinheit und ſein unſchuldiges Lächeln. Nur einmal erhöhte Schamröthe den leichten Karmin ihrer Wangen, als der königliche Prinz die Menge theilte, und voll Bewunderung ſich höflich ein Glas Milch von der ſchönen Verkäuferin erbat.

Von jetzt an verſchwand ſie von ihrem gewöhnlichen Platze, und man ſah ſie nur in den Salons der Reichen und Vornehmen; denn das junge und unſchuldige Mädchen war ein Gegenſtand der Mode und des Luxus geworden. Alle Tage erſchien Karin (Katharina) Ersdotter, geſchmückt in ihren nationellen Kleidern, mit ihrer Einfachheit und Anmuth und ſtark durch die erſten Eindrücke ihrer Jugend.

Mitten im Kreiſe glänzender und geſchmückter Frauen bewegte ſich Katharina ohne Verlegenheit. Sie wußte mit dem Achtung einflößenden, reinen Blick den vielleicht zu lauten Bewunderern, die ſie umgaben, Stillſchweigen aufzulegen. Dieſe Sitteneinfalt, dieſe engliſche Reinheit, dieſe natürliche Unbefangenheit, welche ſie aus ihrem Dorfe mitgebracht hatte, die ihr die Schmeichelei nicht rauben konnte, kontraſtirten ſo mit der Kokètterie der feinen Damen, daß ſelbſt die verderbteſten Männer gezwungen waren, ſie zu bewundern, und die Macht ihrer angebornen Unſchuld zu verehren.

Alle kamen beſonders darin überein, den unwiderſtehlichen Reiz ihres Blickes zu rühmen, der durch ihre langen Wimpern drang, wenn ſie halb niedergeſchlagen den großen blauen Augenſtern entſchleierte. Sie ſelbſt konnte ſich den Eindruck nicht erklären, den ihr erſtes Anſchauen hervorbrachte, und mit einer reizenden Unbefangenheit bemerkte ſie, daß das Alles ein wenig zu ſpät käme, da ſie ja ſchon vor einigen Jahren nach Stockholm gekommen war, wo ſie geraume Zeit Mörtel ſtampfen mußte, ohne zu ahnen, daß ſie einſt einen Enthuſiasmus erregen würde, der ſie mehr erſtaunte als erfreute.

Der Winter ging vorüber; Dalkulla blieb immer der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung; bei allen Feſten von Huldigungen umgeben. Hin und wieder jedoch führte ſie ihr einfacher Geſchmack zu ihrer alten Lebensweiſe zurück. Sie widerſtand dann allen Bitten, und nahm als ächtes Naturkind ihre früheren Beſchäftigungen wieder vor, die in der That wenig poetiſch waren. Man fand ſie oftmals Mörtel ſtampfen und glücklicher dabei, als wenn ſie mit bäuriſcher Eleganz die chineſiſche Porzellantaſſe zu den Lippen führte. Die acht oder neun Groſchen, die ſie täglich gewann, machten ſie glücklicher als alles Gold, was die vornehmen Herren und Damen, verächtlich (unbeſchadet ihrer Bewunderung) in die Schürze des armen Mädchens warfen;

auch liebte ſie das durch Arbeit verdiente Geld, wie einen theuern Schatz, den ſie mit Mutterauge hütete und mit Wonne pflegte.

Man wird jedoch Alles mit der Zeit überdrüſſig, und die arme Karin Ersdotter fühlte am Ende doch das Bedürfniß, ihr Vaterland wieder zu ſehen und die heitere, reine Luft in ihren Bergen wieder zu athmen. Ihre Abreiſe wurde bald bekannt; man erfuhr, daß ſie ſich auf einem Dampfſchiffe nach Weſterås einſchiffen würde, um von dort ihre Reiſe zu Fuß fortzuſetzen; denn von Weſterås hatte ſie nach ihrem Geburtsdörfchen nicht mehr weit.

Eine zahlloſe Menge begleitete ſie zum Schiffe. Die angeſehenſten Leute von Stockholm waren darunter. Ihre Abſchiedsworte waren ausdrucksvoll und von Dankbarkeit durchdrungen, jedoch zeigten ſie die Beſcheidenheit und Züchtigkeit, welche das herrliche Mädchen immer auszeichneten. Sie nahm das Bedauern Einiger, die Liebe Vieler und die Achtung Aller mit ſich.

Nun iſt Karin Ersdotter wieder zu Hauſe; glücklicher wie vormals, ehe ſie ihre Heimath verlaſſen hatte. Sie hat den Geliebten ihrer erſten Jugend wiedergefunden. Er hat ſie zum Altare geführt; ſie ward eine glückliche Gattin, eine glückliche Mutter. Was ſollten wir ihr mehr noch wünſchen? —

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Konſtantinopel, im Auguſt.

„Seitdem die hohe Pforte exiſtirt, iſt nichts ſo Unbewegliches darin geweſen, als der Sultan, und zwar ſo unbeweglich, daß man ihn nicht anders als ſitzend, mit gekreuzten Beinen, nach Art der Schneider, abbildete. Aber der Geiſt der Revolution, der überall erwacht, entkeimte auch unter dem Turban des Padiſchah's. Der Divan beſchäftigte ſich in den letzten Tagen des Juli mit einem beiſpielloſen Gegenſtande, nämlich mit einer Reiſe des Sultans, nicht bloß in ſeinem Reiche, ſondern auch in dem übrigen Europa. Diejenigen ſelbſt, welche die Geſchichte des osmaniſchen Reichs kennen, die Geſinnungen der Ulema's, den Stolz der Altgläubigen und die ganze Zuſammenſetzung des Divans, können ſich nur eine ſchwache Idee von der Bewegung machen, die dieſes Projekt hervorgebracht hat, und von der Heftigkeit der darüber ſtatt gehabten Diſcuſſion. Genug, der Divan hat vollkommen die Reiſeluſt des Sultans bekämpft, und man ſagte in Pera, daß der engliſche und franzöſiſche Einfluß mächtig hierauf eingewirkt habe. Deſſen ungeachtet aber gibt der Sultan nicht nach; er hat bereits ſeine Stiefel von gelbem Saffian wichſen laſſen, und außer kalten Paſteten und gutem Bordeauxwein noch fünf und ſiebzig Frauen aus ſeinem Harem einzupacken befohlen. Seine feſten Maaßregeln ſind dahin gerichtet, daß man ihm während ſeiner Abweſenheit ſeinen legitimen Thron nicht rauben könne, und bei ſeiner Rückkehr will er ſeine glorreiche Regierung unter dem Namen Joconde I. fortſetzen.

Breslau, 23. Auguſt.

— Der Halley'ſche Komet iſt auf der hieſigen Sternwarte in der Nacht v. 21. zum 22. Aug. in 85° 27′ gerader Aufſteigung und 23° 35′ nördlicher Abweichung, aufgefunden und beobachtet worden. Er iſt noch außerordentlich lichtſchwach, muß aber von Tage zu Tage heller werden, weil Erde und Komet einander faſt gerade entgegengehn, und ſich dadurch ſtündlich um 31000 Meilen näher kommen. Dadurch muß ſich ſeine gegenwärtige Entfernung von etwa 39 Millionen Meilen in Kurzem anſehnlich vermindern.

(v. Boguslawsky.)

Tübingen, 18. Auguſt.

— Nach den Beobachtungen des Herrn Dr. Oſterdinger wurde der Halley'ſche Komet in der Nacht v. 13. auf den 14. beobachtet.

Am 17. ſah er ihn dann in der Keule des Orion, jedoch noch ziemlich klein und trübe.

Literariſche Ueberſichten.

BLANCHE DE SAINT-SIMON,
ou
FRANCE ET BOURGOGNE,
von
Antony Thouret.

In einem ſchroffen und harten politiſchen Drama, wie das gegenwärtige, bildet die Erſcheinung einer zarten Jungfrau einen Kontraſt, welcher nicht immer intereſſant zu ſeyn Gefahr läuft. Blanche de Saint-Simon bewegt ſich nicht immer ſchicklich unter dieſen in Eiſen gekleideten Kriegern, mit Eiſen gegürtet und behandſchuhet; ihre Waffen berühren ihren Schleier, ihre Sporen zerreißen ihr Kleid, ihre Hände ſind zu plump für die ihrigen, und hat ſie ein Herz, ſo möge es ſich hüten, nicht in den Bereich ihrer fürchterlichen Leidenſchaften zu gerathen. Sie iſt überall im Wege, denn etwas Wichtigers beherrſcht die Scene, wo ſie figurirt.

Der wahre Titel des Buchs des Herrn Thouret iſt France et Bourgogne, das heißt Ludwig XI. und Karl der Kühne, zwei Perſonen, gleich dramatiſch, gleich originell, und ſo kräftig gezeichnet, daß die Kunſt ſie näher bringen ſollte, wenn ſie es nicht in der Geſchichte ſchon wären. Nicht etwa, als ob ich ſie zum Gegenſtande einer Parallele wünſchte, wie ſie den Geſchichtſchreibern des Alterthums gefielen. Da wird gewöhnlich auf den Effekt der Kontraſte hin gearbeitet. Man gibt ſich Mühe ſie zu ſuchen, ſie zu übertreiben, ſie zu vervielfältigen. Es werden ihnen ſolche Opfer gebracht, daß ich nicht einſehe, welche Wahrheit dieſen Parallelen bleiben kann, bei denen man es ſich zum Vorwurfe macht, zwei Männer aus einem Geſichtspunkte zu betrachten, als müßte einer dem andern durchaus zum Gegenſatz dienen.

Da endlich von den tauſend verſchiedenen Arten der literariſchen Lügen dieſe ſo ziemlich aufgegeben zu ſeyn ſcheint, ſo wollen wir ſie ruhen laſſen, und uns dafür an jene Art von Porträtirung halten, die Walter Scott und ſeine Nachfolger in Kredit gebracht haben, und die darin beſteht, die Perſonen ſich durch ſich ſelbſt zeichnen zu laſſen. Sie bringen ſie in eine gemeinſchaftliche Handlung, die wichtig genug iſt und lang genug dauert, um ſich darin zu entwickeln, in allen Geſtalten zu zeigen, und in allen Schattirungen oder Mängeln, deren ihre Charaktere fähig ſind. Da es nun in der Natur keinen Charakter gibt, der aus einem Stücke gegoſſen iſt, ſo kommen die dem Anſcheine nach verſchiedenſten, wenn ſie der Probe der Ereigniſſe unterworfen werden, ſich bedeutend nahe; und ſo wird Karl von Burgund ein eben ſo feiner Diplomat, als Ludwig von Frankreich, ſein Gegner; und Ludwig von Frankreich ſeinerſeits iſt nicht immer ſo klug, wie z. B. als er den unſinnigen Streich beging, nach Peronne zu gehen.

Eben in Peronne, wo wir ſie ſchon ſo oft geſehen haben, greift Herr Thouret ſeine Perſonen. Man kann aber wohl denken, daß er nicht Quentin Durward retouchiren will, wie es ſchon einmal in dem Drama von Mely-Janin geſchehen iſt. Deſſen ungeachtet haben dieſe Werke Aehnlichkeit, da die Perſonen und der Ort der Handlung dieſelben ſind. Die Hauptidee, die dieſem Werke zu Grunde liegt, iſt nicht ſowohl, daß zwei Menſchen, ſondern zwei Principe ſich gegenüber ſtehen, in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt. Der eine iſt der Kämpfer für die abſolute Monarchie, der andere ſtreitet für die Feudalmacht. Nun iſt die Frage, ob das Lehen den Thron, oder der Thron das Lehen unterdrücken werde.

Wie man ſieht, iſt das nun ein großes politiſches Drama, durch ſeine natürlichen Schauſpieler dargeſtellt, beide ganz, beide ſo glücklich für ihre Rollen gemacht, wie kein Romanſchreiber, kein Bühnendichter ſie beſſer erfinden könnte. Was kann nun aber Blanche de Saint-Simon zwiſchen dieſen beiden Perſonen zu thun haben? Wie kann ein Privat-Intereſſe mitten unter einem ſo mächtigen, öffentlichen Intereſſe einen Platz finden? Die Epiſode der Liebe dieſes Mädchens iſt ſo rührend, daß wenn ſie einer minder mächtigen Situation angehörte, ſie viele Thränen bei dem Leſer hervorlocken würde. Wir fragen aber den Verfaſſer, ob nicht eine ſolche Epiſode in einem Gegenſtande, der von einer hohen politiſchen Idee durchdrungen iſt, gänzlich verfehlt ſey? Blanche de Saint-Simon, um ungetheiltes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, mußte einen andern Rahmen erhalten; France et Bourgogne als ein kräftiges, farbenreiches und gedankenvolles Gemälde, will mit ungetheiltem Intereſſe betrachtet ſeyn. Das Buch gehört übrigens zu den ungewöhnlichen Erſcheinungen in dieſer Zeit und wird ſelbſt jenes Mangels ungeachtet viele Leſer unterhalten.

DER EXCENTRISCHE,
von Friedrich Clemens.
Hamburg, bei Hoffmann und Campe 1835.

— * Wieder eine Erſcheinung in Hoffmann'ſcher Manier, zum Glücke aber eine wohl gelungene, intereſſante, kein Diebſtahl an Hoffmann, was die Erfindung betrifft, ſondern nur ſeine Weiſe in der grellen Scenerie. Mord folgt auf Mord und dazwiſchen treten lichte Momente, ſkurrile Figuren und heitere, fromme Gemüther. Der Excentriſche übt eine ungemeine Anziehungskraft auf den Leſer. Man verſöhnt ſich mit der Unnatur der Thatſachen

Digitized by Google

durch die Wahrheit, durch das Schlagende der Sätze; man findet ſich von den Begebenheiten abgeſtoßen, von den Motiven dagegen fortwährend angezogen und ergriffen. Mit der Reinheit der Sprache nimmt es der Verfaſſer eben nicht ſehr genau.

EAU DE MILLE FLEURS.

Ein Pariser Roman von *Eduard Maria Oettinger.*

2 Bde. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835.

— * Was mag doch Jules Janin dem Herrn Oettinger zu Leide gethan haben, daß er ihm ſein Buch widmet? In jedem Falle iſt die Beleidigung zu ſtark, und wenn Janin Klage führen würde, ſo müßte Oettinger von jedem Gerichte zu einer nicht unbedeutenden Strafe verurtheilt werden. Wie kann man nur den Muth haben, einen ſolchen abgeſchmackten Miſchmaſch, eine ſolche ſchülerhafte Zuſammenſtoppelung Roman zu nennen! Weder Witz noch Erfindung, weder Aufbau noch Zuſammenhang, weder Originalität noch Laune, ſondern rein vom Zufalle zuſammengewürfeltes Zeug, wie man es in ein Tageblatt à la Eulenſpiegel bei Verluſt des täglichen Brodes gibt, wenn man Morgens vom Setzer aus dem Schlafe geweckt wird und noch nicht daran gedacht hat, was man heute drucken laſſen will. An Fadheit und Dünnleibigkeit der Ideen übertrifft Eau de mille fleurs Alles, was im vorigen Jahrzehnte auf Beſtellung in den letzten der unzähligen deutſchen Almanache geſchrieben worden iſt. Herr Oettinger hat frühe depenſirt, darum iſt er vielleicht auch ſo bald für das Hoſpital reif geworden. Die Intriguen dieſes ſogenannten Romanes ſpielen in einer Couliſſen-Welt letzter Qualität. Schulden, lüderliche Tänzerinnen, Freſſereien bilden die Quinteſſenz von 556 Seiten. Herr Oettinger möchte gern zuweilen den Caſanova ſpielen, dabei geräth er das eine mal in die langweilige Clauren'ſche Sinnlichkeit, das andere mal auf den ſchmutzigen Boden, dem es an all' der Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit gebricht, die uns ohne Aerger an den frivolen Fantaſien vorüberführt. Einen Pariſer Roman nennt Herr Oettinger ſein Buch, als wollte er uns ein erheiterndes Getränke, brauſenden Champagner reichen — aber das zieht lange Faden, und iſt ſo geiſtlos, ſo matt! In der letzten Zeile hat der Verfaſſer ſeinem Werke ſelbſt den paſſendſten Grabſtein geſetzt:

Tout est mensonge et vanité!

Die Strasse de la Ferronnerie.

Zur Zeit, als Heinrich III. von England feierlich in Paris empfangen wurde, und der heilige Ludwig eine Bibliothek in dem Schatze der heiligen Kapelle ſtiftete, hatte die kleine Straße, welche Rue St. Denis beginnt, und bei der Rue de la Lingerie endet, noch nicht den Namen, den ſie heut zu Tage führt. Ehe er jedoch den zweiten Kreuzzug antrat, der ihm vor Tunis das Leben raubte, geſtattete er armen Eiſenhändlern, Hufſchmieden und ähnlichen Leuten, den Platz einzunehmen längs des Fleiſchhauſes auf dem Platze des Innocens. Seit dieſer Zeit erhielt die Straße den Namen de la Ferronnerie. Erſt im Jahre 1671 dachte man daran, ſie zu erweitern, nachdem ſie dem König diable à quatre und vert-galant ſo verhängnißvoll geworden war.

Freitag den 14. Mai 1610, um vier Uhr Nachmittag, war Heinrich IV. vom Louvre weggefahren, um im Arſenal den Herzog von Sully zu beſuchen, den Oberintendanten der Finanzen und ſeinen Liebling. Der König hatte in ſeinem Wagen den Herzog von Epernon, Generaloberſt der Kavallerie und Feldzeugmeiſter des Regiments der Garden, ferner den Herzog von Monbaſſon, die Marſchälle von Lavartin und von Raquelaure, endlich die Marquis von la Force und von Mirabeau. Als ſie in die Mitte der Straße de la Ferronnerie gekommen waren, wurde der Wagen von mehren Heukarren aufgehalten, welche den Weg verfahren hatten. Während die Dienerſchaft zu Fuß über den Kirchhof des Innocens ging, um den Weg abzuſchneiden und den Wagen in der Straße Saint Denis zu erwarten, ſtieg ein Menſch auf ein Hinterrad, indem er den Fuß auf den Eckſtein eines Hauſes ſetzte, das heute von einem Tuchhändler bewohnt wird, und brachte dem König zwei Meſſerſtiche bei, die ihm die Arterie über der linken Herzkammer durchſchnitten. Der König gab auf der Stelle den Geiſt auf, ohne ein Wort zu ſprechen; das Blut erſtickte ihn. Es entſtand hierauf eine ſolche Verwirrung, daß der Mörder, wenn er die blutige Waffe weggeworfen hätte, nicht entdeckt worden wäre. Er behielt ſie aber in der Hand, und nannte ſich ſelbſt den Urheber des Mordes, und man würde ihn zugleich in Stücke zerriſſen haben, wenn nicht der Herzog von Epernon der Dienerſchaft zugerufen hätte, daß ſie mit ihrem Leben für ſeinen Kopf hafteten.

Die Herren, die in dem Wagen ſaßen, ſtiegen ſogleich aus, nachdem ſie das Geſicht des Todten bedeckt und die Vorhänge zugezogen hatten. Hierauf befahlen ſie dem Kutſcher, nach dem Louvre zurück zu fahren, ließen einen Wundarzt kommen und forderten Wein, um Glauben zu machen, daß der König noch lebe. Aber bald hierauf wurde der blutige Körper auf ein Bett gelegt, wo er mehre Stunden dem Volke gezeigt wurde. Dann wurde er geöffnet, die Eingeweide in eine Buſe gelegt und das Herz in ein Käſtchen von Blei, welches zu den Jeſuiten getragen wurde. Der einbalſamirte Körper blieb noch zehn Tage in

demſelben Zimmer, wohin man ihn anfänglich gebracht hatte, und worin zwei Altäre errichtet worden waren, wo die Kaplane des Königs, die Almoſeniere und eine Menge anderer Geiſtlichen fortwährend Meſſe laſen.

Der Mörder, der gleich nach der That in das Hotel von Retz gebracht worden war, wurde den dritten Tag in das Gefängniß abgeführt, wo man ihn verhörte. Er antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen: »Ich heiße François Ravaillac, bin gebürtig aus Angoulême, 32 Jahre alt, und war nie verheirathet. Meine Beſchäftigung iſt, junge Knaben leſen und ſchreiben zu lehren. Ich bin nach Paris gekommen eines Prozeſſes wegen, den ich lange bei dem Parlamente gewonnen habe, woſelbſt ich jetzt die Taxation der Koſten nachſuche. Weder ich, noch ein Anderer, der mich angeht, hatte das geringſte Unrecht vom König erfahren. Es iſt daher weder perſönliche Rache, noch das Anſtiften irgend eines andern Menſchen, ſondern die Verſuchung der Hölle, die mich antrieb, ihn zu tödten, und ſo bin ich nach Paris gekommen mit dem feſten Entſchluß, das Verbrechen auszuführen.«

Nachdem er hierauf vor die große Kammer geführt worden war, wurde Ravaillac des Vatermords in der Perſon des Königs für ſchuldig erklärt, auf die Folter gelegt und dann auf dem Greveplatz geviertheilt, in Gegenwart der Prinzen des Hauſes Guiſe, welche ſich mit andern vornehmen Herren an den Fenſtern des Stadthauſes befanden.

Um dieſes Ereigniß zu verewigen, wurde die Büſte Heinrich IV. mit einer Inſchrift an der Façade des Hauſes der Rue de la Ferronnerie angebracht, wo ſie Jedermann noch heute ſehen kann.

Bei dieſer Gelegenheit fügt der franzöſiſche Berichterſtatter hinzu, daß es unrecht wäre, das Haus auf dem Boulevard du temple nieder zu reißen; man ſollte im Gegentheil den Richtern des Mörders Heinrichs IV. nachahmen, und es mit ſeiner Nummer 50 zum ewigen Gedächtniß ſtehen laſſen. Dort würde die Büſte des Marſchall Mortier ihren Platz finden, und jeder Vorübergehende würde es wiederholen, wenn er die Augen auf das Haus richtete: »Hier wurde das Blut durch den zweiten Ravaillac vergoſſen!«

Fieschi.

Das Blatt L'Insulaire français, welches auf Baſtia in Korſika erſcheint, gibt nachſtehende Details über Fieschi, welche in ſeinem Vaterlande ſelbſt geſammelt wurden.

»Die Familie der Fieschi ſtammt, wie es ſchon der Name bezeichnet, aus Genua. Zuerſt wohnte ſie zu Neſſa im Kanton von Vico, dann zog ſie nach Valle Calle im Kanton von Oletta. Louis Fieschi, des Mörders Vater, wurde unter dem General Morand zu einer infamirenden Strafe verurtheilt, und ſtarb außerhalb der Inſel. Laut den Nachrichten, die uns der Schreiber des königlichen Gerichtshofes hat zukommen laſſen, wurde Joſeph Fieschi, Ex-Sergeant, 26 Jahre alt, den 28. Auguſt 1816 zu zehn Jahren Kerker- und den damit verbundenen Strafen, wegen eines Ochſendiebſtahls verurtheilt. Er wurde, um ſeine Strafe zu erſtehen, nach Embrun geführt. Man erinnerte ſich, ihn 1815 geſehen zu haben, mit dem Orden beider Sicilien geſchmückt, den er aus Neapel mitbrachte. Von ſeiner armen und unbekannten Verwandtſchaft lebt nur noch eine Schweſter in tiefem Elende in dem Dorfe Biguglia. Seit ſeiner Entfernung aus Korſika hörten wir nichts mehr von Fieschi, und es ſcheint in der That, als habe er in keiner Verbindung mehr mit Korſika geſtanden.

Barricaden von 1835.

Seit mehren Jahren wird in Paris während des Sommers das Pflaſter aufgeriſſen, um unterirdiſche Kanäle anzulegen, wie ſie andere Städte längſt beſitzen. Die Cholera gab Veranlaſſung zu dieſer Maßregel. Man ſpricht davon, daß man die Stadt dadurch geſünder mache. Allgemein aber iſt die Klage, daß die Arbeit zu langſam von Statten gehe, ſo daß die freqnenteſten Punkte der Hauptſtadt während der ſchönen Jahreszeit nur mit Lebensgefahr zu Fuße und für Wagen gar nicht zu paſſiren ſind. Man hätte in dieſer Zeit den Ocean mit dem mittelländiſchen Meer von Dünkirchen nach Marſeille durch einen Kanal verbinden können. Dabei klagt man über die Leichtfertigkeit der Arbeit, und meint, wenn Alles fertig ſeyn wird, das Vergnügen haben zu können, ſehr leicht fünfzig Fuß tief unter das Pflaſter hinab zu fallen. Man hat berechnet, daß wenn dieſe Arbeit auf andere Weiſe ſtatt gefunden hätte, man drei Goldminen würde ausgebeutet oder den Reſt von Pompeji an das Tageslicht gezogen haben.

Ebenſo hätte man dreihundert Dörfern, die jetzt vor Durſt umkommen, arteſiſche Brunnen graben können. Kurz es iſt nichts Ungeheures, was dieſe Arbeiter nicht hätten verrichten können; es wäre ſogar zu denken, daß ſie die Bücher der königlichen Bibliothek klaſſificirt hätten, und noch iſt keine Ausſicht, daß es fünf oder ſechs auf einander folgende Sommer damit zu Ende gehen werde, bis endlich alles ſchmutzige Waſſer in Paris durch dieſe weiten Leitungen fließen wird, um wieder trinkbar zu werden. So trinkt Paris mehrmals daſſelbe Waſſer. Denn das, welches die Waſſerträger bei der Eintrachtsbrücke ſchöpfen, war gewiß oftmals ſchon Getränk oder Bach bei der Brücke von Auſterlitz. Wenn man bedenkt, welcher Schmutz auf ſolche Weiſe dem Fluſſe zugeführt wird, von denen die krankhaften Entleerungen aus dem Hotel Dieu nicht die geringſten ſind, ſo wird kein Menſch etwas anders mehr als Wein trinken wollen. Und aus dieſem Grunde geſchieht es wohl auch, daß die Könige von Frankreich, von Pharamond bis auf Louis Philipp I. nur Waſſer von Arcueil trinken.

Um nun den Lauf des ſchmutzigen Waſſers nach der Seine mehr zu beſchleunigen, wird überall das Pflaſter aufgeriſſen, als gäbe es Emeuten und Revolution. Die Direction der Omnibus will darüber verzweifeln, da ſie alle Tage ihre Route verändern muß, indeß die Fiaker und Kabriolets ſich darüber freuen, indem ſie, wenn ſie auf die Stunde genommen werden, immer dieſe barricadirten Straßen ſuchen und zehnmal ſchlechte Wege einſchlagen, bis ſie den guten finden. — Die Hauptſache iſt, daß die Regierung dieſe unterirdiſchen Kanäle einer Geſellſchaft überlaſſen hat, die aus Oeconomie die Zögerung veranlaßt; ſonſt müßte das unangenehme Geſchäft ſchon längſt beendigt ſeyn.

Luſtige Gerichtshändel
aus Paris.

Eine kleine, achtzigjährige Frau ſetzt ſich mit ſchlotterndem Kinn auf die Bank der Angeklagten.

Der Präſident. Wer ſeyd Ihr? — Die Alte. Amme, zu dienen. — Pr. Wie? In Eurem Alter? — Alte. Und warum nicht? Weil man keine Jugend mehr iſt, ſoll man wohl vor Hunger ſterben! Ja, Amme bin ich ſchon ſeit vier und zwanzig Jahren, mit dem Nutſchkähnchen verſteht ſich. — Pr. Ihr habt Almoſen gefordert? — Alte. Almoſen gefordert? Was ſoll das heißen? — Pr. Ihr habt gebettelt! — Alte. Das iſt nicht wahr! Das Gewerk der Ammen hat mich aus Rache angegeben, weil ich ihm die Kunden wegnehme. Sie haben die Stadtſoldaten bezahlt, um mich zu arretiren. Gott, mein Gott! Mich wollen ſie verurtheilen, die ſo unſchuldig iſt, und nicht einmal weiß, was ein Gericht iſt? — Pr. Und doch ſeyd Ihr ſchon fünf oder ſechs mal verurtheilt worden, wegen Diebſtahl und wegen Betteln. — Alte. Das war immer aus Rache wegen des Nutſchkähnchens. Das haben immer die Säugammen veranſtaltet. Ja, ja, man gebe ihnen nur die armen Kinder; das werden ſchöne Rangen. — Pr. Das gehört Alles nicht hieher. Ihr habt einmal Almoſen gefordert und habt Euch zufällig gerade an zwei Polizeiagenten gewendet. — Alte. Ganz richtig, an zwei Polizeiagenten, weil ich geglaubt habe, zwei

von meinen vormaligen Säuglingen zu erkennen.

Ein allgemeines Gelächter folgte, aber ungeachtet dieſer ſeltſamen Vertheidigung wurde die Alte zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. —

— Bertrand iſt angeklagt, einen ehrlichen Schneider, der ihm einen Ueberrock zwei Jahre lang geborgt hatte und nun ſeine Rechnung etwas ungeſtüm forderte, geprügelt zu haben. Vorläufig ſetzt ſich Bertrand auf die Bank der Zeugen, weshalb ein kleiner Menſch bleich zu werden und zu zittern anfängt, der eben jener geſchlagene Gläubiger war, an deſſen Seite ſich der Beklagte ſchwerfällig niederläßt und furchtbare Flüche gegen die Kanaille, die ihn verklagt hat, zwiſchen den Zähnen murmelt. Der Schneider, dem wahrſcheinlich die Lebhaftigkeit ſeines Schuldners vor Augen ſchwebt, hält es für klug, ſich auf eine entfernte Bank zu ſetzen, wohin ihm aber der furchtbare Beklagte brummend folgt. Eine zweite Evolution des Schneiders wird von Bertrand wieder nachgemacht, bis er ſich endlich auf die Bank der Beklagten ſetzt. Bertrand ſtreicht ſtolz ſeine Aermel in die Höhe und wirft einen wüthenden Blick auf den unglückſeligen Schneider, deſſen Beine vor Angſt zuſammenbrechen und der kaum im Angeſichte ſeines Gegners ſeine Ausſage zu machen wagt. Der Präſident. Worüber beſchweren Sie ſich? — Der Schneider. Ich habe dieſen Herrn immer unter den günſtigſten Beziehungen gekannt. — Bertrand (ſich nieder ſetzend). Das iſt ſein Glück. — Pr. Er ſoll ſich indeſſen grobe Thätlichkeiten gegen Sie erlaubt haben. — Schneider (nach und nach kühner werdend). Die Wahrheit iſt: ich hatte ihm einen Ueberrock geliefert, den er mir nicht bezahlte, und da ich ihm meine Rechnung zum zwanzigſten Mal überreichte, da warf er ſich auf mich..... — Bertrand (ſpringt auf und zeigt die Fauſt). Das iſt nicht wahr! — Schneider. Nein! — Nein! — In der That, er — er nicht — er hat ſich nicht ſo recht auf mich geworfen — er hat ſich — mir genähert — (Bertrand ſetzt ſich wieder) und — und das Uebrige wird die Klage beſagen. — Pr. Sie müſſen die Thatſachen hier erzählen, Bertrand hat Sie geſchlagen.

Hier zeigt der Schneider ängſtlich durch eine Bewegung an, daß er einen heftigen Schmerz in der Region des Epigaſtriums empfunden habe. Pr. Sie müſſen ſich deutlicher ausdrücken.

Der Schneider (nach einer Pauſe, während welcher er ſichtbar allen ſeinen Muth zuſammenrafft). I nun ja! Er hat mich geſchlagen, mit den Fäuſten, mit einem Schlüſſel, mit einem Beſenſtiel, mit dem Fuß, und hat mich gekratzt und hat mich... Bertrand (ſteht auf, mit ſtarker Stimme) Das iſt nicht wahr! Wart, Du ſollſt es bereuen! Wie? Du haſt die Frechheit, zu ſagen, daß ich Sie mit dem Fuß geſchlagen habe? — Schneider (rückt zwei Schritte zurück und nahet ſich, ſo viel er kann, dem Gerichtsdiener). Mit dem Fuß? Das hab' ich nicht geſagt. — Bertrand. Und mit den Fäuſten, wie? — Schneider. Mit — mit den Fäuſten — aber nein — wegen der Fäuſte habe ich mich nicht beklagt. — Bertrand. Und gekratzt hätte ich Euch? Laßt doch einmal ſehen!! — Schneider. Gekratzt? — Ach, was Ihr da ſagt — ich — ich kann es nicht glauben. — Ber-

trand. Nun ſo ſagt doch, daß es nicht wahr iſt, daß ich Euch geſchlagen habe. Nun, wie iſt's? Werdet Ihr's gleich ſagen? — Pr. Schüchtert den Kläger nicht ein. — Schneider. Ach ich fürchte mich nicht. — Bertrand. So ſoll er ſagen, ob ich ihn geſchlagen habe. — Schneider. Ich — ich ſage nichts gegen Euch, Herr Bertrand; mein Gott! wir wollen gar nichts mehr davon ſprechen. Mein Seel! es iſt wahr, ich bin ein bischen jähzornig. Ich habe Euch vielleicht gereizt. Ach, was da! den Ueberrock könnt Ihr mir ſpäter zahlen — wenn Ihr wollt — Ja, meine Herren, Bertrand iſt ein ehrlicher Familienvater, ein guter Arbeiter, ein Corporal in dem fünften Regiment. Ich hab' auch unrecht gehabt. — Wir wollen uns vergleichen. — Bertrand. Was vergleichen! Ich muß Schadenerſatz haben. — Schneider. Ach, gehen Sie, Herr Bertrand, wir wollen ſchon gütlich auseinander kommen. . . .

Hier hebt der Schneider die Mütze auf, die Bertrand in der Hitze hatte fallen laſſen, und gibt ſie ihm, ſo höflich als möglich, in die Hand. Die Zeugen ſagen aus, daß Bertrand den Kläger ſtark mißhandelt habe, worüber der Schneider ſehr unwillig zu ſeyn ſcheint, und mit einem ſichtbaren Erſchrecken hört er, daß Bertrand zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt wird. In dem Augenblick, wo Bertrand aufſteht, um fortgeführt zu werden, verkriecht ſich der Kläger hinter die Wache.

Anekdoten.

Der Herzog von Richelieu lebte von Anfang der Revolution bis 1814 in Odeſſa und den benachbarten Staaten von Rußland. Als Ludwig XVIII. ihn an die Spitze des Miniſteriums ſtellen wollte, befragte er Herrn von Talleyrand, ob er glaube, daß Jener gut den Geſchäften vorſtehen würde? „Wie ſollte Herr von Richelieu nicht ein vortrefflicher erſter Miniſter ſeyn," erwiderte Talleyrand, „mit einem ſo alten Namen! Und übrigens iſt er der Mann in Frankreich, der ja am beſten die Krimm und die Tartarey kennt."

Dieſe Antwort entmuthigte den König nicht, ihn auch bei der Wahl ſeiner andern Miniſter um Rath zu fragen. In dem Augenblick, als er Beugnot zum Miniſter machte, der einer der größten Menſchen in Frankreich war, ſagte er zu Talleyrand: „Ich verſetze Beugnot zur Marine." — „Beugnot zur Marine?" ſagte jener. „Ich ſehe nicht gut ein, was er da leiſten kann, wenn Ew. Majeſtät ihn nicht etwa als Beſaansmaſt gebrauchen wollten."

— Ein reicher Kaufmann in London hatte ſeinen Sohn nach Paris geſchickt. Er wollte als guter Vater, daß ſein Sohn ſeiner kleinſten Laune genügen könnte, und eröffnete ihm daher bei einem der erſten Banquiers der Hauptſtadt einen unbegränzten Credit. Der Pariſer Banquier gab ſich alle Mühe, dem jungen Engländer gefällig zu ſeyn. Ein Monat war verſtrichen, und der Sohn der Themſe hatte bereits zu ſeinem Vergnügen 10,000 Franken gebraucht. Der Pariſer Banquier war darüber etwas verlegen, und erlaubte ſich, an ſeinen Correſpondenten nach London zu ſchreiben, indem er beſorgte, daß der junge Engländer, durch den Hang nach Vergnügungen verleitet, die väterliche

Großmuth mißbraucht hätte, da er bereits in einem Monate die bedeutende Summe von 10,000 Franken ausgegeben habe. Folgendes war die Antwort des engliſchen Kaufmanns:

„Monsieur,

„Si le fils à moi il a porté ses dépenses jusqu'à ce jour à 10,000 livres Sterling, cela être beaucoup, sans doute; alors il faudra aviser. Mais si de vos f..... livres tournois que vous voulez parler à moi, vous pouvez lui en donner encore considerablement et beaucoup sans gêner vous."

Vermischtes.

Curioſum. Die Breslauer Zeitung enthält folgendes Gedicht auf einen Zwerg, der dort für Geld zu ſehen iſt:

An den kleinen Iſtrianer
Gallia, im Gaſthof zum blauen Hirſch.
O Natur, wie groß — ach, Menſch, wie winzig klein,
Wohl geſtaltet, ſo lieblich, Bildung ſeltſam fein!
Ideal von Zwerg; Erſtaunen raubt — es,
Wer Dich nicht geſehen, Niemand glaubt — es!
B. v. S.
Ein Bewunderer
vollkommener Naturwerke.

— Paris. Die nächtlichen Ueberfälle vermehren ſich ſeit einiger Zeit auf beunruhigende Weiſe. Letzten Sonntag begleitete ein Hutmacher in der Rue Poiton auf dem Marais einige Damen nach Hauſe, als er in der Rue d'Anjou ungefähr hundert Schritte von ſeiner Wohnung von vier Banditen angefallen wurde, von denen der eine mit einer Piſtole, der andere mit einem Dolche bewaffnet war, und ihm die Börſe oder das Leben abforderten. Da er ſich gegen Viere nicht zur Wehre ſetzen konnte, ſo war er genöthigt, ihnen ſeine Uhr, ſein Kleid und ſeinen Hut zu überlaſſen, unter welcher Bedingung ſie ihm das Leben ſchenkten.

— Ein neuer Dichter. Herr Daniel Joſty, ein bekannter Bierbrauer in Berlin, iſt als Dichter aufgetreten, und hat unter dem Titel: Bière de mon tonneau, eine bunte Sammlung von Aufſätzen und Gedichten in franzöſiſcher, deutſcher und romaniſcher Sprache herausgegeben, die mitunter recht Artiges enthalten.

Nekrolog.

Herr Johann Schickh, der Gründer und Herausgeber der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode, der beſten belletriſtiſchen Zeitſchrift Oeſtreichs, und einer der beſten Deutſchlands, iſt am 1. Auguſt im Bade zu Gaſtein geſtorben.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Die Anſicht einer Hauptſtraße von Bern.

2) Ein Modebild, worauf ein Kleid von gedrucktem Organdi, mit einem Volant von gleichem Stoffe abgebildet iſt; hiezu ein Kapothut von Bändern mit Tülle und exotiſchen Blumen geziert. Ferner ein Kleid nebſt Mantille von geſticktem indiſchem Muſſelin, und ein Kopfputz mit Blumen. Außerdem ſind: ein Hut von Gros de Naples, eine Haube von Tülle, und eine Coeffüre mit Blumen auf der Tafel angebracht.

Herausgegeben von August Lewald.

Deutſchland.

Weimar's gemeinnützige Inſtitute.

Mögen andere Reſidenzen durch Wiſſenſchaft, durch Kunſt, durch Handel, durch öffentliches Leben oder ſonſt eine hervorragende Seite geiſtiger oder körperlicher Thätigkeiten ihr feſtſtehendes, eigenthümliches Gepräge erhalten: Weimar's Grundcharakter iſt ein edles, ſich ſelbſt genügendes, gemüthliches Stillleben, eine heitere, rege, friſche, geſchmackvolle Geſelligkeit.

Alle Verhältniſſe des öffentlichen ſowohl, als des Privat-Lebens Weimar's ſind glatt, fein und abgerundet; nirgends eine ſchroffe Spitze, nirgends eine hervorſtechende Leidenſchaft, aber auch nirgends eine erheblich fühlbare Lücke.

Und ſo hat Weimar, in den Erinnerungen alter Dichtergröße und literariſchen Ruhms ſich ſonnend, die alte ſchaffende Kraft nicht vergeſſen: noch heute begegnen ſich hier Kunſt und Wiſſenſchaft im traulichſten Vereine. Nur für Weimar ſcheint Göthe geſungen zu haben:

> Zierlich Denken, ſüß Erinnern,
> Iſt das Leben im tiefſten Innern.

Dieſe dankbare, ſinnige Erinnerung der verfloſſenen ſchönen Tage iſt es ja, die Weimar's innerſtem Leben und Treiben ſeinen vollſaftigen Kern, ſeinen würzigen, lieblichen Duft verleiht. Darum weilt auch der gebildete Fremde ſo gern in der kleinen, ſtillen Stadt, wo jeder Stein die Runenſchrift entſchwundener klaſſiſcher Zeiten, jedes Moos die ſanfte Spur großer Geiſter trägt.

Wenn wir Weimar's Grundcharakter in ein friſches, ſinniges, geſelliges Zuſammenwirken für die höheren Intereſſen des Lebens ſetzten, ſo hatten wir dabei vornämlich die zahlreichen, thätigen Vereine und Geſellſchaften für Wiſſen und Kunſt, für Wohlſtand und Bildung der Bürger, für die heiterſten Lebensfreuden im Blicke, welche wohl keine andere der kleineren deutſchen Reſidenzen in ſo reichem Ueberfluſſe dar-

bietet. Deßhalb lernt man auch Weimar am beſten kennen, wenn man es von dieſem Standpunkte aus genauer betrachtet, ſeine geſelligen Verhältniſſe vor Allem in's Auge faßt. Dieſe Hauptſeite Weimar's möchte aber um ſo mehr beleuchtet zu werden verdienen, als gerade ſie dem Auslande noch am wenigſten bekannt iſt.

1) Unter den wiſſenſchaftlichen, literariſchen Geſellſchaften Weimar's obenan ſteht der Götheverein. Des Meiſters Harfe iſt verklungen, doch unſterblich leben ſeine Lieder, ſeine Beſtrebungen in der Bruſt ſeiner treueſten Freunde, ſeiner beſten Schüler. Sowie ehedem die Großen ſich im edelſten Vereine um Göthe's hohe Geſtalt geſchaart hatten, ſowie ſie ſonſt den Nektar ſeiner Lippen getrunken; ebenſo ſtehen ſie noch jetzt vereint, den hohen, ſieggekrönten Meiſter, ihr Palladium, in der Mitte, und dichten, ſingen und ſcherzen, als wenn der alte Herr leibhaftig noch unter ihnen weilte.

Wie ſie ſonſt an jedem wiederkehrenden 28. Auguſt, um die Wiege ihres Meiſters verſammelt, bei köſtlichen Mahlen ſich ſeiner rüſtigen Kraft erfreut, ihm duftende Opfer der Liebe und Freundſchaft dargebracht hatten: ſo iſt ihnen noch immer der 28. Auguſt ein Tag der Feier, der Verehrung und ſüßeſten Erinnerung, denn

Wer keine Erinnerung hat,
Kann auch keine Hoffnung haben.

Göthe.

Die Thätigkeit dieſes Vereines, nach dem Tode des treuen Hofrathes Meyer geleitet und gefördert durch einen der übrigen nächſten Freunde Göthe's, war ſogleich nach Göthe's eigenem Hintritt, auf Sammlung, Erhaltung und Sichtung ſeiner literariſchen Nachläſſe gerichtet. Die gemeinſame Pietät der Mitglieder trug Sorge, bei der edlen Schwiegertochter des Meiſters die Erlaubniß auszuwirken, daß in Göthe's Gemächern, in ſeinen reichen Sammlungen und Schränken Alles in der alten, gewohnten Weiſe verblieb. Und ſo können Fremde, wie Einheimiſche, zu jeder Stunde die heiligen Räume betreten, ſie finden bis auf Feder, Tintenfaß und Becher herab Alles noch ſo, wie es Göthe eben verlaſſen — ein Nationalheiligthum.

Bei der Durchſicht von Göthe's reichem literariſchen Nachlaß fanden die vereinigten Freunde gar bald, daß zu einem neuen Hefte von „Kunſt und Alterthum" bereits Bedeutendes theils völlig ausgearbeitet, theils vorbereitet war. So ſchien es denn eine Forderung der Pietät ſowohl gegen den theuern Abgeſchiedenen, als gegen das Publikum, jenen Schluß von Kunſt und Alterthum, den Göthe ſelbſt mit dem dritten Hefte des ſechsten Bandes beabſichtigt hatte, nicht unvollzogen zu laſſen.

Es erſchien daher bereits im Jahr 1832 bei Cotta in Stuttgart das Schlußheft von „Göthe's Kunſt und Alterthum, und ſeinem Nachlaſſe, herausgegeben durch die weimariſchen Kunſtfreunde," deren Thätigkeit ſich eben nicht allein auf dieſes Werk beſchränkte. Denn von einigen Gliedern dieſes Vereines wurden auch die größeren Werke, die ſich unter Göthe's Nachlaſſe vorfanden, geſammelt, und ſind bereits in 10 Bänden dem Publikum übergeben worden.

Und ſo möge denn dieſer ſchöne Verein in ſeinen engeren und weiteren Zwecken auch für die Zukunft fortbeſtehen, nachdem die zunächſt liegenden, dem hingeſchiedenen Meiſter in frommer Ehrfurcht und kindlichem Danke geweiheten Abſichten in das Leben getreten ſind. Möge er dem harrenden Deutſchland zunächſt zeigen, daß es nicht Göthe allein war, der Weimar's Namen auch im Auslande einen guten Klang und eine literariſche Berühmtheit ſicherte, deren man die kleine Reſidenz eines Bundesfürſten kaum für fähig hielt. Darum kann es auch nicht wünſchenswerth erſcheinen, daß zu den literariſchen Unternehmungen dieſes Vereins fremde Subſidien in Anſpruch genommen werden, wie im letzten Hefte für Kunſt und Alterthum bereits geſchehen iſt. Es bleibe ein Ehrenpunkt der Glieder, Weimar's begründeten Ruf auch für die Zukunft ſorgſam zu erhalten. Und davon mögen ſie ſich durch kleinliche Rückſichten nie abſchrecken laſſen.

2) Unter Göthe's mächtigem Schutze geboren und erblüht, iſt ein zweiter mehr künſtleriſcher als wiſſenſchaftlicher Verein — die weimariſche Liedertafel. Unwillkührlich erinnert ſchon der Name an die alte Heldenzeit der ritterlichen Tafelrunde, die bei Becherklang und Waffenſpiel der Harfen ihrer Barden lauſchte. Auch die weimariſche Liedertafel erfreut ſich bei feſtlichen Mahlen des edelſten geiſtigen Wettkampfes. Näher noch liegt uns der Vergleich mit dem vaterländiſchen Sängerverein auf der benachbarten Wartburg. Wie die beſten deutſchen Meiſterſänger ſich dort unter dem Schutze des Fürſten verſammelten, im ſelbſtgedichteten und geſungenen Liede wetteiferten: ebenſo haben ſich in Weimar auf's Neue Dichter, Componiſten und Sänger vereint, um mit gemeinſamer Kraft den uralten Dichterruhm des thüringer Gaues zu erhalten, um mit neuen, friſch-duftenden Blüthen den vaterländiſchen Sängerkranz zu ſchmücken.

Die Geſellſchaft nimmt in der Regel nur neue, von den Mitgliedern ſelbſt gearbeitete Dichtungen auf; die Tonkünſtler bearbeiten Jeder in ſeiner Weiſe beliebige Stoffe, und reichen dann ihre Compoſitionen, ohne Bezeichnung ihres Namens, dem Vorſtande ein, der nach Mehrheit der Stimmen das Gelungenſte auswählt. Dieſe Stücke werden dann in die einzelnen Geſangvereine vertheilt, einſtudirt, und am Ende

in den Hauptverſammlungen öffentlich der Geſellſchaft vorgetragen. In beſonderen Büchern ſammelt man Lieder und Compoſitionen. Und ſchon jetzt läßt ſich aus dem gegen 100 Nummern ſtarken Liederbuche die Thätigkeit der erſt ſeit einigen Jahren beſtehenden Geſellſchaft hinlänglich ermeſſen.

Für Weimar iſt dieſe Liedertafel ein unſchätzbares Gut. Wenn gleich durch die gewonnenen kleineren Lieder-Compoſitionen der Kunſtgeſchmack des größern Publikums unmittelbar nur wenig gefördert wird, da nur dem engern Kreiſe der Mitglieder ſchaffende Thätigkeit und Kunſtgenuß ausſchließlich vorbehalten iſt: ſo ſind doch ſelbſt in dieſer Beſchränkung die hohen Vortheile des Vereins nicht zu verkennen. Denn außer der zwar vortrefflichen Theatermuſik der weimariſchen Hofkapelle und einigen wenigen von ihr veranſtalteten außerordentlichen Winterconcerten wird dem Publikum faſt keine Gelegenheit gegeben, ſich den Genuß größerer Muſikſtücke aus alter oder neuer Zeit zu bereiten, und mit der geſammten Tonkunſt gleichmäßig fortzuſchreiten. Dieſe Lücke vermag denn auch die Liedertafel nicht auszufüllen. Bei verſchloſſenen Thüren kann ſie ſelbſt in ihrem auf Lieder beſchränkten Wirkungskreiſe keinen Anſpruch auf Förderung des allgemeinen Geſchmacks machen. Dagegen iſt ſie für den einmal aufgenommenen Dichter ein willkommener Markt, für den Künſtler eine vortreffliche Arena, eine gute Schule. Auf die jüngeren, ſchüchternen Talente muß die aufgeregte Thätigkeit, der edle Wettſtreit, das ſanfte Urtheil der Kunſtverſtändigen höchſt vortheilhaft einwirken.

Bei feſtlichen Gelegenheiten werden förmliche „Liedertafelfeſte“ veranſtaltet, wobei wohleinſtudirte Chöre jugendlicher Stimmen den Mangel der Inſtrumentalmuſik vollkommen erſetzen.

3) Unter den wiſſenſchaftlichen Vereinen hat das in Weimar ſeit mehren Jahren beſtehende „Leſe-Muſeum,“ deſſen glänzendes Lokal durch die Huld des Großherzogs im erſten Stockwerk des Fürſtenhauſes befindlich iſt, die Aufmerkſamkeit der benachbarten Städte auf ſich gezogen. Immer reicher und vollſtändiger werden dem Wißbegierigen nicht nur alle bedeutenderen politiſchen, belletriſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, unter denen viele in fremden Sprachen, ſo wie Flugblätter und Hefte, zur mannichfachſten Belehrung und Unterhaltung dargeboten, ſondern man kann auch ſtets das Neueſte aus dem eigentlichen Buchhandel auf einem ſogenannten Bazar finden.

Die Statuten der Geſellſchaft ſind vortrefflich. Es konnte nur von entſchiedenem Vortheil ſeyn, wenn der Vorſtand nicht als ein permanenter beibehalten, ſondern für nothwendig wechſelnd erklärt worden iſt, indem durch eine convenienzmäßig ſtets identiſch wieder-

kehrende, leitende Behörde die geſellſchaftliche Beweglichkeit und Freiheit verloren gegangen wäre.

Zurückgelegte ältere Hefte von Zeitblättern werden der großherzoglichen Bibliothek überlaſſen, wo ſie dann auch dem größern Publikum ſtets zugänglich ſind. Handbücher, Landcharten, Sprachwörterbücher, Kupferſtiche, Fremden-Verzeichniß u. ſ. w. ſind bequeme Zugaben.

4) Ein anderer ſehr lobenswerther Verein iſt der, welchen eine bedeutende Anzahl von Malern, Bildhauern, Architekten und Kunſtarbeitern gleicher Art, unter der Leitung des Direktors der Zeichnenakademie bildet. In wöchentlichen Zuſammenkünften wird hier das Neueſte und Beſte aus den betreffenden Kunſtgebieten mitgetheilt, in Abbildungen vorgelegt und geprüft, oder es werden paſſende, umfaſſendere Vorträge gehalten, allgemeinere Forſchungen angeſtellt.

Beſonders auf die Produktivität und den Geſchmack ſeiner Glieder muß dieſer Verein ſehr vortheilhaft wirken. Zwar vermögen unſere wenigen Künſtler nicht, ſo Großes und Umfaſſendes zu leiſten, als Münchens 500 Maler; dennoch genießen Preller, Kaiſer und Heinrich Müller auch im Auslande verdiente Anerkennung. Wie in München iſt es auch in Weimar vorzüglich der Hof, der unſern Künſtlern Gelegenheit verſchafft, ihre Talente zu zeigen.

Die jährlich wiederkehrenden öffentlichen Gemäldeausſtellungen der Zeichnenakademie tragen ebenfalls viel dazu bei, eines Theils die Künſtler ſelbſt anzufeuern, andern Theils Bildung und Geſchmack unter der ſchauenden und beurtheilenden Menge hervorzurufen. Die wöchentlich einmal geöffnete großherzogliche Gemälde- und Kupferſtichſammlung enthält bei ihrem geringen Umfange und nicht ſyſtematiſch oder chronologiſch aufgeſtellten Inhalte manche ſehr ſchätzenswerthe Einzelnheiten.

Dieß ſind die hauptſächlichſten der geſelligen Vereine, welche, als Weimar's heiliges Eigenthum, deſſen künſtleriſches und wiſſenſchaftliches Leben fördern und heben. Noch aber haben wir zwei der edelſten und ſchönſten Vereine für Sittlichkeit und Menſchlichkeit zu erwähnen. Beide ſind ſie das Werk unſerer für den Wohlſtand ihrer Bürger, für die Schönheit ihres Landes unabläſſig thätigen Großherzogin.

5) Die geſchichtliche Entſtehung des „patriotiſchen Inſtitutes der Frauenvereine in dem Großherzogthum Weimar“ iſt folgende.

In dem Kampfe für deutſche Unabhängigkeit von fremdem Joche fühlten ſich auch Weimar's Frauen berufen, ihre Tage nicht unnütz für die gute Sache verſtreichen zu laſſen, ſie ſorgten für die Streitenden, ſie pflegten die Verwundeten, ſie unterſtützten die Verlaſſenen der im Felde Gebliebenen, und förderten ſo in ſtillem Bemühen und vater-

ländiſchem Gemeingeiſt auf ächt weibliche Weiſe das allgemeine Wohl. Als nach überſtandenen Leiden des Kriegs Mangel und Noth, deſſen unmittelbare Folgen, ſich zeigten, konnten dieſe wohlthätigen Frauen den Wunſch nicht aufgeben, auch ferner zum allgemeinen Beſten ihre Kräfte zu verwenden, für das Wohl und die Fürſorge Einzelner thätig zu ſorgen.

So wurde zunächſt für die Stadt Weimar ein Verein von Frauen geſtiftet zu Unterſtützung der Nothleidenden, zu Beförderung edler, patriotiſcher Gefühle. Er hat ſich ſeitdem erhalten. Zugleich ſuchte man in den übrigen Städten und in einzelnen Dörfern der großherzoglichen Lande gleiche Geſinnungen und Anſichten zu wecken, und bald war man beſonders bemüht, den praktiſchen Theil der Erziehung der Jugend zu verbeſſern. Als der bei weitem wichtigſte und nützlichſte Zweck erſchien ihnen dabei die Erziehung und der Unterricht der verlaſſenen weiblichen Jugend. Als Nebenzwecke verfolgte man aber die Unterſtützung alter und zur Arbeit unfähiger hülfloſer Perſonen, die Pflege verlaſſener Kranken, ſchlennige Hülfe in dringenden unverſchuldeten Nothfällen, als: Brand, verheerende Krankheiten ꝛc.; Beförderung der Arbeitſamkeit und des rechtmäßigen Verdienſtes arbeitsfähiger Menſchen.

Das Central-Direktorium führt die erlauchte Obervorſteherin und Begründerin ſelbſt; unter ihr ſtehen ſieben Central-Vereine in den größern Städten des Landes, welche wiederum ſämmtlichen kleineren Vereinen vorſtehen. Man kann demnach den Frauenverein als außerordentlichen Hülfsfond betrachten, deſſen Wirkſamkeit in ſoweit eintritt, als die vom Staate eingerichteten Armen- und Erziehungs-Anſtalten nicht ſchon ausreichend ſind.

Was kann Schöneres und Erhabeneres durch irgend eine Geſellſchaft im Staate, welche nicht die Kirche ſelbſt iſt, bezweckt, erſtrebt und verwirklicht werden, als dieſe Sorge für Kranke und Gebrechliche, für Elende und Schwache, für die verlaſſene, arme Jugend? Wahrhaft ergreifend und rührend iſt es, die edlen Frauen zu ſehen, wie ſie, ſanft und mild, Fleiß, Arbeitſamkeit, Sittſamkeit und jede weibliche Tugend durch das ganze Land hin verbreiten, wie ſie da hülfreiche Hand bieten, wo der Staat mit ſeinem auf das Ganze gerichteten Willen und Wirken gar nicht oder nur wenig, oft auch unpaſſend, eingreifen kann. Hier iſt das wahre Feld für geſellige Unternehmungen einzelner Staatsglieder; dieß iſt das ſchöne Vorrecht freier Vereinigung, der Korporation und Aſſociation. So weit die Kräfte der Einzelnen, wenn auch verbunden, reichen, da ſoll und darf der Staat nicht einwirken, da ſoll er ſeine Kräfte ſparen.

6) Zunächſt dieſem patriotiſchen Vereine der Frauen erblühte ebenfalls unter dem Schutze unſerer Großherzogin noch eine andere ſegenverbreitende Geſellſchaft ähnlicher Tendenz, ich meine den Verein zur Beaufſichtigung und Beſſerung entlaſſener Sträflinge. Die vornehmſte Abſicht deſſelben iſt darauf gerichtet, zu verhindern, daß die aus den Zucht- und Beſſerungs-Häuſern entlaſſenen Sträflinge nicht durch Noth und Verzweiflung wieder auf die verderbliche Bahn des Laſters und Verbrechens zurückgetrieben werden, was nach allgemeiner Erfahrung um ſo leichter geſchieht, als ſolche beſtrafte Verbrecher nicht ſelten wie Ausgeſtoßene aus der menſchlichen Geſellſchaft betrachtet werden, und ihnen ſo jede Gelegenheit benommen wird, ſich ehrlich zu nähren und brauchbare Glieder des Staats zu werden. Der Verein ſucht daher ſolchen Unglücklichen Aufnahme, Unterkommen und Arbeit zu verſchaffen; er ſtellt zugleich jeden derſelben unter die Obhut eines anerkannt rechtlichen Aufſehers.

Was hilft der beſte Strafrechtscodex, was nützen alle Bedrohnungs- und Abſchreckungs-Theorien im Staate, ſo lange man den entlaſſenen Verbrechern nicht Gelegenheit gibt, ihre vielleicht eben erſt begonnene Beſſerung auch thätig im Leben zu zeigen und zu ſtärken? Wahrlich ein edler Zweck, aus verworfenen Menſchen fleißige und ſittliche Bürger zu bilden! Und die Beſtrebungen des Vereins blieben nicht ohne Früchte; die Jahresberichte geben über die Wirkſamkeit deſſelben das günſtigſte Zeugniß.

7) Wenn wir uns vornehmen, Weimar's eigenthümliche geſellige Beziehungen nach allen Seiten hin zu beleuchten: ſo ſind hier einige andere Geſellſchaften nicht zu übergehen, welche ſich zunächſt auf den Wohlſtand des Volks, auf die Schönheit des Landes und Verbeſſerung der Gewerbe beziehen.

Von der Regierung unabhängig gedeiht als freie Privat-Anſtalt, ohne Zwang und läſtige Bedingungen, der landwirthſchaftliche Verein, der ſeine regelmäßigen Verſammlungen in einem paſſenden Gebäude des nahen Belvedere hält. Wenn es eine anerkannte Erfahrung iſt, daß der Landwirth in der Regel den Betrieb ſeines Gewerbes auf die einmal gewohnte Weiſe des täglichen Lebens fortſetzt, ohne ſich um zweckmäßige Neuerungen zu bekümmern, und ohne ſich um eigene Auffindung beſſerer Mittel zu bemühen: ſo kann eine Vereinigung ſachkundiger Männer, praktiſcher Landwirthe ſowohl, als gelehrter Theoretiker, nur höchſt wünſchenswerth ſeyn, welche über die Verbeſſerungen der Landwirthſchaft ſich berathen, die Erfindungen und Erfahrungen fremder Länder prüfen, und einige Verſuche der Anwendung für ihr beſonderes Gebiet anſtellen.

Ausgedehnter noch war früher die Wirkſamkeit dieſes Vereins, als man die Ergebniſſe gemeinſamer Berathung in einer eigenen Zeitſchrift, den landwirthſchaftlichen Blättern niederlegte, die leider ſeit längerer Zeit mit der weimariſchen offiziellen Zeitung verſchmolzen ſind. Mit der Wiederherſtellung dieſer Blätter könnte dann ſehr zweckmäßig die Herausgabe und Vertheilung gemeinfaßlicher Unterrichtsbücher für den Landmann verbunden werden; ebenſo könnte man Preiſe für gemeinnützige Unternehmungen ausſetzen und ertheilen, wie dieſe Hebel bereits in Großbrittanien und Frankreich eingeführt ſind.

Zur beſondern Errichtung landwirthſchaftlicher Lehranſtalten wäre wohl das Großherzogthum zu klein; indeſſen hätte man doch die in der Nähe von Weimar beſtehende, freilich ſehr koſtſpielige, Muſterwirthſchaft ſchon um deßwillen nicht eingehen laſſen ſollen, weil kleinere Landwirthe leichter durch Beiſpiele, Muſter und Ermunterungen dieſer Art zu Fortſchritten in ihrem Gewerbe vermocht werden. Die Muſterwirthſchaft müßte dann aber ſtreng von der Verſuchswirthſchaft geſchieden werden, denn Verſuche führen eben nicht immer zu Muſtern.

Außerordentlich ermunternd und belebend wirkt indeſſen der Verein zu ſeinen Zwecken durch die alljährlich im Herbſt veranſtalteten Ausſtellungen ſowohl von Bodenerzeugniſſen und Früchten aller Art, als von Ackerinſtrumenten und landwirthſchaftlichen Geräthen überhaupt.

8) Als Nebenzweig dieſes größern Unternehmens muß mit verdienter Anerkennung der Verein für Gartenbau und Blumiſtik genannt werden, durch deſſen Bemühungen Nutzen zugleich und Geſchmack unter dem Volke verbreitet werden. Auch hierbei ſind jährliche Frühlingsausſtellungen eingerichtet, in denen ſinnvolle Anordnung, Reichhaltigkeit und Schönheit der Gegenſtände, ſelbſt ein weniger kunſtgeübtes Auge freudig erquicken.

Mit dieſem Verein in zweckmäßige Verbindung geſetzt iſt ein andres vortreffliches, gemeinnütziges Inſtitut, die Landes-Central-Baumſchule, auf der Höhe des benachbarten Ettersberges gelegen. Hier wird einem Jeden, der dazu Luſt hat, insbeſondere aber den künftigen Landſchullehrern freier Unterricht im höhern Gartenbau, in der Obſtbaumzucht und Obſtveredlung ertheilt, theoretiſche Vorträge werden mit praktiſchen Uebungen verbunden. Umſichtig und geſchmackvoll geordnet findet man hier alle edleren Sorten von Obſtbäumen und Gartenpflanzen, Muſter- und Verſuchs-Wirthſchaft ſind hier auf die nützlichſte Weiſe verbunden. Hier iſt das Depot für alle kleineren Baumſchulen des Landes, für alle größern Obſtbaum-Anpflanzungen öder Gegenden, für Verſchönerung der Landſtraßen und Chauſſéen.

9) Den Handwerken wiederum auf mannichfache Weiſe aufzuhelfen und ſie zu fördern, iſt der Gewerbverein beſtimmt. Gemeinnützige Erfindungen werden hier erprobt und ihre Verbreitung im Lande unterſtützt. Auch hierbei könnte aber die Aufſtellung von Preisaufgaben, ſo wie eine einzurichtende Modellſammlung ſehr gute Dienſte leiſten.

Eine ſehr empfehlenswerthe Einrichtung iſt hierbei die, daß man von den zur Ausſtellung eingelieferten Gewerbsprodukten des ganzen Landes eine bedeutende Menge ankauft mit einer Summe, welche durch den Verkauf von Looſen eingenommen wird. Auf dieſe Weiſe entſteht eine Lotterie, die bei Käufern und Verkäufern das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet.

Was wir oben bei dem landwirthſchaftlichen Vereine vermißten, findet ſich bei den Gewerben ſehr vortheilhaft eingerichtet. Seit dem 18. Oktober 1829 haben 258 Zöglinge, Profeſſioniſten und Andere, belehrenden Unterricht in der freien Gewerbſchule erhalten. In zwei Klaſſen befinden ſich in der Regel 50 — 70 Schüler, denen fünf Lehrer vorſtehen. Bisher hatte dieſe Lehranſtalt bei ihrer guten Einrichtung die beſten Folgen, und der neuerdings irgendwo öffentlich ausgeſprochene Tadel gegen dieſelbe iſt ganz unbegründet.

Digitized by Google

Frankreich.

Paris am Waſſer.

Die Seine hat eine obſcure Quelle; ſie entſteht in einem Dorfe in Burgund, deſſen Namen unbekannt iſt; ſie kommt aus einem Loch hervor, und floß ſonſt durch die Küche eines Kloſters. Alſo mußte dieſer königliche Fluß, ehe er den Gipfel ſeines Glücks erreichte, die Töpfe und Löffel der Mönche waſchen; ein unbedeutender Anfang, wie bei vielen großen Dingen.

Nachdem die Seine ziemlich dürftig durch Burgund und Champagne gefloſſen, zieht ſie durch Montereau, wo ſie Bekanntſchaft mit der Yonne macht, welche in ihrer Umarmung ſtirbt, und ihr all ihr Waſſer hinterläßt. Dank dieſer Erbſchaft; nun kann die Seine ſchon eine Figur machen, aber erſt gegen Nogent hin erhält ſie ihren Adelsbrief, indem ſie ſchiffbar wird. Bei der Brücke von Charenton angekommen, nimmt ſie die Marne zu ihrer Mitarbeiterin auf, die ihr alle ihre Fonds überweist, damit ſie ſich der Hauptſtadt würdig vorſtellen könne, um alle Ausgaben zu beſtreiten, welche von nun an ihre Functionen erheiſchen.

Bei ihrem Eintritt in Paris wird ſie von den Weinhändlern in Bercy empfangen; Tauſende von Fäſſern begrüßen den burgundiſchen Strom, der gleich bekannt mit ihnen wird, und ſich mit dem Nektar ein wenig familiariſirt, den dieſe Weingötter bereiten. Die Seine iſt beim Eintritte in die Hauptſtadt breit, tief und mächtig. Paris bietet Alles auf, ſie würdig zu empfangen, und vermählt ſie ſogleich mit ſeiner ſchönſten Brücke, der Brücke von Auſterlitz. Von der einen Seite führt hier eine ſchöne Allee nach dem Baſtillenplatz, auf der andern Seite öffnet ſich der Pflanzengarten.

Nichts in Paris iſt uneigentlicher benannt, als dieſer Pflanzengarten; wornach er am wenigſten heißen ſollte, das ſind eben die Pflanzen. Man findet wohl einige Treibhäuſer darin, in welchen geheizte Röhren den fremden und zarten Blumen die Wohlthaten eines erkünſtelten Klima's angedeihen laſſen; auch findet man wohl in freier

Luſt Blumenbeete mit Etiketten, wo ein Stiel von Eiſen ſich pedantiſch neben dem Stiele der Pflanzen erhebt, wo jedes Grashälmchen mit einem Schild von Blech decorirt iſt, das ſeinen Namen und ſeine Eigenſchaften in gutem Apothekerlatein verkündet; das ſind nun die Pflanzen. Das Merkwürdigſte aber in dieſem Garten ſind die Thiere, die er einſchließt: Löwen, Tiger und Panther, die in ihren Käfigen brüllen; Vögel jeder Art und jeder Farbe, die ſich in ihren weiten Bauern wiegen; Gazellen und exotiſche Kühe und Schaafe, welche in Thälern von zehn Quadratfuß weiden und auf armhohen Hügeln ausruhen; endlich der Elephant und die Giraffe, die von Soldaten, guten Kindern und reichen Nichtsthuern mit Pfefferkuchen gefüttert werden. Was die Neugierigen und Gelehrten am meiſten hier ſuchen, das ſind jene reichen Gallerien, wo die bewundernswerthen Sammlungen von Mineralien, Skeletten und Ungeheuern aufbewahrt werden; alle Merkwürdigkeiten der Natur, ihre Seltſamkeiten, ihre Meiſterwerke, ihre Myſterien, Alles auf der That ertappt. Dieſe Gallerien ſind ſo wichtig, daß man ſie auf Koſten des Gartens ſtets vergrößert, ſo daß bald gar kein Raum für die Pflanzen mehr ſeyn wird, und daß die vegetabile Natur ſich in die Herbarien wird flüchten müſſen.

Nachdem die Seine ſich hat zur Ader laſſen müſſen, um den Kanal von St. Martin mit Waſſer zu verſehen, theilt ſie ſich in zwei Arme, um die Inſel Louviers zu bilden, welche ihre Pyramiden von Brennholz hoch in die Lüfte erhebt; dann theilt ſie ſich noch einmal, um die Inſel St. Louis zu umarmen. Nichts iſt fremdartiger in Paris, als dieſe Inſel St. Louis; nichts iſt ſo friedlich, ſo provinciell, wie ſie; wo man auf keine Weiſe das Leben und die Sitten des Pariſer Kontinents wieder findet. Die Sitten der Amtsrobe und des Mörſers *) haben ſich in dieſem parlamentariſchen Thal rein und unverfälſcht erhalten; es weht hier ein ernſter Dunſt der alten Magiſtratur; hier wird um zwölf gegeſſen und zu Nacht geſpeist; hier trägt man Puder und Schnallen auf den Schuhen; hier ſpielt man Reverſino von zwei Uhr Nachmittags bis um fünf, und betrügt in dieſem Spiel, wie es vor alten Zeiten Mode war. Umſonſt hat Paris vier Brücken nach der Inſel geſchlagen, ſie widerſtand dieſen Avancen und blieb iſolirt. Nur ſelten wird die Stille ihrer Straßen durch das läſtige Rollen der Wagen geſtört; kaum findet man auf den verödeten Wegen bei Anbruch des Tages einige Vorübergehende in großem Ornate: dies ſind Advokaten; man weiß, daß die Richter für ſie jeden Morgen bis ſechs Uhr im Sommer und bis ſieben Uhr im Winter

*) Mörſer, mortier, die Kopfbedeckung der höhern Magiſtratsperſonen, wie ein umgekehrter Mörſer; daher président à mortier. D. R.

ſchon zu ſprechen ſind. Die Inſel St. Louis iſt ein wahres Paradies; an allen Fenſtern ſingen die Finken, und indianiſche Kreſſen ſchlingen ſich daran in die Höhe. Es iſt eine Inſel voll Reinheit, Stillſchweigen und Studium, wo nichts von dem Pariſer Lärm und der Pariſer Sittenloſigkeit hin geräth, wo man weder die Pariſer Literatur, noch die Pariſer Leidenſchaften kennt. Manchmal nur, erzählen die Magiſtratsperſonen, noch ganz bleich von der Sitzung, die ſchrecklichen Begebenheiten, die vor dem Aſſiſenhofe verhandelt werden; Raub und Mord, welche die Generaladvokaten eben ſo, wie die Akademiker dem modernen Drama und dem zeitgenöſſiſchen Romane zuſchreiben. Die Berichte ſolcher Gräulichkeiten kommen nach der Inſel St. Louis, wie die fabelhaften Kunden einer andern Welt oder einer andern Zeit; die Unſchuld und die Tugend dieſes glücklichen Quartiers empfängt keinen Eindruck davon; hier blüht die Moral immerwährend, und niemals ſtürzte Verzweiflung ſich in die Seine von den Quais von Bethune und Anjou, welche dieſe ruhige und heitere Inſel umgeben, und bis hierher unbefleckt vom Selbſtmorde geblieben ſind.

Die Inſel St. Louis enthält weitläufige Hotels, glänzend ſonſt, jetzt verödet oder verfallen. Auf der Spitze der Inſel bemerkt man zuerſt das Hotel Lambert. Dies iſt das alte Hotel von Mesmes, welches ſpäter ſeinen Eigenthümer veränderte und den Namen Hotel Lambert gewann. Sonſt wurde die Pracht dieſer Wohnung von Paris bewundert, jetzt wird ſie nur ſelten von einigen Neugierigen beſehen, die ſich hierher verirren. Das Hotel dient zum Aufbewahren der Militärbettſtellen. Ein müßiger Kaſtellan wird Euch dieſen Glanz in Ruinen zeigen. Eine venetianiſche Treppe, welche vormals von de Wette in Camayeu gemalt war, haben die Maurer mit gemeinem Gips beworfen. Hier ſteigt man hinauf, und befindet ſich in einer Gallerie, die Lebrun gemalt hat, und die jetzt mit einem Gerüſte unterſchlagen iſt, wo Matratzen aufgeſchichtet liegen. Nur die Decke iſt noch verſchont; ſie ſtellt die Arbeiten des Herkules vor. Unter mehren Piecen, woran Malereien und Vergoldungen verſchwendet ſind, bemerkt man vorzüglich einen Saal und ein Schlafzimmer von Leſueur gemalt, ganz voll gepropft mit Strohſäcken, Kopfpolſtern und anderem Zubehör der militäriſchen Schlafanſtalten. Man könnte wohl, wenn man das Hotel Lambert zertheilen wollte, manch' gutes Stück herausziehen; daran wird aber nicht gedacht. Während Ihr nun mit Bewunderung und Achtung dieſe Reliquien der Kunſt und einer altmodiſchen Eleganz betrachtet, wird der Cicerone Euch melden, daß dieſes Hotel vormals dem Herrn von Montalivet zugehörte, und daß nach der Schlacht von Waterloo Napoleon hier zwei Tage incognito verlebte.

Digitized by Google

Dies iſt der letzte Paragraph der Legende des alten Hotels von Mesmes.

Das Hotel Bretonvilliers ſtößt an das Hotel Lambert. Le Ragois de Bretonvilliers ließ es erbauen und zu gleicher Zeit zu ſeiner Bequemlichkeit den Quai am Ende der Inſel St. Louis anlegen, der ihm 800,000 Livres koſtete. Malereien von Lebrun, Leſueur und Mignard ſchmückten dieſe reiche Wohnung, die zu Anfange des letzten Jahrhunderts die Bureau's der Generalpächter enthielt, jetzt aber noch verfallener iſt, als das Hotel Lambert.

Die Inſel St. Louis wurde durch eine Flintenkugel von der Julirevolution benachrichtigt, die von ihrem Wege zum Rathhauſe abkam, und der Cité-Brücke gegenüber an der Ecke der Straße St. Louis hineinfuhr. Man ließ ſie in dem Loch, das ſie ſich gemacht hatte, und ſchrieb darunter: 28. Juillet 1830. Am diesſeitigen Ende der Inſel, gegen den Quai von Bethune hin, fängt der Fluß an bewohnt zu werden. Hier befindet ſich die Schwimmſchule von Petit.

Wir kommen jetzt zur dritten Inſel, welche die Seine bildet; dies iſt die Cité. Die Cité war ehemals ganz Paris; davon iſt ihr alles Elend geblieben. Reichthum und Induſtrie haben ſich von dieſem Viertel losgeriſſen und ſind über die Brücken gegangen, um ſich überall hin zu verbreiten; und nur die Wunden ſind ihr geblieben. Notre-Dame iſt die einzige Pracht, welche die Cité jetzt noch aufzuweiſen hat. Rings um die alte Metropole iſt Alles Trauer und Troſtloſigkeit; zu den Füßen dieſer Thürme liegt ein rauhes verwüſtetes Gebiet, das mit Steinen und Trümmern bedeckt iſt: dies iſt der Platz, wo das Erzbisthum geſtanden. Der Zorn des Volkes iſt hier vorüber gegangen, ſchrecklicher, als der Zorn des Himmels. Das Volk beſitzt in ſeiner Wuth den Geiſt der Zerſtörung; es zerſtört mit einer Schnelligkeit, einer Kraft und Geſchicklichkeit, die nur ihm zugehören, und ohne ſich des Eiſens noch anderer Zerſtörungswerkzeuge zu bedienen; mit ſeinen bloßen Händen ſtürzt es die feſteſten Mauern um, mit ſeinen Nägeln reißt es feſt gekittete Steine heraus, mit ſeinen Füßen zermalmt es die gefallenen Steine, ſo, daß wenn es vorüber geſchritten, nichts als Staub bleibt. Das war ein Tag, deſſen ſich Paris ewig erinnern wird, jener Tag des Carnevals, wo das Volk im Maskeradenkleide und die Cholera in den Eingeweiden ſich auf das Erzbisthum ſtürzte, um es zu zerſtören. Nie noch hatten die Ufer der Seine ein ſo ſchreckliches und zugleich ſo komiſches Schauſpiel geſehen. Eine Horde, als Koſaken, Türken und Wilde gekleidet, überflutet die heilige Wohnung des Prälaten mit einem wilden Geſchrei, aus Wuth und Freude gemiſcht, mit grotesken und drohenden Geſten. Dieſe

Horde erſcheint auf den Dächern, und die Dächer verſchwinden; bald ſchwindet das Gebäude vom Gipfel zum Grunde zuſammen, als hätte es die Erde verſchlungen. Das Volk ſtiehlt nicht, aber es wirft Alles durch die Fenſter in den Fluß. Auf der Seine ſchwimmen goldene Stolen, Meßgewänder von Spitzen, der Biſchofsſtab und die Mitra und alle heiligen und profanen Bücher der Bibliothek. Längs der Brücke St. Michel bildete ſich ſogleich eine Linie von Kähnen, um alle dieſe kirchlichen Gegenſtände aufzufiſchen, und am andern Tage kauften die Antiquarien auf den Quais zu wohlfeilen Preiſen koſtbare, aber durchnäßte Bände ex libris archiepiscopi.

Außer dieſem Theater der Zerſtörung beſitzt noch die Cité das Hotel Dieu, den Juſtizpalaſt, die Conciergerie, die Polizeipräfektur und die Morgue. Alles Elend des Lebens und des Todes der Menſchen iſt hier verſammelt; alle Laſter, alle Verbrechen, alle Schande und alle Leiden der Menſchheit ſind in dieſen fünf Gebäuden eingeſchloſſen.

Das Hotel Dieu zeigt ſeine Fenſter gegen den ſüdlichen Arm der Seine, woran ſich manchmal ein gelbes, bleifärbiges Geſicht zeigt. Eine geſchloſſene und bedeckte Brücke von Holz führt über dieſen engen Arm aus den Sälen des Krankenhauſes nach den Nebengebäuden, welche jenſeits des Fluſſes liegen. Dieſe Brücke ſieht einem Sarge gleich. Die Seufzerbrücke in Venedig iſt nicht ſo geheimnißvoll und hat nie ſo viele Seufzer gehört, als dieſe.

Der Juſtizpalaſt liegt an dem andern Arm der Seine; auch dieſes iſt ein Hoſpital, ein Hoſpital des hingeſchwundenen Vermögens und der moraliſchen Krankheiten, welche die Menſchheit bedrücken. Statt der Wundärzte findet man hier die Männer des Rechts, welche die Geldbeutel zur Ader laſſen und ſchneiden; ſtatt der Aerzte die Männer des Königs und die Richter, welche die Geſellſchaft purgiren. Nichts iſt ſo traurig und ſo finſter, wie dieſer Juſtizpalaſt mit ſeinen ſchwarzen Bewohnern und ſeinen finſtern Gallerien, worin Bücher und Pantoffeln feil gehalten werden. Die Neugierigen beſuchen hier die Treppe der heiligen Kapelle, den Saal der Pas-Perdus und eine auf gothiſch neu ajuſtirte Gallerie, die in nichts einer Decoration des Ambigu comique nachſteht. — Das Gefängniß der Conciergerie ſtößt an den Juſtizpalaſt. Auf dem Quai am Ende des Palaſtes erhebt ſich der Thurm der Uhr, wo die Müßiggänger alle Tage den Thermometer des Ingenieur Chevalier befragen, um zu wiſſen, welche Temperatur es ſey, und ob ſie ſchwitzen oder mit den Zähnen klappern ſollen.

Der Blumenmarkt iſt nahe bei dem Juſtizpalaſt, der jedoch das Mittel gefunden hat, dieſe Poeſie zu zerſtören, die ſeine Umgebung

ſchmückte und mit Wohlduft erfüllte. Die executive Gewalt trägt nämlich Sorge, an den Tagen, wo Blumenmarkt gehalten wird, die Verbrecher auszuſtellen, damit ein zahlreicheres Publikum ſich um das Schaffot dränge, wo ſich die armen Sünder eine Stunde lang am Pranger zeigen und dann mit dem glühenden Eiſen gezeichnet werden. Wenn dieſe Execution ſtatt findet, ſo vereinigt ſich der Geruch des verbrannten Fleiſches auf angenehme Weiſe mit den Fliedern, Roſen und Orangenblüthen.

Nicht weit vom Hotel Dieu, am Ufer der Cité, welches dem Blumenmarkt gegenüber liegt, ſteht ein elegantes und neues Haus, iſolirt und heiter am Fluſſe, der ſeinen Fuß benetzt. Dieſes allerliebſte Haus iſt die reſtaurirte, aufgeſtutzte und auf's Neue eingerichtete Morgue. Man hat ihre Mauern geweißt, ihren Giebel ausgebeſſert, und ihrem Dache Grazie und Leichtigkeit verliehen. Es gibt keinen Epikuräer, der ſich nicht glücklich ſchätzen würde, dieſes köſtliche Eigenthum am Ufer des Fluſſes zu beſitzen. Von außen iſt es ein liebliches Haus, aber von innen iſt es die Morgue, eine Fleiſchbank, ein Leichenhaus; aber auch das Innere des Gebäudes iſt ausgebeſſert. Eine ſchöne Wand von Glas ſcheidet den Saal der Todten von dem Saal der Lebenden, welche die Todten hier beſuchen. Für jeden Leichnam iſt hier ein Bett von ſchwarzem Marmor hergerichtet, wo er nackt ausgeſtreckt liegt, mit einem Stück Leder auf dem Bauche; ſeine Kleider hängen über ſeinem Kopfe. Wie alle Theater der Welt, läßt auch die Morgue zuweilen gleichgültig; manchmal jedoch bietet ſie intereſſante Scenen dar. Kürzlich trug ſich etwas Seltſames dort zu. Die Menge drängte ſich an die Thür und machte Queue. In dem Saale der Todten lagen drei Leichname, wie es in dieſer Zeit des Selbſtmords nicht ſelten iſt. Der erſte dieſer Leichname war der eines Handwerkers, den das Elend wahrſcheinlich in's Waſſer geſtürzt hatte. Seine Verlaſſenſchaft beſtand aus einigen Lumpen. Dieſem zur Seite ruhte eine junge ſchöne Frau mit blutigem Buſen und die Schulter von einer Kugel durchlöchert. Die Journale haben uns die Geſchichte dieſer Frau erzählt. Sie hatte ſich in ein Haus der Straße St. Jacques geſchlichen, um zu ſtehlen. Der Mann, der den vorigen Monat ſo beſtohlen worden war, hatte eine Piſtole dergeſtalt in ſeiner Kommode gerichtet, daß ſie auf denjenigen Feuer geben mußte, der die Schublade berührte, wo ſein Geld verſchloſſen war. Der dritte Leichnam endlich war der eines jungen Menſchen von achtzehn Jahren, der ſich ertränkt hatte, und der ſchrecklich entſtellt war. Gutmüthige Frauen, die ihn ſo jung und weiß daliegen ſahen, bemitleideten ihn, als ein kleiner Greis, mit Puder in den Haaren, durch die Menge

dringt und ausruft: „Es iſt mein Neffe!“ Die Menſchen umringen ihn und ſagen: „Armer Onkel!“ Der Greis trocknete eine Thräne aus ſeinen Augen, als eine andere Geſtalt, eben ſo traurig, aber nicht gepudert, hereinkommt, und nachdem ſie den Leichnam betrachtet hat, ebenfalls ausruft: „Das iſt mein Neffe!“ Hierauf überreicht ſie dem erſten Onkel einen Brief, in welchem der Neffe meldet, daß er ſich ertränken wolle. Ein leichter Streit entſteht. Endlich gewährt der erſte Onkel dem Letztern, daß er den Körper fortnehmen laſſen dürfe, und dieſer verordnet ein Begräbniß der zweiten Klaſſe, und läßt den Neffen ſehr anſtändig auf Père Lachaiſe begraben. Wie er traurig vom Kirchhofe zurück kehrt, wird er zum Polizei-Präfecten geholt, der ihm ſeinen Neffen friſch und lebendig vorſtellt, den man in dem Augenblick verhaftet hatte, wo er im Begriffe ſtand, ſich zu ermorden. Einen Neffen ſich an den Hals ſpringen zu ſehen, eine Viertelſtunde, nachdem man ihn hatte begraben laſſen, das iſt gewiß eine Freude, die zu den ſeltenſten hienieden gehört. Glücklicher Weiſe war er ein ſtarker Geiſt, und verſtand das Ding auf der Stelle. Es entſprang aus dem Handel ein Prozeß über die Koſten des Leichenbegängniſſes, wie ſich von ſelbſt verſteht. Es iſt genug, die Schulden ſeines eigenen Neffen zu bezahlen, ohne daß man nöthig hätte, noch die Begräbnißkoſten des Neffen eines Andern zu entrichten.

Wer die Polizei-Präfektur nennt, der nennt die traurigſte Bevormundung, welche der Geſellſchaft zu ertragen auferlegt iſt. Wir wollen nun über den Fluß gehen, und ſeinen andern Arm aufwärts wandeln, bis zum Quai der Greve, wo die Dampfſchiffe von Melun und andern Orten anlegen. Sonſt gab es keine andere Waſſer-Diligence, die nach Paris ging, als die Waſſerkutſche von Auxerre, welche noch jetzt an dem Pflanzengarten anlegt, dem Weinmagazin gegenüber. Statt dieſer ſchwerfälligen und langſamen Maſchine ſchiffen jetzt leichte Fahrzeuge, vom Dampf getrieben, auf dem Fluſſe, die zahlreiche Paſſagiere aufnehmen. Am Ende des Quais liegt der Greve-Platz.

Unter den Plätzen, Straßen und Gäßchen von Paris nimmt der Greve-Platz den Rang ein, den der Scharfrichter unter den Bürgern einnimmt. Der Name Greve-Platz bringt vor die Einbildungskraft die Idee aller Verbrechen und aller Strafen. In der Revolution von 1830 war hier ein Schlachtfeld, und dieſes edle und reine Blut hat die Greve von der Laſt befreit, den die Gerechtigkeit ihr auferlegt hatte; jetzt heißt ſie nur der Platz des Stadthauſes. Das Feuer des 29. Juli hat dieſen gereinigt; das Blut der glorreichen Kämpfer hat dieſes Pflaſter geweiht, welches der Scharfrichter nicht mehr aufreißt, um ſein Blutgerüſt dort aufzurichten. Das Andenken aber iſt geblieben,

und wird bleiben. Rings umher entrollen ſich ſtets die langen Annalen der Straſen und Hinrichtungen. Hier iſt es, wo Cartouche und der Graf von Horn verbrannt wurden, wo Damiens geviertheilt wurde, wo die Marquiſe von Brinvilliers den Scheiterhauſen beſtieg, und Papavoines Kopf gefallen iſt. Auch ſchon vor den Märtyrern von 1830 haben edle Schlachtopfer mit ihrem Blute das Pflaſter des Greve-Platzes geröthet; von Lally bis zu den vier Sergeanten von La Rochelle. Das Volk kann alle dieſe Drama's nicht vergeſſen, deren Entwicklung auf dieſem Platze reifte, und lange noch wird es die Stelle am Waſſer bezeichnen, wo der Scharfrichter ſein Gerüſt aufſchlug, und wo jetzt friedliche Fiaker halten.

Nach dem Greve-Platz kommt der Platz des Chatelet, wo die Gerechtigkeit das Hausgeräthe der Bürger verkaufen läßt. Der Executor herrſcht hier, wie der Scharfrichter dort herrſchte, und der Steuerpflichtige im Rückſtand ſieht hier ſein Bett und ſeinen Stuhl zum Vortheil des Fiscus verkaufen, im Angeſicht einer Siegesſäule und eines Speiſewirths, den ein Witz auf einen Kalbskopf unſterblich gemacht hat.

Vom Stadthauſe zum Pont-Neuf ſind die engſten und ſchmutzigſten Quais die breiteſten und ſchönſten von Paris geworden. Dieſe Quais, welche Pelletier de Gevres und de la Megiſſerie heißen, ſind mit Bäumen ſehr angenehm bepflanzt worden, die unſern Enkeln einſt Schatten geben werden. Die Pariſer leben unter einem Präfecten, der das Grüne liebt, die alten Bäume beſchützt und neue anpflanzt. Das iſt ein großes Glück, denn wäre es ſo fortgegangen, ſo hätte der Frühling nicht ein einziges Blatt mehr in Paris heraustreiben können. Die Gärten ſchwanden hin unter neuen Steinbrüchen, die Boulevards ſtarben aus, und bis die Reihe an die Tuilerien und an Luxembourg gekommen wäre, verſuchte ſich das Conſtructions-Genie nach jener Maxime von Robespierre: „man muß zerſtören, um zu begründen,“ und attaquirte die ſchönen ſchattigen Bäume der elyſäiſchen Felder, um darin Concertſäle, Guinguettes, Reitbahnen und zwei Städte, die Cité-Beaujon und die Cité Franz I. anzulegen, denen bis jetzt nur noch die Einwohner fehlen.

Wir ſind jetzt am Pont-Neuf. Hier gewinnt Alles ein neues Anſehen; die Cité erſtirbt zwiſchen dem Quai des Lunettes und dem Quai des Orfèvres; das alte Paris verſchwindet und vor Euch erſteht das Paris von Ludwig XIV. und Napoleon.

Heinrich III. legte den Grundſtein zum Pont-Neuf, als er von der Beerdigung Maugiron's und Caylus' zurückkehrte, welche ſeine zwei liebſten Mignons waren. Die Feierlichkeit war traurig, und die

Spötter, an denen es bei uns nie fehlte, tauften die neue Brücke mit dem Namen Seufzerbrücke. Später, nachdem Heinrich IV. ſie vollendet hatte, wurde ſie Pont=Marchand genannt, nach dem Namen des Erbauers, und endlich ward ſie Pont=Neuf geheißen, weil tiefe Etymologiſten behaupten, daß neun (neuf) Straßen nach dieſer Brücke auslaufen.

Der Pont=Neuf hatte das Glück des Palais=Royals. Unter Ludwig XIII. war hier der Mittelpunkt des Pariſer Lebens. Alles ſtrömte hierher. Die Modeherren machten hier ihre Einkäufe und legten ihre Reize zur Schau. Die Pflaſtertreter hatten es gut auf dieſen Trottoirs; die Maulaffen ſtützten ſich auf das Geländer, um das Waſſer fließen zu ſehen; die Fremden liefen herbei, um eine ſchöne Ausſicht zu genießen. Der Pont=Neuf erhielt dieſe Vogue zu derſelben Zeit, als die Gasconier in Paris blühten. Die Geſchichtchen jener Tage trugen ſich auf dem Pont=Neuf zu, und hatten ſtets einen Gasconier zum Helden. Wurde irgend einem neuen Ankömmling ein luſtiger Streich geſpielt, ſo war deſſen Urheber ein Gasconier; ſtahl man einem Bauer das Pferd zwiſchen den Beinen weg, ſo war der Dieb ein Gasconier; kam ein Witz in Umlauf, oder wurde eine feine Spitzbüberei ausgeführt, ſo drehte es ſich ſtets um einen Gasconier; beſonders verſtanden die Gasconier die Kunſt, unbefangenen oder zerſtreuten Leuten die Piſtolen zu escamotiren; daher das Sprichwort: „die Taſche eines Andern iſt der Handſchuh des Gasconiers.“ *) Unter den Vergnügungen, die der Pont=Neuf ſeinen Beſuchern gewährte, muß man zuerſt „das Gerüſte Tabarins und die Parade Brioché's anführen. Das waren die zwei Theater und die zwei Zeitungen der damaligen Pariſer Welt; die ganze Komödie und die ganze Politik der Zeit waren dort enthalten: eine Politik und eine Komödie, für welche weder Cenſur noch Caution nöthig waren, und die eine Oppoſition bilden durften und Karrikaturen darſtellten, ohne Verbot noch Strafe fürchten zu müſſen. Nie hätte man in jener Zeit daran gedacht, von Tabarin 200,000 Franken Caution zu fordern, noch Brioché nach Pondichery zu deportiren. Es war die alte gute Zeit.

Die Neugierigen bewunderten auf dem Pont=Neuf die Samaritaine, ein ziemlich weitläuftiges Gebäude, welches auf dem zweiten Bogen nach der Seite des Louvre ſtand, und eine Pumpe und eine Uhr enthielt. Den Namen hatte es von einem evangeliſchen Gegenſtande, der auf der Façade in Stein gehauen zu ſehen war. Unter dem Zifferblatte der Uhr war ein kleiner Waſſerfall; die Samaritaine

*) La poche d'autrui est le gant du Gascon.

lieferte das Modell zu den neuen Pendeluhren, die ein Stückchen Kryſtall bewegen, welches einen Waſſerfall nachahmt.

Die Samaritaine iſt niedergeriſſen worden; Tabarin's und Brioché's Theater exiſtiren nicht mehr; die Herrſchaft der Gasconier endete mit dem Miniſterium Villèle; die ſchöne Welt iſt anderswo hingerathen, aller Glanz und alle Vogue des Pont-Neuf iſt verſchwunden; mit der Statue Heinrich IV., ſeinem Grundornament, iſt ihm nichts als das Verdienſt geblieben, die einzige mit Boutiquen bepflanzte Brücke von Paris zu ſeyn.

Der Quai der Auguſtiner, der älteſte von Paris, deſſen Boutiquen alle heut zu Tage von Buchhändlern bewohnt ſind, endigt am Pont-Neuf; ſeine Fortſetzung heißt der Quai Conti. An der Stelle des alten Hotels Conti erhebt ſich das Hotel der Münze mit einer impoſanten Façade, auf welcher ſechs Statuen ſtehen: das Geſetz, die Gewalt, der Ueberfluß, der Friede, der Handel und die Klugheit.

Eine jede dieſer Statuen bezeichnet an dieſer Stelle eine doppelte Allegorie; die Statue des Geſetzes bedeutet, daß man mit Geſetzen auch Geld habe, und mit Geld auch Geſetze. Ebenſo die andern.

Neben dem Hotel der Münze erblicken wir den Palaſt des Inſtituts, ehemals das Kollegium der vier Nationen geheißen, begründet durch das Teſtament Mazarin's. Hier hält die franzöſiſche Akademie ihre Sitzungen. Die Akademie an der Seite der Münze gibt gewiß einen anmuthigen Stoff zu Scherzen, beſonders in einer Epoche, wo die akademiſche Literatur mit gutem Rechte für käuflich gelten kann. Ein anderer, nicht minder merkwürdiger Zufall iſt es, daß die Akademie an jener Stelle liegt, wo der Thurm von Nesle geſtanden hat. Man riß ein, was davon übrig war, um das Kollegium der vier Nationen zu erbauen.

Gänzlich zerſtört wurde der Thurm von Nesle im Jahr 1662. In der neuen franzöſiſchen Literatur erſtand er wieder durch Roger de Beauvoir, und wurde von dem Buchhändler Fournier herausgegeben, welcher in der Rue de Seine wohnt, auf jenem Platze ſelbſt, den ſonſt die Nebengebäude des Thurms einnahmen, welche Séjour de Nesle genannt wurden. Dieſer intereſſante Roman hieß der Schüler von Cluny und wurde in Stücken zerlegt und mit großem Glücke auf das Theater der Porte St. Martin gebracht, wo er die Urſache vieler literariſchen Stürme war. *)

*) Der abenteuerliche Thurm von Nesle bildet auch den Gegenſtand eines deutſchen Romans „Gorgone“ von Auguſt Lewald, der bei Hoffmann und Campe vor zwei Jahren erſchienen iſt.

Der Pont des Arts führt von dem Palaſt des Inſtituts zum Quai des Louvre; dieſes iſt die leichteſte und eleganteſte Brücke von Paris, und die einzige, über die man nicht fährt. Auch hier iſt ohne Zweifel eine Allegorie im Spiele, wie bei den Statuen des Münzgebäudes, und indem man den Pont des Arts nicht für Wagen einrichtete, wollte man nichts anderes damit andeuten, als daß die Künſte nur zu Fuße gehen.

Von dem Inſtitut zum Pont-Royal, auf dem Ufer des kleinen und des großen Pré-aux-Clercs, bewahren zwei moderne Quais Alles, was uns aus dem achtzehnten Jahrhundert übrig geblieben iſt. Der eine Quai Malaquais von der Rue de Seine nach der Rue des Saints-Pères verkauft den Liebhabern alte Möbel, Chinoiſerien, Sevres-Porcellan und Trumeaux der Madame de Parabère und de Pompadour. Der andere Quai von der Rue des Saints-Pères nach der Rue du Bac führt den Namen jenes großen Schriftſtellers, in welchem das achtzehnte Jahrhundert ſich ſo herrlich geiſtig darſtellt. Auf dieſem Quai, an der Ecke der Rue de Beaune, iſt das Haus des Marquis de Villette, wo Voltaire ſtarb, wo ſich nach ſo vielen Triumphen und Apotheoſen eine Laufbahn endigte, die in den Annalen der Literatur einzig daſtehen wird. Noch vor wenigen Jahren waren die Fenſter des untern Stocks immer geſchloſſen; dies waren die Fenſter von Voltaire's Wohnung. Alles lag und ſtand, wie in dem Augenblicke, als der große Mann ſeinen letzten Athemzug hier verhauchte; die Neugierigen betrachteten hier Alles mit ehrfurchtsvoller Sammlung.

Der Winkel der Rue des Saints-Pères, wo der Quai Malaquais endigt, wird von dem alten Hotel von Bouillon gebildet, das vor Kurzem noch den glänzenden Reichthum des Buchhändlers Ladvocat beherbergte. Den gegenüber ſtehenden Winkel, welcher den Quai Voltaire beginnt, nimmt das Hotel Vigier ein. Herr Vigier kann von ſeinen Fenſtern drei jener Bade-Etabliſſements überſehen, die ſeinem Namen einen europäiſchen Ruf verſchafft haben. Dieſer ehrenwerthe Gewerbsmann, der mit heißem Waſſer die Hälfte von Paris rein wäſcht, beſitzt noch ein viertes Etabliſſement, nächſt der Inſel St. Louis, unterhalb des Pont-Marie. Gegenüber der Reſte der Rue des Saintes-Pères hat man ſo eben eine Eiſenbrücke vollendet, welche nach dem Quai des Louvre führt.

Statt der maleriſchen Thürme, welche Philipp Auguſt und ſein Nachfolger hier erbauten, entfaltet der Louvre jetzt am Ufer des Fluſſes eine ſchwerfällige, lange und eintönige Façade. Man zeigt irgendwo der Rue des Petits Auguſtins gegenüber den Balkon, von dem Carl **IX.**, wie einige Hiſtoriker behaupten wollen, in der Bartholomäusnacht

auf ſein Volk geſchoſſen haben ſoll. Das Beſte iſt, dieſe Anekdote nicht zu glauben. Carl IX. iſt ſehr verläumdet worden.

Bis zum Pont-Neuf iſt die Seine ſchmal und zerſtückelt, und wird nur von Kähnen mit Wäſcherinnen und Kohlenſchiffen belebt. Vom Pont-Neuf, wo die beiden Arme ſich vereinigen, bis zum Pont-Royal iſt ihr prächtiges Baſſin mit mannigfaltigen Conſtruktionen bedeckt; es iſt eine Stadt von Holz, die auf dem Fluſſe erbaut iſt. Wenn das ſo fortgeht, ſo wird es unmöglich, ſich vom Pont-Neuf, vom Pont des Arts, vom Pont du Carrouſſel oder vom Pont-Royal in's Waſſer zu ſtürzen, die vier Brücken, welche die Verzweiflung ſich gewöhnlich auserwählte.

Junge Leute von ehemals erinnern ſich wohl, daß es zur Zeit ihrer Jugend in Paris nur eine Schwimmſchule gab, welche am Ende der Cité, nächſt den Mauern des erzbiſchöflichen Palaſtes lag. Dieſe Schule beſteht noch; es iſt ein Bad zu vier Sous. In Paris kann man an einem eingeſchloſſenen Ort um den Preis von zwei Eimer Waſſer ſchwimmen. In der Gegend des Pont-Neuf gibt es viele Schwimmſchulen für jeden Stand, für jedes Geſchlecht; denn auch die Frauen überlaſſen ſich dieſem Vergnügen, vielleicht nur um die Luſt zu genießen, dem Strom entgegen zu ſchwimmen. In eine Frauenſchwimmſchule einzudringen, iſt jedoch eben ſo ſchwer, als in das Serail des Großſultans zu gelangen. Eine hermetiſch verſchloſſene Leinwanddecke unterſagt den unbeſcheidenen Spaziergängern der Brücken und Quais einen tollkühnen Blick in dieſes nautiſche Gynecäum zu werfen; übrigens iſt das Koſtüm der Badenden dem ſtrengſten Anſtande gemäß. Sie tragen ein Pantalon, das bis auf die Ferſen reicht, ein Kamiſol, das Bruſt und Hals umſchließt, und eine Mütze von gummirtem Tafft über die Haare gezogen. So angethan kann man jeder Indiscretion Trotz bieten.

Unter allen Schwimmſchulen für Männer iſt die beſuchteſte die von Deligny unter dem Quai d'Orſay, nächſt dem Pont de la Concorde. Während des Sommers kann man alle Tage nach der Börſenzeit an dieſem Punkte des Quai, wo man zur Schule Deligny hinabſteigt, ſo viele Cabriolets und Tilbury's ſehen, als man vor der Börſenzeit in der Rue Laffitte, bei dem Hotel Rothſchild, erblickt. Dies ſind die Equipagen der faſhionablen Badenden.

Nach dem Louvre und den Tuilerien zeigt das rechte Ufer der Seine kein Gebäude mehr; es iſt unbewohnt und breitet ſich unter den Bäumen des Tuilerien-Gartens und der Champs Elyſés bis zur Brücke von Jena aus. Das linke Ufer hat nach dieſer Seite hin noch einige Monumente. Der Quai d'Orſay folgt auf den Quai Voltaire;

er verdankt ſeinen Namen, wie ſo viele andere Quais, Plätze und Straßen von Paris, einem Vorſteher der Kaufleute. Wir finden hier zuerſt das alte Hotel der Garde du Corps, welches nur die Uniform verändert hat, und noch immer eine Cavallerie-Caſerne iſt. Dann kommt das ungeheuerſte Gebäude von Paris, das neue Hotel des Miniſteriums des Innern; die Handwerker legen ſo eben die letzte Hand daran. Dieſer koloſſale Steinhaufen erdrückt die ganze Umgebung. An ſeiner Seite macht das Hotel der Ehren-Legion die traurigſte Figur von der Welt. Dieſes arme kleine Hotel de Salm, worin ſo ſchöne Feſte zur Zeit des Directoriums gefeiert wurden, und wo vor einigen Tagen erſt der Marſchall Mortier auf ſeinem Paradebett ausgeſtellt wurde, iſt nichts als ein elendes Neſt neben dieſem mächtigen Nachbar. Die Bäume der Tuilerien werden von dieſem Monument beherrſcht. Neben ihm iſt der Pavillon Marſan mit ſeiner hohen Haube nur ein Häuschen. Wir beſitzen nichts, was ſich mit dieſem Miniſterium meſſen könnte; es iſt die rieſenhafteſte Steinpaſtete, die man ſich denken kann. Man könnte das ganze Budget in Fünffrankenſtücken darin einquartieren; der Miniſter des Innern *) wird dort ſehr bequem wohnen. Indem man den Quai d'Orſay verfolgt, unter den Bäumen des ſchönen Hotel de Liſle, kommt man zu dem Palais Bourbon, wo jetzt die Kammer der Deputirten ihre Sitzungen hält. Der geſetzgebende Tempel iſt von vier Wächtern umgeben: l'Hoſpital, Sully, Dagueſſeau und Colbert, die jedoch beſſer hineingeſetzt worden wären, und die wir viel lieber auf den Bänken der Miniſter ſehen würden, als auf ihren ſteinernen Sitzen draußen. Wenn man dieſe vier ehrwürdigen Figuren betrachtet, welche am Thore des Palais Bourbon ſymboliſch aufgeſtellt ſind, ſo kann man ſich nicht des Gedankens erwehren, daß das Schild mehr verheißt, als die Waare leiſtet. Der Pont de la Concorde, gegenüber der Deputirtenkammer, iſt mit zwölf Statuen belaſtet, welche die größten Männer, die Frankreich hervorbrachte, repräſentiren. Dieſe Statuen, von mehr als menſchlicher Größe, waren ſchon der Gegenſtand vieler Kritiken. Man hat beſchloſſen, daß ſie von der Brücke weggenommen werden ſollen, um auf dem Platz de la Concorde, gegenüber dem Obelisken von Luxor, aufgeſtellt zu werden. Der ägyptiſche Obelisk wird nämlich auf dieſen Platz zu ſtehen kommen, was man auch dagegen ſagen möge, der Kunſt, dem Geſchmack und der Perſpective zum Trotz.

Von dem Palais Bourbon gelangen wir zur Esplanade der Invaliden, der letzten Etappe des franzöſiſchen Soldaten. Heinrich IV.,

*) Herr Thiers.

der gute Soldat, dachte zuerſt daran, alten verſtümmelten Kriegern ein Aſyl zu geben; das Hotel der Invaliden wurde von Ludwig XIV. erbaut, dem die Ideen der Andern immer ſo gut paßten, und der mit richtigem Urtheil und großer Verſchwendung die Projecte auszuführen wußte, die er auf ſeinem Wege fand. Man iſt darin übereingekommen, den mit Gold galonnirten Dom der Invaliden zu bewundern; Manſard hat ihn erbaut.

Vor der Esplanade iſt eine Hängebrücke, die nach den Champs Elyſées führt. Dieſe Brücke der Invaliden war ſo invalid, als man ſie das erſte Mal über den Fluß warf, daß ſie bei der erſten Probe mit ihrer ganzen Laſt in's Waſſer fiel. Seitdem wurde ſie ſolider erbaut. An dieſe Stelle des Ufers kommen die Liebhaber des Fiſchfangs mit der Angel. Hier ſah man oft Herr von Corbière ſich von den Arbeiten des Miniſteriums erholen, und ſeiner Doppelleidenſchaft, als Büchertrödler und Fiſcher, nachkommen.

Man erzählt ein Witzwort des Herrn von Corbière bei dieſer Gelegenheit. Er war in einem hohen Grade von jener Trägheit beſeſſen, die oft von dem Temperamente geiſtreicher Menſchen unzertrennlich iſt. Einſt ſagte ihm Jemand: „Die Seine tritt nie aus ihrem Bette.“ — „Ach, wie glücklich iſt ſie,“ erwiderte er.

Nahe der Brücke der Invaliden befindet ſich die große Pumpe des Gros-Caillou, welche dem ſüdlichen Theile von Paris Waſſer zukommen läßt, und die Tabak-Manufaktur. Keinem Etabliſſement wurde wohl jemals mehr geflucht, als dieſem. Wer hat wohl in ſeinem Leben eine geſetzmäßige Cigarre geraucht, ohne die Tabaksregie zu verwünſchen? Was geht das aber die Regie an, die ſtolz ihr Hotel auf dem linken Ufer der Seine erhebt, während die Brinvilliers, die tauſendmal weniger Menſchen vergiftet hat, auf dem rechten Ufer verbrannt wurde. Seitdem die Cigarre zu den Gewohnheiten eleganter Leute gezählt wird, hat ſich die Regie bemüht, dieſe faſhionable Fantaſie auszubeuten; man verlangte Havannah-Cigarren, und ſie lieferte ſie zu zwanzig Centimen. Aber großer Gott, was für Cigarren! Iſt es möglich, beleidigender den ehrlichen Raucher zu myſtificiren, der den abgeſchloſſenen Tractaten Glauben ſchenkt, und eine Cigarre von den Antillen anzuzünden vermeint! Die Regie rollt in ein Tabaksblatt ein Gemengſel von ich weiß nicht wie vielen Kräutern; alle Gemüſe ſind ihr recht; ſie wickelt Kraut und Rüben hinein, und dann präſentirt ſie uns, als kämen ſie von der Inſel Cuba, dieſe Cigarren à la Julienne! Das iſt ein abſcheulicher Mißbrauch, der nicht blos den Geſchmack beleidigt, ſondern auch der Geſundheit ſchaden kann. Dies wirft ſo viele verzweifelte Raucher dem Betrug in die Arme. Darum

rufen wir aus, wenn das Monopol uns vergiftet: „Die Contrebande iſt die geſündeſte der Pflichten, wenn auch nicht die heiligſte!“

Wir gehen jetzt zu dem Champ de Mars, welches ſich vor der Militärſchule ausbreitet: ein ungeheures Plateau, wo die großen Truppen-Manöver und die Pferderennen ſtatt haben. Hier haben ſich die ſchnellen Renner und die geſchickten Jokey's des Lord Seymour, des Grafen Demidoff und des Herrn Rieuſſec unſterblich gemacht. Letzterer war es, der von Fieſchi's Schüſſen getroffen im vorigen Monat ſeinen Geiſt aufgab.

Das Champ de Mars iſt in den politiſchen Ereigniſſen durch das Bundesfeſt berühmt; mitten auf dieſem weiten Platz war ein Altar errichtet, und Herr von Talleyrand, der damals Biſchof von Autun war, ſollte dort die Meſſe leſen; als er unweit von dem Altare Herrn von Lafayette ſah, der die Nationalgarde commandirte, ſagte er ihm die merkwürdigen Worte: „Ah, ça! Ich bitte Sie, mein Lieber, bringen Sie mich nicht zum Lachen!“

Wenn wir uns bei dem Champ de Mars eines philoſophiſchen Wortes des Herrn von Talleyrand erinnern, ſo bringt uns die Brücke von Jena ein heroiſches von Ludwig XVIII. in's Gedächtniß. Dieſe Brücke von Jena, welche das Andenken eines Sieges über die Preußen verewigte, wollte Blücher im Jahr 1815 ſprengen laſſen, da ſagte ihm Ludwig XVIII.: „An dem Tage, wo Sie die Brücke von Jena ſprengen laſſen, werde ich mich hinaufſtellen.“ *)

Hätte er es gethan, gleichviel; Ludwig XVIII. war ein Mann von Geiſt, aber kein Mann der That; der Heroismus gehörte nicht zu ſeinen Eigenſchaften; Panurge und die konſtitutionelle Karte genügten ſeinem Ruhm. Auf alle Fälle iſt das Wort aufbewahrt worden, um mit andern ſchönen und großen Worten zu glänzen, welche die Könige immer ſagen, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Mit der Brücke von Jena endet Paris, und die Seine ſetzt ihren Weg nach Havre fort, und läßt in den Reuſen von St. Cloud Alles, was ſie aus Paris mitgenommen hat.

*) Zu derſelben Zeit erzählte man in Paris, daß Alexander, nicht Ludwig XVIII., dem alten preußiſchen General ſagen ließ: „Wenn Sie die Brücke in die Luft ſprengen laſſen, ſo laſſe ich früher ein Bataillon meiner Garde hinaufmarſchiren, und will doch ſehen, ob Sie dann Ihren vandaliſchen Vorſatz ausführen werden.“ D. R.

R u ſ s l a n d.

Kaiſerliches Inſtitut für adelige Fräulein in St. Petersburg *).

Die Gründung der kaiſerlichen Inſtitute für adelige Fräulein in St. Petersburg und Moskau verdankt Rußland Catharina II. Um einen Begriff von der Wohlthat zu geben, welche die Fürſtin ihrem Reiche zufließen ließ, wird es wohl nothwendig ſeyn, einen Blick auf den damaligen Standpunkt der Erziehung in Rußland zu werfen.

Die ruſſiſchen Frauen und Fräulein hatten vor fünfzig Jahren noch nicht die Höhe der Brittinnen aus der Zeit des Bertrand Duguesclin erreicht. Ein wenig nähen, ſpinnen, einige Verſe ſingen, darin beſtand das ganze Wiſſen. Dabei hielt man es — wie es jetzt wohl noch bei gewiſſen Ständen üblich iſt, für höchſt weſentlich, eine der ſchönſten Zierden des weiblichen Geſchlechts zu zerſtören. Man wandte die albernſten Mittel an, um den Schmelz der Zähne zu ſchwärzen. Eine Ruſſin mußte Zähne ſo ſchwarz, wie Ebenholz, haben, wollte ſie als ſchön gelten. Um die Friſche und Durchſichtigkeit der Haut zu ändern, ſcheute man ſich nicht, Bleiweiß, Carmin und die verderblichſten kosmetiſchen Mittel aufzulegen. Die Töchter der Leibeigenen allein hatten das Recht, ſo zu erſcheinen, wie ſie von der Natur gebildet worden waren. Doch ſogar dieſe ſtanden — als treue Affen ihrer Gebieterinnen — nicht an, ihr Zahnwerk zu verſchlimmern. Damals hätte man ganz Rußland durchreiſen können, ohne tauſend Frauen zu treffen, deren Zähne nicht verdorben oder geſchwärzt geweſen wären; ja man möchte kaum ein Mädchen von fünfzehn Jahren gefunden haben, die nicht jede Gefährtin verſpottet haben würde, welche dieſem Gebrauche ſich anzuſchließen verſchmäht hätte.

*) Dieſen vortrefflichen Aufſatz verdankt man einem ausgezeichneten Mitgliede der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft von St. Petersburg.

Mit der geiſtigen Bildung ſtand es noch viel ſchlimmer, und man darf wohl geradezu behaupten, daß ſelbſt zur Zeit Peter I. keine Frau im weiten, vom moskowitiſchen Scepter abhängigen, Reiche zu leſen im Stande war. Bildung galt für nichts; man hatte gleichſam noch keine Ahnung von ihren Wohlthaten. Man war in einem ſolchen Grade an Unwiſſenheit gewöhnt, daß ein Mädchen von der Bildungsſtufe, wie wir ſie jetzt täglich finden, als Zauberin angeſehen worden und Gefahr gelaufen wäre, lebendig verbrannt zu werden. Jede geiſtige Cultur hätte man als Satans Werk behandelt. Dabei zählte der Adel, wie bei den Chineſen, das Nichtsthun zu ſeinen ausſchließlichen Rechten, und eine Dame von höherem Range würde ſich entehrt geglaubt haben, hätte ſie an etwas Anderes gedacht, als an ihre Kleider und Vergnügungen.

Der erniedrigende Zuſtand der Dinge bei einem Geſchlechte, das durch Erziehung erſt zu einem wahren Verdienſt gelangt, erhielt ſich bis zur Regierung Catharina II. Privat-Erziehung war damals noch allzu koſtſpielig, und wenige Herrſchaften beſaßen hinreichend Vermögen, um für tüchtige Lehrerinnen Sorge zu tragen. Da entſchloß ſich ſofort die Kaiſerin ſelbſt, ihren Hof mit einem Cortege zu verſehen, über den ſie nicht mehr zu erröthen nöthig hätte. Im Intereſſe armer Familien, und um das Vaterland wohlverdienter Edelleute gründete ſie das kaiſerliche Inſtitut für adelige Fräulein in St. Petersburg, das der heiligen Catharina ebendaſelbſt, und ein drittes in Moskau.

Man wählte das Kloſter Smolni, eines der prachtvollſten Denkmäler der neuen Hauptſtadt, zu dem ſchönen Stifte, das durch ſeine weiſen Einrichtungen von Tag zu Tag mehr aufblühte. Catharina erklärte ſich ſelbſt zur Beſchützerin und erſten Aufſeherin, und bewies durch häufige Beſuche, welchen Werth ſie auf ihre treffliche Schöpfung legte.

Catharina ſtarb, und Pauls I. Gattin, Maria Feodorowna, Nikolaus Mutter, erbte den Antheil, welchen Jene für die Zöglinge des Stifts Smolni und des Inſtitutes der heiligen Catharina, der Töchteranſtalt des Kloſters, bekannt hatte. Es iſt hiebei zu bemerken, daß Alexanders und Nikolaus Ahnfrau verdienſtvolle Perſonen, darunter namentlich den Grafen Schuwalof, an den franzöſiſchen Hof geſchickt hatte, um die genaueſten, pünktlichſten Nachrichten über die Anſtalt von St. Cyr, das Werk der Madame de Maintenon, zu ſammeln, und daß ſie erſt, nachdem ſie die ausführlichſten Berichte erhalten, den Erziehungsplan feſtſtellte, den ſie ſowohl für ihre neue Anſtalt als für diejenige anzunehmen beſchloß, welche ſie für bürgerliche Mädchen errichtete, deren Eltern ſich durch Verdienſt oder Anhänglichkeit ein

Recht auf den Dank oder vielmehr die Protection ihrer Gebieterin erworben hatten. Man hatte nichts verſäumt, um dieſe Anſtalten ſo großartig einzurichten, wie es alle Unternehmungen Catharina's waren. Indeſſen war die Sache nur im Entſtehen, und erſt von dem Augenblicke, da die Kaiſerin Maria die Leitung übernahm, datirt ſich der heutige Glanz des Stiftes Smolni und des kaiſerlichen St. Catharinen-Inſtitutes.

Man theilt die Fräulein, deren Zahl ſich in der Regel auf achthundert beläuft, in drei große, an der Farbe der Kleider erkenntliche, Klaſſen ein. Die Schülerinnen der erſten, und das ſind die jüngſten, tragen ein braunes Kleid, die der zweiten oder mittleren, ein blaues, die dritte Abtheilung trägt weiße Kleider; in dieſer befinden ſich die im Unterrichte am weiteſten vorgerückten, dem Abgange nahe ſtehenden Schülerinnen.

Jede Klaſſe hat dann wieder drei Unterabtheilungen, in welche die Zöglinge nach dem Bildungsgrade eintreten, den der Prüfungsrath in ihnen zu erkennen geglaubt hat. Dabei gibt es je eine Inſpektion der Klaſſe nach, und eine Klaſſen-Dame für jede Unterabtheilung. Alle dieſe Damen, ſo wie die Directrice, tragen gleichförmig veilchenblaue Kleider.

Jeden Monat verſammelt ſich der Verwaltungsrath, beſtehend aus einem General-Curator des Stiftes, dem Sekretär der Kaiſerin, der Directrice nebſt ihrem Sekretär, dem Oekonomen und Kaſſier, welche Rechnung abzulegen haben. Die Beſoldungen erhöhen ſich nach Maßgabe der Dienſtjahre; nach fünfzehn Jahren hat man Anſpruch auf die halbe Rückzugs-Penſion, nach dreißig auf vollen Ruhegehalt. Die Wittwen erfreuen ſich deſſelben Vorrechtes. Die Penſionen werden aus der Kaſſe der Kaiſerin bezahlt. Was beim Budget des Hauſes erübrigt wird, legt man jährlich ſicher an, um das bereits ſehr beträchtliche Kapital der Anſtalt zu vermehren. Es iſt das ſicherſte Mittel, der Kaiſerin zu gefallen, wenn man ſo viel als möglich Erſparniſſe zu bewirken weiß, und ſo hängt auch Beſchaffenheit der Nahrung und der übrigen Ausgaben nicht ſelten einzig und allein von dem Beſtreben des Oekonomen ab, ſich mittelſt ſeiner Operationen neue Grade und Decorationen zu verſchaffen — man weiß ja in der ganzen Welt, wie Ruſſen und Deutſche, verwendet man ſie zu ſolchen Geſchäften, ſich, wie man zu ſagen pflegt, Schwänzelpfennige zu machen wiſſen.

Die bei der Anſtalt angeſtellten Männer erhalten Holz, Wohnung und Beleuchtung, die Frauen auch Koſt; das Frühſtück haben die Damen ſich ſelbſt zu verſchaffen. Die Directrice hat einen Wagen und vier Pferde. — Alles aus der Kaſſe des Inſtitutes.

Die Dienſtmägde empfangen eben ſo wenig Lohn, als die invaliden Soldaten, welche die Fluren und Höfe zu reinigen, Holz zu tragen und die Oefen zu heitzen haben. Die Einen ſind Kronleibeigene, die Andern Militärs außer Dienſt, welche hier eine anſtändige, ruhige Exiſtenz finden.

Die Honorare der Lehrer ſind nach Maßgabe des Gewichtes, das man auf ihre Unterrichtsfächer legt, oder der Anzahl der Stunden geſtellt, welche ſie dem Hauſe opfern. Natürlich ſind die obern Klaſſen am meiſten begünſtigt; indeſſen bezieht kein Profeſſor — die Tanzmeiſter und Muſiklehrer etwa ausgenommen — über 3000 Rubel.

Auf beiden Seiten des Gebäudes befindet ſich eine Wache von 25 bis 30 Mann, immer von einem Offizier befehligt. In einiger Entfernung von einander ſind Poſten aufgeſtellt, die ſich von Stunde zu Stunde durch Rufen benachrichtigen, daß ſie nicht eingeſchlafen ſeyen.

Nichts deſto weniger gebricht es nicht an Meutereien im Innern, und man hat alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, um die Sicherheit unſerer jungen Gefangenen zu befeſtigen.

Die Stunde, zu der jeder Profeſſor kommt oder geht, wird in einem Regiſter eingetragen, welches bei dem Thürſteher aufgelegt iſt. Sein Eintritt wird mit der Glocke bezeichnet; ein beſonderes Anſchlagen kündigt den Beſuch des Arztes an.

Sobald der Profeſſor, die Directrice oder die Inſpectrice in den Saal kommen, ſo erheben ſich alle Fräulein gleichzeitig, um ihre Achtung zu bezeigen. Der Gruß der jungen Mädchen hat in ſeiner Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit etwas Corporalartiges.

Die Unterrichtsgegenſtände, welche zum Vortrage kommen, ſind:

1) *Religion.* Alle Donnerſtage kommt ein Geiſtlicher, um den Katechismus und die Dogmen der griechiſchen Kirche zu lehren; alle Sonn- und Feiertage lieſ't er die Meſſe, und läßt Pſalmen und Lieder in einer prachtvollen, zwölf bis fünfzehn hundert Perſonen faſſenden, Kapelle ſingen.

Der Gottesdienſt wird hier auf eine pomphafte, glänzende Weiſe vollzogen; die prieſterlichen Gewänder ſtrotzen von Reichthum, und die Kirche iſt verſchwenderiſch ausgeſchmückt. Ein Kirchengeſang-Meiſter iſt der Anſtalt beigegeben, und nichts läßt ſich mit dem erhabenen, ſanften Eindruck vergleichen, welchen die unter der Leitung des Profeſſors von den Fräulein ausgeführten Chöre hervorbringen. Ebenſo kommt einen Tag der Woche ein reformirter Geiſtlicher für die proteſtantiſchen Fräulein, welche eine eigene Kapelle beſitzen.

2) *Ruſſiſche, franzöſiſche und deutſche Sprache* nach ihrer dreifachen Beziehung auf Grammatik, Rhetorik und Literatur.

3) Alte und neue Geſchichte, Geſchichte von Rußland.

4) Aſtronomie, Kosmographie, Geographie.

5) Arithmetik und die Elemente der Geometrie.

6) Zeichnen.

7) Alle Handarbeiten, Teppiche nähen, Stickerei u. drgl.

8) Phyſik; dieſe Wiſſenſchaft jedoch erſt, wenn die Fräulein in die weiße Klaſſe gelangt ſind. Der Lehrcurs hierin wird ſtets in franzöſiſcher Sprache gehalten.

9) Tanzen. Man verwendet beſondere Sorgfalt auf dieſen Zweig der Erziehung. Der Profeſſor muß, wie ſich leicht verſteht, ein Franzoſe ſeyn; er iſt weder der wenigſt beſchäftigte noch der niedrigſt beſoldete.

10) Muſik.

In dieſer Kunſt thun ſich die Ruſſen ganz beſonders hervor; ſie ſind ſo außerordentlich muſikaliſch, daß ſelbſt die Bauern mit einer muſikaliſchen Kehle geboren zu ſeyn ſcheinen. Man könnte die Ruſſen in dieſer Hinſicht die Italiener des Norden nennen.

Geographie, Geſchichte und Arithmetik werden in ruſſiſcher Sprache gelehrt, aber, redlich geſtanden, behandeln die Lehrer dieſe Wiſſenſchaften auf eine unpaſſende Weiſe, belaſten das Gedächtniß ihrer Zöglinge mehr mit Worten, als mit Gegenſtänden und ſind nicht darauf bedacht, in ihnen ein Urtheil anzubilden.

Der Hauptgegenſtand des Unterrichts iſt franzöſiſche Sprache; man hat Nichts verſäumt ihr Idiom in der höchſten Vollkommenheit erlernen zu laſſen. Die Direction iſt äußerſt ſtreng in der Wahl des Lehrers und der Methode, die er befolgt. Ueberdieß ſprechen die Directrice, die Inſpectricen und die Klaſſenaufſeherinnen das reinſte Franzöſiſch, und die Fremden, welche von der Kaiſerin die Erlaubniß erhalten, die Anſtalt zu beſuchen, glauben eher in das königliche Haus von St. Denis, als in das kaiſerliche Stift Smolni eingetreten zu ſeyn. Erſt ſeit dem Feldzuge von 1812, da das Wort Vaterlandsliebe ſo mächtig in den Ohren der Ruſſen wiedertönte, hat die Landesſprache die Ehre errungen, ſich auf eine Höhe mit der franzöſiſchen Sprache ſtellen zu dürfen; doch beſteht noch eine alte Anhänglichkeit für die Letztere, welche ſelbſt der glühendſte Eifer für das Vaterland nicht zu erſticken vermag. Einen Tag um den andern ſprechen die Fräulein abwechſelnd ruſſiſch und franzöſiſch, während ihnen ſonſt die Nationalſprache gänzlich unterſagt war.

Seit fünfzehn Jahren iſt in der Anſtalt ein Gebrauch eingeführt, dem man nicht genug Lob ertheilen kann. Von den Fräulein der weißen Klaſſe müſſen je zwei der Reihe nach von einer Abtheilung an

den häuslichen Arbeiten Antheil nehmen, um, wie man ſagt, die Haushaltung zu erlernen. Sie ſieden und braten, und bereiten ſelbſt die Kuchen, welche im Refectorium vertheilt werden, ja ſie bedienen ſogar ihre Genoſſinnen bei der Tafel.

Der Curs für jede Abtheilung iſt auf drei Jahre, der für den ganzen Unterricht auf neun Jahre geſtellt, während welcher Zeit die Zöglinge nur aus den triftigſten Gründen, und nie ohne beſondere Genehmigung der Kaiſerin aus dem Inſtitute treten dürfen; ſie können jedoch ſtets und namentlich während der Ferien ohne große Schwierigkeit ihre Verwandten, ſey es bei der Directrice oder bei den Inſpectricen, ſehen. Dieſe Regel möchte, wenn auch ſtrenge, doch für ein eigentliches Kloſter vernünftig erſcheinen, aber für junge Fräulein, welche durch Geburt und Erziehung zum Leben in der höhern Geſellſchaft berufen ſind, erſcheint ſie beinahe als eine Ungerechtigkeit. Die lange Abweſenheit, die ſeltene Wiedervereinigung erzeugen allgemeine Selbſtſucht und Engherzigkeit. Dieſe völlige Sequeſtrirung iſt zu klöſterlich. Für die äußere Erziehung liegt zu viel Schroffheit, Geſpanntheit darin. So zeichnen ſich auch die Fräulein, zu einem Alter herangereift, wo alles nur Anmuth und Beweglichkeit ſeyn ſoll, mehr durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe als durch Liebenswürdigkeit aus, und legen, in die Welt eintretend, ein beſonders linkiſches Weſen an den Tag. Wohl machen ſie ſich die Sitten der Geſellſchaft bald zu eigen, aber ſie können ſich nie ganz jenes Schulanſtriches entledigen, und nach Verlauf von zwanzig Jahren vermag man unter hundert Frauen auf den erſten Blick diejenigen zu erkennen, die in einem der kaiſerlichen Inſtitute erzogen worden ſind.

Von drei zu drei Jahren findet der Austritt der weißen Fräulein mit einer Feierlichkeit ſtatt, welche wir weiter unten beſchreiben werden. Zu dieſer Epoche, das heißt im Monat Februar, werden die blauen weiß, die braunen blau, und die neuen, oder diejenigen, welche die Kaiſerin zur Aufnahme in die Anſtalt bezeichnet hat, nach dem Grade ihrer Elementarbildung in die drei Abtheilungen der braunen Klaſſe eingetheilt.

Alle Jahre wird bei jeder Abtheilung der zwei unteren Klaſſen eine Prüfung vorgenommen; es entſpinnt ſich dadurch eine große Nacheiferung unter den Schülerinnen, welche, mehr als ein Jahr in derſelben Abtheilung bleiben zu müſſen, für eine harte Strafe halten würden.

Selten vergeht ein Monat, ohne daß die Kaiſerin ihre lieben Schützlinge beſucht, und abgeſehen vom Eifer, welcher die Angeſtellten des Stiftes beſeelt, vermag nichts ſo ſehr den guten Willen in Athem zu erhalten, als dieſe Beſuche. Weil die Zeit der kaiſerlichen Beſuche nicht bekannt iſt, ſo iſt man ſtets deſſen gewärtig; man möchte aber

auch ſchwerlich einen Strohhalm auf den Corridors, den Unterrichts-, Schlafe- und Speiſe-Sälen oder in der Küche finden. Da indeſſen ein gewiſſes theatraliſches Gepränge in den Vorſtellungen liegen muß, ſo bemühen ſich Directrice und Oeconom den Moment zu erkunden, wenn die Kaiſerin den Palaſt verläßt. Von einer Stelle zur andern ſind zuverläſſige Poſten aufgeſtellt; dieſe ſtehen auf der Lauer, und bei dem erſten Worte, das ihre Aufmerkſamkeit erregt, entfernen ſie ſich in raſchem Laufe, und verkünden, welche Richtung der Wagen Ihrer Majeſtät genommen hat. War man einmal nicht genug auf ſeiner Hut, dann muß man die Thätigkeit ſehen, welche in der Anſtalt herrſcht. Alle Beſen, Kehrwiſche und Schaufeln ſind in Bewegung; Bedienten und Mägde durchrennen das Haus; Alles eilt, um der Rüge zu entgehen. Ich habe ſolche Augenblicke des Drängens für die Schultern der als Diener angeſtellten Invaliden ſehr mißlich werden ſehen.

Die Zöglinge empfangen geſunde, reichliche Nahrung. Morgens Thee mit Milch, um zwölf Uhr Mittagsbrod, um ſieben Uhr Abendbrod. Das Mittagsbrod beſteht aus einer Suppe mit Sauerkohl (stschi) oder Grütze, kleinen Fleiſchklößen (pirageri) einem Stück Braten und Kaſcha oder im Ofen gebackener und in Milch eingerührter Grütze; am Abend dieſelben Platten, wie am Mittag, die Suppe ausgenommen. Nur bei Feſtlichkeiten werden Geflügel oder Paſteten nebſt Bonbons oder Confituren beigefügt. Die Zöglinge ſpeiſen nur ſchwarzes Brod, welches in der Bäckerei des Hauſes gebacken wird.

In der Weihnachtswoche, wo man in Rußland das Carneval feiert, an Oſtern, bei den Feſten des Kaiſers und der Kaiſerin, der Directrice und der Inſpectricen ladet die Obèrin diejenigen Zöglinge in ihre Wohnung ein, welche ſich durch Betragen und Fortſchritte am meiſten ausgezeichnet haben. Dabei wird Thee, ein Ball, Concert, Souper gegeben. Zu dieſen in der That reizenden Familien-Unterhaltungen werden noch verſchiedene andere Perſonen eingeladen; die Fräulein machen ſelbſt die Honneurs. Der Werth der Schularbeiten wird nie durch Preiſe bezeichnet *).

Die Prüfung wird feierlich in einem glänzenden, einzig zu dieſem Zwecke beſtimmten Saale, vorgenommen. Nur mit Mühe läßt ſich ein Begriff von dem bewunderungswürdigen Anblicke machen, der ſich dem Auge während dieſer drei Feſttage bietet. Man denke ſich nahe an

*) Auch im Catharinenſtifte zu Stuttgart, einer Stiftung der verſtorbenen Königin Catharina, Tochter der Kaiſerin Maria Feodorowna, iſt der Gebrauch Preiſe auszutheilen — mehr ein Hebel der Eitelkeit als des Fleißes und der Sittlichkeit — längſt aufgehoben worden.

D. R.

tauſend Fräulein im Alter von zehn bis achtzehn Jahren, jedes in der Uniform der Klaſſe, der es zugehört, die Braunen und Blauen auf den beiden Seiten des Saales vertheilt, die Weißen im Fond. Glück, Freude, Hoffnung ſtrahlen aus dieſen jugendlichen Phyſiognomien, die Einen belebt der Gedanke an Sieg, die Andern die Hoffnung auf baldige Befreiung, die Blauen freuen ſich jetzt ihren Genoſſinnen nachrücken zu dürfen, die Braunen endlich erfüllt der feſte Wille, ihren Vorgängerinnen in Fleiß und Beharrlichkeit nachzueifern. Für Ihre Majeſtät und deren Ehrendamen, für die Mitglieder des Verwaltungsrathes, für den General-Curator und ausgezeichnete Fremde werden beſondere Plätze aufbewahrt. Für die Eltern und das geladene Publikum ſind Bänke von der Eintrittsthür bis in die Mitte des Saales aufgeſtellt.

Der erſte Prüfungstag iſt für Religion, Arithmetik und ruſſiſche Grammatik beſtimmt. Vor dem Beginnen der Feierlichkeit ſingen die Zöglinge im Chor eine, meiſtens in franzöſiſcher Sprache componirte, religiöſe Hymne. Der zweite Tag wird der Geſchichte, der Geographie, der ruſſiſchen und der deutſchen Sprache gewidmet. Der dritte Tag iſt der glänzendſte; hier entwickelt ſich der höchſte Luxus und Reichthum. Man gewahrt nur glänzende Uniformen und blendende Parures; will man die Elite der Geſellſchaft von St. Petersburg ſehen, ſo muß man an dieſem Tage dem Feſte beiwohnen. Die Prüfung ſchreitet zur Rhetorik, der franzöſiſchen Literatur und der Phyſik fort. Am Ende werden noch Muſikſtücke auf dem Piano und der Harfe aufgeführt und den Beſchluß bildet ein von dem franzöſiſchen Tanzmeiſter erfundenes und von den Fräulein executirtes Ballet.

Am Ende des Feſtes läßt die Kaiſerin diejenigen Zöglinge zu ſich kommen, welche ſich durch ihre Antworten am meiſten ausgezeichnet haben; Schülerinnen, an denen das Gedächtniß oder die Schüchternheit Verrath geübt hat, verleiht ſie milden Troſt. Sie umarmt Alle, flößt den Einen Muth ein, gibt den Andern Hoffnungen, und beglückt Alle mit Worten des Wohlwollens.

Von da begibt ſich das Publikum in einen minder geräumigen Saal, wo die Zeichnungen und Stickereien aufgelegt ſind; dann in einen andern, wo Jeder an einem von Ihrer Majeſtät dargebotenen glänzenden Frühſtücke Antheil nimmt.

Den Eltern ſteht es von dieſem Tage an frei, ihre Töchter zurückzunehmen, welche nie ohne reichliche Thränen ein Haus verlaſſen, in dem für ſie ſo viele Erinnerungen an Kindheit und Jugend zurückbleiben. Nach einer äußerſt lobenswerthen Einrichtung bleiben diejenigen Fräulein, welche ſich durch ſittliche Eigenſchaften am meiſten ausgezeichnet haben, während ihre Familien nicht hinreichend Mittel

beſitzen, ihnen eine anſtändige Exiſtenz zu ſichern, ſo lange in der Anſtalt, bis die Kaiſerin beſtimmt hat, daß ſie bei Hofe als Geſellſchaftsdamen, oder beim Stifte als Klaſſendamen eintreten ſollen. Man hat zu dieſem Ende eine beſondere Abtheilung geſchaffen, welche den Namen **Pépinière** führt; die Zöglinge, welche davon Gebrauch machen, empfangen einen beſondern Curs in der franzöſiſchen Literatur. Die Fräulein von achtzehn bis zwanzig Jahren, hübſch und gut erzogen, ſind gar reizende Gewächſe. Schon oft iſt ein mächtiger Herr in dieſe Klaſſe getreten, um ſich eine Gattin zu wählen, und ſelten nur war es von übeln Folgen, daß er eine vielleicht originelle Idee ausführte, die ſich aber jedenfalls auf die Achtung gründete, welche feſte Tugenden und liebenswürdige Talente einflößen.

Ein vierter Tag iſt für die Prüfung bürgerlicher Töchter beſtimmt, wobei dieſelben Gegenſtände mit Ausnahme der Muſik, des Tanzens und der Phyſik vorkommen. Da dieſe zu einem weniger glänzenden Leben berufen ſind, ſo hat ihr Unterricht auch eine ernſtere, mehr auf Nützlichkeit abzweckende Richtung. Aus der Abtheilung der bürgerlichen Zöglinge wählen ſich die minder Bemittelten im Innern von Rußland Erzieherinnen für ihre Kinder, denn nur die reichen Häuſer können ſich mit Franzöſinnen oder Schweizerinnen verſehen.

Etwas ſpäter, ebenfalls nach einem Verlaufe von drei Jahren, beginnen die Prüfungen im St. Catharinen-Stift; man müßte ſich wiederholen, wollte man in Einzelnheiten hierüber eingehen; die Bemerkung mag genügen, daß dieſes Stift, in der Mitte der Stadt, in einem der ſchönſten Quartiere gelegen, ſich ſtets noch eines größern Zuſtrömens von Seiten des Publikums erfreut, und daß im Allgemeinen hier mehr Etikette herrſcht, als im Kloſter von Smolni. Die Vorliebe mag beſonders noch daher rühren, daß das Haus den Namen Catharina führt.

In dem Monat nach der Prüfung wird der Kaiſerin ein Bericht vorgelegt, demzufolge oder nach dem wohlwollenden Sinne, von dem Ihre Majeſtät ſelbſt belebt ſeyn mag, die Profeſſoren Geſchenke, Geldſummen, Würden oder Orden, nach ihrem beſondern Wunſche erhalten; während die Inſpectricen und Klaſſendamen mit Bijoux, Fermoirs, Tabatièren, goldenen Uhren und Ohrgehängen beehrt werden. Die Oberin erhält in der Regel eine Arende, d. h. eine Anzahl Morgen Landes in irgend einem Gouvernement von Rußland, meiſtens aber in Liefland oder Eſthland.

So empfangen in Rußland Lehrer und Lehrerinnen die Kränze, mit denen wir in Deutſchland und Frankreich am Ende der Schuljahre die Häupter unſerer Zöglinge zu ſchmücken pflegen.

See-Abenteuer.

Die Peſt am Bord.

Die Luft war friſch, nur wenige Wolken zogen dunſtig und raſch am blauen Horizonte hin; das Schiff le Glorieux mußte am kommenden Morgen mit Tagesanbruch die Anker lichten, denn ſeit vierzig Stunden wehte ein anhaltender Südoſt. Man beabſichtigte eine Expedition nach der Südſee; die Reiſe ſollte lang ſeyn, der Abſchied wurde es nicht minder. Das ruhige durchſichtige Waſſer des Tajo ſpiegelte die Formen des rings auf Geheiß der Offiziere beleuchteten Schiffes wieder; dieſe hatten ein Bankett zu Ehren einer Deputation ihrer Landsleute veranſtaltet, welche in Liſſabon eingetroffen war. Es gab eine glänzende Fete, wo man die Trauer des Herzens vergaß, um ſich den Schwelgereien der Hoffnung zu überlaſſen. Aber es vermag auch nichts eine glühende Feſtluſt auf ſo maleriſche Weiſe auszudrücken, als ein mit aller Marine-Coquetterie geſchmücktes Kriegsſchiff, und der Glorieux hatte heute alle Quellen der Kunſt erſchöpft.

Das Vorderdeck war mit einem Schirmdache zuſammengenähter Flaggen überzogen, deren Farben zum größern Theile roth, hell erglänzten im ſchwankenden Schimmer von tauſend Lampen, die man in Guirlanden am Tauwerk des Schiffes aufgehängt hatte. Das Feſt bildete ein eigenes Tableau, wie es ſich in den Wogen gebrochen auf der Oberfläche des Stromes wiederſpiegelte. Doch in den Augen der Matroſen der Equipage, welche auf die Raaen geklettert waren, oder, ſich an die Stückpforten lehnend, vom minder beleuchteten Theile des Schiffes aus, die luſtigen Gruppen der Offiziere und Damen betrachteten, die vom Weine aufgeregt und vom Glanze der Lichter umfloſſen, ſich bewegten, erſchien das Ganze wie ein ländliches Feſt inmitten einer bezauberten Inſel, wie eine fantaſtiſche, aus den Wirklichkeiten des Lebens auftauchende Erſcheinung. Ueberall herrſchte Freude, Glück, Trunkenheit, und wer den leidenſchaftsvollen Tanz dieſer Seeleute gewahrte, hätte nicht gedacht, daß ſie in vier und zwanzig Stunden ein ſelbſt für liebende Augen nicht mehr ermeßbarer Raum von ihren ſchönen Tänzerinnen trennen werde; denn es ſchien ihnen nicht einzufallen, daß ſie ihre Glieder, die ſie jetzt ſo ſanft an die Hüften der Schönen ſchmiegten, morgen von harter Arbeit am Takelwerk ermüden laſſen mußten.

In dieſer glänzenden Geſellſchaft befand ſich ein geladenes Paar, deſſen Anblick einen ſonderbaren Widerſpruch mit dem allgemeinen Jubel bildete, denn moraliſche Leiden treten eben ſo ſchnell auf die Züge, als das Herzblut in den Kopf, und die hellſchimmernde Beleuchtung diente nur dazu, daß die fieberhafte Bläſſe auf den Geſichtern der Liebenden deutlicher hervortrat. In den Zügen des jungen Mannes las man die Spuren eines heftigen, nur durch ſtarken Willen zurückgepreßten Kummers; in ſeinen Blicken auf ſie, wie auf ſeinen Lippen erkannte man die nicht zu bändigende, unausſprechliche Qual, die nur Frauen mit ihrer engliſchen Reſignation zu ertragen vermögen.

Julius von ... und ſeine ſeit wenigen Tagen erſt ihm angetraute Gattin Irma L ... waren die Unglücklichen. Sie brachten den letzten ſeligen Abend gemeinſchaftlich vor Julius Abreiſe zu, welchen der Glorieux unter ſeinen Paſſagieren nach Braſilien bringen ſollte. Es mag ſogleich geſagt werden, warum ſie ſich ſo bald trennten; zählt man doch zu den gewöhnlichſten Dingen die Bedürfniſſe des Lebens, welche uns der Zufall wie einen Stein unter die Füße wirft, damit wir darüber fallen mögen, und ſich der Lauf unſ'rer Beſtimmung ändere.

Sie hatten nur einmal mit einander getanzt, dabei aber ungeduldig den letzten Takt des Orcheſters erwartet, dann zogen ſie ſich in das Dunkel zum Hintertheile des Verdeckes zurück, hielten ſich hinter einem Segel dicht umſchlungen, wandten ihre Blicke von der ſorgloſen Verſammlung ab, um aus der Ferne die Erde zu betrachten, die ſich wie ein Trauerſchleier hinter dem beleuchteten Fahrzeuge und auf dem geſtirnten Himmel abzeichnete.

Julius verband mit Tiefe der Empfindung eine unglaubliche Stärke der Seele; er beſaß einen von jenen Charakteren, deſſen reinſten Typus man nur unter den Deutſchen zu treffen pflegt. Er gehörte zu den ſcheinbar phlegmatiſchen Naturen, welche ihre ſtärkſten Leidenſchaften mittelſt eines energiſchen Willens im Verborgenen durchkämpfen, die innerlich aufwallen und ſich verzehren.

Am andern Tage gieng den Paſſagieren die Sonne an einem Horizonte vergoldeter Wellen unter, und die Matroſen hatten die letzten Reſte der Fete weggekehrt. Es waren nicht mehr die harmoniſchen Töne des Orcheſters, nicht mehr die hüpfenden Takte, von denen die Matroſen gehoben wurden; einſchläferndes Gemurmel des Kielwaſſers und das unangenehme Hin- und Herſchwanken wiegten die Equipage in trauriges Stillſchweigen; Julius hatte die Erde aus ſeinem Blicke verloren, die ſich den Tag zuvor noch vor ihm ausbreitete.

Am zweiten Tage ſeiner Fahrt war er betroffen beim Anblick eines jungen, über das Verdeck laufenden, Matroſen von bleifarbigem Antlitz. Er rief ihn zu ſich, fragte, ob er krank ſey, und rieth ihm mit jener ſanften Theilnahme eines gleichfalls leidenden Menſchen, ſich hinab zu begeben und zu Bette zu gehen. Der Seemann kümmerte ſich nicht um den Rath, ſondern ſetzte, für den Augenblick noch ſtärker, als die Krankheit, die ihn befallen, ſeine Arbeit fort, und ſtieg an einem Maſte hinauf, um ein Segel zu befeſtigen, aber im Augenblicke, da er das Knie zuerſt an die Raa ſetzte, verließ ihn die Kraft, und zwiſchen Segeln und Tauen durchſchlüpfend, ſtürzte er jählings

auf das Verdeck. Julius lief hinzu, und hob ihn auf, aber der Unglückliche war todt, und ſeine Züge hatten im plötzlichen Tode ſchon das Ausſehen eines in Verweſung übergehenden Leichnams angenommen.

Deſſenungeachtet wurde der junge Matroſe in das Regiſter der Equipage eingetragen, als wäre er durch einen Zufall vom Mittelmaſte herabgeſtürzt. Die Krankheit wurde gar nicht erwähnt, und nur der Tod im Verzeichniß beſtätigt, wie Regen oder ſchön Wetter im Reiſejournal — und damit gut. Indeſſen beeilte man ſich doch, den Körper mit einer Kugel in die Tiefe des Meeres zu verſenken, ohne Zweifel aus Furcht, der Zufall möchte in eine Epidemie ausarten. Julius mochte ſo viel, als er wollte, auf die ſchnelle, ſeltſame Entſtellung des Leichnams aufmerkſam machen, man hörte ihn nicht.

Indeſſen blieben am andern Tage Mehre von der Mannſchaft liegen, und Krankheiten und Todesfälle folgten ſich jetzt raſch. Das ſetzte den Kapitän erſt in Schrecken, und bald ging mit halben Lauten die Sage unter den Schiffsleuten, das rühre von einer portugieſiſchen Hand, welche, von Haß oder Rache getrieben, das Fleiſch vergiftet habe, das die Offiziere ſo verſchwenderiſch beim Abſchiede vom Tajo hatten vertheilen laſſen. Julius aber ſtieß den gehäſſigen Verdacht in ſeiner deutſchen Naivetät von ſich, und wagte es doch nicht zu glauben, daß die Geißel von einer mächtigeren Hand geſchwungen werde, daß eine ſchrecklichere Rache obwalte, als die eines Portugieſen. . . .

Bis zum zehnten Tage war der Wind beſtändig günſtig geweſen, da legte er ſich mit einem Male und der Glorieux wurde auf offener See von der eingetretenen Stille feſtgebannt. Die Luft war von einer Beſchaffenheit, daß trotz der enormen Wellen auf der Höhe des Oceans das Schiff ein unbeweglicher Felſen zu ſeyn ſchien, und man vierzehn auf einander folgende Tage, unerachtet man die ſorgfältigſten Beobachtungen anſtellte, durchaus nicht im Stande war, die geringſten Veränderungen von Länge und Breite zu bemerken. Zu allem Uebel ſchoß die Sonne der Tropen noch ihre glühenden Strahlen auf das Verdeck, ſo daß die Seeleute, welche nach friſcher Luft dürſteten, und überdieß den mephitiſchen Verweſungsdünſten nicht widerſtehen konnten, welche aus dem Zwiſchendecke und dem unterſten Raume drangen, um die Luken krochen, von der Hitze des Himmels verbrannt, oder, wenn ſie ſich unter einem Segel verbergen konnten, kaum einen Athemzug wagend, weil ſie mit der Luft oben auch die Anſteckung von unten einzuziehen befürchten mußten. Es war ein gräßliches Schauſpiel, wie ſich die Kranken krampfhaft wälzten, und den Tod mit erſtickter Stimme herbeiriefen. Endlich machte die Angſt der Verzweiflung Raum, und die Matroſen, die noch arbeiteten, wurden nur von jener Energie der Selbſtverläugnung aufrecht gehalten, welche die Hoffnung in unſerem Gemüthe zurückläßt. Wie dieſe Sterbenden aufſtehen, um ihr Bett noch einmal am Abend ihres Todes zu machen, wie ſie, ſchon im Irrſinne völliger Agonie, noch Tücher verlangen, um ſich in friſche Leinwand wickeln zu können, — doch, man ſchaudert ſchon bei dem Gedanken an ſolche Scenen!!

Julius blickte um ſich her mit unglaublicher Seelenſtärke. Von der Wahrheit durchdrungen, daß man ſich nie in das Grab ſinken

laſſen muß, zumal, wenn man in ſeiner Hand die eines andern Weſens hält, ſtützte er ſich auf die Liebe, um nicht in Verzweiflung zu gerathen. Hätten gewöhnliche Menſchen geſehen, wie ſich auf die Lippen des jungen Mannes ein ſüßes, ruhiges Lächeln ſchlich, ſie möchten ihn ohne Zweifel verdammt haben, da ſie die Träume von Glück, die er mitten unter Todten und Sterbenden ſchuf, nicht zu begreifen im Stande geweſen ſeyn würden. Aber es gab auf andern Lippen nicht minder ſeltſames Lächeln, denn mancher Unglückliche glaubte Erleichterung ſeines Zuſtandes im Augenblicke zu fühlen, da er, vom Schmerze betäubt, ſein Leiden nicht mehr empfand, weil es eben erloſch . . .

Indeſſen fing Julius an, Zweifel an ſeiner Rettung zu bekommen, da er ſeine muthigſten Gefährten unterliegen ſah. Der myſteriöſe Gedanke durchdrang ihn, daß der Arm Gottes auf Alle bis zum letzten Manne fallen werde, und er wandte ſich gegen Nordoſt, und murmelte zweimal ein Lebewohl, das ihm die Wellen wie ein Echo zurückzubringen ſchienen.

Als er eines Abends einige Kranke beſorgt hatte, warf er ſich im höchſten Grade erſchöpft auf ſein Bett, und hoffte die düſtern Gedanken, die auf ſeiner Seele hafteten, mit ſich in den Schlaf zu bringen. Wie erſchrack er, als ihn ein unbeſchreibliches Schmerzgefühl heimſuchte; es trat eine Betäubung des Gehirns ein, als hätten alle Nerven zuſammen vibrirt, es war ihm, als drehte ſich ſein Bett auf einem Zapfen, und ſeine Beine vermöchten, durch den Verſchlag ſeiner engen Kammer gehindert, der ringförmigen Bewegung nicht zu folgen. Doch zwiſchen zwei Kriſen dieſer Art überlegte er kälter, und erkannte, indem er ein Gebet unterbrach, welches er, den Tod vor Augen, ausſtieß, daß das Fieber ſtörend auf ſeinen Verſtand wirkte. Nun kämpfte er gegen ſich ſelbſt und verlangte Waſſer; aber Niemand antwortete; dann ſchleppte er ſich auf das Verdeck, in der Hoffnung, ein wenig friſche Luft einathmen zu können, denn die Sonne war bereits ſeit einigen Stunden untergegangen. Auf den Rücken ausgeſtreckt, die Augen gen Himmel gerichtet, den Mund offen, ſchöpfte er nur ſchwere, von feuchten Dünſten beladene Luft, und die Atmoſphäre laſtete als ein unerträgliches Gewicht auf ſeiner Bruſt. Er rief nach dem Chirurgen, aber es war kein Chirurg mehr da, und deſſen Gehülfe war mehr beſchäftigt, als es ſeine phyſiſchen und moraliſchen Kräfte auszuhalten vermochten. Endlich brachte ihm eine befreundete Hand ein Glas Waſſer, aber der Trank war lau, und ſchien mit tödtlichem Anſteckungsſtoffe geſättigt. Julius koſtete jedoch eine leichte Erfriſchung und entſchlief, nachdem er getrunken hatte. Aber, mein Gott! wer kann einen ſolchen Schlaf mit ſeinem entſetzlichen Alpdrücken beſchreiben!

Das ganze Schiff ſchien ihm eine unermeßliche Bühne, durchzuckt von Phosphor- und Schwefel-Leuchten, deren grüne, blaue und weißliche Flammen eine blaſſe Leichenfarbe auf die ſtummen Schauſpieler der geheimnißvollen Tragödie warfen; aus ihren Blicken ſprühte ein hölliſches Feuer, und ihr verpeſteter Athem drang bis zu den Zuſchauern vor, welche wüthend mit abgewandtem Kopfe Beifall klatſchten. Dann erloſch die Lampe, und ein ſchwarzer, dicker, von Anſteckung geſchwängerter Rauch wälzte von unſichtbarem, mächtigem Hauche getrieben,

ſeine Wolken in den Brand; dann erſchien das Schiff wieder, aber in ungeheurer Größe und beim Glanze der in phosphorescirende Spirale umgewandelten Taue fing der Hauptmaſt an, den Himmel anzuzünden, daß man die ſchallende Röhre einer Trompete ſehen konnte, welche zum jüngſten Gerichte rief. Julius ſtreckte die Hand aus, um die einer neben ihm knieenden Frau zu ergreifen, da verſchwand das Geſpenſt, der Kranke fühlte, wie er in einen Abgrund ſtürzte, und — erwachte.

Als er ſich beleben wollte, um die ſchreckliche Erſcheinung vollends zu meiſtern, empfand er in ſolchem Grade Trockenheit, Entzündung und Spannung in ſeinem Halſe, daß er den Kopf nicht mehr auf den Schultern drehen konnte, ohne gränzenloſe Schmerzen ausſtehen zu müſſen. Andere Symptome traten hinzu, aus denen ihm erhellte, daß das Uebel in ſein Blut übergegangen war, und dieſer Gedanke, den er ſo oft als ein Zeichen von Schwäche von ſich geſtoßen hatte, ſtand nun klar vor ſeinen Augen; für einen Augenblick ſchien dadurch der Fieber-Irrſinn verdrängt; er fühlte Kraft, ſich bis zu einer Nachtlampe zu bewegen, und bemerkte da auf ſeiner Bruſt die von der Krankheit gerötheten Flecken. Da erkannte er, daß es um ihn geſchehen ſey, und indem er ſich ſchmerzlich gegen den Horizont wandte, der ihm Portugals Küſte verbarg, rief er mit ſterbender Stimme aus:

„Lebewohl, noch einmal lebewohl! Ich will vor Morgenroth erwachen, und Dich bis zum Abend erwarten.“

Es war, als hätten ſich die Faſern in ſeinem Herzen zerriſſen. Dann folgte ein düſteres Erſtarren; ein ruhiger Moment, und der Kranke rief zum zweiten Male den Chirurgen, der ſich vom Lager der übrigen Leidenden losriß, und ſich ihm näherte.

„Wiſſen Sie, mein Herr, ſprach Julius, ſobald er ihn erblickte, wiſſen Sie endlich, welches Uebel uns erfaßt hat?“

Und indem er die Bruſt mit fürchterlicher Feierlichkeit des Ausdrucks enthüllte, fuhr er fort:

„Nun, mein Herr, ich will Sie belehren, es iſt die Peſt! Ja, die Peſt, hören Sie, geben Sie auf den Kapitän Acht, zweifeln Sie aber noch, ſo will ich Ihnen bald einen weitern Leichnam zu Ihren Studien geben.“

„Ach, mein Freund, das wiſſen wir, und haben es von Anfang an gewußt; glauben Sie, daß ich, um die Wirkung des Fleiſches zu hemmen, das die Portugieſen vergiftet haben ſollen, ſo viel Tabak habe vertheilen laſſen, damit durch den Rauch die Atmoſphäre gereinigt werde, daß ich darum, ſo gut als möglich, die Kranken vom übrigen Theile der Mannſchaft getrennt habe. Sagen Sie um Gottes willen nichts, das hieße die Leute entmuthigen — das wäre der Tod...

„Stille, mein Freund! noch hoffe ich weitere Anſteckung verhindern zu können.“

Aber der Kranke vernahm die letzten Worte nicht mehr, denn er verfiel wieder in ſeinen Irrſinn, und ſeine Glieder bewegten ſich convulſiviſch, wie bei einem Anfalle von hitzigem Fieber. Der Chirurg flößte ihm einen beruhigenden Trank ein, und ließ ihn dann wie einen noch nicht völlig erkalteten Leichnam liegen, und unbekümmert um ſich ſelbſt, denn er glaubte ſich gegen das Uebel geſichert, trat er zur Treppe, um in das Zwiſchendeck hinabzuſteigen, als ihn plötzlich ein

Schwindel ergriff; ſeine Lebensgeiſter ſchienen zu erſtarren; vom zerſtörenden Miasma ergriffen, ſtürzte er todt nieder — und von dieſem Augenblicke an hörte die Mannſchaft auf, an eine Vorſicht zu glauben. Alle Schiffsleute, die ſich auf dem Verdecke befanden, liefen in das Gemach des Kapitäns, aber dieſer war auch leblos!

Jetzt wurde das Drama bei jeder Scene gräßlicher — es gibt keine Worte in des Menſchen Sprache, um dieſes Gemälde zu entwerfen. Wer eine gleich kalte und mächtige Einbildungskraft beſitzt, der denke ſich dieſe vom Himmel in ihrem ſchwimmenden Gefängniß verlaſſenen Unglücklichen, wie Einer auf dem Andern ſtirbt, wie ſie die Glieder verdrehen gleich vertrocknenden Zweigen, wenn die Flamme den Stamm des Baumes verzehrt; dann wohne er den brüderlichen Leichenfeierlichkeiten, gehalten von Todeskämpfern, bei, die ſelbſt von hülfloſem Elende befallen ſind; ſehe, wie ſie hinſcheiden, ohne begraben, ohne in ein Leichentuch gehüllt zu werden, denn Jeder hatte für ſich ſelbſt zu viel zu dulden, um für das Begräbniß zu ſorgen.

Julius mochte, ſo weit er es berechnen konnte, etwa fünf Tage nach dem Tode des Chirurgen aus ſeiner Lethargie oder vielmehr von dem bleiernen Schlafe, der dem Fieber-Delirium folgte, erwachen. Es war ihm, als trete er in eine Welt, die er ſeit langer Zeit verlaſſen hatte, und mehre Minuten gingen hin, ehe er ſich wieder erkennen und unterſcheiden konnte, wo er ſich befand. Noch war er auf dem Verdecke, aber in eine Matratze gehüllt und auf eine Hängmatte gelagert. Man hatte in ſeiner Nähe ein Glas Wein und ein Stück geſalzenes Fleiſch auf den Boden geſtellt. Mit einem Zuge leerte er den Wein, aber den Geſchmack des Fleiſches konnte er nicht ertragen, denn es ſtand ohne Zweifel ſchon einige Tage unter der brennenden Sonne in der faulen Atmoſphäre. Nach und nach ſammelten ſich ſeine Sinne wieder, aber nur um fürchterliche Dinge gewahr zu werden.

Die Sonne ſchoß ſenkrecht auf das Schiff, und ſchien die animaliſchen Stoffe zu zerſetzen, um die Anſteckung zu abſorbiren. Julius hatte ſich nicht ſo bald verſichert, daß er lebe, als er ſeine Stimme erhob und rief; dann hielt er den Athem zurück und horchte, um keinen Ton zu verlieren; aber kein Murmeln, nicht einmal ein Hauch drang zu ihm. Da hemmte ein nicht zu erklärendes Gefühl die Schläge ſeines Herzens und er verharrte einige Minuten in jener Unempfindlichkeit, wo ſich weder der Umlauf des Blutes noch die Anweſenheit der Seele im Körper mehr kund geben. Endlich ſammelte er, mittelſt ſeines energiſchen Willens, die geiſtige Thätigkeit mit der phyſiſchen Kraft wieder und erhob ſich auf dem Verdecke.

Aber großer Gott! welcher Anblick bot ſich ihm dar, als er, den Mund aufgeſperrt, die Augen neugierig aufgeriſſen, die Scene überſchaute. Ueberall um ihn her Leichname in verſchiedenen, ſchrecklich pittoresken Stellungen. Der Eine in Verzweiflung geſtorben, hatte noch die Finger krampfhaft in die Haare gepreßt, der Andere, den ein ſchrecklicher Schmerz niedergeſchmettert, zeigte zerbiſſene Lippen, eingebrochene Zähne, verdrehte Kinnladen, da und dort bezeichneten aus der Höhle getretene Augen, auf ruhigem Antlitz, einen ſchmerzloſen Tod nach fürchterlichem Kampfe. Man ſah, daß der Tod wie ein Blitz getroffen

Digitized by Google

hatte, aber mit deſto größerer Heftigkeit, je weniger die Armen Qualen ausſtehen mußten, denn ihre Körper waren in wenigen Sekunden ſchon in Fäulniß übergegangen.

Der Glorieux, kaum noch das rüſtigſte Schiff, das man gegen den Feind ſenden konnte, der trefflichſte Segler, ſchwamm jetzt auf der See, wie eine leere Tonne, wie ein vom Kontinent geſtoßener Kirchhof, oder ein ſchlafender Wallfiſch, den die Sonne dieſer heißen Zone mit ihren betäubenden Strahlen in die Sieſte wiegt.

Kein leichter Wind, keine Bewegung in der Luft, kein Segel am Horizont, und der Himmel, als wollte er die Hemiſphäre nur begränzen, um die peſtartigen Ausdünſtungen des Schiffes in einen engeren Kreis einzuſchließen.

Julius blieb erſtarrt bei dieſem Anblick — ſein Herz hörte einen Augenblick auf zu ſchlagen; verzweiflungsvoll wandte er ſich ab, um ſein Geſicht in der Matte zu verbergen, von der er ſich erhoben hatte, denn nach dieſen Schreckens-Scenen bedurfte er der Ruhe. Zuerſt fiel ihm das Gebet ein, ſpäter wollte er ſich mit einem ſchrecklichen Entſchluſſe waffnen; dann ſchluckte er eine Doſe Rhum hinab, die ihn unter anderen Umſtänden betrunken gemacht haben müßte, da gewann er die Kraft wieder, das Zwiſchendeck und den untern Raum zu beſuchen, um zu ſehen, ob er keinen Sterbenden mehr finden würde, dem er beiſtehen könnte, und endlich um allein in den Fluthen die Leichname ſeiner unglücklichen Gefährten zu begraben.

Ehe er gänzlich eindringen konnte, mußte er ſich erſt ſtufenweiſe an die verpeſtete Luft im Innern gewöhnen; auch fühlte er ſich beängſtigt, erſchüttert bei dieſer ſtummen Unbeweglichkeit der Todten, welche nur von Zeit zu Zeit durch das rauhe Knarren der von den Wellen hin und her gewendeten Maſtbäume unterbrochen wurde. Julius kämpfte Angſt und Eckel nieder und beſuchte die langen Reihen der Hängematten; die einen waren leer, die andern unter ihrer ruhigen Laſt ausgeſpannt; denn es lebte nur noch ein Menſch am Bord des Schiffes.

Julius war entſchloſſen, die letzten Pflichten gegen ſeine Gefährten zu erfüllen; mit Selbſtverläugnung ging er an das Werk. Als er den erſten aufheben wollte, fiel er auf die Laſt nieder, und erkannte die Nothwendigkeit, daß er erſt Kräfte ſammeln müßte, ehe er ſein Todtengräberamt beginnen könnte. Aber wie ſelbſt am Leben bleiben mitten unter dieſen Körpern, welche in Stücke zerfielen?

Die Nacht ſenkte ſich zum erſten Male auf das Meer herab, ſeitdem ſich der Unglückliche allein in ſeinem ſchwimmenden Sarge befand, und nun überließ ſich ſeine Einbildungskraft dem Strome ihrer Träumereien.

„Allein,“ ſprach er zu ſich ſelbſt; „allein! Und ſie nicht einmal bei mir? Gott ſey gelobt, daß er ſie nicht mit mir ziehen ließ!... Und bedenke ich, daß ich vielleicht dreihundert Stunden zurücklegen müßte, um auf einen Menſchen zu ſtoßen, und daß ich auf dieſem Schiffe keine fünfzig Schritte thun kann, ohne zum Rande eines Abgrundes zu gelangen, und keinen einzigen Schritt, ohne auf einen Leichnam zu treten; bedenke ich, daß ein vorüberſegelndes Schiff mich mit meinen Todten allein laſſen würde, — aber am Ende darf ich es

ſelbſt nicht wagen, zu ſtark zu athmen aus Angſt, es könnte mich der Gifthauch berühren! .... “

Fürchterlich war dieſe erſte Nacht für ſeinen nachdenkenden Geiſt, für ſein vom Fieber zerrüttetes Gehirn. So oft ein ſchwefeliger Schein über dieſe glühende Seegegend hinzog, glaubte er, es ſtehe vom Zwiſchendecke und mitten aus der Dunkelheit einer von den Leichnamen auf, die er bewachte, und das Krachen der Maſten kam ihm vor wie das Stöhnen eines Sterbenden, der mit brechender Stimme nach Waſſer verlangt. Aber des Dichters phantaſtiſche Viſionen wurden bald von den Reflexionen des Philoſophen verdrängt — und doch war es gewiß erlaubt, in einer ſolchen Lage ſich den Schreckniſſen einer erſchütterten Einbildungskraft hinzugeben. ....

Wie es bei Krankheiten dieſer Art zu geſchehen pflegt, ſo erhielt auch Julius bald ſeine Kräfte wieder, und ſchon am andern Morgen fühlte er ſich ſtark genug, die Todten in's Meer zu werfen. Mehr als einmal ſträubte ſich ſein Herz, die Kraft ſchwand, und er mußte ſich ſetzen, um nicht ohnmächtig nieder zu ſinken.

Die Sonne tauchte am Horizont hinab, als die letzte Leiche über Bord glitt und in den Wellen verſchwand. Julius wollte ſeine Miſſion bis zum Ende vollführen; und da er die Sprache ſeiner unglücklichen Gefährten kannte, ſo neigte er ſich auf die Stückpforte, eine Bibel in der Hand, und verlas die Pſalmen der Todtenfeier in engliſcher Sprache nach dem Ritus der anglikaniſchen Kirche. Im Augenblicke, da er die letzten Worte ſprach, verſenkte die Sonne ihre erſterbenden Strahlen im Meere, das plötzlich von Nacht bedeckt ward, denn in dieſen Gegenden gibt es keine Dämmerung.

„Schlaft, brave Gefährten,“ fügte Julius mit traurigem Nachdrucke bei, „ſchlaft, bis eine Stimme, mächtiger als die meinige, Euch erweckt, und das Meer dem Himmel ſeine Todten zurückgibt.“

Als er die letzten Worte geſprochen, und hinabblickte, ſah er gräßliche Hayfiſche ihre Köpfe hervorſtrecken, die da lauerten, ob es keine Beute mehr zu verſchlingen gebe.

Mehre untere Segel waren noch eingebunden. Julius bedachte, daß es vernünftig ſey, ſie nachzulaſſen, ohne ſie beizuholen; denn für ihn war es mehr werth, auf die Felſen einer unbekannten Küſte geworfen zu werden, als in dieſem ſchwimmenden Gefängniſſe zu verharren. Er führte dieſes Mannöver nicht ohne große Anſtrengung aus, dann ſtieg er wieder auf das Verdeck herab.

Nun rief er mit aller Macht ſeiner Seele nach Irmas heiß geliebter Hand, daß ſie ihm wenigſtens den Schweiß von der Stirne wiſche; dann möchte er auch, der faſt geneigt war, ſich glücklich zu fühlen, ſein Schiff mit ihr getheilt haben.

Hätte er ein Fahrzeug zu lenken gewußt, er hätte Tage und Nacht gearbeitet, um allein einen Theil der Mannövers einer ganzen Mannſchaft auszuführen; doch er fühlte die Unmöglichkeit, dieſen Gedanken in's Werk zu ſetzen und das drückte ihn nieder.

Am Abend überließ er ſich mit unerklärlichem Entzücken ſeinen glühenden Betrachtungen; kam die Nacht, ſo legte er ſich, in den Mantel gehüllt, auf dem Verdecke nieder, und wenn das leiſe Toſen

des ſanften Wellenſchlages an des jungen Mannes Ohr tönte, ſo verlor er ſich wieder in ſchwankende Hoffnungen.

„Mein Gott! dachte er, noch in dieſer Nacht vielleicht wird eine Woge das Verdeck dieſes Schiffes waſchen und ſeinen letzten Leichnam wegſpühlen. Dieſe Nacht vielleicht noch wird der Sturm mich mit meinem Fahrzeuge an einen Felſen ſchleudern..... Und hier habe ich doch keinen Engel, der für mich betet, mich liebt und beweint.“

Sanft entſchlief er und träumte von Liebe. So verſchwanden Tage und Wochen; Julius berechnete die Zeit nicht mehr; er betrachtete den Horizont, horchte aufmerkſam auf das geringſte Geräuſch, beobachtete die Wimpel des Mittelmaſtes, überzählte ſeine Lebensmittel und ſammelte Bilder und Gedanken — das war ſeine ganze Beſchäftigung.

Endlich erhob ſich der Wind wieder, aber plötzlich und mit ſolcher Heftigkeit, daß die Wellen grün auf ihrer Oberfläche wurden und ſich mit Schaum bedeckten. Er lachte beim Gedanken an einen Sturm, und als die Nacht eintrat, ſchaute er lange hinaus auf die mehr und mehr ſtürmende See, und legte ſich ſofort, in ſeinen Mantel gehüllt, glücklicher, ruhiger als je auf dem Verdecke nieder.

Um Mitternacht nahm der Wind zu, und ward zum gräßlichen Sturme. Julius fühlte ſich heftig hin und her gerollt. Er erhob ſich und betrachtete mit freudigem Entzücken das böſe Wetter.

„Welches Glück,“ rief er aus, „in vollen Zügen die friſche Luft einzuſchlürfen! Das Wehen der Winde in den Tauen zu vernehmen! Seine Blicke mit der Hoffnung vor ſich hinſchweifen zu laſſen, bald Land und auf der Küſte ein Weib zu ſehen, das mich mit offenen Armen empfängt, oder gar einen Felſen, um meinen Kopf daran zu zerſchellen.“ —

Armer Julius! Er wußte nicht, daß das Schiff, ſeit langer Zeit ſchlecht kalfatert, zwei Oeffnungen nahe am Kiel hatte, und daß beim raſchen Laufe die Verſtopfung herausgeriſſen worden war. Als er ſah, wie ſich der unterſte Raum füllte, blickte er noch einmal zum Horizont und wiederholte ſein Lebewohl, das jetzt der Wind forttrug. — — —

— Zwanzig Tage ſpäter erwachte Julius in einem glänzenden Gemach, die Fenſter und Balkone gewährten die Ausſicht auf einen herrlichen, von friſcher Luft durchzogenen, von freundlicher Sonne beleuchteten, von Orangen und Citronen-Blüthen durchdufteten Garten.

Als er nach langem Irrſinn ſeine vom Fieber noch leuchtenden Augen aufſchlug, da wiſchte ihm Irma's Hand den Schweiß von der Stirne.

Im Augenblicke, da der Glorieux von den Wellen verſchlungen werden ſollte, war Julius gerettet, und vom Kapitän einer holländiſchen Galliote nach Liſſabon zurückgeführt worden.

F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Paris, 5. September.

Nach einer unverbürgten aus Genua eingelaufenen Nachricht ſall Paganini dort an der Chalera geſtorben ſeyn. Er hinterläßt ſieben Millianen Franken, gerade ſo viel als Naten die Tanleiter zählt.

Kaliſch, 22. Auguſt. *)

— Vargeſtern, nach der Parade, nahmen Se. Kaiſerl. Majeſtät die zwiſchen beiden Lagern im Prasna-Thale aufgeſtellten Kurden, Tſcherkeſſen, Koſaken und Gruſier in Augenſchein. Dieſe etwa 1600 Pferde ſtarke leichte Kavallerie führte mehre Bewegungen und Scheingefechte aus und bat dabei wahl das maleriſchſte militäriſche Schauſpiel, was Europa ſeit den Zeiten des Mittelalters ſah. Man denke ſich die bunte Farbenpracht von 800 Kurdiſchen Reitern, gemiſcht mit den reich gekleideten Kaſaken und Gruſiern, und zwiſchen ihnen die blitzenden ſilbernen Ritterhelme und Ketten-Panzerhemden von 50 Cirkaſſiſchen Fürſten, wavan jeder Einzelne durch Haltung, Waffen und Farben an den Ivanhoe erinnert, dabei ein heftiges Feuer aus Gewehren und Piſtolen, aft van Allah- und Hurrahrufen übertönt, und man wird ſich ein ſchwaches Bild dieſes Mamentes verſchaffen. Und gewiß fehlte demſelben das Gepräge des Krieges wenigſtens in den Augenblicken nicht, wo 400 Kurden van jeder Seite gegen einander anſprengten und den Kampf um die bei Erzerum erwarbene Fahne ſo ernſt nahmen, daß 20 Generale und Adjutanten ſich vergebens dazwiſchen warfen, und endlich der Manarch ſelbſt — ihr Padiſchah — mit erhabenem drahenden Finger dazwiſchen ſprengen mußte, um die im Handgemenge begriffenen Schaaren, die ſchon mehre Verwundete zählten, auseinander zu bringen und zu beruhigen. Dieſe Grenzbewahner ſahen an dieſem Tage zum erſten Male den Herrſcher, der mehre Chans und Fürſten hervarrief und belabte. Selbſt dem ruhigſten Beobachter muß die Begeiſterung unvergeßlich bleiben, die aus den Augen dieſer Glücklichen blitzte, und die ſich über den ganzen Stamm verbreitete, als der Manarch, nur von 2 Adjutanten begleitet,

*) Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, in ſolchen Berichten mit den palitiſchen Blättern an Schnelligkeit zu wetteifern; das Lager in Kaliſch hat aber eine ſolche europäiſche Bedeutung, daß wir uns nicht enthalten können, pittareske Schilderungen aus ſeinem Umkreiſe in die Chronik der Europa aufzunehmen. Wir werden in Kurzem einen calorirten Plan des Lagers und eine Manöverſcene unſern Leſern überreichen.
D. R.

Digitized by Google

an ihrer Spitze mehre Attacken ſelbſt führte. Geſtern (am 21ſten) war groſse Parade über das geſammte Rüdigerſche Corps und die bereits eingetroffene Garde-Kavallerie. Nachdem der Monarch, in deſſen zahlreicher und glänzender Umgebung ſich der Herzog von Naſſau und der Prinz Friedrich der Niederlande befand, unter unausgeſetztem, kaum zu beruhigenden Hurrahrufen der Truppen die 5 aufgeſtellten Linien paſſirt war, präſentirten dieſelben nach eigenem Kommando des Kaiſers das Gewehr, und dieſer wandte ſich zu dem Fürſten, ſeinem ſiegreichen Feldherrn, und umarmte ihn in der Mitte ſeines Heeres und unter dem lauten Jubel deſſelben.

Berlin, 25. Auguſt.

— Das Feſt des Stralower Fiſchzugs wurde geſtern von dem ſchönſten Wetter begünſtigt. Schon früh hatte demnach eine ziemliche Volkszahl ſich draußen verſammelt, die ſich jedoch, wie immer, am Nachmittage nach anſehnlich vermehrte. Das bunt belebte Stralow, Treptow, und beſonders die hier recht breite Spree mit vielen Gondeln und Kähnen darauf, gewährten, vom heiterſten Glanze der Abendſonne beleuchtet, ein höchſt anziehendes Bild. Die einbrechende Dunkelheit führte indeſſen einen großen Theil der Menge nach der Stadt zurück, indem hier vielfach angekündigte Garten-Concerte, Illuminationen, Tanzvergnügungen und ähnliche Luſtbarkeiten ihre anziehende Kraft ausübten. Rüſtige Fußgänger eilten, um das große Feuerwerk nicht zu verſäumen, von Treptow nach Tivoli, das wegen der hier angekündigten Beluſtigungen ebenfalls ſchon am Nachmittage ziemlich zahlreich beſucht war. Sacklaufen, Fahnenſchwenken, Rutſchbahnen, Glücksbuden aller Art, unterhielten hier, bei dem Schalle verſchiedener Muſikchöre, die Gäſte, bis endlich mit den erſten Schwärmern und Raketen der Gipfel der Feſtlichkeiten begann: in brillanteſtem Feuer erſchien allegoriſch der Stralower Fiſchzug ſelbſt mit ſeinem Emblem, dem großen Krebſe, und mit noch andern ſinnbildlichen Darſtellungen, wobei unter anderem auch Flaſche und Glas nicht fehlten. So gewann denn das ganze Feuerwerk den jubelnden Beifall der Menge, die ſich erſt am ſpäten Abend von den Hohen des Kreuzberges nach der Stadt zurück begab.

Literarische Uebersichten.

NEUES JAHRBUCH für die BÜHNE,
von
Freiherrn von *Biedenfeld*.
Erster Jahrgang mit sieben Kostum-Bildern.
Weimar bei *B. F. Voigt*.

Das neue Jahrbuch enthält größtentheils nur alte Stücke ganz verſchiedener Art, die auch meiſt alle ſchon hie und da dargeſtellt wurden, ohne ſich einer beſondern Auszeichnung zu erfreuen. Das erſte iſt Franzisca von Rimini, nach Silvio Pellico's bekanntem Trauerſpiel. Die Ueberſetzung iſt ziemlich ungenirt. Stellen wie

»So iſt's denn wahr! Sie liebt, liebt ihn!
Und heuchelte den Haß! — Nein, nein, die Hölle
Gab den Gedanken mir! — Doch Er — Ja, ja!
Er bleibe hier.« — —

ſind nicht eben ſehr rühmenswerth, und auch für den lebhafteſten Vortrag zu beſchwingt. — Das zweite Stück iſt Dame Kobold, nach Calderon. Auch hier hat der ſpaniſche Wohlklang der poetiſchen Verſe einer bequemen deutſchen Knittelmanier weichen müſſen. Wir glauben, daß ſie den Schauſpielern bequemer ſeyn wird, und daß ſie deshalb der Verfaſſer wählte, weil er die deutſchen Schauſpieler und ihre Schwächen genugſam kennt. Drittens: die Grafen von Walmar. Der Verfaſſer nennt achtzehn Bühnen, auf welchen dieſes Stück gegeben wurde; er läßt München aus, wo ich es aufführen ſah. Es iſt ein Stück ohne eigentlich poetiſchen Werth, aber mit guten Theatercoups durchwebt, die jedoch jetzt, nach fünfzehn Jahren ſeiner erſten Erſcheinung, ſo ziemlich verbraucht ſind. Hierauf folgen viertens und fünftens: das Feſt der Künſtler, Vaudeville, und Vetter Wunderlich, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen. Die Bürgſchaft, eine Oper nach Schillers Ballade, bildet Nummer ſechs. Der Gedanke, Schmuckſtellen aus lyriſchen Gedichten Schillers dem Texte zu verweben, ſcheint mir nicht glücklich, da die Magerkeit deſſelben zu ſehr dagegen abſticht. Lindpaintner hat die Mühe übernommen, dieſe Oper zu komponiren. Sie wurde einmal in Stuttgart aufgeführt. Der Hahn und ſeine Hennen, ein Schwank nach dem Italieniſchen, macht den Beſchluß.

Die Lithographien wären beſſer weggeblieben, da ſie in künſtleriſcher Hinſicht gar keinen Werth haben und auch dem Schauſpieler nicht eben geſchmackvolle Koſtüms veranſchaulichen.

DICHTUNGEN von BYRON.
Aus dem Englischen von *Gustav Pfitzer*.
Stuttgart, *S. G. Liesching*.

— Wir haben uns bis jetzt mit ſchlechten Verſuchen Byron'ſcher Ueberſetzungen tüchtig abquälen müſſen. Die beſten Nachbildungen hat Heine in einigen Fragmenten geliefert; das wäre freilich der Dichter für einen deutſchen Byron. Guſtav Pfitzer, obgleich als Dichter nicht Byron geiſtesverwandt zu nennen, hat hier jedoch das engliſche Urbild mit großer Sprachkenntniß und gewandter Versbildung wieder gegeben. Es iſt jedenfalls eine dankeswerthe Spende. Die Ausſtattung des Buchs iſt ſo ſchön, wie Alles, was aus dieſem Verlage hervorgeht.

PAUL de KOCK'S ausgewählte belletristische SCHRIFTEN,
übersetzt von *F. Riedel.*
Potsdam, bei *Ferdinand Riegel.*

— Die zwei erſten Bände dieſer Ueberſetzung liegen vor uns: Betrogene Liebe, erſter und zweiter Theil. Herr Rellſtab ſagt in einer Vorrede einige beſcheidene Worte, um ſeine Vorrede zu entſchuldigen. Er ſetzt voraus, daß die meiſten deutſchen Romanleſer Paul de Kock eben ſo wenig kennen, als er noch vor Kurzem nach ſeinem eigenen Geſtändniß. Dem iſt aber nicht ſo; Paul de Kock iſt dem größten Theil des deutſchen Publikums lang bekannt; viele ſeiner Erzählungen ſind längſt überſetzt erſchienen. Man könnte ihn viel eher verjährt nennen, wie er denn auch in Frankreich ſelbſt wenig Anerkennung mehr findet. Seine frivolen Geſchichtchen, ſeine übermäßige Schwatzhaftigkeit, das Theatraliſche, nicht Dramatiſche, ſeiner Situationen, die ganz franzöſiſchen Sitten, die er ſchildert, Alles dieſes wird ihm bei dem größern deutſchen Leſepublikum keinen großen Preis gewinnen.

VICTOR HUGO'S SÄMMTLICHE WERKE.
Dritter und vierter Band.
Frankfurt, bei *J. D. Sauerländer.*

— Dieſe Bände enthalten den zweiten Theil von Han von Island, überſetzt von Adrian. Der letzte Tag eines Verurtheilten, überſetzt von W. Wagner; Mirabeau von Auguſt Lewald; Voltaire, Walter Scott, de la Menais, Lord Byron von Beurmann. Das Unternehmen ſcheint guten Fortgang zu haben; Ueberſetzer und Verleger ſind flink dahinter her. Der franzöſiſche Dichter ſelbſt hat ſeine Approbation ertheilt, wie der Phönix triumphirend berichtete, und wird nächſtens ſelbſt nach Deutſchland kommen, um ſich bei uns zu bedanken.

Vollständiges Wörterbuch der MYTHOLOGIE ALLER NATIONEN,
von De. *W. Vallmer.*
Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.

— Wir haben drei Lieferungen dieſes Werkes in Händen, das mit großem Fleiße zuſammengeſtellt wird. Die Ausſtattung iſt ſchön; es fehlt nicht an guten Umriſſen. Wir werden nach dem Erſcheinen des ganzen Werkes eine umſtändliche Anzeige davon zu machen nicht verfehlen.

Wichtige Nachricht.

Die Gräfin von Bradi in Paris theilt unter obigem Titel Folgendes mit:

Es gibt Theorien, die Lachen erregen, deren Anwendung aber zum Weinen auffordert. Man erzählte vor einiger Zeit, daß ſich eine Geſellſchaft von Großrichtern der Sitten gebildet hatte: junge Leute, die von einem heiligen Abſcheu gegen das Laſter des Ehebruchs erfüllt, ſolche Frauen im Geſichte verletzen wollten, um ſie ſo der öffentlichen Kunde Preis zu geben, und ſie zu zwingen, der Welt zu entſagen. Dieſe Ritter der Tugend waren in allen Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet, und wollten Alles, was ſie beſaßen, an Geiſt und Annehmlichkeit des Körpers, dazu anwenden, Frauen zu verführen, um, wenn ſie dahin gelangt wären, durch ein ſichtbares Zeichen das Verbrechen und die Strafe der Schuldigen aller Welt zu verrathen. Thoren erklärten dieſe Aſſociation für ein Meiſterſtück des menſchlichen Geiſtes in der Moral, und begriffen nicht, daß das Gute nie aus dem Schlechten hervorgehen könne, und daß die Verderbtheit nur Fäulniß gebäre. Wie können einige Männer ſich das Recht anmaßen, ſelbſt ſchuldig zu werden, um dann Richter und Henker zu ſeyn? Die Zahl der Großrichter iſt jedoch gewachſen durch die Vereinigung mit den Francs-Chanceux, welche den Plan der Erſtern ergänzten, indem ſie von ihren Geliebten Treue begehrten, wie man ſie bis jetzt nur von einer Frau zu begehren pflegte.

Schon wurden einer Frau die Haare abgeſchnitten; eine andere erhielt am Kinn eine leichte, aber ſehr ſichtbare Wunde. Es iſt daher nöthig, die Frauen zu warnen, daß ſie mehr als je in der Wahl der Männer ſchwierig ſeyen, die ſie zu ihrem Umgange wählen; denn es genügt nicht bloß, züchtig zu ſeyn, um ſich gegen Beleidigungen zu ſchützen, ſondern man muß zugleich klug und mißtrauiſch ſeyn, da die vollkommenſte Unſchuld nicht im Stande iſt, gegen Bosheit zu bewahren. Jedes Jahrhundert hat ſeine Verkehrtheit. Es war lächerlich, für die Schönheit der Frauen eine Lanze zu brechen, aber es iſt ſchändlich, von der Anbetung zur Verachtung, von der Liebe zum Haſſe überzugehen. Die Frauen ſind weder beſſer noch ſchlechter wie vormals, aber es iſt gewiß, daß eine Tendenz, ihnen zu ſchaden, obwaltet. Die Piqueurs haben ſich gegen ſie bewaffnet; Frauen, die etwas verbrochen haben, werden von den Gerichtshöfen mehr beſtraft, als Männer, und auch dieſes neue Verbrechen, das ſich mitten in einer civiliſirten Hauptſtadt zum Nachtheil der Frauen organiſirt, erregt ſo wenig Furcht und Schrecken, daß es ſich nothwendiger Weiſe vermehren muß. Die republikaniſchen Ideen ſind den Frauen wenig günſtig, wie man ſagt, und man behauptet noch überdies, daß diejenigen, welche die Livree dieſes Syſtems tragen, wie z. B. einen Bart u. ſ. w. am meiſten zu den Gefährlichen gehören. Die Frauen ſollen wiſſen, daß nur der Wunſch, Effekt zu machen, die Republikaner leitet; man erſcheint wild, um für

Etwas zu gelten; ſicher iſt es, daß Freiheit und Gleichheit unbezweifelt jede Art von Gewaltthat gegen die Frauen hervorrufen werden. Der Geiſt des Jahrhunderts iſt nicht für die Frauen, und obgleich ſie dieſes wiſſen, ſind ſie dennoch gezwungen, ihn anzuerkennen, wie es mit allen Dingen iſt, die unabhängig von unſerem Willen ſind.

Die Enthüllung des Daſeyns dieſer geheimen Verbindungen werden vielleicht einige Frauen abhalten können, die Huldigungen von Männern anzunehmen, die ſie theils der Höflichkeit, theils einer tiefen Leidenſchaft zuſchreiben. Sie mögen wiſſen, daß Verachtung, Abneigung, Rache heut zu Tage Liebesrollen übernehmen, und daß es ſich um nichts Kleineres handelt, als ſeine Haare zu verlieren, eine Narbe im Geſichte davon zu tragen, oder ſeinen guten Namen einzubüßen. Selbſt der Pairshof würde dieſen Schaden nicht wieder gut machen können. Die Frauen können dem nichts entgegen ſetzen, als Wachſamkeit und ein beharrliches Mißtrauen.

Theater.

Stuttgart, 8. Sept. 1835.

* Am 29. vor. Mon. iſt unſere Bühne, die oberſte Potenz unſeres öffentlichen Lebens wieder eröffnet worden. Zwei Monate mußte man ſich mit der ſchönen Landſchaft und einiger Muſik vor den Thoren begnügen. Am Ende verliert jedoch dieſes Lagerleben ſeine Reize, wenn die bei uns ungewöhnlich drückende Hitze aufgehört hat, und man ſehnt ſich gewaltig nach den Freuden, die die Bühne bietet — nach den einzigen *artiſtiſchen* Genüſſen von einer gewiſſen Ausdehnung in unſerer Stadt. — Wie man doch über alle albernen Vorurtheile ſich in unſerer Zeit erhoben hat — der Teufel öffnete die Thür; ob darum nicht im vorigen Jahrhundert das Anathem über das ganze kommende Theater-Jahr ausgeſprochen worden wäre? *Robert der Teufel* war die erſte Vorſtellung zum Vortheil eines jetzt zu gründenden, höchſt zweckmäßigen Inſtituts, eines Penſionsfonds der Bühnen-Mitglieder, wie ein ſolcher für die Orcheſter-Mitglieder längſt beſteht. Man war nicht wenig überraſcht vom ſchlagenden Lichte beim Eintritt; ſonſt war der Saal ein unentweihtes Myſterium; jetzt ſtrömt von einem geſchmackvollen Kronleuchter Tageshelle auf das Publikum. Eben ſo erfreut ſich die Bühne der klarſten Beleuchtung. Ein neuer, einfacher Vorhang erſetzt die neun Muſen, die von ihrer Göttlichkeit im Aeußern keine Spur mehr aufzuweiſen hatten. Karyatiden und Gitterwerke an den Logenbrüſtungen ſchimmern in friſcher Vergoldung, und eine geſchmackvolle Draperie von blauem, goldgeſticktem Sammet ziert die königliche Loge. Die ſchöne Ausſtattung der Meyerbeer'ſchen Oper bildet jetzt keinen herben Contraſt mehr mit dem Saale. — Die zweite Vorſtellung waren Raupach's *Royaliſten*. — Dann folgte Taglioni's *Jocko*. Was die Kräfte einer erſt ſeit vier Jahren gegründeten Balletſchule zu leiſten vermochten, iſt geſchehen, nur ſcheinen die Zöglinge in dem letzten Jahre mehr auf einer Stufe ſtehen zu bleiben. Zum Fortſchreiten fehlen jetzt tüchtige Muſter — dazu iſt es aber die höchſte Zeit; aus Kindern werden nun Leute. — *Templer und Jüdin* war die dritte Vorſtellung. — An *Kaiſer Friedrichs Tod*, (den 6ten gegeben), iſt eine große Scene geſtrichen worden, die der Aebtiſſin und des Cardinals, und in der That mit Recht, denn abgeſehen von den Invectiven gegen das Pabſtthum, liegt in dieſer kahlen Herausſtellung von Intriguen, die ſich auf obſcöne Verhältniſſe ſtützen, eine Beleidigung gegen den reineren Sinn, der beim Publikum vorausgeſetzt werden muß. — *Richards Wanderleben* bilde den Schluß der heutigen

Relation. Man ſieht daraus, daß wir dem guten Alten treu geblieben ſind; wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir für Neues dankbarer geweſen wären. Hätte man nicht die letzten vierzehn Tage vor Eröffnung der Bühne zum Einſtudiren einer größern Neuigkeit benutzen können? Man antwortet: „es waren ſo viele der bedeutendſten Mitglieder abweſend.“— Ja, die hätten aber zur rechten Zeit wieder hier ſeyn können! —

— Paris. Ein Zauberſtab ſcheint das kleine Vaudeville-Theater plötzlich berührt zu haben. Die Pariſer behaupten, daß die Verwandlung ſo groß ſey, als wenn der bekannte Deputirte Sauzet ſeinen ſo oft beſpöttelten alten Frack mit dem Coſtum Aladdins vertauſcht hätte. Nichts in Tauſend und einer Nacht ſoll jetzt reicher und phantaſtiſcher ſeyn, wie dieſes Theater. Auf einem rothen Grunde zeichnen ſich goldene Arabesken in tauſendfacher Weiſe. Der Vorhang iſt ein Meiſterſtück von Reichthum und Geſchmack, der Plafond ein Wunder von Eleganz. Der orientaliſche Luſtre iſt mit Kugeln von Opalen geziert, von denen lange rothe Flaggen herabwehen, wie ſie die mohamedaniſchen Standarten ſchmücken. Es iſt ein paſchaliſcher Luſtre, ein Luſtre von zehn Roßſchweifen. Piis und Barré, welche das Vaudeville 1792 ſtifteten, und Deſaugiers, welcher es 1817 reſtaurirte, würden jetzt ihr Theater nicht wieder erkennen.

Nun hätte man aber auch glauben ſollen, daß das Eröffnungsſtück in Perſien oder in der Türkei ſpielen würde; das bleibt aber für ein anderes Mal; für jetzt mußten die Zuſchauer mit zwei alten Bekanntſchaften fürlieb nehmen *).

— Herr Duponchel, der neue Director der großen Oper in Paris, wird ſeine Direction mit der großen Oper von Meyerbeer beginnen, die ſo eben einſtudirt wird. Der Componiſt hat eine Verſtärkung des Chors gefordert und die Direction hat ſogleich dieſem Geſuche willfahrt.

Aus der Geſellſchaft.

Die jungen Prinzen von Frankreich reiſen in dieſem Augenblick zu ihrer Bildung. Der Herzog von Nemours iſt bereits in London angekommen. Den 2. September iſt der Herzog von Joinville ebenfalls nach England abgereiſt. Das erſte Feſt, welches dem Herzog von Nemours gegeben wurde, war ein Pferderennen zu Epſom; in Portsmouth wird dem Herzog von Joinville das glänzende Schauſpiel eines Yachtrennens gegeben werden.

— Kürzlich wollte eine Geſellſchaft auf einem Kahn, den ein junger Menſch regierte, die Seine hinunter nach Paris fahren. Ein ſtarker Wind erhob ſich plötzlich, und warf den Kahn um. Alle fielen in's Waſſer. Das Dampfſchiff, welches gerade vorüber fuhr, zog ſie zwar wieder heraus, doch kehrte in Einigen kein Leben mehr zurück. Den größten Antheil erregte die Gattin des auch in Deutſchland viel bekannten Schriftſtellers St. Marc-Girardin, welche mit ihrer Schweſter das Leben verlor. Dieſe war im vorigen Jahre ſo unglücklich, ihren Bräutigam in dem Augenblick durch einen Schuß zu verlieren, als er in der Uniform eines Nationalgardiſten ſich zum Maire verfügen wollte, um die Civilheirath zu vollziehen.

— Ein großes Feſt wird in den erſten Tagen dieſes Monats zu London

*) C'est partout comme chez nous.

Digitized by Google

ſtatt finden. Dies iſt das Yorksfeſt, welches acht Tage dauert und im italieniſchen Theater gegeben werden ſoll.

Vermischtes.

Experimente mit dem neuen Taucherboot.

Am 24. Auguſt fand in der Bucht von St. Ouen der Verſuch mit dem Taucherboot des Ingenleurs Villeroy ſtatt. Dieſes Boot, womit man unter dem Waſſer fährt, hat die Geſtalt eines Fiſches. Der Schweif und die Floſſen ſind ein Mechanismns, es zn regiren. Es ſcheint, daß nach einer eigenthümlichen Berechnung das Wegwerfen des Ballaſts den Erfinder in den Stand ſetzt, ſchnell und beliebig unterzutauchen. Das Boot machte verſchiedene Mannöver auf der Oberfläche der Bucht, und verſchwand mehre Male unter dem Waſſer. Zwei Matroſen und Herr Villeroy waren über zwei Stunden darin eingeſchloſſen. Auch ein Fremder, der Graf von Liancourt, der für einige Augenblicke den einen Matroſen erſetzte, fand den Aufenthalt in dieſer ſonderbaren Maſchine nicht im Geringſten unbequem. Viele ausgezeichnete Perſonen, unter Andern der Contreadmiral Bergeret, und der engliſche Admiral Sydney-Smith, waren dabei zugegen.

— Von Tieck erſcheint dies Jahr kein Novellen-Almanach; der Dichter iſt nicht fertig geworden. — Dagegen verlautet, daß er jetzt wirklich wieder an dem Aufruhr der Cevennen arbeite, und einige Bogen ſeinem Verleger Reimer überſandt habe.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Die Pendants zu den bereits erſchienenen Ungariſchen Magnaten im groſſen Ornate.
2) Eine Romanze: Die Jahreszeiten.

Rüge und Bitte.

Herr Adolf Bäuerle, Redacteur des Wiener Original(!)blatts für Theater, beginnt in ſeiner Nummer 173 den Nachdruck eines Artikels aus der „Europa,“ von dem ſich ſeine Leſer noch viele Fortſetzungen verſprechen können. So ſpeiſ't der Mann ſich und ſelne Leſer wohl eineu Monat lang auf die leichteſte und wohlfeilſte Art von der Welt. Als ſeine Quelle gibt er nun aber die „Hamburger Leſefrüchte“ des Herrn Doctor Pappe an, eln Blatt, das, wie ſchon ſein Name beſagt, nur aus einer Zuſammenſtellung des Pikanteſten und Intereſſanteſten der neuern Literatur beſteht, und nie Originalaufſätze enthält. Wie man ſieht, lſt dieß keine Quelle für ein ſogenanntes Originalblatt.

Um nun Herrn Bäuerle nicht mehr in den Fall zu bringen, uns in den Kreis ſeiner unfreiwilligen Mitarbeiter zu ziehen, wie er ſchon ſo oft gethan, erſuchen wir Herrn Doctor Pappe, ſo wie alle Redactioneu, welche uns die Ehre erzeigen, unſere Artikel anfzunehmen, den Beiſatz: „Aus der Europa“ nicht zu unterlaſſen. Dieſe kleine Genugthuung darf ein ſo junges Journal, wie das Unſere, von ſeineu ältern Kollegen wohl mit Recht in Anſpruch nehmen.

Die Redaction der Europa.

Herausgegeben von August Lewald.

Chronologiſche Ueberſicht

der Monate

Juli und Auguſt 1835.

Von Dr. C. A. Mebold.

Dem Beobachter der politiſchen Lage der Zeit wird das Geſchäft dadurch erleichtert, daß ſich Alles in großen Maſſen gruppirt. Scheinbar verwirrt in den einzelnen Erſcheinungen zerfällt das Ganze in beſtimmte Kategorien, erkennbar an Farbe, Prinzip, Syſtem. Tugenden und Laſter, Irrthümer und Leidenſchaften, Vernunft und Thorheit, ſofern ſie in die weiteren Kreiſe des Lebens heraustreten, ſind nur Modifikationen gewiſſer Willensrichtungen, die nicht den Individuen, ſondern der Gattung angehören. Charaktergröße übt noch immer ihren moraliſchen, Macht ihren materiellen, Ehrgeiz ſeinen verführeriſchen Einfluß aus. Aber es gibt allgemeine Geſetze der Anziehung und Abſtoßung, durch welche Jedem die Bahn vorgezeichnet wird, die er einſchlägt. Einige ſind beſcheidene oder ungeduldige Zuſchauer, Andere ergreifen keck die Initiative, geben die Loſung. Gleichgültig iſt Keiner und Alle ſind für ſich allein Nichts, es iſt die Meinung, in der ſie ihre Schwäche finden oder ihre Kraft.

Einſt war es anders. So lange die öffentlichen Angelegenheiten als Privatſache der Kabinette behandelt werden konnten, hing gar Viel von Perſönlichkeiten ab, ſelbſt von kleinlichen Launen und Intriken, und man darf nur in die Chronik eines altfranzöſiſchen, eines altſpaniſchen, ja faſt jedes Hofes einen Blick thun, um zu wiſſen, daß die beſte Politik nicht ſelten die war, wie ſie eben in den Kram eines Günſtlings oder für das Bedürfniß des Augenblicks paßte! Wie willkürlich und rückſichtlos wurde arrondirt, zerſtückelt, Seelen vertheilt, Markſteine verrückt? Welche elende Kriege wurden geführt, um eine Eitelkeit zu befriedigen, eine Empfindlichkeit zu rächen, um eine Nebenlinie zu verſorgen? Wie leichtſinnig wurde an das Recht des Stärkeren appellirt?

Mit dieſer ſogenannten Gleichgewichtspolitik, wo man die Völker bloß als Zahlen behandelte, die man da wegnahm, dort zulegte, iſt

es vorbei. Noch ſpielen dynaſtiſche Familienintereſſen ihre Rolle, aber es liegt den Fürſten daran, daß der Unterthan glaube, daß es auch ſeine Intereſſen ſeyen. Noch ſind ſie mit Soldaten gerüſtet, aber ſie gebrauchen ſie am liebſten nur zum Glanz ihrer Hofhaltungen, zur Sicherung des Friedens. Sonſt mochten ihnen zuweilen kühne Volksmänner Mäßigung predigen, jetzt hören ſie nicht auf, dieſelbe den Völkern zu empfehlen.

Woher dieſe Veränderung? Sie iſt eine Frucht vom Baume der Erkenntniß, ein Schluß aus der Verwerfung des Satzes: „der Staat bin ich!“ Der Ruf nach Freiheit hat als Echo den Ruf nach Ordnung und Erhaltung erzeugt. In dieſen zwei Gegenſätzen bewegt ſich die Welt. Glücklich das Land, welchem dieſe beiden Schutzgöttinnen der Geſellſchaft gleich hold ſind!

Denn warum müßten ſie feindlich ſeyn? Warum ſollte man ſie nicht in einem Tempel verehren können? Bis jetzt waren nur Wenige ſo glücklich ihren gemeinſamen Dienſt zu errichten.

In argwöhniſcher drohender Stellung haben ihre Anhänger die entgegengeſetzten Feldzeichen aufgepflanzt. Es ſind kampffertige Parteien, von denen keine den erſten Schlag zu führen wagt. Indeſſen ſuchen ſie einander zu ſchrecken, einzuſchüchtern, über ihre Abſichten zu täuſchen. Durch militäriſche und diplomatiſche Kongreſſe ſprechen die Einen, durch die Preſſe oder von der Tribüne die Andern. Wo die Preſſe frei iſt, da iſt der Kampf offen, wo ſie halbfrei iſt, da iſt er verſteckt, wo ſie unterdrückt iſt, gährt es im Stillen. Das Urtheil der Völker iſt es, an das ſich beide Theile wenden. „Sammelt Euch zu uns, ſagen die Erſtern, überlaßt uns dieſe Welthändel, wir fechten ſie für Euch aus. Folgt unſerm Rathe, unſrer Klugheit. Wir verbürgen Euch die Ruhe, deren Ihr bedürft, damit Ihr Eurem Gewerbe nachgehen könnt, reich und glücklich werdet. Trauet den Andern nicht: ſie ſchmeicheln Euch mit Gütern, die Nichts ſind als ein glänzender Irrwiſch. Ehe Ihr daran denkt, ſteckt Ihr in einem Sumpf von Anarchie und Blut.“

Rußland und England ſind die Chorführer in dieſem Wettſtreit. Um ſie ſchaart ſich der Reſt, wie die Planeten um die Sonne.

Da iſt das Reich des Czaars. Alles iſt hier koloſſal, rieſenhaft, Menſchen und Dinge — die Gränzen, die ſich vom Eismeer an den Eufrat, und von den japaniſchen Gewäſſern tief nach Europa herein erſtrecken bis auf den acht Schuh hohen Flügelmann und den Generalmarſch mit tauſend Trommeln. Dieſes Weltreich hat ſich vor Allen berufen erklärt, über die alte Weltordnung zu wachen, bei deren Aufrechthaltung es am meiſten betheiligt iſt. Es hat an ſeinen weſtlichen Marken die Legionen ſeiner benarbten Krieger aufgeſtellt. Es warnt.

Ihm zur Seite ſind die beiden mächtigen Staaten Preußen und Oeſtreich. Frühere Nebenbuhlerſchaften ſind vergeſſen: ſie ſtehen vereint durch die Gefahr der Revolution und durch den Entſchluß, ſie um jeden Preis zu bekämpfen. Im übrigen Deutſchland, dem ſonſt ſo geiſtig bewegten, iſt eine Umwandlung vorgegangen. Iſt ſie wirklich oder erkünſtelt? Es iſt ſtill, kaum gibt es hin und wieder ein leiſes Wort des Beifalls oder des Mißfallens von ſich. Es ſcheint außer Schule und Studierſtube nur noch für die materiellen Intereſſen Sinn zu haben.

Geht man ſeitwärts nach Norden, ſo trifft man die Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Sie gehören zu denjenigen, die am wenigſten von ſich reden machen. Wenn es wahr iſt, daß man ſo am glücklichſten ſey, ſo ſind ſie es. Als Rußland noch keine europäiſche Macht, und Polen eine Nation war, hatten ſie eine auswärtige politiſche Bedeutung, ihre Freundſchaft war geſucht. Die letzten Kriege haben ihnen Wunden geſchlagen, von denen ſie ſich langſam erholen. Künftig bleibt Neutralität, Verbeſſerung im Innern ihre Aufgabe. In Dänemark zeigt ſich ein bemerkbarer Fortſchritt. Schweden iſt durch einen Kronprätendenten im Schach gehalten. Der Prinz Waſa iſt nach Kaliſch eingeladen.

Weiter gegen Weſten zu ſind Holland und Belgien. Ihre Unfähigkeit, ſich aus ihren Wirren ſelbſtſtändig herauszuhelfen, liegt am Tage. War das vereinigte Königreich der Niederlande eine erzwungene Schöpfung der Diplomatie, ſo iſt ihre getrennte Konſtituirung mitten zwiſchen übermächtigen Nachbarn, mit ſchwankenden Gränzen der Sprache und der Sitte, noch unhaltbarer. Sie erwarten von fremder Entſcheidung den letzten Spruch. Sie ſcheinen beſtimmt, der erſte Schauplatz zu ſeyn, auf dem der Streit zwiſchen Intervention und Nicht-Intervention praktiſch gelöst werden ſoll. Werden ſie der doppelten Attraktionskraft von Deutſchland und Frankreich widerſtehen?

Gleichſam hinter der Scene liegen Italien, Griechenland, die Türkei.

In Italien, wo der individuelle Menſch ſo ausgebildet, ſo geiſtreich iſt, iſt das Volk, das zweimal eine ſchimmernde Vergangenheit gehabt hat, in kläglicher Verſunkenheit. Es hat ſeinen männlichen Charakter verloren, nicht einmal das ideale Gebiet der Kunſt kann es mehr ſein Eigenthum nennen, daß es ihm ein Erſatz wäre für die Wirklichkeit. Wie in ſeinem vulkaniſchen Boden, ſo zuckt es auch in den Gemüthern ſtets, aber meiſt iſt es nur Rauch, den der kreiſende Berg ausſpeit. Verſchwörungen, Verurtheilungen zu Galeeren und Carcere duro ſind noch nicht ganz außer der Tagesordnung. In Rom

ſeufzt man aber die Leiden der Kirche, bereitet man verblichenen Herrlichkeiten ehrenvolle Herberge. Allenthalben flieht man vor der Cholera.

Griechenland, das durch die Theilnahme Europa's gerettete Griechenland, kann ſich zu dem baieriſchen Zuſchnitt nicht recht bequemen. Der junge König ſcheint die aus Unkenntniß oder Geringſchätzung der Nationaleigenthümlichkeit begangenen Fehler gut machen zu wollen. An belehrenden Erfahrungen fehlt es nicht.

Kehrt Ihr Euch dem aufgehenden Oſten zu, ſo kommt Ihr zu einem Volke, deſſen Tagesgeſtirn untergegangen iſt. Die Türkei — einſt zitterte das Abendland vor ihren Heeren, wenn die Tataren mit den Befehlen des kaiſerlichen Steigbügels zu den Waffen eilten, wenn die Fahne des Propheten entfaltet wurde, beſtiegen die Ritter der Chriſtenheit ihre Schlachtroſſe, die Betglocken erſchallten durch Städte und Dörfer. Dieſe ſtolzen Muſelmänner — was iſt aus ihnen geworden? Noch prangt der Halbmond auf der Sophienkirche, aber die Janitſcharen, abwechſelnd der Schrecken der Feinde und ihres Gebieters, ſind nicht mehr — der „Sohn der Sklavin“ hat ſie von der Erde vertilgt, der gefürchtete Turban iſt in das Fes verwandelt, das Niemand fürchtet. Mahmud iſt kein Peter der Große, die Türken ſind keine Ruſſen. Peter war ſelbſtthätiger, die Ruſſen unterwürfiger, er hatte keine aufrühreriſchen Vaſallen zu bekämpfen, kein übermächtiges Reich zum Nachbar: ſo war eine Verjüngung des Staats möglich. Eine unermeßliche Kluft des religiöſen Vorurtheils trennt den Muſelmann von einer Reform, die den chriſtlichen Inſtitutionen nachgebildet iſt. Der Sultan hätte dieſe Schwierigkeiten vielleicht überwunden, wenn er mit den neugedrillten Bataillonen ſtatt auf die Parade, in den Streit gezogen wäre. Er hätte die Türken nicht bloß in modiſche Röcke ſtecken, ſondern ihnen die Luſt der Bildung durch den Reiz des Beiſpiels einflößen müſſen. Das ging über ſeinen Charakter, über ſeine Serailserziehung, und um dieſe zu vervollkommnen ließen ihm die Umſtände keine Zeit. Jetzt iſt das Reich ein Wrack, von dem Stück um Stück abfällt, um ſteuerlos auf den Wellen zu treiben. Umſonſt wandern türkiſche Geſandte von Hof zu Hof — Geſandte Desjenigen, deſſen Vorfahren ſich weiland nur herabzulaſſen die Miene gaben, wenn ſie die Botſchafter der „Chriſtenhunde“ als Bittende am „goldenen Thor der Glückſeligkeit“ empfingen. Die Saat des Deſpotismus iſt reif, aber der Barbar an den Ufern des Nils, der die Künſte der Aufklärung nur zu einem Fluch für die Völker macht, die ſein Arm erreicht, wird die Ernte nicht einthun. Ein unaufhaltſames Geſchick treibt Europa den Ländern zu, die bisher nicht ihre Macht, ſondern nur der Neid und die Eiferſucht vor der Unterjochung bewahrt hat.

Das Unglück wird für ſie ſo groß nicht ſeyn. Auch die brittiſche Herrſchaft in Indien war für die dortigen Völker kein Unglück, denn ſie befreite ſie von der vielköpfigen Tyrannei der Radſchahs. Der Menſchenwerth wird ſteigen. Europa, dem aus Weſtaſien im Chriſtenthum die edelſten Blüthen der Bildung aufgekeimt ſind, wird ſeine Schuld bezahlen und dahin die Segnungen des Rechts und der Freiheit tragen. Wo man es als einen hohen Akt der Gerechtigkeit bewundern, die Hoffnung einer beſſern Zukunft daraus ſchöpfen kann, wenn ein Deſpot den habſüchtigen Miniſter eines Vorgängers, um ſich der Schätze deſſelben zu bemächtigen, einmauern läßt, wird jede europäiſche Regierungsform zum Beſſern führen. Schon ſpähen die ruſſiſchen Adler von den Höhen des Kaukaſus und Ararat herab, ſchon weht die engliſche Flagge auf dem Orontes. Es wird eine gewaltige Kataſtrophe geben bei der Theilung, in der leicht Griechenland mit in den Strudel geriſſen werden könnte.

Doch die Kämpfe der Gegenwart ſind im Weſten.

In Frankreich hat ein ſchauerliches Verbrechen auf einmal die politiſche Bewegung hinter das Jahr 1830 zurückgedrängt. Der alte Feuerheerd der Revolution iſt mit Aſche überdeckt, aber die Glut iſt nicht erſtickt. Die „Proprietärs“ haben geſiegt, aber die „Proletarier“ ſind Millionen. Der Terrorismus eines Faktums, eines Geſetzes kann die umgeſtürzten geſellſchaftlichen Grundlagen nicht aufbauen. Freiheit und Gleichheit ſind in den Sitten, aber nicht in der Verfaſſung. Und wo iſt Bürgertugend?

Ihr ſchreitet über die Pyrenäen. Ihr kommt in ein Land, wo ſeit Jahrhunderten die Kirche den Staat verſchlang. Ihr laſſet den Prätendenten mit den Basken und Navarreſen, die im Namen des Abſolutismus ihre demokratiſchen Vorrechte verfechten. Ihr laſſet die Haufen der hingewürgten Schlachtopfer und gehet weiter. Nun welch ein Schauſpiel! Bewaffnete Bürger führen Gefangene — es ſind Mönche —, die ſchönſten Gebäude — es ſind Klöſter — ſtehen in Flammen. Ihr ſeht die „Erben des Blutes Riego's *)“ Todtenfeier halten. Schreckliche Nemeſis! Die die Verfolger waren, ſind jetzt die Verfolgten, die Henker werden gehenkt. In Madrid iſt eine Königin, ſie ermahnt, droht, aber Niemand hört ſie. Sie preiſ't das Glück des Eſtatuto Real, aber Niemand glaubt daran. Spanien will ſich die Freiheit ſelbſt oktroyren. Sie ſchleudert Dekrete, aber ihre Dekrete ſind ohne Nachdruck. Sie hat keine Soldaten, um ſie vollziehen zu laſſen. Die Provinzen regieren ſich ſelbſt. Sie rathſchlagt mit

*) Los herederos de la sangre de Riego.

ihren Miniſtern, wie ſie den Sturm beſchwöre. Wenn ihr nicht die Tuilerien Hülfe ſenden, ſo wird ſie bald mit Muñoz allein ſeyn. Spanien handelte unter dem Einfluß des franzöſiſchen Kabinets: dieſes ſchickte einen Ableger von ſeinem Juſte-Milieu nach Madrid. Darum beliebte man nirgend eine durchgreifende Maßregel. Man ließ den Carlismus ſich organiſiren, zögerte mit der Zurückberufung der Verbannten, der Entſchädigung der Staatsgüterkäufer, der Entwaffnung der ehemaligen königlichen Freiwilligen, die ſo viel Unheil geſtiftet hatten, man wollte nicht an die Wehrhaftmachung der Nationalgarden, an deren Namen man ſich ſogar ſtieß, nicht an die Entfeſſelung der Preſſe, nicht an die Aufhebung der Klöſter, die doch das Arſenal der Gegenrevolution waren. Alles that man mit halbem Herzen und halber Hand. Was man wollte, war der alte Deſpotismus mit einer liberalen Uebertünchung, eine Verbeſſerung der Verwaltung durch franzöſiſche Centraliſation, alſo juſt zu dem bisherigen Deſpotismus eine Zugabe, durch die Spanien, ohne mit ſtaatsbürgerlichen Garantien entſchädigt zu werden, nur vollends verlieren ſollte, was von dem ihm ſo theuren, ſo eingelebten Municipalweſen, ſeinem guten alten Rechte, noch übrig war. Das gute alte Recht, ganz und unverſehrt, war ſeiner Zeit ſo gut als eine Conſtitution von Cadix. Können die Leute von der hiſtoriſchen Schule die Spanier tadeln, daß ſie das Eſtatuto real nicht mögen, das ihnen nicht einmal wiedergibt, was ſie bereits hatten?

Portugal, mit Spanien in ähnlicher Lage, vermied dieſe Kriſis, weil Don Pedro nicht lavirte wie Chriſtine, weil er einen Silva Carvalho zum Freund hatte, und beide gerad und offen auf das Ziel losgingen, namentlich weil hier eher engliſcher als orleaniſtiſcher Einfluß herrſchte. Dieß machte den Unterſchied, daß man gegen die Entwicklungen des Prinzips, zu dem man ſich bekannte, weniger Mißtrauen hegte, weniger auf die Mummerei der Accommodation, der Fiktionen hielt. Ludwig Philipp ſcheut überall die Rückwirkung der Freiheit auf Frankreich; England iſt nicht in gleichem Fall!

England! Bewunderungswürdiges Land, wo das Volk die Geſetze achtet und die Geſetze die Freiheit! Da iſt die mächtigſte Ariſtokratie von Europa, aber ihre edelſten Söhne ſtehen in den Reihen der Bürger. Da iſt ein König, deſſen Miniſter erklären, der ſchönſte Schmuck ſeiner Krone ſey die Würde der Nation. England benützt jetzt den Frieden, um ſeinen Haushalt zu ordnen. Während ſiegreicher Kriege, während unermeßlicher Koloniſationen in allen Theilen der Welt konnten ſich im Innern Mißbräuche erhalten, die im grellſten Kontraſte waren mit den weiſen Elementen ſeiner Verfaſſung. Dieſe

Schäden ſollen geheilt, die Mißvergnügten verſöhnt werden. Das Mutterland jener Staaten, die ſich die freieſten unter Gottes Sonne rühmen, iſt es ihnen mit einem Geſetz der Humanität zuvorgekommen, das ſie früher oder ſpäter zum Muſter nehmen müſſen. Es hat 20 Millionen Pfd. St. zum Opfer gebracht, damit die brittiſche Erde nicht mehr durch Sklaverei geſchändet wird. England hat in ſeinem großen Werke der Wiedergeburt ſeit fünf Jahren Rieſenſchritte gemacht. Iſt es dann ſtark in ſich, ſo wird es bald wieder gerüſtet nach außen ſeyn. Es wird ein weſtliches Panier entgegenheben dem öſtlichen, es wird ſeinen Dreizack ſchwingen, und ein Kampf wird ſich erneuen, wie zwiſchen Rom und Carthago!

---

1. Juli. — Das Heer der Königin von Spanien entſetzt unter General La Hera die ſeit dem 13. Juni belagerte Stadt Bilbao. Graf Miraſol leiſtete mit 2,000 Mann Linientruppen und 3,000 Urbanos tapfern Widerſtand, obgleich in der karliſtiſchen Proklamation aus Begonna der Beſatzung und den Einwohnern gedroht war, ſie über die Klinge ſpringen zu laſſen und die Stadt in Brand zu ſtecken, wenn ſie ſich nicht augenblicklich entſchlößen, mit Don Karlos glücklich zu ſeyn. Wäre Don Karlos erſt Meiſter einiger Städte und befeſtigten Plätze, ſo vermuthet man, daß einige Höfe nicht ſäumen würden, ihm durch eine faktiſche Anerkennung aufzuhelfen. Die Wahrheit kam hier zu Tage, daß die Sache des Prätendenten nur bei dem Landvolke, keineswegs aber auch bei den ſtädtiſchen Bevölkerungen populär iſt. Einen unerſetzlichen Verluſt erlitten die Karliſten durch die Verwundung ihres Feldherrn Zumala-Carreguy, der am 15ten einen Schuß in den Schenkel erhielt und am 25ten in Cegama, nach der Amputation, am Starrkrampf ſtarb. Die Engländer ſchreiben ſich die Ehre zu, auf dem Dampfboot, das den Fluß Ybaizabal bis zwei engliſche Meilen unterhalb Bilbao hinauffuhr, den verhängnißvollen Schuß auf Zumala-Carreguy gethan zu haben.

In Deutſchland beſchäftigen ſich alle Zeitungskorreſpondenten mit dem Manöver bei Kaliſch. Aus Berlin meldet man zarte Aufmerkſamkeiten, welche beſſer als das Zuſammenmanövriren der Truppen (weil die einfachere preußiſche Sitte ſich doch gegenüber dem ruſſiſchen Prunk etwas beengt fühlen muß) die innigen Familienverhältniſſe des ruſſiſchen und preußiſchen Hofes beurkunden. Wie früher, bei der Reiſe des Kronprinzen und ſeiner Gemahlin nach Petersburg, die dort eingerichtete Wohnung ganz der glich, welche dieſelben im Schloſſe zu Berlin inne haben, ſo wird auch der Palaſt Sr. Majeſtät des Königs

und der Fürſtin von Liegnitz im kleinern Maaßſtabe und mit all den Möbeln ausgeſtattet wie in Berlin. Nicht allein wird die gewöhnliche Wache, wie ſie in Berlin vor der königlichen Reſidenz ſteht, auch in Kaliſch aufgeſtellt ſeyn, ſondern es wird auch der Portier, eigens von Berlin geholt, beim Eintritt des Königs ſeinen Dienſt verrichten. Eben ſo wird in dem Vorzimmer daſſelbe Perſonal, wie in Berlin, Dienſt thun. Man verſichert, daß Seine Majeſtät der Kaiſer Nikolaus dieſe Idee mit einem beſondern Intereſſe ergriffen, und perſönlich über deren genaue Ausführung zu wachen ſich vorbehalten habe, der Ueberraſchung ſich freuend, da der König von Preußen hievon wohl Nichts ahne. Wenn nur die Zeitungen nicht ſo geſchwätzig wären!

In Frankreich wird mit Verwendung des Heeres zu öffentlichen Arbeiten ein glücklicher Verſuch gemacht. Es gilt die Anlegung einer ſtrategiſchen Straße von Nantes nach Leroux. Die Soldaten, auf der ganzen Strecke in Haufen von 10 bis 12 Mann vertheilt, zeigen den größten Eifer. Der reine Verdienſt jedes Arbeiters belief ſich im Durchſchnitt auf 1 Franken 84 Centimes.

In Konſtantinopel baut der Sultan ein Dampfſchiff. Zu dem Ende ſind den chriſtlichen Kaufleuten Baukoſten-Beiträge, je nach ihrem Vermögen, bis zu 10,000 Piaſtern abgefordert worden. Man will dieſe willkürlichen Erpreſſungen mit dem öffentlich ausgeſprochenen Geiſte der Reform nicht recht in Einklang finden.

Der öffentliche Verkauf der National- und Kirchengüter beginnt in Liſſabon mit den in der Hauptſtadt gelegenen Häuſern. Eine Menge Kaufluſtiger hatte ſich eingefunden und die Anbote überſtiegen die amtlichen Schätzungen im Durchſchnitt um 100 Prct. Der amtliche Anſchlag des Nationaleigenthums betrug 204 Millionen Gulden.

2. Juli. — Die badiſche Abgeordnetenkammer entſcheidet ſich mit 40 gegen 22 Stimmen für den Anſchluß des Großherzogthums an den großen deutſchen Zollverein. Dieſes Ereigniß wird, beſonders in den Gränzorten Würtembergs und Badens, vielfach gefeiert.

Das erſte Bataillon der auf 10,000 Mann berechneten brittiſchen Legion geht von der Dogsinſel in der Themſe nach Spanien unter Segel.

In mehren Theilen Irelands herrſcht große Hungersnoth, ſo daß viele Menſchen, um ihr Leben zu friſten, Nichts haben als Seegras und Schalthiere. Die Regierung läßt Kartoffeln aufkaufen.

3. Juli. — In Amſterdam Volksauflauf bei Gelegenheit des von der Steuerbehörde verfügten öffentlichen Verkaufs von Auspfändungsgegenſtänden, zu Deckung rückſtändiger Abgaben. Das Gebäude,

worin die Verſteigerung Statt hat, wird in Brand geſteckt, königliche Beamte werden mißhandelt und ihnen die Fenſter eingeworfen und anderer Unfug verübt. Die Militärgewalt muß einſchreiten. Die Holländer geſtehen, daß der Pöbel bei ihnen für falſche Vorſpiegelungen und Verführung eben ſo empfänglich ſey, als in andern Ländern.

Der Herzog Franz von Modena langt zu einer Zuſammenkunft mit ſeinen Brüdern, den Erzherzogen Maximilian und Ferdinand, in Wien an. Wie man vermuthet will der Erzherzog Maximilian, der als Erbe ſeiner Mutter Beatrice, der lezten Prinzeſſin von Eſte und ſeines Oheims, des lezten Kurfürſten von Cöln, eines der reichſten Mitglieder des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes iſt, aber als Deutſchmeiſter im Falle ſeines Ablebens nicht teſtiren darf, mit dem Haupte ſeines Hauſes, dem Herzoge von Modena, Verfügungen treffen, wodurch ſein Vermögen, das ſonſt dem deutſchen Orden zufiele, der Familie geſichert werden ſoll. Da der Erzherzog Ferdinand gleichfalls ohne Succeſſion iſt, ſo würde auch deſſen Beſitz an den Sprößling des Herzogs von Modena kommen, der ſonach der reichſte Erbe dieſes Seitenzweigs des Erzhauſes und vielleicht aller fürſtlichen Geſchlechter Europa's würde.

Der Dichter Bulwer legt im Parlament eine von 6,000 freien Einwohnern in Neu-Süd-Wallis unterzeichnete Eingabe vor, worin um Gewährung eines Geſetzgebungsraths für dieſe Kolonie gebeten wird, die 60,000 Einwohner zählt, mit einem öffentlichen jährlichen Einkommen von 135,000 Pf. Sterl., das der Gouverneur verwaltet, ohne daß den Steuerzahlenden eine Kontrolle zuſteht. Die Miniſter erklären ſich bereit, die Inſtitutionen des Mutterlandes auch auf dieſe Kolonie auszudehnen, ſo weit es die Umſtände bei einer ſo gemiſchten Bevölkerung erlauben. Auch in Vandiemensland hat man denſelben Wunſch. Dieſe Kolonie wird aber ſich noch gedulden müſſen, obwohl ſie ſchnelle Fortſchritte macht. Der freien Einwohner zählt man 18,000, der Sträflinge über 12,000. Die Ausfuhr, die ſich im Jahr 1824 auf 14,500 Pf. St. belief, ſtieg im Jahr 1834 auf mehr als 200,000 Pf. St., die Einfuhr überſtieg 300,000 Pf. St., die Einkünfte der Inſel 90,000 Pf. St. England hat ſeit 48 Jahren 7 Millionen Pf. St. auf ſeine auſtraliſche Kolonien verwendet, aber ſich dadurch einer Maſſe Verbrecher entledigt, welche die engliſchen Gefängniſſe über 12 Millionen gekoſtet hätten. Es hat ihnen oder wenigſtens ihren Kindern die Möglichkeit der Beſſerung bereitet, die ſie auf den Tretmühlen oder Pontons nicht finden konnten, und es hat für ſich einen Welttheil gewonnen, der ohne die gezwungene Arbeit der Sträflinge keine

Ausſicht auf Kolonisation darbot, jetzt aber ſchon über 1,000,000 Pf. St. engliſche Waare jährlich conſumirt.

Graf Durham wird zum bevollmächtigten Geſandten in Rußland ernannt, der ſtolzeſte, der radikalſte unter den Lords zum Repräſentanten eines liberalen Miniſteriums bei dem ſtolzeſten abſolutiſtiſcheſten Hof! Er reist über Konſtantinopel nach Petersburg, wahrſcheinlich um dem Sultan und dem Czaar zu ſagen, was die Spazierfahrten der engliſchen Geſchwader vor den Dardanellen zu bedeuten haben. Sir Henry Ellis geht als Geſandter nach Perſien. Auch dieſes Land wird in London ſcharf in's Auge gefaßt. Rußlands Fortſchritte über Perſien gegen den Indus, und über Konſtantinopel zur Herrſchaft über Kleinaſien, den griechiſchen Archipel und den Handel des mittelländiſchen Meeres aufzuhalten iſt die Aufgabe der engliſchen Politik. Graf Durham wird daher vornehmlich zwei Forderungen zu erreichen ſuchen: 1) Verminderung der ruſſiſchen Flotte im ſchwarzen Meer, weil ſonſt England auch zu außerordentlichen Anſtrengungen im mittelländiſchen Meere gezwungen iſt; 2) dieſelben Berechtigungen in der Türkei, welche der ruſſiſche Hof für ſich ſtipulirt hat. Gegen den früher zum Geſandten ernannten Sir Stratford Canning hatte der Kaiſer proteſtirt, nicht, wie die Times behauptet, weil er ihn für einen Liberalen hielt, ſondern weil er kein Lord war, weil er von einer Schauſpielerfamilie abſtammt.

Die Franzoſen kommen, von Abdel-Kader am Fluß Mackdah geſchlagen, in traurigem Zuſtand nach Oran zurück, nachdem ſie unter General Trezel am 26. Juni in's Feld gerückt waren. An demſelben Tage war ein hitziges Gefecht, wo es viele Todte und Verwundete gab. Das Haupttreffen war am zweitfolgenden Tag. Seit Mitternacht hatten die Araber das franzöſiſche Lager umſchwärmt, weßwegen Alles unter den Waffen bleiben mußte. Da die Kolonnen, ſehr in die Länge gezogen, um die Verwundeten zu ſchützen und von Tirailleurs und Artillerie gedeckt, ſich in Marſch ſetzten, ſo zündeten jene die Hecken und Getraidefelder an, und nöthigten ſie, ſich dem Fluſſe zu nähern, deſſen Umgebungen ſumpfig waren. Nun Verluſt einiger Pulverwägen, Eindringen des Feindes in die nicht mehr geſchloſſenen Reihen, Losſtürzen auf die Gefangenen, denen die Köpfe abgeſchnitten werden. Das Geſchrei der leztern, der Anblick der furchtbaren Metzelei machen einen paniſchen Schrecken in den Reihen einiger Kompagnien, der ſich fortpflanzt, vollkommene Unordnung und eilige Flucht herbeiführt. Faſt alle Fuhrwerke, die Wägen mit den Geräthſchaften für das Geniewesen, die Zelte, Geſchütze, Flinten und Torniſter werden im Stich gelaſſen. Die Franzoſen ſchätzen ihre Einbuße

auf 500 Mann Todte und Verwundete. Das grenzenloſe Zutrauen der Regierung von Algier hatte dem ehrgeizigen Häuptling ſelbſt die Mittel zum Angriff verſchafft. Abdel hatte durch einen von dem General Desmichel mit ihm abgeſchloſſenen Vertrag den Titel eines Emirs, das Monopol des Handels in der Provinz Oran, eine unbeſtrittene Autorität im ganzen Land erhalten, ſelbſt franzöſiſche Truppen, die ihm andere Stämme unterwerfen halfen. Er ſoll Dey'splane im Schild führen und mit Marocco in Verbindung ſtehen.

In Dänemark ſucht die Geſellſchaft für den richtigen Gebrauch der Preßfreiheit, die 1385 Mitglieder enthält, anregend auf das beginnende konſtitutionelle Leben zu wirken. Die öffentlichen Angelegenheiten werden kräftig beſprochen, die liberalen Blätter erfreuen ſich einer ſteigenden Theilnahme. Die Geſellſchaft hat an dem däniſchen Volksblatt ein eigenes Organ. Sie hat vier Preisaufgaben geſtellt, betreffend das Zunftweſen und die Gewerbefreiheit, die Nahrungsloſigkeit und die Mittel zur Abhülfe, eine hiſtoriſche Darſtellung der däniſchen Reformation und ein gutes geſchichtliches Lehrbuch für den Bauernſtand.

4. Juli. — Don Luis Fernandez de Cordova übernimmt den Oberbefehl des chriſtiniſchen Heers. Da er jung und unternehmend iſt, ſo hofft man, er werde glücklicher ſeyn als Sarsfield, Rodil, Mina, Valdes, und wie ſeine Vorgänger alle heißen. Er war zur Zeit Don Miguels Geſandter in Portugal. Er ſchien mit dem Uſurpator in gutem Vernehmen zu ſeyn, und auch mit Don Karlos, ſo lang dieſer ſich daſelbſt aufhielt. Die Karliſten ſtehen jetzt unter Moreno, berüchtigten Andenkens durch ſeinen Verrath an Torrijos.

Die Königin von Spanien unterzeichnet das Dekret zur Einziehung der Güter des Jeſuitenordens zum Beſten der öffentlichen Schuld. Die ordinirten Mitglieder bekommen eine tägliche Penſion von 25 Sous, die nicht ordinirten 15 Sous. Man hat berechnet, daß, wenn das Ordensvermögen unter die in Spanien anſäßigen etwa 200 Mitglieder gleichmäßig vertheilt würde, auf jedes eine Rente von mehren 100,000 Realen fiele.

5. Juli. — Der Moniteur zeigt den Uebertritt der Fremden-Legion in die Dienſte Ihrer katholiſchen Majeſtät an. Sie nimmt ihre Waffen und Equipirung mit, und ſoll auf franzöſiſchen Schiffen an die kataloniſche Gränze gebracht werden. Auch wird bekannt gemacht, daß zwiſchen der franzöſiſchen und der brittiſchen Regierung Maßregeln verabredet ſeyen, um ſowohl an den ſüdlichen und öſtlichen, als an den weſtlichen und nördlichen Küſten eine Anzahl Kreuzer — Linienſchiffe, Fregatten und Briggs — dergeſtalt zu vertheilen,

daß ſie ſich auf allen Punkten leicht vereinigen, und die Nichtintervention mit Nachdruck handhaben können. Dieſe Hülfeſendungen ſoll man nicht Intervention, ſondern Cooperation nennen. Martinez de la Roſa glaubte mit dieſer Unterſcheidung alle Anſtände glücklich gehoben zu haben. Doch auch die Cooperation oder indirekte Intervention will den nordiſchen Mächten nicht gefallen.

Unruhen in Saragoſſa. Das Volk (die unteren Klaſſen, die als ſo bigott verſchrieen ſind) fängt an, Klöſter aufzuheben, und damit ſie deſto ſicherer aufgehoben bleiben, ſo unterzeichnet es die Säkulariſationsakte mit Feuerſchrift. Hier vorläufig bei ſieben. Auch wurde der Ruf vernommen: „Es lebe die Conſtitution von 1812."

In Toulon, wo die Cholera ſeit dem 18ten oder 19ten vor. Monats herrſcht, macht ſie unglaubliche Fortſchritte. Täglich ſterben gegen 50 Perſonen. Alles flüchtet ſich; die Tiſchler können nicht genug Särge liefern. Dieſe Stadt von 30,000 Einwohnern iſt wie verödet. Auch hier hat unter dem Volk der faſt in allen Städten Europa's, die die Cholera heimſuchte, verbreitete Glaube Wurzel gefaßt, die Lebensmittel und die Brunnen ſeyen vergiftet. Nicht ſelten ſahen ſich fremde Aerzte, die wohlwollend ihre Dienſte boten, als vermeintliche Giftmiſcher, Mißhandlungen ausgeſetzt.

6. Juli. — Auf dem ungariſchen Reichstag iſt die Redefreiheit Gegenſtand eifriger Debatten. „Graf Stephan Szecheny, ſchreibt man, unter unſern Magnaten der Einzige, der, wie es ſcheint, ſein eigenes Intereſſe, das ein erhaltendes Prinzip fordert, mißkennt, ſprach heute über die Sache Veſſeleniy's (des bekannten Hauptes der ſiebenbürgiſchen Oppoſition) bei der Magnatentafel ſehr feurig. Allein ſeine Rede machte keinen Eindruck. Se. kaiſerl. Hoheit der Erzherzog Palatinus entkräftete durch den Zauber einer lateiniſchen Rede die Anſichten des übrigens geiſtreichen Sprechers."

Nach Berichten aus Kaliſch wird bei der Unterbringung der Truppen auf die Preußen ganz beſonders Rückſicht genommen. In der Stadt iſt Alles, was nur thunlich, veranſtaltet, um die ſämmtlichen hohen Herrſchaften, ſo wie die Generalität und andere Gäſte gut zu verſorgen. Wahrhaft kaiſerlich iſt die Freigebigkeit, welche Nikolaus verſchwendet, um dieſes welthiſtoriſche Schauſpiel im höchſten Glanze erſcheinen zu laſſen. Die Stadt Kaliſch wird wie eine Braut geſchmückt, und der Gewinn, den ſie bei dieſer Gelegenheit macht, iſt nicht zu berechnen. Daß es ſchon jetzt von Fremden aller Art wimmelt, kann man ſich denken. Europa und Aſien werden hier gleichſam vereinigt ſeyn. Die zu verſammelnde Streitmacht wird zu 80,000 Mann angegeben. Man behauptet, das ruſſiſche Heer werde in Polen

überwintern, aus dem Grunde: 1) um den Landwirthen einen guten Abſatz für ihre geſegnete Ernte zu verſchaffen; 2) um die Soldaten, die von Petersburg 95 Tage auf dem Marſch waren, ausruhen zu laſſen; 3) damit die Armee als Stütze des Friedens wirke.

In Bern wird die Tagſatzung eröffnet. Man klagt über Bitterkeit und Leidenſchaftlichkeit, die einzelne Stände gegen einander äußern. Baſel — Landſchaft erklärt, keinen Auftrag zu haben zu dem üblichen eidgenoſſenſchaftlichen Gruß. Luzern tadelt den Vorort, daß er den Ausdruck Staatenbund und nicht Bundesſtaat brauche. Am Genfer See religiöſe Wirren. Katholiken zerſtören proteſtantiſche Bethäuſer und mißhandeln proteſtantiſche Pfarrer. Ein Theil der waadländiſchen unter methodiſtiſchem Einfluß ſtehenden Geiſtlichkeit weiſ't Genfs Einladung zum Reformationsjubiläum zurück, weil die Genfer die rein kalviniſtiſche Lehre nicht mehr hätten. Auch ſonſt iſt viel kirchliche Gährung. Die katholiſche Geiſtlichkeit fürchtet die Aufhebung der Klöſter und arbeitet daher überall der Bewegungspartei entgegen. Um ſo kecker von der andern Seite die Schmähungen über Aberglauben und Intoleranz, und nach derber Schweizermanier hat eine Zürcher Zeitung ſich jüngſt nicht entblödet, den päbſtlichen Nuntius einen Spitzbuben zu nennen. Von der Regierung von Luzern und St. Gallen wird die Konferenz in Baden veranſtaltet, die Errichtung eines ſchweizeriſchen Erzbisthums beſprochen und Artikel entworfen, wodurch das Verhältniß der Kirche zum Staat und die Gränzen der geiſtlichen Gewalt näher beſtimmt werden ſollen. Dagegen hat die Nuntiatur ein apoſtoliſches Umlaufſchreiben unter dem Volk verbreitet. Nur das Jeſuiten-Collegium in Freiburg iſt in gedeihlichem Flor: es kann die Zöglinge bei weitem nicht alle faſſen, die ſich melden.

7. Juli. — In Paris Gerüchte von einer entdeckten Verſchwörung. Der König, heißt es, habe auf der Straße von Neully ermordet werden ſollen. Man ſpricht von Verhaftungen, bezeichnet aber keine Perſonen. Nur ſollen die Urheber dießmal keine Pariſer, ſondern Leute aus den Provinzen ſeyn.

Die Prinzeſſin von Beira, Schwägerin des Don Karlos, trifft auf der Reiſe aus England nach Rom mit den drei Söhnen des Prätendenten und einem Gefolge von 40 Perſonen, worunter der Biſchof von Leon mit 11 Geiſtlichen ſich befindet, auf einem Dampfſchiff in Mainz ein, und wird von dem Platzkommandanten feierlich empfangen. Oeſtreichiſche und preußiſche Militärmuſik ſpielt vor ihrem Gaſthof bis Mitternacht. An Geld ſoll es den hohen Verbannten nicht fehlen: es wird verſichert, daß die Prinzeſſin mit 1,200,000 fl. accre-

ditirt ſey. In der Nähe von Turin iſt ein Luſtſchloß für ſie in Bereitſchaft geſetzt. Die Reiſe der Prinzeſſin ſoll vorzüglich den Zweck haben, die Kontinentalmächte für ihren Schwager zu intereſſiren, wie ihrem Verweilen in England ein ähnlicher Zweck bei der dortigen Regierung, und noch mehr die Abſicht, bei den Tories zu intrikiren, unterlegt wurde. Von Turin aus aber, wird gerühmt, ſey am meiſten für ihn geſchehen — mit Rath, Geld, Kriegseffekten, Offizieren habe man nicht gegeizt; der dortige Hof habe ſich faſt über Gebühr angeſtrengt.

8. Juli. — Nach dem Journal de Smyrne iſt Koletti, während der Regentſchaft der einflußreichſte griechiſche Miniſter, zum Geſandten in Paris, und Schmalz, der die Truppen des Freiheitskampfes auflöſte und verabſchiedete, zum Kriegs- und Marine-Miniſter ernannt worden. Das Defizit in den griechiſchen Finanzen beträgt für das Jahr 1834 9,300,000 Drachmen. Daſſelbe Blatt ſchreibt die Schuld der Zögerung in den Gränzberichtigungen des neuen Staates der Apathie der Räthe des Königs Otto zu, die den Geſandten Zographos oft Monate lang ohne Inſtruktion laſſen; daher es auch komme, daß es dieſem nicht gelingen wolle, den Rechten ſeiner Landsleute in der Türkei Anerkennung zu verſchaffen. Die Kanzlei des Fürſten von Samos zeichne jeden Tag neue Schützlinge ein, und ſey ſo mit Arbeiten überhäuft, daß ſie die Zahl ihrer Beamten täglich vermehre. Dagegen wird aus Athen gemeldet, daß man ſtündlich die Nachricht erwarte, daß die Anſtände bei Auszahlung der dritten Serie der Anleihe gehoben, und alsdann die Finanzbedürfniſſe Griechenlands auf eine Reihe von ſieben Jahren geſichert ſeyen. Nach Ablauf dieſer Periode aber werde das Land nicht allein ſeine Bedürfniſſe aus eigenen Mitteln beſtreiten können, ſondern auch mit Abtragung ſeiner Schulden einen Anfang machen. Der dermalige Kriegsminiſter wird beſonders gelobt, daß er die endloſen Schreibereien abſchaffe, und zum Beweis, wie weit dieſer Unfug ging, wird ein Fall angeführt, wo ein Gemeindevorſteher dritthalb im Staatsdienſt verausgabte Drachmen zurückzufordern hatte, und durch Hin- und Herſchreiben zwiſchen Eparchen, Nomarchen, Miniſterium und König, Kopien, Reinſchriften, Ueberſetzungen, Couverten ꝛc. ungerechnet, 25 bis 30 Bogen verbraucht wurden.

9. Juli. — In der engliſchen und franzöſiſchen Preſſe großer Lärm über den Traktat von Chunkiar-Iſkeleſſi vom 26. Juni (8. Juli) 1833. Dieſer Vertrag hat ſeinen Namen von dem Platz auf der aſiatiſchen Küſte, Konſtantinopel gegenüber, wo das von der bedrängten Pforte gegen Ibrahim Baſſa nach der Schlacht von Kiutahia

herbeigerufene ruſſiſche Hülfscorps vom 5. April bis zum 10. Juli 1833 lagerte. Er enthält ein Schutz- und Trutzbündniß beider Mächte, in einem geheimen Artikel erläßt aber Rußland der Pforte die Gegenſeitigkeit des materiellen Beiſtandes, und fordert dafür, daß ſie jedem fremden Kriegsſchiff die Meerenge der Dardanellen ſchließe. Hat ſich hierdurch die Türkei zu Rußland in das untergeordnete Verhältniß eines Schützlings begeben, ſo glauben ſich Frankreich und England in ſofern durch dieſen Vertrag beeinträchtigt, als ſie Kraft früherer Verträge die Rechte der begünſtigtſten Nationen genoſſen, während durch den gegenwärtigen die freie Fahrt durch die Dardanellen ihnen verwehrt und nur den Ruſſen zugeſtanden wird. Die franzöſiſche Regierung hatte dem Reiſenden Texier zu Fortſetzung ſeiner archäologiſchen Forſchungen längs der Küſten des ſchwarzen Meeres die Kriegsſloop Meſanger zur Verfügung geſtellt. Admiral Rouſſin hatte ſonach die Pforte um einen Ferman zu Ermächtigung dieſer Expedition gebeten, von Seiten des Reis-Effendi jedoch zur Antwort bekommen, daß der Traktat von Chunkiar-Iſkeleſſi jedem andern Kriegsſchiff als den ruſſiſchen die Fahrt nach dem ſchwarzen Meer unterſage. Lord Ponſonby war in ſeinem Geſuch um einen Ferman für Sir Henry Ellis nicht glücklicher. Die Schwierigkeit wird umgangen, aber nicht gelöst, indem die engliſche Regierung das Staatsdampfboot Pluto, das dieſen Geſandten mit ſeinem Gefolge an Bord nimmt, aus einem Kriegsſchiff in eine Yacht verwandeln läßt. Bei Lord Durham ſcheint Rußland der Schwierigkeit vorbeugen zu wollen, denn es hat ihm ein ruſſiſches Kriegsſchiff angeboten. Aber die Frage bleibt: Werden Großbrittanien und Frankreich es zugeben, daß Rußland das ſchwarze Meer zu einem ruſſiſchen Binnenſee erklärt, ſie mit ihren Kriegsſchiffen auch vom Handel daſelbſt ausſchließt? Werden ſie die Dardanellen in den Händen einer andern Macht als der Türkei dulden? „Montesquieu," ſagt das Journal des Debats, das eine dem Lord Ponſonby zugeſchriebene Broſchüre: England, Frankreich, Rußland und die Türkei, mit langen Commentaren über Rußlands Vergrößerungsſucht begleitet, „Montesquieu hat die Türken als eine Nation definirt, dazu geſchaffen, die ſtärkſte Stellung in Europa unnütz beſetzt zu halten. Die Dardanellen waren durch ſie amortiſirt. Rußland athmet durch die Dardanellen nach Süden; ohne ſie iſt ihm das ſchwarze Meer nur ein Sack ohne Oeffnung. Wenn es ſie aber hat, ſo bedroht es Deutſchland, Italien, Frankreich, und iſt durch die Dardanellen ſelbſt unangreifbar."

10. Juli. — Zwiſchen Großbrittanien und Spanien iſt ein neuer Vertrag wegen wirkſamerer Unterdrückung des Sklavenhandels

abgeſchloſſen worden. Dieſer Vertrag ſtipulirt auch die Wegnahme ſolcher Schiffe, auf denen man keine Sklaven findet, die aber zum Sklaventransport eingerichtet ſind. Sie ſollen in Stücke zerſchlagen und als altes Zimmerholz verkauft werden. Der Vertrag von 1817 hatte England 400,000 Pf. St. gekoſtet, die in Ferdinands VII. Taſche floſſen. Bei der jetzigen Verlegenheit der ſpaniſchen Regierung bedurfte es wahrſcheinlich des Reizmittels des Goldes nicht zu Unterſtützung dieſes menſchenfreundlichen Zweckes.

Der Adminiſtrationsrath des Königreichs Polen bringt die Liſten derjenigen bei der Revolution betheiligten Polen zur öffentlichen Kenntniß, die von der Amneſtie keinen Gebrauch gemacht, ſondern ſich ins Ausland begeben haben, und die daher ihr ſämmtliches Vermögen verlieren, ſey es bereits confiscirt, oder möge es noch erſt gefunden werden. Die Liſte begreift 2,340 Namen.

Donna Maria ſieht ſich genöthigt, trotz ihrer perſönlichen Abneigung, trotz der Feindſchaft der palmella'ſchen Partei und der Hidalgia, den Reformator und erſten Finanzmann Portugalls Joſeph Silva Carvalho wieder ins Miniſterium zu berufen. Seine erſte Handlung als Miniſter war, daß er die Verordnung ergehen ließ, mit der Verbrennung des in der Bank noch liegenden alten Staatspapiergeldes fortzufahren und damit gänzlich aufzuräumen. Die Direktoren der Bank verſahen ihn ſogleich mit 125,000 Pf.St. zur Verwandlung der ſechsprozentigen innern Schuld. Carvalho's Vorgänger Campos hatte allgemeine Unzufriedenheit erregt, Niemand bezahlt, in England keinen Kredit gefunden, wieder Papiergeld emittirt; aber er war ein Liebling der Palaſtcamarilla. Die Königin bot ein Dritttheil ihrer Civilliſte und das Opfer ihrer Diamanten zur Deckung der Staatsbedürfniſſe an, wenn ſie Campos behalten könnte.

11. Juli. — In Oeſtreich ſieht man einem neuen Kriminal- und Handels-Codex entgegen. Der ſchwerſte Kerker dritten Grades, welcher forderte, daß der Verbrecher um den Leib an die Wand geſchmiedet wurde, iſt durch ein kaiſerliches Handbillet bereits abgeſchafft.

12. Juli. — Von den Aprilangeklagten brachen 28 aus St. Pelagie aus. Sie hatten in einem der Keller unter dem Gefängniß eine Oeffnung von 30 Fuß Länge und 3 Fuß im Durchmeſſer gegen den Hof eines Hauſes an der Straße Copeau geführt. Während die Gefangenen aus dem Loch hervorkamen, beaufſichtigten Freunde von ihnen die Portiers und hielten ſich bei der Hausbeſitzerin auf, um jede Bewegung zu verhüten und ſie zu verſichern, daß ſie für jeden verurſachten Schaden redlich entſchädigt werden ſolle. Vor halb zehn Uhr war Alles vorbei. Jeder erhielt in demſelben Augenblicke eine

Digitized by Google

Geldſumme und eine Adreſſe zu einer für ihn beſtimmten Freiſtätte. Cabriolets, Tilbury's und geſattelte Pferde ſtanden in den anſtoßenden Straßen bereit. Unter den Entwichenen ſind die Häupter der republikaniſchen Volksgeſellſchaften der Hauptſtadt: Cavaignac, Marraſt, Lebon, Guinard ꝛc. Die 15 Uebrigen ſind freiwillig geblieben. In einer in die Journale eingerückten Erklärung ſagen die Flüchtlinge: ſie hätten Anfangs gehofft, vor dem Pairshof die Energie ihrer Geſinnungen darlegen zu können. In dieſem Gedanken würden ſie ſich über eine vorläufige Verhaftung von 15 Monaten, über den Umſtand, daß ſie ihrem natürlichen Richter entzogen worden ſeyen, hinweggeſetzt haben. Nun ſey aber die Vertheidigung nicht frei, jede der ſchützenden gerichtlichen Formen verletzt, der Prozeß, als ein großes Ganzes eingeleitet, werde willkürlich getrennt, und ſie ſähen nur eine längere Verhaftung vor ſich, der ſie ſich jetzt entzögen, um ſich wieder zu ſtellen, ſobald das Intereſſe ihrer Sache oder ihrer zurückgebliebenen Freunde ſie rufen werde.

14. Juli. — In München rückt etwas gebräunt von der Sonne und auch etwas gelichtet das letzte Bataillon der in Griechenland geweſenen baieriſchen Truppen ein.

Das Oberhaus eröffnet dem Miniſterium Melbourne trübe Ausſichten für deſſen kirchlichpolitiſche Reformmaßregeln. Unter den Mißbräuchen, auf deren Abſtellung die öffentliche Meinung dringt, iſt auch die enge Verknüpfung der anglikaniſchen Kirche mit den Univerſitäten, ſo daß Keiner in die auf denſelben beſtehenden Lehr- und Lernkörperſchaften aufgenommen werden, akademiſche Grade erlangen kann, der nicht die 39 Artikel des hochkirchlichen Glaubensbekenntniſſes beſchwört. Dadurch ſind die Univerſitäten wahre Schulen der religiöſen Unduldſamkeit geworden, und da die Graduirten das Wahlkollegium für die Univerſitätsabgeordneten bilden, ſo ſind die letztern die entſchiedenſten Repräſentanten dieſer Unduldſamkeit. Dieſe Geſinnung wird denn auch bei jeder Gelegenheit unverholen an den Tag gelegt. So im vorigen Jahr in Oxford bei der Einführung des neugewählten Kanzlers, des Herzogs von Wellington, und ſo am 6ten d. M. in Cambridge bei der Inſtallirung des Marquis von Douro in dieſelbe Würde. Beide Male gehörte es zum guten Ton, die jetzigen Miniſter und ihre freiſinnigen Unterſtützer auszuziſchen, dagegen wurden die Namen Wellington, Peel, Inglis und andere toryſtiſche Notabilitäten mit dem donnerndſten Applaus begrüßt. Die halb andächtigen, halb bacchantiſchen Gelage, die lateiniſchen Reden und Gedichte, die Doktorsernennungen, Preisvertheilungen, kurz was zu ſolchem Feſtgepränge gehört, trug das Gepräge des con-

ſervativen Parteigeiſtes, der ſich in Cambridge unter den Auſpizien des „Doktor Wellington“ und des Erzbiſchofs von Canterbury mit ſolcher Salbung äußerte, daß die jungen Gentlemen ſich förmlich heiſer grunzten. Lord Ruſſel hatte die Ehre, daß ihm ein „herzliches Grunzen extra“ dargebracht wurde. In Oxford war es bei der kürzlich vorgenommenen jährlichen Preisvertheilung charakteriſtiſch: als eine Stimme den Toaſt ausbrachte: Lord Radnor und die Univerſitätsbill! ſo erfolgte ein Uniſono von Pfeifen und Grunzen; als dieſelbe Stimme aber rief: Lord Radnor und ſeine Fuchshunde! ungetheilter ſtürmiſcher Beifall. Lord Radnor hatte im Hauſe der Lords den Antrag geſtellt auf eine Abänderung der Univerſitätsverfaſſung, ſofern ſie die Zulaſſung der Diſſenters verhindert; die Bill wurde mit einer Mehrheit von 163 gegen 51 Stimmen verworfen.

15. Juli. — Aus Wien wird die in deutſchen Blättern enthaltene Erzählung von Deſertionen nnter deu in Baiern für den König Otto angeworbenen Truppen nach der Türkei und ihrem Abfall zum Mohammedanismus dahin berichtigt, daß dieſe Vorgänge nicht in den Monat Mai, ſondern ſchon in den Januar, Februar und März fallen. Damals ſeyen ungefähr 60 Mann durchgegangen und Renegaten geworden. Auch mehre Saint-Simoniſten in Egypten haben ſich zum Islam bekehrt. Sonderbar, wenn ſie die freie Frau in den Harem's fanden!

16. Juli. — Sieg der Chriſtinos unter Cordova bei Mendigorria. Man beſchreibt das Treffen als das mörderiſcheſte, welches ſeit dem Aufange der baskiſchen Juſurrektion vorgefallen ſey, entſcheidend war es nicht. Es dürfte aber doch der beiderſeitige Verluſt kaum 1500 Mann betragen. Die Karliſten mußten die Belagerung von Puente de la Reina aufgeben, nachdem ihnen die Garniſon bei einem Ausfall ihre ſämmtliche Artillerie abgenommen. Die Chriſtinos hatten ſo nach langer Zeit wieder die Offenſive ergriffen. Nach ein paar kleinen Gefechten war aber wieder die alte Paſſivität, die man ſich daraus erklärte, daß man annahm, es werde unterhandelt.

17. Juli. — Die von dem parlamentariſchen Ausſchuß gemachten Entdeckungen über den Umfang der Orangiſtenbündlerei oder der Partei des proteſtantiſchen Uebergewichts fangen an großes Aufſehen zu erregen. Hume erklärt im Parlament, aus den erhobenen Zeugniſſen gehe hervor, daß die Orangiſtenlogen nicht allein im ganzen Lande, ſondern ſelbſt in mehren Regimentern der Armee beſtünden, und daß er eine hochgeſtellte Perſon ſchwerer Vergehen anklagen müſſe. Seitdem iſt der erſte Bericht der Kommiſſion erſchienen, und aus

dieſem erhellt, daß dieſe geheime Geſellſchaft 220,000 bewaffnete Männer in 1500 Logen zählt, welche der Herzog von Cumberland als Großmeiſter berechtigt iſt, auf einen beliebigen Punkt zu verſammeln, und daß zum Mindeſten 24 Logen unter den Truppen ſind, und zwar nur unter Unteroffizieren und Soldaten und ohne daß die Würdeträger dieſer „loyalen“ Geſellſchaft je die Kommandeurs der Korps, worin ſie zur Stiftung einer Loge Erlaubniß gegeben, davon in Kenntniß ſetzen. Der Großmeiſter pflegt die Aufnahme jedesmal in Charte Blanche ausfertigen zu laſſen. Später hat Hume als Präſident der Kommiſſion den Herzog von Cumberland ſelbſt vorgeladen, von ihm zwar die Antwort erhalten, daß er keine Eröffnungen zu machen habe, hingegen hat der Oberbefehlshaber des Heeres, Lord Hill, einen Tagesbefehl erlaſſen, worin er das Orangiſtenweſen verbietet, und die Zuwiderhandelnden vor ein Kriegsgericht zu ſtellen droht.

In New-York wird dem aus Frankreich abberufenen Geſandten Livingſton ein Gaſtmahl gegeben, bei welchem derſelbe ſich über die Bedingung, welche die franzöſiſchen Kammern an die Bezahlung der 25 Millionen angeknüpft hatten, alſo äußert: „Wenn ein einziges Wort weiterer Erörterung verlangt würde, ſo iſt das gute Einverſtändniß beider Länder auf einmal unterbrochen, vielleicht geſtört. Die Stimme des Landes über die Sache ſpricht ſich Gottlob! entſchieden aus!“

18. Juli. — In Piemont und am ganzen Küſtenland des mittelländiſchen Meeres große Angſt vor der um ſich greifenden Cholera. Die von Nizza abgeſchickten Stafetten kreuzen ſich jeden Augenblick mit den von Genua kommenden. Man hat nicht nur in Ventimiglia einen neuen Cordon gezogen, ſondern auch Befehl gegeben, daß jede einzelne Gemeinde ſich beſonders abſperre. Jedes Individuum, das im Verdacht ſteht, von Nizza zu kommen, wird in einem abgeſonderten Ort in einer Art Lazareth untergebracht.

19. Juli. — In England iſt man über Don Carlos böſe, daß er die Wohlthat der von Lord Elliot unterhandelten Uebereinkunft wegen Auswechslung der Gefangenen nicht auch Ausländern in ſpaniſchen Dienſten zu gut kommen laſſen will. Im Oberhaus hatte Lord Melbourne die Aechtheit des dieſe Drohung ausſprechenden Dekrets bezweifelt. Durch die Hinrichtung dreier britiſchen Marineſoldaten, die in Bilbao in einen Hinterhalt gefallen waren, wird er widerlegt. Nun drohen die Engländer, den Prätendenten für die Uebertretung des Vertrags perſönlich verantwortlich zu machen.

20. Juli. — In Euböa hat der griechiſche Bergkommiſſär Fiedler ein ungeheures Kohlenlager entdeckt. Zwar keine Steinkohlen, ſondern Braunkohlen, aber dieſe von ſolcher Reinheit und Stärke, daß

ſie für den Gebrauch in Arſenalen, Schmelzöſen, Dampfmaſchinen und Fabriken jedem Material vollkommen gleich ſtehen. Die vorläufigen Meſſungen laſſen die Mächtigkeit des Lagers, nach Abzug eines Drittheils, auf 35 Millionen Centner anſchlagen, und ſchon ſind die Anzeigen eines zweiten vorhanden, die Lager in Elis aber noch unberührt. Auch auf verſchiedenen andern Punkten hat Fiedler verborgene Schätze von Kupfer, Blei, Schwefel ꝛc. konſtatirt, vorzüglich aber ſehr reiche Eiſenlager am Berg Sunium gefunden. Glückliche Ausſichten für Fabriken!

21. Juli. — Lord John Ruſſel erſcheint, von einer zahlreichen Deputation der Gemeinen begleitet, vor den Schranken des Oberhauſes und übergibt die ſeit dem 5ten vorigen Monats eingebrachte Municipalreformbill. Die Bill war ohne Abſtimmung durch die drei Stadien der parlamentariſchen Verleſung gekommen: folglich gilt ſie als einſtimmig angenommen. Sie iſt für jede Gemeinde, was die Reformbill für die ganze Nation iſt; ja dieſe wird durch ſie zur Vollſtändigkeit gebracht. Die Gemeinde-Corporationen waren meiſt eine Art von Rotten Boroughs, die jetzt zerſtört wird. Bisher beſtanden die ſogenannten Corporationen aus einem Verwaltungs-Collegium oder Gemeinderath mit einem Mayor oder ſonſtigen Beamten an der Spitze, dann aus einer Körperſchaft von Bürgern oder Freibürgern (burghers, freemen), die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Einwohner umfaßte. Im Gemeinderath war der Grundſatz der Selbſtergänzung, der Lebenslänglichkeit, in der Verwaltung der der Heimlichkeit, der Controlloſigkeit. Die Freibürger befanden ſich im Beſitz anſehnlicher Vortheile: der Freiheit von gewiſſen Zöllen, der Waiderechte auf Gemeindegütern, der Emolumente von Stiftungen ꝛc. Vor der Parlamentsreform waren ſie die Wahlmänner für das Parlament. Bei der von der Maſſe des Volks iſolirten Stellung und in ihrer Eigenſchaft als Privilegirte neigten ſich die unverantwortlichen Gemeinderäthe natürlich zu den Tories hin; in dieſem Sinn benutzten ſie ihren amtlichen Einfluß auf die Parlamentswahlen, wo nicht die Corporationseinkünfte zu directerer Leitung. Hauptbeſtimmungen der neuen Gemeindereformbill ſind: Gemeindebürger und Municipalwähler iſt Jeder, welcher in einer Gemeinde ein Haus, ein Waarenmagazin, ein Comptoir oder einen Laden beſitzt, ſeit drei Jahren die Armentaxe bezahlt, und alle Ortsabgaben ſechs Monate vor der Reviſion der Liſten entrichtet hat. Ausgeſchloſſen von den Rechten eines Gemeindebürgers ſind alle Diejenigen, die ein Jahr lang Unterſtützung aus der Pfarrkaſſe oder andern Wohlthätigkeitsfonds empfangen haben. Ueberhaupt wird aus der Liſte geſtrichen, Wer die Bedingungen nicht mehr erfüllt, wenn er ſie jedoch wieder erfüllt, ſo kann er nach zwei Jahren wieder aufgenommen wer-

den. Am nächſten 25ſten Oktober ſollen zum erſten Mal Mayor und Gemeinderath durch die Municipalwähler ernannt werden. Ein Drittheil des Gemeinderaths wird jährlich erneuert; die austretenden Räthe können wieder gewählt werden. Später wird der Mayor jedes Jahr vom Gemeinderath neu gewählt. Alle Gemeindebürger ſind wahlfähig. Auch ernennen die Municipalwähler jährlich zwei Controlleurs, einen dritten der Mayor. Dieſe haben die Obliegenheit, die ſtädtiſchen Rechnungen alle Halbjahre zu prüfen. Die Rechnungen werden veröffentlicht. Man berechnet, daß das Oberhaus durch die Bill ſeinen Einfluß auf etwa 54 Parlamentswahlen verliert.

22. Juli. — Nach dem Morning-Chronicle hat der Pabſt eine Zeitlang an Don Miguel monatlich eine Summe von 300 Pf. Sterl. ausbezahlt, wahrſcheinlich nicht aus eigenen Kaſſen, denn dieſe ſtrotzen keineswegs von Gold, ſondern aus Fonds, die ihm von fremden Mächten zugeſtellt worden waren. Kürzlich hat Se. Heiligkeit dem Exuſurpator anzeigen laſſen, daß dieſe Penſion aufhöre. Ein ihm von der Quadrupelallianz bewilligtes jährliches Einkommen von etwa 16,000 Pf. St. hat Don Miguel durch den Widerruf ſeiner Abdankung verſcherzt.

25. Juli. — Aus Berlin erhält man die erſte Nachricht von einem in Töplitz ſtattfindenden Kongreß. Ueber die Zeit, wann er ſich verſammelt, gehen widerſprechende Gerüchte. Der Kaiſer von Rußland ſoll mit 300, der Kaiſer von Oeſtreich mit 100, der König von Preußen mit 70 Pferden hinkommen. Auch andere Fürſten werden erwartet.

In dem großen Saale des kölniſchen Rathhauſes wird in der Generalverſammlung der Aktionäre für die Eiſenbahn von Köln nach der belgiſchen Gränze die rheiniſche Eiſenbahngeſellſchaft definitiv conſtituirt. Die erſte conſtituirende Verſammlung dieſes großen Unternehmens bietet das ſeltene Beiſpiel, das ganze zum Anbau einer 12 bis 15 deutſche Meilen langen Eiſenbahn erforderliche Kapital zu repräſentiren, und die Aktien, noch ehe ſie ausgegeben ſind, auf einer Prämie zu ſehen. Baron von Rothſchild aus Frankfurt a. M. iſt Mitglied des Adminiſtrationsrathes. Dieſes Beiſpiel dürfte auch auf andere Eiſenbahnunternehmungen ermuthigend wirken. Denn da und dort ſcheinen ſich allerlei Hinderniſſe zu ergeben oder wenigſtens Bedenklichkeiten zu äußern. In den preußiſchen Staaten iſt man noch nicht darüber im Reinen, wie man die Colliſion mit dem Poſtregal ausgleichen wird. Bei dem Plan einer Eiſenbahn von Berlin nach Potsdam iſt einem Berliner Zeitungscorreſpondenten der Gedanke fatal, daß dann der unterſte Mann aus der Haupt-

ſtadt angenehmer und bequemer nach Potsdam reiſen würde, als der Hof, wenn dieſer ſich nicht auch der Dampfwägen bedienen wollte. Den Urhebern des Projekts einer Eiſenbahn zwiſchen Hamburg und Lübeck iſt, nachdem es bereits gelungen war, ein aus den angeſehenſten und erfahrenſten Männern London's beſtehendes Comité zu dieſem Zweck zu bilden, durch die Erklärung des hanſeatiſchen Konſuls in England, bei dem ſie anfragten, ob ſie den legislativen Schutz der Regierungen von Hamburg und Lübeck zu hoffen hätten, der Muth geſunken. Herr Colquhoun erwiederte nämlich: „Daß ihm von Seiten des hamburgiſchen Senats noch keine Ermächtigung zugekommen ſey, die Schritte des Comité's zu unterſtützen, daß er von Seiten des lübecker Senats ſogar die ausdrückliche Weiſung erhalten habe, auf keine Weiſe etwa ſtattfindende Verſuche zu Errichtung einer Eiſenbahn zu unterſtützen, ſondern vielmehr zu erklären, daß die lübeck'ſche Regierung von allen Eiſenbahnanträgen Nichts wiſſen wolle." In Stuttgart iſt es von der Eiſenbahn nach Kannſtadt wieder ſtill. In Sachſen hat man dem thätigen Beförderer des Eiſenbahnweſens in Deutſchland, dem amerikaniſchen Conſul Liſt, während ihm von der erſten badiſchen Kammer für ſeinen Entwurf einer Eiſenbahn von Mannheim nach Baſel eine Dankſagung votirt wurde, durch hämiſche Angriffe ſeine Bemühungen verleidet. Doch erfährt man, der Trakt der zwiſchen Magdeburg und Leipzig projektirten Eiſenbahn ſey von dem erſtern Ort bis an die ſächſiſche Gränze von einem Ingenieur jüngſt bereiſ't und einer vorläufigen Unterſuchung unterworfen worden, auch das Reſultat ſo günſtig ausgefallen, daß das Direktorium der leipzig-dresdner Eiſenbahn veranlaßt worden ſey, die Vermeſſung und das Nivellement des Terrains von der preußiſchen Gränze bis Leipzig möglichſt bald vorzunehmen. Die Wahrſcheinlichkeit, Magdeburg und Halle mit Leipzig in Eiſenbahnverbindung zu bringen, würde ſich ſonach immer mehr zur Gewißheit ſteigern, und damit auch die Hoffnung, daß der großartige Plan einer gleichen Verbindung zwiſchen Hamburg, Bremen, Celle, Hannover und Braunſchweig unter ſich und mit Magdeburg, folglich auch mit Leipzig in einiger Zeit ebenfalls der Ausführung werde entgegengeführt werden. In Elberfeld iſt ſeit der Circulation des Proſpektus einer Eiſenbahn zwiſchen Düſſeldorf, Elberfeld und der Ruhr, aus dem man den offenbaren Vortheil von Kapitalanlagen zu dieſem Zweck zu erkennen glaubt, kein Geld zu andern Betrieben mehr zu haben. Alles ſpekulirt auf Eiſenbahnaktien, wobei die Kapitaliſten ſich 10 Procent zu verdienen verſprechen. Auch in Wien hat Profeſſor Rippel vom polytechniſchen Inſtitut über die Eiſenbahn nach

Gallizien den Aktionären, nach Bereiſung der zu durchſchneidenden Gegenden, günſtigen Bericht erſtattet. Dieſe für die öffentliche Wohlfahrt Deutſchlands als Lebensfrage erkannte Angelegenheit ruht alſo nicht. Die Regierungen werden ſo aufgeklärt ſeyn, um keinen andern, als den ſtaatswirthſchaftlichen Rückſichten Raum zu geben, und die Völker werden den auf dieſem Weg unendlich zu vervielfältigenden Verkehr benutzen zu gegenſeitiger Befreundung in geiſtigem und materiellem Austauſch und Wetteifer. Und würde eines Tags ein Eiſenbahnennetz ganz Deutſchland umſchließen, ſo würde man eben darin auch den politiſchen Vortheil haben, daß bei der Leichtigkeit, Truppen ſchnell nach den entfernteſten Punkten zu verſetzen, die militäriſche Vertheidigung ſehr gewänne, daß namentlich große gemeinſchaftliche Kriegsübungen, wie das Manöver von Kaliſch, ſich mit weit geringern Koſten veranſtalten ließen.

Aufſtand in Barcelona. Die Stiere in der Arena waren zu zahm, was das Volk ſo langweilte, daß es ſich den Spaß machte, und ſechs Klöſter abbrannte; denn die Mönchsjagd iſt jetzt einer jener wilden Volksausbrüche, wie zu einer gewiſſen Zeit der Judenſturm in Deutſchland. Man ſagt, es ſeyen 80 Mönche umgekommen. Einige wurden in den Klöſtern mit verbrannt, andere erdolcht, andere zu Tod geprügelt. Geplündert wurde nicht, nur zerſtört. Ein oder zwei Tage zuvor hatten die Urbanos von Reus bei einem Ausfall gegen die Karliſten einen Offizier, Vater von fünf Kindern, verloren. Da die Bande von einem Franziskaner angeführt wurde, ſo gerieth die Nationalgarde ſo in Wuth, daß ſie bei ihrer Rückkehr nach der Stadt mit den Verwundeten um Rache ſchrie. Das Volk ſtürzte hierauf in Maſſe auf die beiden von den Mönchen bewohnten Klöſter. Nur zwei entkamen, die übrigen wurden grauſam ermordet. Die Klöſter loderten in Flammen auf, und die Erbitterung war ſo groß, daß ſogar Weiber das Feuer ſchürten.

In Rußland eine Rekrutenaushebung zu 5 Mann von 1,000 Seelen.

26. Juli. — Nach Berichten aus Kaliſch hätte eine Schaar von 54 Emiſſären der Propaganda ſich in Polen einſchleichen wollen, mit verbrecheriſchen Abſichten gegen das Leben des Kaiſers Nikolaus. Dabei hätten ſie auf das polniſche Militär gezählt. Es ſeyen Franzoſen, Piemonteſer und Polen, ihr Signalement befinde ſich in den Händen der Behörden. Seitdem haben Viele an der Exiſtenz der Verſchwörung gezweifelt, da über die Perſonen auch nirgend die geringſte Andeutung verlautet, auch eine polniſche Armee, die zu fürchten wäre, gar nicht exiſtirt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Paßvorſchriften außerordent-

lich geſchärft worden ſind, und nur uniformirte und ganz beglaubigte Perſonen die Gränze überſchreiten dürfen.

27. Juli. — Welker entwickelt in der badiſchen Abgeordnetenkammer ſeinen Antrag auf Herſtellung der Preßfreiheit. Er will ſich mit Cenſurfreiheit für innere Angelegenheiten und in Betreff der nicht zum deutſchen Bund gehörigen Staaten begnügen. Der Antrag der Kommiſſion ging ſpäter darauf hin: die Kammer möge im Protokoll den Wunſch ausſprechen, daß die Regierung am nächſten Landtag ein Geſetz zur Regulirung der Preßverhältniſſe nach den ihr bereits bekannten Anſichten der Kammer vorlege.

28. Juli. — Furchtbare Unterbrechung der Feier des fünften Jahrestages der Julirevolution durch eine Höllenmaſchine. Als der militäriſche Zug mit dem König und ſeinen Prinzen an der Spitze vor dem Haus Nro. 50 auf dem Boulevard du Temple vorbei kommt, ſieht man plötzlich an einem Fenſter des zweiten Stockwerks Feuer und Rauch, hört ein Knallen wie von einem ſchlecht kommandirten Peloton-Feuer, und ein Hagel von Kugeln und Kartätſchen richtet unter den Gruppen, welche den König umgeben, die entſetzlichſte Verwirrung an. Rechts und links ſtürzen Menſchen und Pferde zuſammen. Der Marſchall Mortier, der General Lachaſſe de Verigny, der Obriſtlieutenant Riouſſec, der Kapitän Villate, die Grenadiere der 8ten Legion Prudhomme, Ricard, Leger, Benetter (ein geborner Däne), einige Frauen und Kinder bleiben auf der Stelle todt. Die Generale Pelet, Colbert, Blin, die Obriſten Heymes und Rafflé ſind ſchwer verwundet. Im Ganzen wurden bei dem feierlichen Leichenbegängniſſe am 5. Auguſt vierzehn Opfer des Attentats begraben. Einige Perſonen ſtarben noch ſpäter; mehre mußten amputirt werden. Wie durch ein Wunder war der König unverletzt. Die Höllenmaſchine, die dieſes gräßliche Blutvergießen machte, beſtand aus einer Zuſammenſetzung von 25 auf einer Art Gerüſte befeſtigten Flintenläufen, die einen Raum von ungefähr 25 Fuß Breite und von 10 Fuß Höhe beſtrichen, auf dem Geſimſe aufgepflanzt, aber durch die vorgezogenen Jalouſien unſichtbar waren. Zum Glück hatten ſechs Läufe verſagt, und vier waren zerſprungen, ſo daß ſich ihre vielfache Ladung nicht ganz nach Außen ergoß. Der Mörder hatte ſeine Anſtalten ſo geſchickt getroffen, daß er wahrſcheinlich entkommen wäre, wenn ihn nicht das Zerplatzen der überladenen Gewehre ſelbſt am Kopf und an der Hand gefährlich verwundet hätte. Er hatte ſich bereits an einem Seile in einen der benachbarten Höfe hinabgelaſſen, als man, den Blutſpuren folgend, ſeiner habhaft wurde. Er nannte ſich Gerard, und war des Verbrechens geſtändig. Nur von Mit-

ſchuldigen wollte er Nichts wiſſen. Es zeigte ſich indeß bald, daß er ſeinen Namen falſch angegeben hatte, und Fieschi heißt. Er iſt ein geborner Korſe, eine wahre italieniſche Banditennatur. Ueber der Urheberſchaft des Attentats ruht ein dichter Schleier. Fieschi ſcheint ſein Geheimniß hartnäckig zu bewahren, und nach Dem, was man von ſeinem verſchmitzten, kalt entſchloſſenen Charakter hört, dürfte die Unterſuchung große Schwierigkeiten darbieten. Im erſten Augenblicke nach der That wurden die Redakteure aller liberalen Blätter verhaftet, als ob man die Preſſe als Theilhaberin vermuthet hätte; ſie ſind aber alle wieder in Freiheit geſetzt worden, und noch hört man von keinem bedeutenden Namen, der in die Sache verwickelt iſt, dagegen von einem gewiſſen Maurey, der ſein Bankier geweſen ſeyn ſoll, und von zwei Maitreſſen Fieschi's, einer Madame Petit und ihrer Tochter Nina Laſſave, deren erſtere früher, wie der Mörder ſelbſt, von der Polizei verwendet worden iſt. Die Zahl der übrigen Verhafteten ſoll gegen 30 betragen, ſämmtlich Leute aus der niederen Volksklaſſe. Die verſchiedenen Parteien hatten einſtweilen Muße, ſich das Verbrechen gegenſeitig aufzuladen, und als royaliſtiſchen, legitimiſtiſchen oder bonapartiſtiſchen Anſchlag zu bezeichnen. Die miniſteriellen Blätter möchten am liebſten den Verdacht auf die Republikaner wälzen — einen Beweis dafür haben ſie nach 6 Wochen nicht liefern können. Merkwürdig iſt, daß gleichzeitig, und ehe von dem Ereigniß etwas bekannt ſeyn konnte, an verſchiedenen entfernten Orten, wie in Hamburg, Coblenz, Marſeille, das Gerücht von dem gewaltſamen Ende Louis Philipps verbreitet war. Nach allgemeiner Annahme war Geld die Triebfeder. Fieschi iſt kein Louvel, kein politiſcher Fanatiker, ſondern ein Bandit. Woher das Geld? Ohne Zweifel von Solchen, die viel hatten, denn der Preis war gewiß nicht gering, und von Solchen, die durch das Verbrechen am meiſten gewonnen hätten.

Der konſtitutionelle Divan der Wallachei bewilligt dem Hoſpodar die lebenslängliche Civilliſte. Auch votirt er mehrere Ausgaben, die in dem Budget nicht aufgeführt waren: ſo einen Poſten von 1,500,000 Piaſtern, welche der Hoſpodar während ſeines Aufenthalts in Konſtantinopel für ſich und ſeinen Hofſtaat anſprach.

31. Juli. — Der türkiſche Botſchafter, Ferik Ahmed Paſchah, kommt in Wien an. Er wird mit großer Auszeichnung behandelt und ſoll ſich zum Manöver von Kaliſch begeben. Der Paſchah iſt faſhionable. Er beſieht die öffentlichen Orte, erſcheint im Theater, bei Manövern, bei geiſtlichen und weltlichen Banketten, läßt ſich in den Zeughäuſern herum führen, wo man ihm alle Trophäen von den Türkenbelagerungen zeigt, und ihn verſichert, was die Suleymans und

ihre mächtigen Weſſire nicht vermocht, ſey ihm gelungen, ſie hätten die Mauern Wiens nicht erobern können, er habe alle Herzen erobert. Er konnte mit dem König von Dänemark, dem man auf dem Wiener Kongreſſe das Kompliment machte, er habe alle Herzen gewonnen, antworten: was helfen die Herzen, wenn wir keine Seelen bekommen!

Fürſt Miloſch tritt in Poſcharawatz ſeine vielbeſprochene Reiſe nach Konſtantinopel an. Er hat ein Gefolge bei ſich von 60 Perſonen, darunter ſeine beiden Räthe, ſeinen Kabinetsdirektor, vier Adjutanten u. ſ. f. Es heißt, er werde die künftige Verfaſſung Serbiens mit dem Sultan berathen, nachdem die von dem Fürſten früher verliehene Charte in Konſtantinopel und Petersburg mißfallen hat, wahrſcheinlich weil ſie mit den Einrichtungen in der Moldau und Wallachei zu wenig gleichartig war. Der Fürſt nimmt außer den koſtbarſten Geſchenken aller Art, unter denen ſich ein in Wien verfertigter mit Diamanten und Edelſteinen reichverzierter goldener Becher befindet, an baarem Geld 100,000 Dukaten als Verehrung für den Sultan mit. Seine Familie ſoll über die Reiſe des Fürſten in großer Beſorgniß ſeyn, da die Abſetzung des Paſchah von Tripolis noch in friſchem Gedächtniß iſt, und die Politik der Pforte in Bezug auf Tunis, überhaupt ihr Beſtreben, die Lebenslänglichkeit und Erblichkeit der großen Reichslehen abzuſchaffen bekannt iſt. Allein Fürſt Miloſch ſteht unter dem mächtigen Schutze Rußlands.

Mehemed Ali ſcheint ſich wieder etwas in die Rolle des Unterthans zu ſchicken. Er hat dem Sultan, was er lange nicht gethan, über die Lage der ſeiner Herrſchaft anvertrauten Länder Bericht erſtattet. Es geht ihm nirgends mehr recht nach Wunſch: in Syrien finden die neuen Auflagen und die Conſcription fortwährend Widerſtand. Im Hedſchas haben die Beduinen ſein Heer vernichtet. Egypten hat die Peſt ſo furchtbar heimgeſucht, daß bis zu Ende Juni's in Kairo allein 60,000 Menſchen geſtorben ſeyn ſollen. Aber Egypten iſt, ſo zu ſagen, nicht zum Umbringen. Im letzten Jahre waren daſelbſt 2 Millionen Feddan's (ein Feddan iſt zwei franzöſiſche Morgen) angebaut und zwei Drittheile des Ertrags ausgeführt worden, darunter 50,000 Ballen Baumwolle.

1. August. — Die Madrider Hofzeitung verkündet ein vom 25. d. M. unterzeichnetes Dekret, welches die unmittelbare Aufhebung von 900 Klöſtern verfügt, nehmlich aller derjenigen, die weniger als 12 ordinirte Mitglieder haben, von welchen wenigſtens zwei Drittheile Chorgeiſtliche ſeyn müſſen. Die Mitglieder dieſer aufgehobenen Klöſter haben ſich in andere Klöſter ihres Ordens zu begeben. Sollten

hier die Einkünfte alsdann nicht hinreichen, ſo wird ihnen der nöthige Zuſchuß aus den Sekulariſationen bewilligt. Alle Güter, Einkünfte und Gefälle der aufgehobenen Klöſter werden für die öffentliche Schuld verwendet.

3. August. — In Berlin bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des Königs bedauerliche Unruhen. Die Menge wollte ſich das Verbot des Schießens und Feuerwerkens nicht gefallen laſſen. Von Reibungen mit der Polizei kam es bald zu Raufereien. Der aufgereizte Pöbel zerſchmetterte überall Fenſter und Laternen, am ärgſten war der Tumult auf dem Schloßplatz; ſogar der Palaſt der Fürſtin Liegnitz wurde nicht verſchont. Ohne die Mäßigung des Militärs hätten die Folgen für die Ruheſtörer ſehr ſchlimm ſeyn können. Leider mußten ſich an den beiden folgenden Tagen die Exzeſſe, doch in milderer Form, erneuern. Gegen 40 Verwundete wurden in die Charité gebracht. Die Gerüchte von Geldaustheilen wohlgekleideter Perſonen, von Agenten der Propaganda u. dgl. haben ſich nicht beſtätigt.

Die engliſche Regierung nimmt ein Anleihen von 15 Millionen Pf. Sterling auf zur Entſchädigung der Pflanzer für die Sklavenemancipation.

Die ruſſiſche Flotte unter Admiral Ricord geht auf der Rhede von Danzig vor Anker, beſtehend in 10 Linienſchiffen, 4 Fregatten, 2 Korvetten, 2 Briggs, 1 Schooner und 1 Tender. Die Flotte hatte 6,033 Mann am Bord. Die Größe eines Tambour-Majors, der ſtets vorn marſchirte, hat alle Welt in Staunen geſetzt. Noch nie hat man einen ſolchen Goliath geſehen: er mißt 27 Zoll über das gewöhnliche Maß. Ueberhaupt ſollen dieſe Truppen die Auserwählten aus dem Kern des ruſſiſchen Heeres ſeyn, bärtige hohe Männer, durch vieljährigen Kriegsdienſt zu Eiſennaturen geſtempelt. Die preußiſche Regierung hat für Unterkunft dieſer Gäſte beſtens geſorgt, die Behörden ſind angewieſen, ſie nicht in Bauernhäuſern einzuquartiren, ſondern ihnen vorher geweißte Lokale zu geben. Die Verpflegung während des Marſches iſt ſo reichlich, daß ein Ruſſe dreimal ſo viel koſtet als ein Preuße gewöhnlich.

4. August. — Die Folgen der Höllenmaſchine zeigen ſich. Die franzöſiſche Regierung legt der Deputirtenkammer die „ſuppreſſive“ neue Preßgeſetzgebung vor. Beleidigungen gegen den König, Angriffe gegen die Form und das Prinzip der Regierung ſind als Attentate gegen die Sicherheit des Staats qualifizirt, und gehören mithin vor den Pairshof. Die Strafe iſt Detention, dieſe nicht beſtimmt, und eine Geldbuße von 10,000 bis 50,000 Franken. Im Fall einer zweiten oder weitern Verurtheilung während des Verlaufs eines Jahrs werden die Strafen auf das Doppelte des Maximums erhöht, und handelt

Digitized by Google

es ſich von der periodiſchen Preſſe, ſo können ſie um das Vierfache erhöht werden. Oeffentliche Subſcriptionen zu Deckung dieſer Geldſtrafen ſind verboten bei Strafe von einem Monat bis zu einem Jahr Gefängniß, und von 500 bis zu 5,000 Franken. Wer den Namen des Königs in die Discuſſion miſcht, nur indirect oder durch einen abgemachten Ausdruck andeutet, verwirkt Gefängniß bis zu einem Jahr, eine Geldſtrafe bis zu 5000 Franken. Auf ähnliche Weiſe ſind die andern Beſtimmungen des Geſetzes verpönt. Kein Gerant eines Journals darf ſeine tägliche Unterſchrift im Voraus geben. Er muß den Verfaſſer eines angeſchuldigten Artikels nennen, offizielle Widerlegungen aufnehmen; ein verurtheilter Gerant kann nicht Gerant bleiben, bis die Strafe abgebüßt iſt; kein Kupferſtich, kein Steindruck, kein Theaterſtück können aufgeſtellt, verkauft oder aufgeführt werden, ohne vorherige Erlaubniß der Behörde. Die Regierung darf die Angeſchuldigten unmittelbar vor Gericht ziehen, dieſe verhaften laſſen, auch wenn vorläufige Beſchlagnahme der angeſchuldigten Gegenſtände ſtattgefunden hat. Im Fall der Angeklagte nicht erſcheint, oder das Gericht den erbetenen Aufſchub verweigert, wird das Urtheil immer definitiv ſeyn, oder im Fall er widerſpenſtig iſt, ſoll man ihn mit Gewalt vorführen, und wenn er ſich weigert, Rede zu ſtehen, oder durch tumultuariſches Benehmen den Lauf der Juſtiz zu unterbrechen ſucht, ſoll man auch in ſeiner Abweſenheit mit den gerichtlichen Verhandlungen fortfahren, und ihm blos das Protokoll mittheilen. Wird auf die Deportation erkannt, ſo ſoll der Verurtheilte ſeine Strafe durch lebenslängliche Einſperrung in einem Gefängniß auf einer der Colonien erſtehen. Die Abſtimmungen der Geſchwornen dürfen nicht mehr bekannt gemacht werden. Bei den Urtheilen der Jury ſoll künftig ſtatt der Mehrheit von 8 gegen 4, eine Mehrheit von 7 gegen 5 genügen. Die Journale vergleichen dieſe Entwürfe mit Karls X. Juli-Ordonnanzen; ſie ſtellen die Motive, welche damals die Miniſter anführten, und welche ſie jetzt anführen, zuſammen, und wollen ſelbſt die überraſchendſten Wortähnlichkeiten wahrnehmen. Die Miniſter geſtehen in der Debatte, daß ſie die inkonſtitutionelle Preſſe tödten wollen. Die Gegner überſetzen Dieß: Jede andere als die miniſterielle Preſſe.

5. August. — Neue Unruhen in Barcelona. Der Generalkapitän Llander war am Tag der erſten Unruhen, am 25. Juli, abweſend geweſen. Als er am 27ſten zurückkehrte, tadelte er die Anführer der Truppen wegen ihrer Unthätigkeit mit der Bemerkung, ſie hätten ja von der Citadelle aus die Stadt zuſammenſchießen können. Dieſe Worte verbreiteten ſich mit Blitzesſchnelle, und erregten von Seiten des Volks und der Urbanos ſolche Demonſtrationen von Erbitte-

rung, daß er, einſt der Abgott des Volks, der faſt den Souverän ſpielte, für gerathen fand, ſich aus dem Staub zu machen, und ſpäter die Straße nach Frankreich einſchlug. Was nach Llanders Entfernung in der Hauptſtadt Calabriens geſchehen, iſt nicht blos ein blutiger Crawall, es iſt eine Revolution. Da die Truppen größtentheils in der Verfolgung karliſtiſcher Banden begriffen ſind, ſo läßt Llander den Gouverneur von Barcelona, General Don Pedro Nolasco Baſſa, mit 2,000 Mann ſich der Stadt nähern. Baſſa kommt mit einer kleinen Escorte in die Stadt, beſetzt den Palaſt, und iſt ſo unvorſichtig, ſeine wenigen Truppen in Schlachtordnung aufzuſtellen. Man fürchtete, die Militärchefs möchten die Einführung einer Schreckensregierung verſuchen. Die Urbanos greifen zu den Waffen, und während der General auf den Beiſtand der Truppen zählt, dringt das Volk, an der Spitze Matroſen und viele Weiber, in den Palaſt. Der Leichnam des unglücklichen Generals wird vom Balcon auf's Pflaſter geſtürzt, und an einem Seil an den Füßen durch die Straßen geſchleppt nach dem Platze La Rombla, wo man aus den Steuer-, Polizei- und Regierungs-Archiven und einem Theil der Möbeln des Palaſtes ein Feuer macht, in dem man ihn verbrennt. Der losgelaſſene Pöbel blieb aber bei dieſem politiſchen Racheakt nicht ſtehen, und da er eben ſo unwiſſend als grauſam iſt, ſo wurde, als die Nacht hereinbrach, die Dampfmaſchinen-Fabrik der Herren Bonaplanta, Vielaregut und Comp. angezündet. Dieß war nun doch den ordentlichen Bürgern zu bunt, und die Urbanos ſelbſt beeiferten ſich, die Anarchiſten zu verhaften, von denen auch ſpäter einige hingerichtet, andere auf die Galeeren geſchickt wurden. Am Morgen des 6ten war ſchon aus den Behörden, der Municipalität und Einigen aus dem Volk eine proviſoriſche Junta gebildet; der Vapor erſchien nicht mehr „unter den Auſpizien Sr. Excellenz des Generalkapitäns," und in einer Proklamation hieß es: „Llander wird nie mehr eine Autorität in der Provinz üben, ſo fordert es der Wille des Volks und der unſrige." Die Junta übernimmt nun völlig die Regierung, beſetzt die Stellen mit Männern ihres Vertrauens, ohne gleichwohl die bisherige Ordnung geradezu über den Haufen zu werfen; obwohl auch der Ruf: Es lebe die Republik! vernommen worden ſeyn ſoll, ſo thut ſie doch Alles im Namen Iſabella's II., deren Bildniß auf dem Fußgeſtell der umgeſtürzten koloſſalen Statue Ferdinands VII. ſich erhebt. Sie läßt ſelbſt die Aufſicht über die Preſſe beſtehen, nur ernennt ſie liberale, den Umſtänden gewachſene Cenſoren. Dieß iſt der Anfang der Bewegung des Provinzialunabhängigkeitsgeiſtes, der ſich ſeitdem über einen großen Theil der Halbinſel verbreitet hat. Durch

Digitized by Google

die Verſammlung der Delegirten ſolcher Provinzialjunten wurde Spanien während der Invaſion Napoleons regiert. Am 8ten wurde die Auxiliarjunta durch Wahl aus den verſchiedenen Klaſſen der Rechtsgelehrten, Fabrikanten, Grundeigenthümer, Kaufleute, Miliz ꝛc. definitiv konſtituirt; am 18ten von ihr die Junta von Saragoſſa zur Vereinigung eingeladen, und am 20. iſt in dem Vapor förmlich von Herſtellung der aragoniſchen Krone die Rede, und von der Trennung von Kaſtilien, als dem äußerſten Schritt, den man thun müſſe, wenn die Regierung zu Madrid der Gerechtigkeit Gehör verſage.

Aufſtand in Valencia. Die Urbanos verlangen Beſchleunigung der Unterſuchung und Aburtheilung der vielen politiſchen Gefangenen. Sie übernehmen ihre Bewachung und führen ſie, mehr als 100 an der Zahl, nach der Hauptwache. Um 4 Uhr wurde der Domherr Don Blas Oſtoloya (Ferdinands VII. Günſtling und Herſteller der Inquiſition), der Pater P. Lopez, der Bandenchef Portambn, Palameroles, im Ganzen ſieben Perſonen, erſchoſſen, die übrigen Verhafteten wurden nach Ceuta eingeſchifft. Am folgenden Tag waren die Thore geſchloſſen; man befürchtete einen Angriff der Landleute gegen die Stadt. Schon wollte man den Caracol oder das Horn gehört haben, womit die Bauern ſich Signale geben, wenn ſie einen Schlag ausführen wollen. Wirklich erſchienen auch am Morgen des 7ten bewaffnete Haufen, die erklärten, ſie wollten keinen Zehnten mehr entrichten und die Oktroigebühren nur noch nach einem ältern Tarif bezahlen. Sie ließen ſich indeß beſänftigen, als man den Tarif für den Tag aufhob, und für die Zukunft herabſetzte. Alle Klöſter wurden geſchloſſen. Graf Aldamovar, Präſident der Cortes und Generalkapitän, trat ſpäter an die Spitze einer Junta, die ſich mit Barcelona und Saragoſſa einverſtanden erklärte. Am 22ſten wird das Feſt der Vereinigung der drei Provinzen des Königreichs Arragonien gefeiert.

6. August. — In Berlin iſt eine Kommiſſion niedergeſetzt, die ſich mit dem Plane zu Errichtung einer Küſtenflottille beſchäftigt. Die Flotille hat den Zweck, in Kriegszeiten zur Kommunikation und Sicherung der an der Oſtſee gelegenen pommer'ſchen und preußiſchen Waffenplätze zu dienen. Sie dürfte ſich vor der Hand auf Kanonenböte und ſechs andere leichte Fahrzeuge beſchränken. Wenn Deutſchland einmal einen Handelsſtaat bildet, ſo wird wohl auch zu Sicherung ſeines Handels durch eine Kriegsflotte geſorgt werden müſſen.

8. August. — Im Weſten und Süden der Vereinigten Staaten erhält die von Norden aus begünſtigte Sklavenemancipationsfrage die Gemüther in Aufregung. Die Blätter erzählen

häufige Fälle von jener grauſenhaften Lynchjuſtiz, d. h. dem ſummariſchen Verfahren, wo man durch eigenmächtige Komités von Pflanzern oder Sklavenbeſitzern, Leute auf bloßen Verdacht, ohne Urtheil und Recht, aufhenken läßt. Wo Sklaverei iſt, da iſt auch Grauſamkeit. An der Gränze der Vereinigten Staaten, in Texas, ſteht zwiſchen den nordamerikaniſchen Eindringern und der mexikaniſchen Regierung ein ernſter Kampf bevor. In Mexiko ſelbſt hat ein blutiger Bürgerkrieg mit der Diktatur Santa Ana's geendet.

10. August. — Neuer Aufſtand in Saragoſſa. Auch hier wird eine Provinzialjunta errichtet. Bald erſcheinen Abgeordnete aus Barcelona zu gemeinſamer Berathung der Angelegenheiten der Provinzen des ehemaligen Königreichs Aragonien.

Marſchall Clauſel's Ankunft als Gouverneur in Algier erregt großen Jubel unter den Koloniſten. Wenn über die Frage der Koloniſation noch Ungewißheit ſeyn konnte, ſo wird ſie durch ſeine Proklamation gehoben. Er verſpricht die Sache aus allen Kräften zu fördern.

11. August. — In Scutari in Albanien, wo ſeit mehren Wochen das Volk den Paſchah belagert hielt und der Paſchah die Stadt bombardirte, iſt endlich eine Uebereinkunft zwiſchen ihm und den Inſurgenten zu Stande gekommen. Der Paſchah muß den angerichteten Schaden vergüten und das Volk verpflichtet ſich bis zu Ankunft einer Antwort aus Konſtantinopel, der Citadelle den täglichen Bedarf an Lebensmitteln zu liefern. Nach der Ankunft eines türkiſchen Blockade-Geſchwaders an der Küſte am 7ten bedurfte es eigentlich keiner weitern Antwort.

13. August. — Der Pairshof ſpricht über die bei den April-Unruhen betheiligten lyoner Gefangenen das Urtheil. Sieben werden zur Deportation, zwei zu 20jährigem Gefängniß, die übrigen zu 1 bis 15 Jahren Gefängniß verurtheilt. Damit iſt der erſte Akt des Procés-monſtre geſchloſſen. Die Nichtzulaſſung der von den Angeklagten gewählten Vertheidiger, ſofern ſie nicht dem Advokatenſtande angehörten, die Entſchließung der Mehrheit der Angeklagten, ſich nicht zu vertheidigen, die tumultuariſchen Auftritte bei der gerichtlichen Verhandlung, das hartnäckige Schweigen der Einen in den Zeugenverhören, die rückſichtloſen Perſönlichkeiten von Seiten der Andern gegen die Richter, das gewaltſame Vorführen der Gefangenen, die unleugbare Thatſache, daß Polizeiagenten in den Lyoner Händeln die Hand im Spiel gehabt hatten — dieß Alles machte den Prozeß zu einem der ſkandalöſeſten in der Geſchichte der politiſchen Parteikämpfe, und zu einem der intereſſanteſten für den pſychologiſchen Beobachter menſchlicher Leidenſchaften.

Die franzöſiſche Deputirtenkammer beginnt die Berathung der neuen Geſetzesentwürfe mit dem über die Aſſiſenhöfe. Eine der Hauptſtützen der Juli-Regierung, Hr. v. Schonen, tritt zum allgemeinen Staunen als erſter Redner gegen dieſe Abkürzung der gerichtlichen Formen auf, wodurch die Stellung in Anklage aus dem Strafcodex geſtrichen wird. Er vergleicht dieſes Verfahren mit der expeditiven Methode des Revolutionstribunals — er nennt es einen Widerruf von Recht und Geſetz. Er würde eine Ausnahmsmaßregel, die die augenblickliche Dringlichkeit der Umſtände erheiſchen könnte, die aber nach wiederbefeſtigter Ordnung aufhören müßte, bei weitem vorziehen. „Nein, entgegnete Hr. Perſil, wir werden keine Ausnahmsgeſetze vorſchlagen, wir werden auf dem Boden der Charte bleiben, ſo lange große Nothwendigkeiten es uns geſtatten.“ Die Majorität verwarf alle Milderungsvorſchläge. Die Oppoſition hatte bei der Abſtimmung bloß 72 Kugeln. Aber Schonen's Abfall iſt ein ernſtes Symptom der Auflöſung der miniſteriellen Phalanx. Die durch Fieschi's Attentat erweckten Sympathien kühlen ſich ab.

14. August. — Se. Majeſtät der König von Baiern überträgt die Bildung einer Aktiengeſellſchaft zur Ausführung eines Kanals zwiſchen dem Main und der Donau dem Hauſe M. A. v. Rothſchild.

16. August. — In Italien klagen die Juwelenhändler, daß das Land ſeit einiger Zeit mit Edelſteinen überſchwemmt werde, was den Preis ihrer Waaren drücke — es ſeyen die Schätze der ſpaniſchen Klöſter, welche die Mönche fortgeſchafft hätten, um ſie zu Turin, Genua und Livorno in Gold und Silber zu verwerthen, und in dieſer veränderten Geſtalt nach Spanien zu Don Carlos zurückwandern zu laſſen, in deſſen Hände dieſe Kapitalien wuchernde Zinſe tragen ſollen.

Se. Majeſtät der Kaiſer Nikolaus landet in Danzig. Am 13. hatte ſich die kaiſerliche Familie zu Peterhof auf dem Dampfſchiff Herkules eingeſchifft. In ihrer Begleitung befanden ſich der Prinz Friedrich der Niederlande und der Herzog von Naſſau. Der Kronprinz von Preußen hatte den Kaiſer erwartet. Der Kaiſer begibt ſich direct nach Kaliſch, wo er am 19. eintrifft.

Dem Beiſpiele Saragoſſa's, Barcelona's und Valencia's folgt Madrid. Zwei Compagnien der Urbanos hatten bei einem Stiergefechte Dienſt. Ein dumpfes Gerücht geht, ſie würden die Conſtitution von Cadix proklamiren. Auf dem Rückwege ſtellen ſich die beiden Compagnien auf dem Prado in Schlachtordnung, der Tambour ſchlägt den Generalmarſch, die Offiziere treten aus den Reihen in

einen Kreis. Die Berathung iſt lebhaft, heftige Worte werden gewechſelt, das Publikum iſt in geſpannter Erwartung. Plötzlich bilden die Urbanos geſchloſſene Colonnen und rufen: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Conſtitution!" Einige Muskctenſchüſſe werden abgefeuert: ſie ſind das verabredete Signal zu einem allgemeinen Zuſammenlaufen, alle Straßen füllen ſich mit Bewaffneten, die Trommeln wirbeln, der Freiheitsruf erſchallt durch die ganze Hauptſtadt. Während der Nacht werden Barrikaden aufgeworfen, um die Chargen der Cavallerie abzuhalten, Gräben gezogen. Nach dieſem Eingange waren die gewaltſamſten Ausbrüche zu erwarten. Von allem Dem geſchah jedoch Nichts, denn während die Urbanos, über die Conſtitution von 1812 unter ſich uneinig, eine Deputation an die Königin abſchickten und deren Entſchließungen entgegenſahen, konnte General Queſada die Truppen, von denen ein Theil anfangs geneigt ſchien, ſich der Bewegung anzuſchließen, auf loyalere Gedanken bringen, und als er in der gehörigen Faſſung war, um die Garde vorrücken zu laſſen, hatte ſich bei den Urbanos die Mehrheit der Offiziere davongeſchlichen, und die ſich ſelbſt überlaſſenen Milizen hielten es angemeſſen, ſich auch nach Hauſe zu begeben. So ſah ſich die Garniſon, ohne einen Schuß gethan zu haben, Meiſter des Schlachtfeldes. Als Antwort auf die Beſchwerden der Milizen erſchienen Dekrete, welche die Stadt in Belagerungsſtand erklärten, die Entwaffnung der menteriſchen Miliz, die Einſetzung eines Martialgerichtes, die Suſpenſion mehrer Journale, ein ſtrengeres Cenſurverfahren und viele Verhaftungen befahlen. Unter den Verhafteten wären die fünf Mitglieder der Deputation, der Herzog von Abrantes und Befehlshaber der Urbanos mit ſeinen drei Adjutanten, und unter ihnen ſollten ſeyn, wenn die Polizei ſie erreicht hätte, die man als die Urheber der Bewegung anſah, die Procuratoren Graf de las Navas, Iſturiz, Caballero und Andere.

17. August. Das Kriminalgericht in Warſchau erläßt eine Reihe von Strafurtheilen gegen 16 Perſonen, die der Theilnahme an den vor vier Jahren während der Revolution begangenen Mordthaten angeklagt waren. Die Strafen gehen von 20 Jahren ſchwerem Feſtungsgefängniß abwärts bis zu einem Jahr.

Die Fremdenlegion landet 4700 Mann ſtark in Arragona, wo ſie mit Jubel aufgenommen wird. Die Truppen ſetzten ſich unter Anſtimmung der Hymne Riego's in Marſch.

18. August. In der badiſchen Abgeordnetenkammer Berathung über das Druckverbot der Rotteck'ſchen Motion wegen Sicherſtellung der Verfaſſung. Der Miniſter Winter vertheidigt den Grundſatz, daß, wenn die Stände die ihnen zuſtehende Cenſur

zu gelind oder gar nicht üben, die Regierung den Druck eines ſtändiſchen Aktenſtücks, von deſſen Veröffentlichung ſie Befürchtungen hege, verbieten könne, ohne das Recht der Oeffentlichkeit der Kammern zu verletzen, das überhaupt ſeine Grenzen haben müſſe. Die Commiſſion hatte eine Beſchwerdeführung beantragt, die Kammer ließ es aber bei einer Vorſtellung bewenden. Se. K. Hoheit der Großherzog ſoll in einer Adreſſe gebeten werden, das Recht der Kammer auf ſelbſtſtändige Anordnung des Drucks ihrer Akten anzuerkennen, und ihr die Beſchlußfaſſung für den Druck der Rotteck'ſchen Motion anheim zu geben.

20. August. — Die franzöſiſche Deputirtenkammer nimmt den Geſetzesentwurf über die Jury an. Die Verhandlung, die ſechs Sitzungen einnahm, war ziemlich trocken juriſtiſch. Die Redner ſchienen ihre Kraft für die Preßfrage aufzuſparen. Zwei Beſtrebungen hatte die Oppoſition: einmal wollte ſie den Bürgern die Rechts-Bürgſchaft erhalten, welche in der größern Stimmenzahl liegt, die zu einer Verurtheilung nöthig iſt. Man traf einen Mittelweg: man räumte dem Gericht die Befugniß ein, bei einem mit einfacher Majorität gefällten Verdammungsurtheil zu erklären, daß es glaube, die Jury habe ſich geirrt, um dadurch die Sache auf die nächſten Aſſiſen zu verſchieben. Der zweite Angriffspunkt war die Schärfung der Deportation. Da der franzöſiſche Codex keine als lebenslängliche Deportation kennt, und dieſe bisher in Ermangelung einer Strafkolonie in der Einſperrung beſtand, ſo ſchien es hart, jetzt, nachdem wirkliche Deportation nach den Koloniecn eintreten ſoll, die Einſperrung mit zu verbinden. Roger, der Gouverneur am Senegal geweſen, bemerkte, wenn man dort einen Soldaten zu vierwöchentlichem Arreſt verurtheile, ſo wage man es nicht, ihn die Strafe unausgeſetzt erſtehen zu laſſen, ſondern laſſe ihn nach 14 Tagen ſich vorher wieder erholen. Alles was erreicht wurde, war, daß die Miniſter verſprachen, einen geſunden Deportationsort zu wählen (wo dieſer in den franzöſiſchen Beſitzungen zu finden wäre? fragte man), und daß die Beſtimmung deſſelben der Geſetzgebung vorbehalten wurde. Aber die Abſtimmung über das Geſetz zeigte, daß die Oppoſition im Zunehmen ſey: 149 verwarfen.

21. August. — Das Recht der Steuerverweigerung kommt im Parlament zur Sprache, indem der Finanzminiſter die Vertagung der Appropriations-Clauſel beantragt, welche zum Zweck hat, die Verwendung der votirten Fonds zu regeln und die Staatsbeamten zu deren Vorauszahlung zu ermächtigen. Lord Ruſſel ſagt: „Kein Geſchrei, keine perſönlichen Anſchuldigungen werden mich je dahin bringen, die volle und freie Ausübung dieſes wichtigen und heiligen Rechts

beſtreiten zu laſſen. Die Miniſter haben nicht bloß die Rechte der Krone, ſie haben auch die Rechte des Volkes zu vertheidigen. Ja, dieſes Recht iſt in meinen Augen das beſte Mittel, die Ehre des Landes und das Anſehen der Krone zu ſichern.“ Es ſcheint, daß man einen Miniſterwechſel fürchtete, und daß für dieſen Fall ſich das Unterhaus vorbehalten wollte, entweder die Subſidien zu ſuſpendiren, oder ihre Verwaltung der Aufſicht einer parlamentariſchen Commiſſion anzuvertrauen, wodurch einem unpopulären Miniſterium die Hände gebunden worden wären.

Regierungswechſel in Sondershauſen. Der 75jährige Fürſt dankt ab. Das geheime Conſilium iſt aufgelöst und ein Geheimerrath gebildet, der bisherige Kammerpräſident von den Geſchäften diſpenſirt. Am 19. hatte ſich, durch die Erbitterung gegen einen Juſtizbeamten hervorgerufen, ein unruhiger Auftritt ereignet. Ein Staatsdiener nebſt zwei Herren aus der Umgebung des greiſen Fürſten, denen man es zuſchrieb, daß der Erbprinz Hinderniſſe fand, als er ſeinen Vater beſuchen wollte, waren von der Miliz verhaftet worden.

In Cadix wird die Conſtitution von 1812 proklamirt. Der Gouverneur ſtellt ſich an die Spitze der Miliz. In einer Adreſſe an die Königin wird verlangt: Entlaſſung der Miniſter, Einberufung außerordentlicher conſtituirender Cortes. In Malaga am 22. der Conſtitutionsſtein hergeſtellt, der Denkſtein Iſabellens I. entfernt. Um dieſelbe Zeit ähnliche Bewegungen in Badajoz, Alicante, Cartagena und an anderen Orten. So verbreitet ſich der Geiſt der Revolution über Andaluſien, Granada, Murcia, Eſtremadura, und ohne Zweifel werden ſich, nach dem Beiſpiele der carliſtiſchen Junten im Norden, die in der Perſon Valdeſpina's für Biscaya, Veraſtuguy's für Alava, Lardizabal's für Guipuzcoa, Echevarria's für Navarra einen gemeinſchaftlichen Rath gebildet haben, und nach dem Beiſpiele der Aragonier und Catalonier, auch die Junten des Südens in Verbindung zu ſetzen ſuchen.

22. August. — Die Aſtronomen freuen ſich, endlich den Halley'ſchen Kometen gefunden zu haben, und feiern damit den Triumph menſchlicher Berechnungskunſt. Zwar hat man ſchon am 6. in Rom die erſte Wahrnehmung gemacht, aber nun kommen von allen Seiten entſprechende Nachrichten ein: von Wien, Berlin, Leipzig ꝛc. ꝛc.

23. August. — In Genf Jubelfeier der Reformation, der viele ausgezeichnete Geiſtliche aus der Schweiz, Deutſchland, Frank-

reich, England, Schottland, ſelbſt Amerika anwohnen. Viele Katholiken zeigten durch Beleuchtung ihrer Häuſer ihre Theilnahme.

24. August. — Das engliſche Miniſterium gibt die vom Oberhaus verſtümmelte iriſche Kirchenbill auf. Die Appropriationsclauſel, d. h. die Verwendung der Ueberſchüſſe des Einkommens der ireländiſchen Kirche, war die Klippe geweſen, an der das Miniſterium Peel-Wellington geſcheitert war. Man darf nur ſagen, daß die iriſche Hochkirche 850,000 Mitglieder zählt, und daß die übrige Bevölkerung von mehr als 7 Millionen die Unterhaltungskoſten dieſer Hochkirche tragen muß — daß es 860 Kirchſpiele gibt, in denen weniger als 50 Proteſtanten leben, und 151, wo gar keine ſind — daß Irland 1,057 Pfründen zählt, in denen ſich nur ein Kirchengebäude der Staatskirche, und 210, in denen ſich gar keines befindet, und 157, auf denen kein Pfründner wohnt, und wo mithin auch kein Gottesdienſt nach hochkirchlichem Ritus gehalten wird, daß aber gleichwohl alle dieſe Pfründen ihre proteſtantiſchen Eigner haben, die ihre Beſoldung von dem Zehnten beziehen, der durch einen Verwalter von den armen Katholiken eingetrieben wird — man darf Dieß nur ſagen, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß dieß ein unnatürlicher Zuſtand iſt, der nur mit Gewalt aufrecht erhalten werden kann, der aber eben deßwegen Staatskräfte in Anſpruch nimmt, die auf andere Weiſe beſſer und rühmlicher verwendet werden könnten. Allein dieſes Kirchenthum wird von der Ariſtokratie als eines ihrer Bollwerke betrachtet. Es verſchafft ihr Einfluß, Patronatſchaften, und iſt eine Verſorgungsanſtalt für viele Familien. Daher der erbittertſte Widerſtand gegen eine Maßregel, wodurch die Miniſter Irland zu beruhigen ſuchen. Das Volk will die Zehnten nicht mehr entrichten; man hat ſie durch Soldaten erhoben und es iſt Blut gefloſſen. Auch Das geht nicht länger an, denn die Exekutionskoſten überſteigen nicht ſelten den Betrag der Forderungen, und die Unruhen können doch auch nicht verewigt werden. Nun legte Lord Morpeth eine Bill vor, die einmal eine Verwandlung der Zehnten in einen ablösbaren Erbzins beabſichtigte, der ſich auf ſieben Zehntel von ihrem Betrage beliefe, und aus dem Durchſchnittspreiſe des Getraides nach den letzten ſieben Jahren zu ermitteln wäre. So lange nicht abgelöst würde, ſollten, um jede Colliſion zwiſchen den Bauern und den geiſtlichen Zehntherren zu vermeiden, nicht die Pächter, ſondern die Grundherren gegen eine kleine Entſchädigung für ihre Mühe jene Renten bezahlen. Zweitens ſollte dann für diejenigen Kirchſpiele, wo weder eine Kirche noch ein Geiſtlicher ſich befindet, die Seelſorge einem benachbarten Geiſtlichen übertragen werden, und wo in einem Kirchſpiele kein Mitglied der Hoch-

kirche oder weniger als 50 leben, ſollte die Einſetzung eines Geiſtlichen unterbleiben u. ſ. f. Der hierdurch gewonnene Ueberſchuß würde etwa 50,000 Pf. Sterling ausmachen, und ſollte der öffentlichen Erziehung, ohne Rückſicht auf die Confeſſion, zugewendet werden. Da war arges Geſchrei unter den Tories über Spoliation, Papismus, Appellation an alle Vorurtheile des vornehmen und niedern Pöbels. Die Orangiſtenlogen wurden in Bewegung geſetzt, öffentliche Controverſen über den Vorzug der proteſtantiſchen Religion gehalten; im Oberhauſe über Dens' Theologie disputirt, von einem edeln Lord ein Verzeichniß der von den Katholiken in den letzten Jahren begangenen Verbrechen beantragt, um zu beweiſen, daß die Proteſtanten vortrefflicher ſeyen, und endlich die Appropriations-Clauſel mit großer Mehrheit verworfen. Die Miniſter hatten in dieſen Kämpfen ſelten mehr als 36 bis 40 Lords für ſich.

27. August. — Die wichtige Frage der Succeſſion in der ehemaligen Rotenburger Quart, wegen deren bei der angeblichen Schwangerſchaft der verwittweten Frau Landgräfin von Heſſen ein Curator ventris beſtellt worden war, iſt nun ſo weit entſchieden, als die Frau Wittwe erklärt hat, ſie habe ſich getäuſcht. Doch werden die getroffenen Vorkehrungen noch bis zum Ablauf des juriſtiſchen Termins bleiben. Der Streit iſt jetzt, ob das Land dem kurheſſiſchen Staate oder der kurheſſiſchen Civilliſte anheim fällt.

28. August. — Die Franzoſen haben von den Berathungen über das Preßgeſetz oder das Geſetz Fieschi, wie es der Pariſer Witz getauft hat, wenigſtens das Vorurtheil, daß die franzöſiſche Tribüne einmal wieder geglänzt hat. Das Bedeutendſte ſagte Royer-Collard. Er, den man den Vater der Doctrine nennt, nahm ſeit der Juli-Revolution zum erſten Mal wieder das Wort, und zwar gegen das Geſetz. Er bezeichnete das Geſetz als falſch, als einen unwürdigen Schleichweg, wodurch man die Jury, das Gewiſſen des Volks ſeines Rechts über die Preſſe, das Organ der Meinungen des Volks, zu richten, entſetzt, wodurch man, ohne es zu ſagen, den Pairshof in ein Prevotalgericht verwandelt, und eben dadurch in dem ariſtokratiſchen Elemente der Geſellſchaft, das man doch befeſtigen möchte, alle Kraft vollends ertödtet, wie denn ein permanentes Preßgericht, an das beſtändig die aufgepeitſchten Fluten der Parteien ſchlagen, bald in Ohnmacht verſinken müſſe. Er nannte das Uebel, an dem Frankreich leidet, bei ſeinem wahren Namen — es iſt das zerſtörte ſittliche Gefühl, die ungeheure Selbſtſucht, der Begriff von Freiheit, da man darunter bloß Macht und Geld verſteht. Dagegen helfen keine legislativen Erfindungen. Das Geſetz, in einzelnen Beſtimmungen von der Commiſſion

noch geſchärft, ging mit einigen kleinen Milderungen durch. Die Kaution der großen Pariſer Journale wurde auf 100,000 Franken, die baar zu deponiren ſind, die der Departementalblätter nach Maaßgabe der Bevölkerung der Stadt, wo ſie erſcheinen, auf 15 bis 25,000 Franken feſtgeſetzt. Die Oppoſition hatte wieder einige Stimmen mehr.

31. August. — Die von den Lords votirte Corporationsbill kommt an's Unterhaus zurück. Die Lords hatten ihre Berathung damit angefangen, daß ſie den Miniſtern ihr einſeitiges Verfahren vorwerfend, nun auch den andern Theil hören wollten. Eine ganze Woche lang erſchienen demnach Rechtsräthe der Corporationen vor ihren Schranken, die von der bisherigen Gemeindeverfaſſung nicht Treffliches genug zu rühmen wußten. Auf dieſe umgekehrte Einſeitigkeit hin machte dann das Haus eine Reihe Amendements, in denen die Lebenslänglichkeit eines Collegiums von Aldermen, die Unentlaßbarkeit der Stadtſchreiber, die Belaſſung der bisherigen Freibürger bei ihren Rechten, ohne Rückſicht, ob ſie ſich durch ihr Vermögen auch zu Wahlmännern qualifiziren, die unmittelbare Ernennung der Gemeinderichter durch die Krone, ein Wahlcenſus für die Gemeinderäthe die hervorſtechendſten Züge ſind. Man verſtändigte ſich dahin, daß die Aldermen kein beſonderes Collegium bilden, dagegen ein Theil des Gemeinderaths aus auf ſechs Jahre gewählten Aldermen beſtehen ſollte. Bei den Freibürgern gab man nach. Der Cenſus wurde, je nachdem eine Stadt über oder unter 10,000 Einwohner zählt, auf den Beſitz eines Eigenthums von dem jährlichen Zinswerthe von 30 bis 15 Pfund herabgeſetzt. Die einfache Erklärung, daß man ſo viel Vermögen habe, ſollte genügen. In Bezug auf die Ernennung der Gemeinderichter aus einer von der Gemeinde vorzulegenden Wahlliſte wollte das Unterhaus zwar nicht nachgeben, da aber das Oberhaus auf ſeinem Amendement beſtand, ſo erklärte Lord Ruſſel, er werde alle Gemeinderäthe auffordern, ihm Vorſchläge einzuſchicken, und die vorgeſchlagenen Perſonen Sr. Majeſtät empfehlen.

Digitized by Google

F e u i l l e t o n.

Literariſche Ueberſichten.

HERBSTNOVELLEN
von
Sigmund Schlesinger.
Wien 1835. *Haas*'sche Buchhandlung.

* Die Vorrede enthält verſchiedene Entſchuldigungen, warum das Eine geſchehen und das Andere nicht unterlaſſen worden ſey. Man möchte aber überhaupt die Frage aufwerfen, ob die Welt ein Bedürfniß gefühlt hat, Novellen von Herrn Schleſinger zu beſitzen? Oder ob der Verfaſſer vielleicht gezwungen worden iſt, ſein Buch herauszugeben. Darin läge die einzige Rechtfertignng für das Erſcheinen eines ſolchen Buches. Die erſte Novelle heißt »ſüdliche Rache« *), wo zur Ergötzlichkeit des Leſers ein Spanier ſeiner Tochter den Arm abſchneidet, weil dieſer durch ein Merkmal zum Verräther einer geheimen Ehe geworden iſt. — »Der Fiſcher von Calabrien« iſt die zweite Novelle betitelt, worin ein armer Kerl ungeheuer tapfer, und ungeheuer reich, und General, und Gott weiß was, und am Ende geköpft wird. Eine treffliche Erzählungsgabe beim Vorzeigen eines Bilderbuches entwickelt hier der Herr Verfaſſer. Die dritte Erzählung iſt dem Engliſchen entlehnt. — In der vierten Novelle ſpielt Sobieſky eine Rolle, da wird auch ein wenig todtgeſchlagen, verſchüttet, verführt, dann wieder ausgepeitſcht, in die Luft geſprengt, und oben an den Kapiteln ſtehen Namen von Steinarten, wohl einzig und allein zum Beweiſe, daß der Verfaſſer einen mineralogiſchen Curs abſolvirt hat. Herbſtnovellen hätte der Titel nicht ſeyn ſollen, denn es iſt weder in der Erfindung, noch in der Entwicklung, noch im Schluſſe, am wenigſten aber in der Sprache etwas Gereiftes.

*) Iſt übrigens einer Erzählung in den Contes bruns par une tête à l'envers (Balzac, Brot.), nachgebildet. D. R.

POLITISCHE SATYREN
des Winzers *Paul Louis Courrier.*
Aus dem Französischen von *Johann Sporschil.*
Erster Theil.
Braunschweig bei G. L. E. Meyer sen. 1835.

— * Courrier, der geiſtreichſte Satyriker Frankreichs in gegenwärtigem Jahrhundert, mußte das kühne Wort, das er geſprochen, mit dem Leben büßen — das unterliegt kaum mehr einem Zweifel. Die Unterſuchungen, die man nach ſeiner Ermordung im J. 1825 anſtellte, führten zu keinem Reſultate. Der

Hauptverdacht fiel auf ſeinen Jäger, aber dieſer mußte wegen Mangels an Beweiſen von den Aſſiſen frei geſprochen werden. Wenn die Ereigniſſe der Zeit auch das Andenken an Courrier einigermaaßen zurückgedrängt haben, ſo werden doch ſeine Schriften, als die freimüthigſte Schilderung all' der Unbilde, welche ſich die Reſtauration zu Schulden kommen ließ, bleibenden hiſtoriſchen Werth behalten. Seine Satyren gehörten zu den Lunten, an denen bis zur Juli-Revolution das Feuer fortglomm, woran ſich das in Frankreich wieder eingewanderte Pfaffenthum Haut und Fleiſch verbrannte. Courrier, ein edler, offener, biederer Charakter, ein gelehrter, tiefgebildeter Mann mußte ſterben, ohne die Früchte ſeines Strebens erblicken zu können. Er kämpfte für das Licht, dafür ſandte man ihm eine meuchleriſche Kugel in die Bruſt. »Die Pfaffen werden Dich morden laſſen« ſteht in ſeinem Tagebuch. — Sporſchil hat ſich ein unbeſtreitbares Verdienſt durch ſeine wohlgelungene Ueberſetzung erworben.

Muſik.

Der bekannte Flötiſt Sedlaczeck, ein geborener Schleſier, der früher in Wien und jetzt ſeit mehren Jahren in London lebte, hat in Breslau ein beſuchtes Concert gegeben.

— Moſcheles iſt in Hamburg angekommen und begibt ſich nach ſeiner Vaterſtadt Prag.

— Hummel's Klavierſchule iſt in's Spaniſche überſetzt worden.

Theater.

Man beſchäftigt ſich in dieſem Augenblick auf dem großen Theater zu Marſeille damit, den Fauſt von Spohr in die Scene zu ſetzen. Die Partitur hat, wie dieſes immer der Fall ſeyn ſollte, keine Veränderung erfahren. Ein junger verdienſtvoller Schriftſteller und ein ausgezeichneter Künſtler des Theaters ſollen die Urſache ſeyn, daß das Werk gegeben wird. Es iſt ein neuer Beweis, wie ſehr die Franzoſen bemüht ſind, ſich zu decentraliſiren und Paris nicht mehr den Ruhm zu laſſen, alles Schöne und Gute zuerſt zu beſitzen.

— Die ſpaniſchen Tänzer, welche Deutſchland durchziehen, und zuletzt in Breslau waren, haben die Erlaubniß erhalten, in Kaliſch Vorſtellungen zu geben.

— Neuigkeiten der Pariſer Theater während des nächſten Winters:

Große Oper. Leonore von Meyerbeer.

Theater Français. Don Juan von Oeſterreich von Caſimir Delavigne.

Opera comique. Werke von Caraſa, Auber, Adam, Halevy und Prevoſt.

Bei den Italienern. Bellini, Donizetti und Mercadante.

Vaudeville. Der letzte Narr. Mallet. Die zwei Mütter.

Gymnaſe. Der ſcharmante Gatte.

Variétés. Der Corſar, André.

Porte St. Martin. Lally-Tolendal.

Ambigue. Die Meer-Genſen. Wilſon. Der König in der Vakanz. Der Schmied.

Gaité. Der König der Halle. Die Ehebrecher. Das Andenken an den Greve-Platz.

Cirque Olympique. Das befreite Jeruſalem.

— Herr Döring vom Mannheimer Theater macht in dieſem Augenblicke großes Glück in Hamburg, wo er gaſtirt.

— Raimund iſt in München.

— Nach Kaliſch wurden folgende Mitglieder des Berliner Hoftheaters

beordert: Fräulein von Hagen und Erck; die Herren Stawinsky, Weiß, Gern, Rüthling, Schneider, Krüſemann; vom Ballet Herr und Mad. Taglioni.

Stuttgart, 15. Sept. 1835.

—* Bis heute nur Repriſen auf unſerer Bühne. Nur zwei davon eignen ſich zu Bemerkungen. Helene, Charakter-Gemälde von Bauernfeld. Warum nicht Schauſpiel, Luſtſpiel? Weil eben der Verfaſſer ſelbſt eigentlich nicht wußte, was er ſchreiben wollte — etwa eine Aneinanderreihung von Scenen — ein Ball, ein Paar höchſt nüchterne Gäſte, ein Stück proſaiſchen Edelmuths, ein Bankerott ohne unglückliche Folgen, ein Diplomat, den man als ſchlechten Kerl bezeichnen möchte, ohne den Muth zu haben, das Kind beim Namen zu nennen, ein Hausfreund, ſo albern im Aeußern und ſo geſchäftig im Innern, wie es keinen Menſchen giebt — das gehalten in einem magern Converſationstone nach dem allergewöhnlichſten Salons-Format, bildet die Quinteſſenz von Herrn Bauernfelds Piece. Bauernfeld zeigt in ſeinen „Bekenntniſſen“ ein ſo ſchönes Talent für Luſtſpiel-Dichtung, eine ſo liebenswürdige Heiterkeit und Laune, wie ſie nur dem öſterreichiſchen Boden zu entſprießen pflegt. Was konnte ihn verführen, ein Rührſtück ſchreiben zu wollen? Die Sentimentalität ſteht ihm ſo ſchlecht zu Geſichte — es iſt ſo wenig Ernſt und Tiefe darin, als in den Mienen lachender Erben, die einmal die Trauerceremonie mitmachen müſſen — ſeine Figuren möchten alle gerne luſtig ſeyn, und zwingen ſich, bei dem geſchehenen Unglück gerührt und erſchüttert zu erſcheinen, aber ſie können den richtigen Ausdruck nicht finden, und werden breit ſentimental, um die Unglücks-Periode auszufüllen, die ſie in ihrem lebensfrohen Geiſte bald vorübergehen ſehen. Bauernfeld theilt die Marotte einiger anderer Wiener Dramendichter, die, wenn ſie das ihnen angeborene Genre verlaſſen, auf einen Boden gerathen, wo ſie ſich bei jedem Schritte lächerlich machen. Die Sentimentalität ſollte ihnen fern bleiben, denn ſie wiſſen ihr Weſen nicht zu ergründen, obgleich das Volk, dem ſie angehören, mit vollem Gefühle für Tugend und Edelmuth ausgeſtattet iſt, obgleich dieſes Volk, wenn es ſeine Rührung kundgiebt, nicht entfernt lächerlich erſcheint, ſondern bei ſeinem Mangel an aller Sentimentalitäts-Prätenſion, ein inniges Mitempfinden anregen muß. — Das zweite Stück iſt Ifflands Dienſtpflicht. Herr Maurer trat zum erſten Male als Kriegsrath auf. Von Anfang wollte es ihm nicht ganz gelingen, das richtige Tempo zu finden, er war zu abgemeſſen, zu ſtill feierlich, der alte Dallner aber iſt ein lebenskräftiger, entſchloſſener Mann. Im vierten Akte jedoch wußte ſich der Künſtler zu erheben, und das Leben ſeines Charakters in volles Licht zu ſetzen. — Herr Dobritz mußte ſich als junger Dallner in einem Fache bewegen, das keineswegs als ſein eigenthümliches zu betrachten iſt, deſſenungeachtet überwand er durch Fleiß die Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe. Herr Seydelmann gab den Baruch. Die Demuth vor dem Höheren dem Stande nach, das Aufrichten dem Verbrecher gegenüber, das Recht und die Wahrheit zur Seite, dieſes Lächeln im Bewußtſeyn einer tugendhaften That — Alles wurde mit ſtrenger Wahrheit

Digitized by Google

gezeichnet. Treffliche Maske und Kleidung vollendeten die Wirkung des treuen Gemäldes.

— Paris (14. September). Im théatre français wurde der bourru bienfaisant wieder, nach langer Ruhe in Scene geſetzt. (Es iſt das Original unſers bekannten gutherzigen Polterers.) Auch hat man daſelbſt ein größeres Drama: „Lavater“ gegeben, über deſſen Erfolg wir berichten werden. — Die Theater-Cenſur iſt nun wirklich in Activität getreten. Die Cenſoren haben den Titel „Examinateurs“ erhalten.

Eine Theaterrecension.

Macbeth ſpielte Herr Koch mit vieler Würde und tyrannenmäßigem Anſtande. Er war ganz der verabſcheuungswürdige Böſewicht aus Gewohnheit und nach Grundſätzen. Sein Blick war ſtets wild und unruhig; Jeden, den er ſprach, ſchien er mit durchdringendem, mißtrauiſchem Auge zu fragen, ob er auch ein Verräther ſey. Das Schrecken bei der Erſcheinung Dunkans im Walde war das eines Böſewichts, dem eine geheime Ahnung und die ſtille, obgleich unterdrückte Stimme des Gewiſſens verkündet, daß ſeiner Bubenſtücke Ende gekommen. Bald darauf war ſeine Miene zwar noch unruhig, doch wieder trotzig, als wolle er mit dem Schickſale ſelbſt kämpfen. Gleichwohl ſchien er bisweilen nachzudenken, aber Verzweiflung, die ihn die Nothwendigkeit lehrte, einen Mord mit dem andern zu bedecken, ſprach bald wieder aus ihm: „Auch Er, der mich an meiner Ruhe hindert, ſterbe!“ Ton und Blick waren dabei gröblich. Kurz, er hat dieſen Charakter meiſterhaft durchdacht, und blieb ſich darin immer gleich. Sein Liebesantrag bei der Gonerill war ſchauderlich; die niedrige Wolluſt eines Böſewichts, der ſeine Verachtung mit dem Tode zu ſtrafen Gewalt hat, war ſichtbar. Sein Sterben war vortrefflich; nun ſchien er die lebhafteſten Gewiſſensbiſſe zu empfinden, und gab unter ängſtlichem Krümmen und Winden die Seele auf. Nur Eins möchte ich anmerken: Er lag mit dem Kopf und Oberleibe auf dem Kanapee, und die Füße ſchleppten auf der Erde: ſo, glaub' ich, liegt kein Sterbender, er würde bald von ſeiner eigenen Schwere ganz zu Boden ſinken. — Lady Macbeth Mad. Schuch, eine ihrer Forcerollen; ſie hat mit derſelben in Königsberg und hier den größten Beifall eingeärntet. Den Wahnſinn, die bekannte Scene, wo ſie ihre Hände von Dunkans Blute abwaſchen will, die ſchlafende Verzweiflung, mit der ſie ihren Gemahl erſticht, mit der ſie zuletzt beim Einbruche der Flammen den rächenden Himmel um Erbarmen fleht, — Alles, Alles führte ſie zu unſerer völligen Zufriedenheit aus. — Macduf Herr Fauſt mit Würde; Gonerill Mamſell Lüttichau; Duf, ſeinen jüngſten Sohn, Mr. Schmettau, ein Zögling des Herrn Fauſt, den er zu einem Schüler Thaliens bilden will. Er iſt noch furchtſam. Malcolm Hr. Seebohm; Banquo Hr. Flögel; Flience Hr. Einer; Siward Hr. Lutteroh; der Geiſt Dunkans Hr. Henrici. Er hat im vierten Act, wo er als Statue ſteht, ein wahres Meiſterſtück im Stillſtehen abgelegt. Als er im letzten Act durch den Saal ging, marſchirte er, wie ein Hauptmann vor ſeiner Compagnie. Junker

Kuran Hr. Ströbel; ſpielte recht gut. Die Rolle aber iſt höchſt überflüſſig; es iſt ein müßiger Raiſonneur, der bei Allem die eckelhafteſten Gemeinſprüche anbringt.

(Vom Jahre 1780; aus der Berliner Theaterzeitung.)

Literatur.

Von dem bekannten Vicomte d'Arlincourt wird bald ein neuer Roman erſcheinen, auf den man ſehr geſpannt iſt. — Von Lottin de Laval erſcheint den 25. d. M. Robert le Magnifique, eine poetiſche Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Das Feudalweſen erhob ſich damals, ſeinen Codex mit dem Schwerte ſchreibend und der mächtigen Stimme Peters des Einſiedlers gehorchend. Dies iſt der Vorwurf des Romans. Der Verfaſſer, der ſich durch ſein jüngſtes Werk: Marie von Medicis*), einen guten Namen erworben, berechtigt zu bedeutenden Erwartungen.

Mode.

Folgendes ſind die Hauptbemerkungen, die wir bei dem Wechſel der Jahrszeit unſern Leſern mitzutheilen haben. Man ſieht ſtatt der ſeidenen, ſchwarze Shawls von ſchwerem Atlas, der prächtige Falten über dem Arm wirft.

Im Wagen wirft man große Shawls von Crep de Chine mit reicher Stickerei über weiße Mouſſelin-Kleider. Dieſe Shawls ſind gewöhnlich weiß oder roth, und können ſchon ihres Preiſes wegen niemals gemein werden, da Einer tauſend Franken und mehr koſtet.

Kürzlich wurde ein prächtiges Kleid von Battiſt-Foulard nach Rußland geſchickt. Dieſer Zeug beſteht aus Faden-Battiſt mit Seide broſchirt. Das Kleid hatte einen Streif von Aprikoſen-Farbe mit weißer Seide broſchirt und den andern Streif weiß mit chineſiſchen Zeichnungen gedruckt. Eine Amazone von dunkelblauer Mexicaine war obigem Kleide beigepackt, woran ſtatt der Knöpfe kleine Oliven waren.

Eine Dame trug kürzlich ein Kleid von roſenfarbenem Sommer-Brocard mit glänzenden glacirten Blumen von hellerer Farbe; eine Mantille von engliſchen Spitzen ruhte platt auf den Schultern; lange gezackte Atlasbänder fielen vorn herunter. Ein Bouquet von Winden zierte ihre Flechten an jeder Seite und eine kurze Kette von gravirten Türkiſſen hing von ihrer Sevigné-Nadel bis auf den Gürtel.

Dieſer gegenüber erblickte man eine andere Dame, die für eine der eleganteſten in Paris gehalten wird. Sie trug ein weißes Kleid von Poult de Soie. Auf dem Kopf trug ſie einen runden ſpaniſchen Hut von Sammet à la Reine mit fünf weißen Federn. Sie hatte keine Juwelen an den Fingern, aber ein prächtiges Bouquet in der Hand. Man ſprach von einer reichen Dame, welche erſt kürzlich verheirathet wurde. Dieſe trug ein weißes Mouſſelin-Kleid mit einem Futter von Lila-Tafft, welches vorn herunter mit genähten Spitzen beſetzt war. Ein Gürtel von Lila-Tafft fiel in langen Enden herunter und ein ähnliches Band umgab die Friſur. Dieſe Dame iſt ſehr ſchön, erſt ſiebzehn Jahre alt und von großem ſchlankem Wuchſe.

*) Bereits überſetzt und in dieſen Blättern beſprochen. D. R.

Wir können dieſen Artikel nicht beſſer beſchließen, als wenn wir die Toilette einiger Demoiſelles beſchreiben, welche Kleider von ſchottiſchem weiß und rothem Gros de Naples trugen. Durch die Haare war ein linienbreites Sammtband ohne Fermoir geſchlungen, von einem ähnlichen etwas breiteren um den Hals hing ein goldenes Herz herab. Sie trugen ſchwarze Schuhe und weiße Handſchuhe, an den Händen große breite Emails; die Schnupftücher von feinem Battiſt, geſtickt, ohne Spitzen.

Herrenmoden. Die Röcke haben oben breite Klappen, die nach unten ſehr ſchmal werden, ſieben bis acht Knopflöcher je nach der Größe, die Aermel kurz, mit einem Aufſchlag, der vier Knopflöcher hat. Die Aufſchläge mit ſchwarzem Seidenſammt gefüttert; der Oberärmel durchaus nicht weit. An den Seiten kleine Patten vorn abgerundet, nach hinten ſpitzig; der Kragen ſechs ein halb bis ſieben Zoll höchſtens; Bruſt und Schulter breit, etwas wattirt; die Taille kurz und ſchmal; die Seitennäthe gerade ſo wie auch die Näthe des Schulterblatts.

Die Morgenüberröcke von Woll-Plüſch oder von Tuch auf Jagdmanier, mit einer Taſche auf der linken Seite, zum Zuknöpfen. Sie werden immer kurz getragen und unten ſehr weit.

Jagdrock von grünem Tuch mit einer einzigen Reihe Knöpfe, Taſchen an der Seite; Shawlweſte von broſchirtem Piqué, Pantalon von geſtreiftem Zwilch, Kamaſchen von ungebleichtem Zwilch, Strohhut, gemuſterte Halsbinde.

Ein anderes Jagdkleid von ſcharlachrothem Tuche, anliegende Pantalon von Damhirſch, Kappenſtiefel mit Sporen, Kaskel von ſchwarzem Sammt, ſchwarzſeidenes Halstuch, Jabothemde, Piqué-Weſte bis oben zugeknöpft.

Aus der Geſellſchaft.

Das Feſt, welches der Baron von Rothſchild dem Herzoge von Orleans auf ſeinem Gute Ferrières gab, war eines der prächtigſten, deren man ſich erinnert. Dreihundert Haſen, vierhundert achtzig Rebhühner und hundert zehn Faſanen wurden geſchoſſen; jeder Jäger erhielt bei ſeiner Ankunft einen Diener, einen Vorſtehhund und ein Gewehr. Abends war der ganze Park erleuchtet, und ein Feuerwerk wurde auf dem Waſſer abgebrannt. In dem erſten Hofe des Schloſſes wurde ein Feſt den Bewohnern des Orts und der Umgegend gegeben, wobei ſie zwanzig Stücke Wein zum Beſten erhielten.

Franzöſiſche Myſtifikationen.

Es iſt ſchon oft der loſen Scherze Erwähnung geſchehen, womit die franzöſiſchen Zeitungsſchreiber ihre Leſer zu myſtificiren pflegen. Wir geben hier einen Fall, den erſt neulich ein ſolches Blatt gebracht hat.

„Der Tod eines Hundes inſpirirt eine berühmte deutſche Zeitung zu einer nekrologiſchen Notiz, die eben ſo ſehr den Hund, als den Redakteur ehrt. Dieſes intereſſante Thier (nämlich der Hund) hieß Hans, und gehörte einem deutſchen Schriftſteller, Herrn Lobſtein. Wenn man den Gerüchten Glauben ſchenken ſoll, ſo hat nie eine hündiſche Natur Wunderbareres geleiſtet. Man behauptet ſogar,

Digitized by Google

daß ſehr wenig Einwohner jener Stadt auf zwei Beinen dieſen Vierfüßler an Verſtand übertroffen haben.

„Hans widmete ſich nicht jenen frivolen Künſten, welche den Ruf des Munito Savant gemacht haben; Hans wendete ſeine Zeit zu nützlichen Dingen an; er war zu gleicher Zeit der Groom, der Freund und der Vertraute ſeines Herrn; er trug ſeine Briefe auf die Poſt, und ſeine Artikel in die Druckerei; (Herr Lobſtein iſt einer der Redakteure jener berühmten Zeitung). Im Concert und im Schauſpiel hatte Hans ſeinen beſtimmten Platz; hier beobachtete er ein andächtiges Schweigen, ſpitzte die Ohren, hörte auf Muſik und Drama aufmerkſamer, als alle Uebrigen, die anweſend waren, ſchüttelte den Kopf als Zeichen des Beifalls, und ſah ſeinen Herrn an, wenn ihm ein Muſikſtück oder eine theatraliſche Situation nicht gefiel.

Dieſes bewundernswerthe Thier ſtarb plötzlich. Man ſchreibt ſeinen Tod der Bosheit der Menſchen zu, und ſein untröſtlicher Beſitzer thut in dieſem Augenblick alle nöthigen Schritte, um den Urheber dieſer ſchändlichen That zu entdecken."

Dieſe nekrologiſche Notiz endet damit, daß Herr Lobſtein ſich vorgenommen habe, ſeinem Hunde ein Monument zu errichten, um dort am Jahrestage ſeines Todes zu weinen.

„Man muß glauben, daß die Hundstage einigen Einfluß auf die deutſche Preſſe ausüben, da die Journale jenſeits des Rheins in dieſem Augenblick mit Hundegeſchichten überfüllt ſind."

Und ſo geht der ſchlechte Witz noch eine Seite lang fort.

Vermiſchtes.

Preiſevertheilung an die ſchottiſchen Dudelſackpfeifer.

Nach dem Edimburgh-Journal fand Mittwoch den 5. Auguſt der dreijährige Concurs um den Preis auf dem großen Gebirgs-Dudelſack im königlichen Theater zu Edimburgh ſtatt. Es war eine große Menge Zuſchauer anweſend, die aus verſchiedenen Ländern Europa's gekommen war, und worunter man Männer von hoher Auszeichnung, und eine große Anzahl ſchöner Frauen bemerkte.

Nie waren dieſe Ruhmes-Candidaten zahlreicher, nie ſchien das Publikum ein lebhafteres Intereſſe an ihren Anſtrengungen zu nehmen. Außer den Preiſen, welche den fünf geſchickteſten Pfeifern beſtimmt waren, ſollte derjenige von ihnen, der ſchon in einem frühern Concurs Sieger geweſen war, auch noch eine goldene Medaille erhalten. Von fünf Bewerbern um dieſe Medaille wurden nach der Probe drei erwählt, um ſich vor dem Publikum hören zu laſſen. Eben ſo wurden dreizehn aus dreißigen erwählt, um den Preis zu erringen.

Eine Commiſſion der ſchottiſchen Gebirgs- und Ackerbau-Geſellſchaft präſidirte. Sobald ſie mit ihrem Vorſtande, Herrn Forquharſon von Invercould, in ihrer Loge erſchienen war, wurde der Vorhang aufgezogen, und man erblickte drei und ſechszig Perſonen im Coſtum der Hochländer, die zu dem Concurs gereiſ't waren, theils um ſich auf dem Dudelſack hören zu laſſen, theils ihre Tänze auszuführen, und endlich ihr Coſtum bewundern zu laſſen. Sie wurden mit lebhaftem und wiederholtem Beifall empfangen. Die dreizehn Bewerber blieſen, Einer nach

dem Andern, und entfalteten ein ausgezeichnetes Talent auf dieſem ſchweren Inſtrumente. Es iſt erwieſen, daß kein muſikaliſches Inſtrument, das gleich beſchränkt in ſeinen Mitteln iſt, ſo viel ausgezeichnete Künſtler geliefert hätte, als der ſchottiſche Dudelſack.

Zwiſchen den Muſikſtücken wurden Reels und andere Gebirgstänze ausgeführt. Der Tanz Ghille-Challaim, oder der Degentanz, der ſchon in den früheſten Zeiten berühmt war, wurde von John Mackay, einem der Sackpfeifer, mit ſeltener Vollendung ausgeführt. Man weiß, daß ſchon im J. 1633, als Carl I. ſeine Reiſe durch Schottland machte, dieſer Tanz von dreizehn Perſonen vor ihm ausgeführt wurde.

Nach beendigtem Wettpfeifen zogen ſich die Richter zurück, um über den Werth der Bewerber zu entſcheiden; während deſſen wurden Lieder und Tänze den Zuſchauern zum Beſten gegeben.

Als die Richter zurückgekommen waren, bat der Präſident mit einer Beſcheidenheit, die ihm viel Ehre machte, Herrn Macdonald von Staffa, als einen Mann, der mehr Erfahrung als er beſitze, den Zuſchauern ſowohl, als den Candidaten den Zweck dieſes Inſtituts und die Entſcheidung der Richter zu erklären. Herr Macdonald hielt hierauf eine ſchöne, doch kurze Rede, worin er ſagte, daß die Kunſt, dieſes alte, kriegeriſche Inſtrument zu behandeln, deßhalb belohnt würde, um den militäriſchen Geiſt in den Hochländern zu erhalten; daß ſein Nutzen in der Armee durch das Zeugniß vieler ausgezeichneter Offiziere erwieſen wäre, und es dazu beigetragen habe, mehr als eine Schlacht zu gewinnen.

Die goldene Medaille erhielt John Mackenzie, Sackpfeifer des Marquis von Breadelbane. Eine außerordentliche Medaille erhielt Donald Macra von Kintail, der im Jahr 1791 eine Ehrenſackpfeife gewann, und nun in einem Alter von achtzig Jahren erſchienen war, ſich die goldene Medaille zu erringen. Dießmal gewann die Ehrenſackpfeife Angus Mackay, Sohn von John Mackey, Sackpfeifers des ſehr ehrenwerthen Lords Willoughby von Eresby. Den erſten Tanzpreis bekam Peter Maclaren, Sackpfeifer des Stallmeiſters John Stirling von Kippendavie. Als außerordentlicher Preis wurde ein reich gefaßtes Pulverhorn an John Mackay ertheilt, der den alten Degentanz ſo geſchickt ausgeführt hatte.

— Londoner Hafen. Man hat berechnet, daß der Totalwerth der Waaren, welche im Londoner Hafen auf- und abgeladen werden, ſich jährlich auf nahe an 70 Millionen Pfund Sterling belaufen, oder eine Milliarde und 750 Millionen Franken. Dieſer Exportations- und Importations-Handel gebraucht 4,000 Fahrzeuge, und 15,000 Ladungen kommen jährlich ſeewärts ein. Gewöhnlich ſind 2,000 Schiffe in dem Hafen und auf den Werften. Außer denen beſtehen noch 3,000 Lichterſchiffe zum Ein- und Ausladen. Man zählt 2,300 Schaluppen und Barken für den Menſchentransport, wodurch 8,000 Schiffleute ihren Lebensunterhalt verdienen; 4,000 Menſchen werden bei den Ladungen gebraucht, und 1,200 Zolloffizianten ſind immerwährend im Dienſte bei dieſem Verkehr.

— Urſprung der Aqua Tofana. Die Aqua Tofana, oder vielmehr Aqua della Tofana, iſt ein vergiftetes Getränk, welches in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts von einer Frau, Namens Tofana, erfunden wurde. Sie lebte zuerſt in Palermo, ſpäter in Neapel, und genoß eines großen Rufes unter den Perſonen, die damals als geheime Vergifter bekannt waren. Sie bildeten eine förmliche Zunft, und man ſchrieb ihnen die Macht zu, ihre Schlachtopfer ſterben laſſen zu können, plötzlich oder nach und nach bis zum Verlauf eines Jahrs. Die Furcht vor dieſen Elenden war in ganz Europa verbreitet während zweier Jahrhunderte. Im Jahr 1659 unter dem Pontificat Alexander VII. bemerkte man, daß verſchiedene junge Frauen in Rom, die bei der Wahl ihrer Männer nicht um Rath gefragt worden waren, unvermuthet Wittwen wurden. Man ſchrieb dieß Vergiftungen zu, und die Regierung ließ ſtrenge Nachforſchungen anſtellen. So entdeckte man einen Verein junger Frauen, deſſen Vorſitz eine bejahrte Frau führte, die eine Prophetengabe beſitzen ſollte, und genau den Tod mehrer Perſonen vorherzuſagen wußte. Die ganze Geſellſchaft wurde verhaftet und auf die Folter geſpannt. Die Alte war eine Sicilianerin, Namens Spara, welche das Gift von der Tofana in Palermo kommen ließ, die es in kleinen Fläſchchen verkaufte mit der Inſchrift: Manna di San Nicolo di Bari, und mit dem Bildniß des Heiligen geziert. Die abſcheuliche Tofana wurde, obgleich ſie ſchon ſehr alt war, dem Kloſter entriſſen, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, geſtand auf der Folter, daß ſie auf mittelbare oder unmittelbare Weiſe den Tod von ſechshundert Perſonen verſchuldet hatte. Eine Gabe von vier bis ſechs Tropfen von ihrem Gifte genügte. Die außerordentliche Concentrirung verhinderte lange, die Natur dieſer Miſchung zu erkennen; endlich erklärte man ſie für eine Arſenik-Auflöſung. Die Chemie war zu jener Zeit noch nicht im Stande, eine künſtliche Miſchung zu zerſetzen; jetzt aber, da man dahin gekommen iſt, die Exiſtenz des zwanzigſten Theils von einem Gran Arſenik zu erkennen, und ſeine metalliſchen Eigenſchaften dem bloßen Auge ſichtbar zu machen, würde die Aqua Tofana nur bei iſolirten Individuen ihre furchtbaren Wirkungen geltend machen können.

— Der türkiſche Geſandte in Wien. Ferik Fethi Paſcha, der Geſandte des Großherrn am Wiener Hofe, ſollte, wie es hieß, nach Schleſien kommen, um den Truppenübungen beizuwohnen. In ſeinem Gefolge befindet ſich ein türkiſcher Offizier, der noch im verfloſſenen Jahre in preußiſchen Dienſten war. Ein Lieutenant von B....d, der bei einem Füſelier-Bataillon in Glatz ſtand, begab ſich nämlich im vorigen Jahre auf eine Urlaubsreiſe nach Marſeille und von da nach Konſtantinopel. Hier faßte er den Entſchluß, um ſeinen Abſchied aus preußiſchen Dienſten nachzuſuchen, und in der Türkei eine militäriſche Carriere zu unternehmen. Seine Stellung iſt jetzt eine ſehr glänzende. Er iſt Inſtruktor bei dem Nizam Dschedid, und exercirt die Askeri Muhammedije fleißig nach europäiſcher Taktik. Er genießt außerdem das beſondere Vertrauen des Großveziers. Er wohnt in Pera und geht, wie er ſchreibt, des Abends gewöhnlich in franzöſiſcher Kleidung aus. —

Als der Botſchafter dem bürgerlichen Zeughauſe in Wien einen Beſuch abſtattete, überreichte ihm der gelehrte Orientaliſt, Herr von Hammer, ein türkiſches Gedicht, welches die Wiener Modezeitung des Herrn Schickh in der Urſprache und treuer Ueberſetzung mittheilt. Hier iſt die letztere:

Zweimal vor Wien osmaniſch Heer erſchien,
Doch ward Eroberung ihm nicht verlieh'n;
Der dritte Feldherr kam,. Fethi=*) Paſcha:
Die Herz=Erod'rung übt er ein zu Wien.

— Unglücksfall. Die Berliner Zeitung enthält folgende Todesanzeige: In Dresden erhielt ich die entſetzliche Nachricht, meine Habe wäre in der Nacht vom 8. bis 9. Auguſt durch Feuer verzehrt, von meinen drei Kindern hätten die beiden älteſten, Carl und Sophie, in den Flammen den Tod gefunden, mein jüngſtes Kind, Amalie aber, mein Schwiegervater, Ch. Hilgenfeldt, und meine Frau lägen, vom Feuer verletzt, ſchwer darnieder. Ich eile hieher zurück, und finde von all' den Meinigen Niemand mehr! — Mein Schwiegervater und mein jüngſtes Kind waren bald nach jener Nacht, und am 18. Auguſt auch meine Frau, J. Sophie, geb. Hilgenfeldt, an den Brandwunden geſtorben.

Crüden, den 5. Sept. 1835.

Der Schiffer
Joachim Georg Lüdke.

*) Feth heißt die Eroberung; Fethi, der Eroberungshafte; Fathih, der Eroberer.

Nekrolog.

Der bekannte Orientaliſt, Julius Klaproth, iſt nach langer Krankheit zu Paris geſtorben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Das ähnlichſte Portrait Zumala=Carregny's, das bis jetzt erſchienen iſt, in einer trefflichen gravirten Lithographie.

2) Eine Karte von Spanien in 4, $\frac{1}{800,000}$ der natürlichen Länge, von Herrn Profeſſor K. F. V. Hoffmann.

3) Ein Modebild, worauf ein Muſſelinkleid mit Volants, und ein Hut von Poult de Soie mit Lindenblüthen abgebildet iſt; ferner ein Reitanzug für Herren und das Accoutrement eines faſhionabeln Bedienten.

Herausgegeben von August Lewald.

AUGUST BRADT